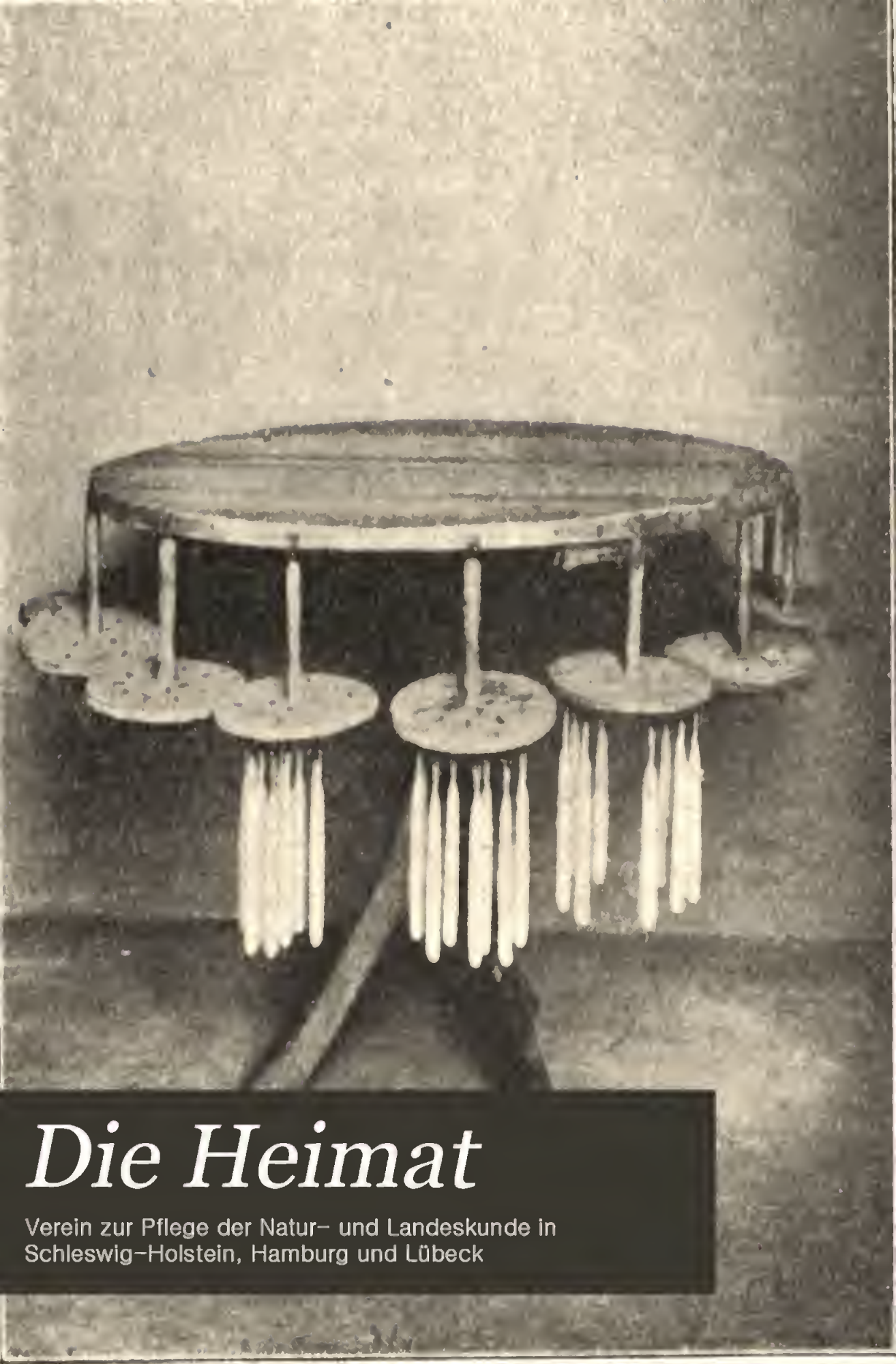
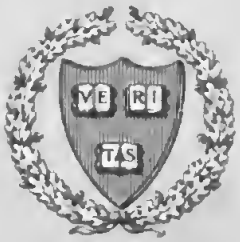


Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Gen 45.1.30

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF

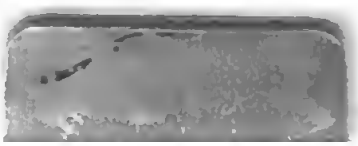
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO



Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

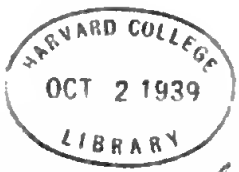
Fürstentum Lübeck.

XII. Jahrgang.

Kiel, 1902.

Druck von A. F. Jensen

Δ
Gen 45.1.30
✓



Bequeathed fund

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Mestorf, J., An unsere Landwirte und Lehrer auf dem Lande. 278.

Biographieen.

*Hansen, R., Eugen Traeger 49.
*Kammerhoff, E., Johann v. Wilbenrabt 252.

Gedichte.

Fehrs, J. H., Sprüche 44. Bielliebchen 45.
Lobsien, W., Sehnsucht 54.
Thomsen, Hünengräber 14.
Wendel, F (Webbe). Die schleswig-holsteinischen Farben. 104 (vergl. 166 u. 167).
R. A., Herbstabend. 233.

Geschichte.

Gloy, A., Eine Episode aus dem Jahre 1850. Bonin X.
Hansen, Anfrage über die Schlacht bei Ibstedt. 293.
Heinrich, C., Fürstbischof Friedrich. XXX.
Kier, Kindheitserinnerung von 1848 266.
Kock, J., Lewwer buab us Slaav. 267.
v Osten, H, Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852. 101 131.

Kulturgeschichte.

Brandt, G., Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein 135. 152. 179.
Callsen, J. J., Bemerkungen zum Artikel Lichtstippen (vergl. 63). 123. Pferdeköpfe unter der Dreschtenne (vergl. 146). 220.
Carstens, H, Der Brutkamp bei Albersdorf und der Ofenstein bei Arkebek. 93. — Kaag. XXIX.
Eckmann, J., Brut- und Winbarg. 92.
*Elben, J., Der Boßelsport. 58.
Eschenburg, Die Linde auf Eulenspiegels Grab VII.
Fock, Die schleswig-holsteinische Enthaltsamkeitsbewegung im Jahre 1901. 121.
Frahm, L., Wie es in meines Großvaters Wohnstube aussah 83. — Die Kolberger Heide (vergl. 196). 195.
Gloy, A. Der Name Brutkamp. 93. Die Dinggerichte in Holstein. 115. Schülp und Luhnvieh. 218.
*Goos, J., Eine Medaille zur Erinnerung an die Landesfeier in Ditmarschen 1900. 72.
Hansen, R, Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein. 245.
Heinrich, C., Die Kolberger Heide (vergl. 195). 196.
v. Hedemann, P., Schülpendiek. VI.
Jensen, B, Das Altonaer Zahlenlotto 18 (vergl. 69 u. 158).
Jensen, Chr., Eine Weihnacht auf der Hallig. 19.
Jessen, W., Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges. 280.
Kauffmann, Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch. 296
Kinber, Bierbeköpfe unter der Dreschlenne. 146 (vergl 220).
Kock, Chr., *Lichtstippen 63 (vergl. 123). — *Blaunfelbt und Mau 269
Körner, R., Das Altonaer Zahlenlotto. 69 (vergl. 18 u. 158). Hausinschriften in Apenrade. 217.
Lange, E., Claas Duncker. 24 (vergl. Jahrg. 1901. 217).
Langfelbt, J., Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. 42. 113. 194.
Miltgaarb, R., Der Spuk von Gassebra. 293.
Nikolaus, K, Satyriker Liskow aus Lübeck. XXIX.
Sager, Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals. 5.
Schnack, E, Ein origineller Beichtschein. 145.
Schnitger, C. R., Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern 10. 55 110. Zahlenlotto und Silentiumspiel 158 (vergl 18).
Schumann, C., Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend. 14.
Schwarz, F, Der Schwerttanz der alten Ditmarscher. 295.
Stubbe, Ch, Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. 181. 228
Tanck, W., Zum Lebensbilbe des Claas Duncker (vergl. Jahrg 1901 217). 67.
Voigt, Ch., Flensburg um das Jahr 1600. 139. 259. 285.
Voß, J., Volksbelustigung auf Fehmarn. 58
Wiebenfeld, F., Die Fastlamfeier vor 50 Jahren. 42.

Kunstgeschichte.

Brandt, G., Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. 135. 152. 179.
*Kirmis, M., Die Taufmebaillen. 187.
*Mühlke, C, Der Neubau der Reichsbank in Schleswig. 155.
*Schwindrazheim, O., Deutsche Heimatkunst. 197. 221.
Voß, M., Die Kirchen der Insel Fehmarn. 73. 97.
Wentorf, O., *Ein Gang durchs Altonaer Museum. 1.
*Die Wilstermarsch-Stube im Altonaer Museum. 25.

Landeskunde.

*Gloy, A, Der alte schleswig-holsteinische Kanal. 233.
*Goos, J., Altditmarsische Befestigungen. 30. 51. 75.
Hansen, H, Eine Fahrt nach Sübervogsand. 161.
*Harzen-Müller, A. R., Büsum und sein Wattenmeer. 125. 149.
Prange, J, Über ehemalige Städte in Holstein. 173. 204.

Märchen.

Christiansen, D. R., Dá trá Braudeene. 189 (vergl. XXXIV).
Jensen, Ch, Märchen aus Nordfriesland. 263.
Wisser, W, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 28. Hans Dünt 36 — 29. Hans un de Bur. 89. — 30. Dumm Hans un klok Klas 120. — 31 De klok Bur. 143. — 32 De Preester un de Köster. 211. — *33. De Könisdochter in Keller. 236.

Naturkunde.

Barfod, H., Über Vogelschutz im Mittelalter. VI. — Die Mistel in Schleswig-Holstein VII. — Der Staubfall vom 10 und 11 März 1901. 87. 164 (vergl. 165). — Windenschwärmer. XVII. — *Der Biber in Schleswig-Holstein 143 — Verwehte Schmetterlinge. 147. — *Die poröse Schwimmschlacke an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. 206. — Glattrochen. XIV. — Sonnenring. 291.

Digitized by Google

Butenschön, J., Natur im Volksmunde. 24 (vergl. Jahrg. 1901. 165)
Carstens, H., Die Puppe vom Totenkopf. 48.
Christiansen, Die große Fuchs. XVIII.
Christiansen, D. R., Muschelbank. 243.
Danger, L., Der Staubfall aom 10. und 11. März 1901. 165 (vergl. 87 und 164).
Hipp, F., Der Totenkopf. 124.
Jahannsen, J., Schwanenmuschel. XVIII.
Klemm, W., Aus dem Tierleben. 71.
Körner, R., Die Miesmuschel und ihre Zucht in der Apenrader Föhrde. 195.
Larenthen, F., *Der Totenkapf. 124. Schwalbennest. XLII.
Petersen, F., Über das Vorkommen der Glattnatter. XXXVII. Fumaria. XXXVII. — Zur Gealogie unserer Heimat. 294.
Peters, G., Aus der Tierwelt. 48.
Philippsen, Die Zwergtrappe. 94 (vergl. 48). — Über einige Fälle aon Albinismus. 147. — *Der Stechroche. 242. — Einige seltene Mollusken in der deutschen Nordsee 262
Prange, J., Der Blitz und die Pappeln. 71.
*Timm, W., Die Höhlenheuschrecke. 85 (vergl. 167).
*Ulmer, G., Über Köcherfliegen und ihre Entwicklung. 105.
Vöge, R., Die Zwergtrappe (vergl. 94).

Plattdeutsch.

Die Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 36. 89. 120. 143. 211. 236.
Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen. 22 72. 123
Min Mover ehr Riderstückschen. 47.
Das Fehmarsche Lied. 146.
Eine Erinnerung aus der Zeit van 1848—50.
Plattdeutsche Rötsel 219.
Plattdeutsche Redensarten beim Kartenspiel. 240.
Up Hau un Stich. 288.

Volkskunde.

Andresen, K. G., Variationen zum Wanderlied des Schuhmachergesellen. 72 (aergl. 22)
Carstens, H., Ein Kinderreigen zur Mädchenräubersage. XI. — Stick up Stöben. XXXI (vergl. 220). — Zur Lenorensage. XLII.
Ehlers, Das Fehmarsche Lied. 146.
Francke, Eenmal gewen usw 148 (vergl. XXXI u. 220).
Fricke, W., Platldeutsche Rätsel. 219.
Henningsen, J., Die Jagler als Schilddürger. 219
K J, Eenmal gewen. 220.
Löhmann, J. H., Min Mader ehr Riderstückschen. 47.
M., Flensburger Hochveutsch. VII.
Magnussen, H., Flensburger Hachdeutsch. 123 (vergl. VII).
Meyer, G. F., Eine Erinnerung aus der Zeit von 1848—50. 218. — De Mund in 'e Pünt 219. — Plattdeutsche Redensarten beim Kartenspielen. 240. Up Hau un Stich. 288.
Prange, J., Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen 22 (vergl. 72 und 123).
Rulffs, Ergänzungen zum Wanderlied des Schustergesellen. 123 (vergl 22 und 72).
Wieck, H., Die Blume auf dem Schlachtfelde von Bornhöved. XLII.

Verschiedenes.

Briefkasten. I. XI.
Eingegangene Bücher. VI. XVIII. XXVII. XXXI. XXXIV. XLII. XLVI.
Anfragen. V. XIV. XVIII. 148.
Bücherschau. Andree, R., Braunschweiger Volkskunde. 94. — Bartels, A., Geschichte der deutschen Litteratur. II. XXXVIII. — Banne, G., Neue Untersuchungen über die Verunreinigung der Unterelbe. XXXIII. — Zentral-Fischereiverein für Schleswig-Holstein. 24. Jahresbericht für 1900/01. XIV. — Ehlers, H., Geschichte von Altona und Umgegend. XXV. — Engel, Th., Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde. 96. — Falke, G., Putzi. 243. — Falke und Speckter, Vogelbuch. XXXIX. — *Fehrs, J. H., Ettgrön 45. — Feldtmann, E., Der Wald. 95. — Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein. XXVI. — Johannsen, A., Aus Heide und Maar 96 — Langewiesche, K., Die Freude. XLVI. — Ladsien, W., Ich liebe dich. XLVI. — Selige Zeit. 296 — Lekstugan, Beskrifning öfver svenska Folkdansar. 95. — Mitteilungen des Anthropologischen Vereins. 95. — Meyn, L., Hauskalender für 1902. 96. — Naumann, Naturgeschichte der Vögel, 4. Band. XXI. — Philippsen, Kultur- und Naturbilder von Föhr XLV. — Prall, A., Chronik der Kirchengemeinde Heide. XXXIV. — Quellensammlung der Gesellschaft für schleswig-halsteinische Geschichte 95. — Reichenaw, A., Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands. XXXVIII. — Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins. XIV. — Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. 95. — Schultze, E., Wie wir unsere großen Dichter ehren sollen. XLIII. — Souchay, Th., Elegieen und andere Gedichte XLII. — Voß, M., Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen. 94. — Wossidla, R., Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. 95 — Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. 95.
Tauschverkehr. II. XIV.
Vereins-Angelegenheiten: Satzungen. III. — Generalversammlung V. X. — Bericht über die Generalversammlung. 167. — Beiträge. IX. XIII. XVII. — Mitglieder. VI. X. XVIII. XXVII. LXVII. Zur Nachricht. XLVII.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 1. Januar 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adalbertstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Von vorliegender Nummer sind uns durch unsern Drucker, Herrn A. F. Jensen, Kiel, 200 Exemplare zwecks Werbung neuer Mitglieder kostenfrei zur Verfügung gestellt worden. Wir richten an unsere geehrten Mitglieder das Ersuchen, unserm Schriftführer, Herrn Lehrer Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2II, Adressen von solchen Personen, deren Beitritt als wahrscheinlich gelten kann, zustellen zu wollen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Wentari, Ein Gang durchs Altonaer Museum. (Mit Bild.) — 2. Sager, Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals — 3 Schnitger, Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern. — 4. Thamsen, Hünengräber. (Gedicht.) — 5. Schumann, Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend. — 6. B. Jensen, Das Altonaer Zahlenlotto. — 7. Chr. Jensen, Eine Weihnacht auf der Hallig. 8. Prange, Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen. — 9. Mitteilungen.

An die Leser.

Mit dieser Nummer beginnt der neue Jahrgang. Weil Herr Lund noch durch andere Arbeiten verhindert ist, wird die Schriftleitung vorläufig von mir weitergeführt werden. Ich werde mich auch fernerhin bemühen, den verschiedenen Richtungen der Interessen in dem Leserkreise gerecht zu werden und versuchen, jedem etwas zu bieten. Was die „Heimat" bringt, das soll des Lesens wert und interessant sein, und die Mitarbeiter bitte ich, die Schriftleitung in diesem Streben wie bisher zu unterstützen. Es sind im letzten Jahre reichlich Arbeiten eingegangen, die sich zum Abdruck eignen. Daneben harren noch viele gute Aufsätze aus den vorhergehenden Jahren auf Veröffentlichung. Im letzten Jahrgang haben wegen Raummangels nicht alle Verwendung finden können. Eine Reihe anderer Arbeiten sind in Aussicht gestellt, namentlich die Vorträge auf der letzten Generalversammlung zu Schleswig. An die Herren Referenten richte ich die Bitte, ihre Manuskripte einsenden zu wollen, damit der Inhalt baldmöglichst allen Mitgliedern zur Kenntnis gebracht werde. Der Vortrag des Herrn Goos auf der Generalversammlung zu Meldorf, 1897, wird in der nächsten Nummer erscheinen. Die Arbeit ist mir leider erst vor einigen Wochen zugegangen; der Verfasser bringt dafür eine willkommene Zugabe: die Befestigung der Stadt Meldorf.

Die Erhöhung des Beitrages wird der Schriftleitung mehr Raum gewähren und namentlich auch erlauben, für den Bilderschmuck mehr zu thun, als bisher der Kassenverhältnisse wegen möglich war. Die Mitarbeiter wollen in Zukunft berücksichtigen, wie durch Bilder der Wert der Arbeit erhöht werden kann. Die Schilderung von Originalgestalten unseres Landes soll möglichst fortgesetzt werden. Weil aber für den Einzelnen eine solche Arbeit mühevoll ist, rege ich an, vorerst den bezüglichen Stoff zu sammeln und einzusenden. Eine Persönlichkeit, die nach meiner Ansicht verdient, eingehend behandelt zu werden, ist Franz Bokel. Als Knabe habe ich einen Band Gedichte, plattdeutsch und hoch-

deutsch, von ihm gelesen. An seinem Lebensende wurde er noch durch einen Preis ausgezeichnet. Seinen Lebensabend verbrachte er im Arbeitshause zu Nortorf. Wenn nun die Leser, die ihn gekannt oder von ihm gehört oder Schriften von ihm in Besitz haben, aufschreiben und einsenden wollten, was sie wissen und haben, dann bekommen wir hoffentlich genügende Unterlagen für die Zeichnung eines prächtigen Originals. An eine andere landbekannte Persönlichkeit bin ich erinnert worden durch Butenschöns Artikel über die Drangsalsperiode unseres Landes von 1852—1863 —, an den Landmann Mau aus Bohnert in seinem Verhalten zu der Dänenherrschaft und namentlich zum Hardesvogt Blaunfeld in Fleckeby. Hier könnten sammelnde Hände auch allerlei herbeischaffen, was sich zu einem interessanten Gesamtbilde vereinigen läßt.

Zu meiner Freude sind aus dem Leserkreise viele kurze Mitteilungen eingegangen, die Beobachtungen aus dem Gebiete der Natur, Erinnerungen an halbvergessene Geschichten der Vergangenheit oder Ergänzungen zu den veröffentlichten Aufsätzen brachten, und deren Zusendung davon zeugt, daß die Mitglieder an ihrem Teile auch bestrebt sind, das Vereinsblatt zu heben. Doch möchte ich bitten, Namen und Wohnort nicht zu verschweigen, wenigstens der Schriftleitung gegenüber nicht. Eckmann.

Bücherschau.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Litteratur. Bd. I. Verlegt bei Avenarius, Leipzig. 5 M. — Wir haben augenblicklich keinen Mangel an Litteraturgeschichten, und manche, z. B. die von Leixner oder König, haben in vielen Familien, die an der Entwicklung der deutschen Dichtkunst Freude haben, Eingang gefunden. Den Bilderschmuck dieser Bücher schätze ich, den Text dagegen weniger; er ist mir in beiden zu unpersönlich, ein Vorwurf, den man dem neuen Werke von Bartels nicht machen kann. Seine Litteraturgeschichte der Gegenwart hat einen großen Erfolg gehabt, ein Zeichen einesteils des vorliegenden Bedürfnisses eines zuverlässigen Führers, andernteils aber auch des Wertes dieses Führers. Seine große Litteraturgeschichte wird eine noch größere Gemeinde erringen; sie ist eben etwas ganz anderes, als was uns sonst geboten wird. Bartels bietet uns nicht trockene Biographie, Aufzählung und Inhaltsangabe der einzelnen Werke, sondern seine ganz persönliche Stellung zum Dichter, die, man mag ihr zustimmen oder nicht, allemal interessant und anregend ist. „Die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung mußte von den breiten Ausführungen über die einzelnen Dichter befreit, diese letzteren mußten selbständig hingestellt werden. So konnten jene die gedrungene Haltung, die knappe und genaue Gliederung erhalten, die notwendig ist, wenn sich eine historische Übersicht dauernd einprägen soll; in den Einzelausführungen über die Dichter aber konnten abgeschlossene kleine Charakteristiken zur Einführung in Werke und Wesen des Dichters versucht und gelegentlich auch notwendige ästhetische Darlegungen geboten werden. Ich habe mir vor allem große Mühe gegeben, die Darstellung der litterarischen Entwicklung der einzelnen Perioden zu einer geradezu „zwingenden" zu erheben, d. h. jedem Dichter in dieser Entwicklung seinen festen, unverrückbaren Platz anzuweisen und alle Sprünge und künstlichen Übergänge zu vermeiden." — Auch die rein äußere Anlage ist wesentlich anders. Bisher war man es gewohnt, den ersten Band gefüllt zu sehen mit der Geschichte der Litteratur vom Anbeginn an bis zum 30jährigen Kriege, begleitet von einem gewaltigen gelehrten Ballast, während die Zeit nach Goethes Tod auf verhältnismäßig wenigen Seiten behandelt wurde. Bartels dagegen behandelt im ersten Band die Zeit vom Anfang bis über Goethe hinaus und schließt mit Jean Paul. Nach einer geistvollen Einleitung, in der er aus dem Ursprung der Germanen ihre spätere rein individualistische Kultur herleitet und auch in der Litteratur den nordischen Charakter, bei dem der Gehalt die Form, die Wahrheit die Schönheit überwiegt, nachweist (also das Persönliche, da nur dieses dem Stoff den Gehalt verleiht, die Form dagegen zumeist von der Tradition abhängig ist) und warm dafür eintritt, daß auch nur in diesem sich auf Stammesunterschieden aufbauenden Individualismus die Größe deutscher Dichtung beruht, bringt er nach je einer kurzen Übersicht in vier Büchern die Volks-, geistliche und ritterliche Dichtung des Mittelalters, die bürgerliche und gelehrte Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert, die französische und englische Schule, sowie die Vorklassik im ersten Teil des 18. Jahrhunderts und im vierten Buch Sturm und Drang, sowie die Klassik im zweiten Teil des 18. Jahrhunderts. — Der 2. Band, der noch in diesem Jahre erscheinen wird, bringt die Litteratur unserer Zeit, ein Buch, dem ich mit noch größerem Interesse entgegensehe, als dem ersten Band.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Tauschverkehr.

Kaufe und tausche schleswig-holsteinische Naturalien, besonders Vogelbälge und ausgestopfte Vögel, Insekten, Mineralien und Versteinerungen.

Gleichzeitig suche zu kaufen: Rohweder, Die Vögel Schleswig-Holsteins. Husum 1875.

Westerland-Sylt. Meinert B. Hagendeseldt.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 1. Januar 1902.

Ein Gang durchs Altonaer Museum.

Von **O. Wentorf** in Altona.

Auf Wunsch der Schriftleitung gebe ich hiermit einen orientierenden Überblick über Geschichte, Bau und Anlage des am 16. September 1901 eröffneten Museums in Altona. Das ist eine trockene Sache; aber es ist doch für Fernwohnende unter Umständen wichtig zu wissen, was überhaupt vorhanden ist. —

Das Museum hat sich aus kleinen Anfängen entwickelt. 1856 begannen die Vorsteher der Altonaer Sonntagsschule Sammlungen aus der Naturkunde, Ethnologie und Heimatsgeschichte anzulegen. Als die Schulräume nicht mehr ausreichten, gründete Herr Pastor Schaar von der Hauptkirche mit noch acht Bürgern 1863 das „Öffentliche Museum." Die sich durch Schenkungen rasch mehrenden Sammlungen wurden in Mieträumen an der Palmaille untergebracht. Bis 1875 war der Unterhalt ganz aus Privatmitteln bestritten, 1870 auch schon ein Bauplatz für ein Museumsgebäude geschenkt. Dann gewährte die Stadt einen Zuschuß von 2000 M. Doch schien bei den geringen Mitteln der Fortbestand gefährdet. Um die Sammlungen zu erhalten, übernahm die Stadt sie im Jahre 1888 in ihre Verwaltung. Sehr wichtig war, daß eine aus drei Magistratsmitgliedern und neun Stadtverordneten bestehende Baukommission gewählt wurde. Die Mittel zum Bau wuchsen allmählich. 1896 waren vorhanden: 100 000 M. Erlös für den alten (geschenkten) Platz; 36 500 M. Erlös für das alte Schauspielhaus (von der Stadt überwiesen), 90 000 M. aus dem Stuhlmannschen Vermächtnis, 78 000 M. vom Altonaer Unterstützungsinstitut, Zinsen 27 000 M. Durch fernere Zinsen und 100 000 M. Beitrag vom Provinziallandtag wuchs die Summe so weit an, daß der Anschlag der Gesamtbaukosten — ohne Terrainregulierung und Einfriedigung — auf 485 000 M. lauten konnte. Die Bauleitung wurde den Architekten Reinhardt und Süssenguth aus Charlottenburg übertragen, deren Entwürfe in einem weiteren und engeren Wettbewerb gesiegt hatten. (Grundsteinlegung Februar 1899, Beginn der inneren Einrichtung Ende

1900.) Es ist ein Kunstwerk entstanden. Die Außengestaltung zeigt nordische Renaissance. Sehr schön ist die Front mit Sandsteinstatuen und -reliefs geziert. Ganz eigenartig muten die im Reliefschmuck verwendeten Tierformen an: Frosch, Krebs, Schnecke, Eidechse, Qualle. In den Seitenfeldern der Mittelerker sind die Porträts der hervorragendsten Natur- und Kulturkundigen ausgehauen: Kopernikus, Paracelsus, Linné, Treitschke, Ranke, Darwin, Humboldt, Galilei. Dem Äußeren würdig ist die innere Ausschmückung. Besonders das Treppenhaus, die Sandsteinarbeiten des Hauptsaals und das Treppengeländer zum Erdgeschoß erfreuen durch ihre eigenartige Schönheit. —

Die Einrichtung des Museums führte der 1899 ernannte Direktor Dr. Lehmann durch. Sie zeugt von außerordentlicher Arbeitskraft, starkem

Das Museum in Altona.

Können und schöpferischem Geiste. Es galt, etwas zu schaffen, was neben den Museen des reichen Hamburg noch Wert haben könnte. Darum beschränkte das Museum sich zunächst in seinen beiden Hauptabteilungen, der natur- und kulturgeschichtlichen, grundsätzlich auf die Heimatsprovinz, unter Ausschließung prähistorischer Gegenstände. Dafür aber sollte jeder Gegenstand in lebensvoller Beziehung gezeigt werden: nicht einzelne Mobilien, sondern ganze Zimmereinrichtungen, nicht einzelne Schmuck- oder Trachtstücke, sondern ganze Trachten, nicht Tierbalg neben Tierbalg, sondern das Tier beim Nahrungserwerb, an seiner Wohnung usw. Da

konnten die alten Sammlungen höchstens als Rohstoff beim Bau des Neuen verwendet werden. (Viele Naturgegenstände wurden kostenlos den Schulen überlassen.)

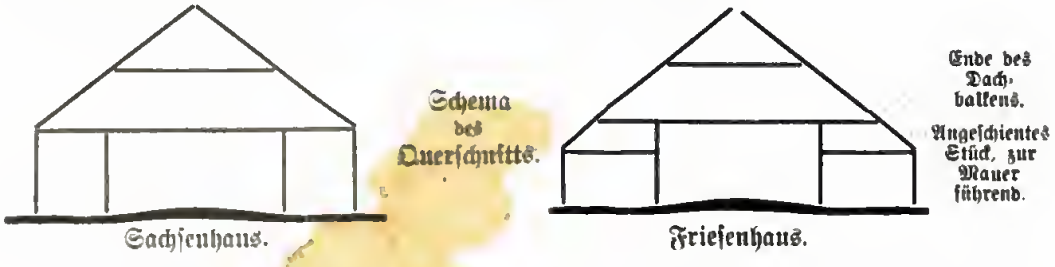
Streifen wir auf kurzem Rundgang das Gebotene. Eine breite Treppe führt in den Hauptsaal des Obergeschosses. Gleich links sehen wir mächtige Elche, im Wald auf bruchiger Stelle von Wölfen angefallen. Ein von der gewaltigen Schaufel des männlichen Elches zurückgeschleuderter Wolf windet sich am Boden, doch zwei andere springen zähnefleschend heran. Das weibliche Tier erwehrt sich mit den Vorderläufen wohl tapfer eines Wolfes, aber schon gräbt ein neuer die langen Fangzähne tief in einen Hinterschenkel ein, daß es vor Schmerz den Kopf hebt und die Ohren anlegt. Gegenüber ist eine Wildschweingruppe: zwei kämpfende Keiler, ein „Überläufer" in der Suhle, ein Tier am „Mahlbaum" und mehrere im Walde wühlend. So findet man noch folgende große Gruppen: Fuchs-, Dachs-, Iltisfamilie; Reh; Damhirsch; Edelhirsch, Rentier, Biber. Der durchnagte Stamm, die Zweige, an denen die Biber arbeiten, sowie diese selbst stammen aus der Gegend von Dessau, wo der Biber an den Überschwemmungen ausgesetzten Elbufern sich unter dem Schutz der Regierung noch hält. — Wir sehen weiter Fischotter und Wildkatze beim Raube, den Igel mit Jungen im Nest und im Kampfe mit der Kreuzotter. Auf einem Felsen ruht ein gewaltiger brauner Bär. Längs den Wänden der Halle sind die heimischen Wasservögel untergebracht: ein Vogelfelsen von Helgoland, die Möven- und Seeschwalbengruppe, die die Saat rupfenden Wildgänse fallen uns besonders ins Auge. Die Galerie der Halle ist wesentlich von Singvögeln besetzt. Alle sind am Nest oder beim Nahrungserwerb in charakteristischen Stellungen vorgeführt. Eine Gruppe zeigt auch unsere sämtlichen Wintergäste. Doch sehen wir, was das Obergeschoß weiter bietet. In zwei aus dem Hauptsaal führenden Seitengängen sind die Spechte und Tauben untergebracht. Im linken Flügel sind in einem breiten Gang Gruppen aufgestellt, welche das Sommer- und Winterkleid, sowie den Hochzeitsschmuck vieler Tiere veranschaulichen. Der Gang führt in das bildergeschmückte Lesezimmer, in dem folgende Zeitschriften ausliegen: „Kunstchronik," „Deutsche Kunst und Dekoration," „Zeitschrift für bildende Kunst," „Archiv für Buchgewerbe," „Lotse," „Zeitschrift für Entomologie," „Niedersachsen," „Die Heimat."

Von demselben Gang gelangt man ins Raubvogelzimmer, von da durch einen Gang, in dem die wenigen heimatlichen Reptilien und Amphibien sich finden, in den rechten Flügel. Hier sind in zwei Zimmern die übrigen Vögel untergebracht, in zwei anderen und in dem zurückführenden Gang die wichtigsten Insekten der Heimat, viele wieder in ihrer Umgebung und Lebensthätigkeit. Da begräbt der Totengräber seine Toten, säubert der Puppenräuber die Äste, da wimmelt's in den durchschnittenen Ameisenhaufen, da bewegt sich eine Prozession des Kiefernprozessions-

spinners zwei Stämmen zu. Eine systematisch geordnete Sammlung giebt einen Überblick über die heimischen Insekten, und unter feststehenden, in Glaskapseln eingeschlossenen Lupen sieht man eine ganze Zahl mikroskopischer Präparate. Der Rest der naturkundlichen Sammlungen hat im Erdgeschoß Aufstellung gefunden. Hier ist uns veranschaulicht: Beziehungen der Gliedmaßen, des Gebisses zur Lebensweise; Waffen der Tiere, Federschmuck; Entwickelung der Wirbeltiere an den Modellen von Ziegler und Osterloh. Die große Halle soll später die Sammlungen des deutschen Seefischereivereins aufnehmen. In Seitenräumen des Erdgeschosses befinden sich die wertvolle Konchyliensammlung und das von Dr. Heering neu durchgesehene Herbarium des weil. Joh. Jac. Meyer.

Die kulturgeschichtliche Abteilung befindet sich im 1. Stock. Zwei Treppen führen vom Mittelgang hinauf. An einem Aufgang empfängt uns ein „Roland" aus Garding, der beim Rolandreiten benutzt wurde. Die mannsgroße, auf einer Stange drehbare Figur stützt die rechte Hand in die Hüfte. An dem Ellbogen trägt sie ein bewegliches Schild, nach welchem mit kurzer Lanze gestoßen wurde. Ging der Stoß fehl und traf die Figur, so drehte sich diese auf der Stange und beschüttete den Ungeschickten aus einem in der ausgestreckten Linken gehaltenen Beutel mit Mehl oder Asche. — Das erste Zimmer des rechten Flügels enthält, was auf das Zunftwesen Bezug hat (Laden, Willkommen, Krüge usw.), allerlei Urkunden, eine Waffensammlung und die Töpferarbeiten der Provinz. Die Fabriken von Kiel (1758—1793?), Eckernförde (1763—1785), Schleswig (1755—1814) und Kellinghusen (die erste Fabrik 1765 gegründet) sind in besonderen Schränken vertreten, auch die berühmten neuen Arbeiten des Altonaers Mutz und des Schleswigers Richter. In dem angrenzenden Zimmer werden Weberei und weibliche Handarbeiten dem Auge geboten. Die Wandbekleidung bildet ein Beiderwandgewebe, das nach altem Muster mit kunstvollem Schriftfries von einem alten Weber, H. Michel, angefertigt worden ist. Der Webstuhl mit dem angefangenen Stück steht im Zimmer. Eine Treppe führt zu dem nordfriesischen Pesel (um 1700) und der ditmarsischen Kachelstube (um 1782). Unter diesen beiden Zimmern liegt die Ostenfelder Diele. An dem offenen Herd steht die Ostenfelderin in ihrer Tracht. Auf der Diele sind auch alte Pflüge, Quern (Handmühle), Butterkarn und Bauern- oder Dingstöcke untergebracht. Der zurückführende Gang macht uns mit der Entwickelung der Beleuchtung und mit der Flachsbereitung bekannt. In dem entsprechenden Gang des rechten Flügels sind Truhen, Schränke und Mangelbretter ihrem Alter nach aufgestellt. Wir durchschreiten die Stube aus dem Alten Lande, die Wilstermarschstube und gelangen zu einem Eckzimmer mit Möbeln aus Bürgerkreisen (1780). Von hier führt eine Treppe zur Propsteier und Blankeneser Stube. Letztere konnte nur als Nachbildung geboten werden, da die Originalstube sich nicht aus dem Hause entfernen ließ.

Das letzte Zimmer zeigt vier größere Trachtengruppen und mehrere sehr schätzenswerte Hausmodelle (1:20). Interessant ist zu beobachten, wie der Festlandbewohner (Sachsenhaus) die Außenmauer als Hauptstütze des Dachgebälkes ansieht, während der Meeranwohner (Friesenhaus) als Hauptstütze die eingerammten Dielenpfähle benutzt.



Die Mitte des ersten Stocks wird von einem Saal eingenommen, in dem winters Vorlesungen abgehalten werden, der sonst zur Veranstaltung von Ausstellungen dient, wie kürzlich von den vielgenannten Künstler-Steinzeichnungen der Firma Teubner in Leipzig.

Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals.

Von Sager in Lauenburg a. E.

Unter den Gewässern des Kreises Herzogtum Lauenburg nimmt neben der Elbe selbst der Elbe-Trave-Kanal, der von der Stadt Lauenburg aus die Trave oberhalb Lübeck mit der Elbe verbindet und am 16. Juni 1900 dem Verkehr übergeben worden ist, das allgemeine Interesse für sich in Anspruch. Es handelte sich bei seiner Ausführung im allgemeinen nur um die zeitgemäße Erweiterung einer Wasserstraße, die unter dem Namen „Stecknitz" 500 Jahre dem Schiffsverkehr gedient, wenn sie auch in den letzten 50 Jahren den großen Anforderungen desselben nur noch wenig zu genügen vermochte. — Was man jedoch im gewöhnlichen Verkehr kurz als „Stecknitz" bezeichnete, bestand in Wirklichkeit aus drei verschiedenen Gewässern: aus der nordwärts zur Trave fließenden eigentlichen Stecknitz, der südwärts zur Elbe gehenden Delvenau und einem kurzen Kanal, dem Stecknitzkanal, der beide Flüsse zu einem einheitlichen Wasserweg verband. Von der Stecknitz ist zur Zeit nur noch der bis Mölln reichende Oberlauf in ursprünglichem Zustand vorhanden. Die Quelle liegt auf dem Königsmoor bei Schmilau. Der sich aus ihr bildende Bach fließt zunächst zu dem in der Enklave Horst liegenden Oldenburger See, um dann am Manauer und Kehrsener Moor entlang zum Gudower und Sarnekower See zu gelangen. Beide durchfließend tritt derselbe in eine sich nach Norden abdachende Thalspalte ein, in der er drei Seeen, den Drüsener-, Lüttau- und Schmalsee, mit seinem Wasser füllt. Die klaren Fluten derselben vereinen sich mit den herrlichen Buchenwaldungen, welche die von 20 bis auf 40 m rasch ansteigenden Ufer krönen, zu einem überaus schönen Naturgemälde. Bei Mölln wendet die so entstandene Wasserlinie sich einem westwärts gerichteten Thale zu, in dem sich abermals drei an Naturschönheiten reiche Seeen, der Hege-, Schul- und Möllner See, eingebettet finden. Vom Möllner See aus trat die Stecknitz dann in jene große Thalsenke ein, durch welche die lauenburgische Bodenformation von Süden nach Norden durchbrochen wird. Die nördliche Abdachung der Furche für ihren Lauf

wählend, floß sie in zahlreichen Windungen, die sich oft schleifenartig gestalteten, der Trave zu, mit der sie ihr Wasser zur Ostsee sandte. Jetzt ist von diesem Teil ihres Laufes kaum noch eine Spur zu finden, der Elbe-Trave-Kanal nimmt die Stelle desselben ein. Da die Stecknitz schon bis zum Möllner See ein bedeutendes Niederschlaggebiet besaß, so hat sie von jeher einen ziemlichen Wasserreichtum gehabt. Dieser ließ sich für bestimmte Zeiten noch dadurch steigern, daß das Wasser durch eine in der Stecknitz angelegte Schleuse eine Zeitlang im Möllner See aufgestaut und dann plötzlich dem Flusse zugeführt wurde. Eine solche Schleuse ist seit dem Jahre 1336 als Eigentum des Herzogs Albrecht IV. nachweisbar. Er wird sie erbaut haben, nachdem er 1335 der Stadt Lüneburg die Zusicherung erteilt hatte, dafür Sorge tragen zu wollen, daß seine Bürger zu Mölln Schiffe bauten, mit denen das Salz von Mölln nach Lübeck geschafft werden könne. Sie befand sich bei der Feste Stenborg, die sich neben der Mündung der Mannhagener Steinau erhob, also in der Nähe oder an der Stelle der jetzigen Oberschleuse. Über die Benutzung der Schleuse haben sich in der Zollordnung des Herzogs Albrecht vom 7. September 1342 folgende Anordnungen erhalten: Wan also vele soltes is tho Molne, dat man scepen mag ver unde twintych prame eder drittych und dar untwischen unde de ghene komen, de dat solt bewaret unde dat water esehet van deme, de dat sluse bewaret, det neghesten dages darna scal men dat water gheven also, dat se tho Lubeke moeghe komen tho allen thiden van pasehen went to user vrouwen daghe der ersten. Darna van user vrouwen daghe bet tho pasehen scal men dat water gheven im tho make na older wonheyt, un nen unreycht scal men op de pram moych up dat solt noych up dat ghout setten, ner also eyn ol wonheyt is ghewesen. Hieraus ergiebt sich, daß die Schleuse nur dann geöffnet wurde, wenn sich mindestens 24 bis 30 Prähme oder Böte vor derselben angesammelt hatten, daß das Wasser, welches durch das Öffnen der Schleuse dem Flusse zugeführt wurde, hinreichte, um die jedenfalls nur kleinen und wenig beladenen Fahrzeuge bis zur Trave zu geleiten, daß die Bedienung der Schleuse einem Wächter oblag und daß für die Bemühungen desselben eine Abgabe zu entrichten war. Die letztere floß in die Kasse der Herzöge. Es geht dies daraus hervor, daß Herzog Albrecht am 14. August 1336 aus den Erträgen der Schleuse dem Kalaud zu Mölln, von dem er 130 Mark, wohl zum Bau der Schleuse, geliehen erhalten hatte, eine Rente von 10 Mark überließ. Im September 1340 überwies Herzog Albrecht dann aus der Schleuse dem Ratzeburger Kapitel eine jährliche Hebung von 6 Mark zu einem Totenamt für den Bischof Ludolphus, seine Eltern und seine verstorbene Gemahlin Beate. Doch waren mit diesen Summen die Einnahmen aus der Schleuse für ihn noch nicht erschöpft, denn als ihm 1342 die Stadt Mölln eine Anleihe von 400 Mark gewährte, erteilte er dieser die Zusicherung, sie solle, falls er das Geld nicht zur verabredeten Zeit zurückzahle, an seiner Stelle so lange die Schleusenabgaben erheben, bis die Schuld getilgt sein würde. Als dann die Herzöge Erich III. und Albrecht V. am 14. April 1359 die Stadt, Herrschaft und Vogtei Mölln dem lübeckischen Rate verpfändeten, ging außer dem Eigentum an der Schleuse auch die Berechtigung zur Erhebung des Schleusengeldes an diesen über. Die Verpflichtung zur Erhaltung der Schleuse verblieb jedoch den Herzögen, wofür ihnen ein Teil des Schleusengeldes auszukehren war. Von Lübeck sind dann später (sicher aber noch vor 1390) zwei weitere Schleusen, die Donnerschleuse und die Berkenthiner Schleuse, in der Stecknitz angelegt worden, wodurch den Schiffseignern die Möglichkeit gegeben wurde, die Tragfähigkeit ihrer Fahrzeuge zu erhöhen und den Fluß in der Richtung von der Trave bis nach Mölln auch mit beladenen Schiffen zu befahren.

Was nun die Delvenau, den zweiten Fluß der alten Stecknitz-Delvenau-Linie, anbetrifft, so ist hier bei Anlage des Elbe-Trave-Kanals im Gegensatz zur Stecknitz nur der Unterlauf unberührt geblieben. Die Delvenau entsprang auf dem Grambeker Moor innerhalb der großen lauenburgischen Thalspalte. Der südlichen Abdachung derselben folgend, ergoß sie sich bei Lauenburg in die Elbe. Bis zum Jahre 1390 scheint sich in ihrem Bette bei dem in der Nähe der Stadt Lauenburg gelegenen Orte Bockhorst noch eine Mühle befunden zu haben, denn in einer Urkunde vom 24. November 1393 heißt es: umme ere sluse unde spoyen, de dar lecht in deme molendamme der Bokhorster molne. Die Schiffahrt wurde dadurch, wenn sie überhaupt möglich war, sicherlich sehr gehemmt.

Das verbindende Glied zwischen den beiden Flußläufen Stecknitz und Delvenau bildete nun ein in den Jahren 1391—1398 von der Stadt Lübeck künstlich ausgehobener Graben, der alte Stecknitzkanal. Zur Zeit seiner Erbauung hatte Lübecks Handel den Höhepunkt seiner Blüte bereits fast erreicht. Damals bot sich der Stadt bei den zerrütteten Verhältnissen, welche durch die Händel mit Schweden über Mecklenburg hereingebrochen waren, die günstige Gelegenheit, auch den so vorteilhaften Salzhandel, den bisher Wismar mit Lüneburg über Boizenburg betrieben hatte, an sich zu ziehen. Um sich zu diesem Zwecke eine billige und bequeme Handelsstraße zu schaffen, schlossen die Lübecker am 24. Juni 1390 mit dem Herzog Erich IV. von Lauenburg einen Vertrag, durch welchen ihnen gestattet wurde, „das Wasser, die Delvenau geheißen," mit dem Möllner See zu verbinden. Zugleich sollte die Delvenau derartig verbreitert und vertieft werden, daß zwei Schiffe, wie sie auf der Stecknitz zwischen Mölln und Lübeck bereits in Gebrauch waren, neben einander zu fahren vermöchten. Der Herzog verpflichtete sich nur, während der Dauer dieser Ausgrabungen jährlich an 20 Tagen täglich 30 Arbeiter zu stellen. Um die nicht unbedeutenden Kosten der Kanalanlage ersetzt zu erhalten, sollten die Lübecker während der ersten 17 Jahre nach Vollendung des Werkes den alleinigen Genuß des von ihnen anzuordnenden Zolles haben. Nach Ablauf dieser Zeit sollte dann ein zu erhöhender Zoll eingeführt werden, dessen einzelne Ansätze schon jetzt in der Vertragsurkunde näher festgesetzt wurden. Von ihm sollte dem Herzog, der übrigens für die Genehmigung der Kanalanlage bereits von den Lübeckern 3000 Mark erhalten hatte, die eine, der Stadt Lübeck die andere Hälfte zufließen. Schon im nächsten Jahre (1391) ward mit der Anlage des Kanals in thatkräftigster Weise begonnen. 1398 war das gesamte Werk, das sich hauptsächlich jedoch nur auf Durchstechung der + 16,6 m N. N. hohen Scheitelstrecke zwischen der oberen Delvenau und dem Möllner See, sowie auf Herstellung einiger Stauschleusen beschränkte, glücklich vollendet. Übergroß war in Lübeck der Jubel, als am St. Marien-Magdalenen-Tage (22. Juli) die ersten 30 mit Salz und Kalk beladenen Kähne auf dem neuen Wasserwege von Lüneburg her ankamen. — Die bei der Anlage des Kanals von den Lübeckern erhoffte Wirkung ging voll und ganz in Erfüllung, indem dieselben den Lüneburger Salzhandel nach dem salzarmen Norden, besonders nach Schonen, wo die Heringsfischerei dieses Produkt in großer Menge verbrauchte, gänzlich in ihre Hände bekamen. Noch im 17. Jahrhundert hat die Stecknitzfahrt ihre Hauptnahrung aus dem Salzhandel gezogen. Eine empfindliche Schädigung ihrer Handelsinteressen erlitten dagegen die beiden Städte Boizenburg und Wismar. Herzog Albrecht von Mecklenburg trat daher auch bald mit einer Entschädigungsforderung an Lübeck heran. Da dieselbe jedoch kurz zurückgewiesen wurde, so verband er sich heimlich mit den Fürsten Barnim von Wolgast und Balthasar von Güstrow, um sich mit Gewalt zu verschaffen, was ihm in Güte verwehrt wurde. 1401 brachen die Verbündeten, ohne vorher eine Absage an Lübeck geschickt zu haben, mit 1600

Pferden bei Fredeburg durch die lübsche Landwehr. Doch schon nach den ersten Feindseligkeiten mit den schnell ihnen entgegengeeilten lübschen Reitern ergriffen die Fürstlichen die Flucht. In wilder Hast erschienen sie in Ratzeburg und baten den Herzog Erich, von dem sie wohl wußten, daß er den Lübeckern nicht gut gesinnt sei, um Aufnahme und sicheren Durchzug. Beides wurde ihnen gern gewährt. Doch kamen sie auch jetzt nicht ohne große Verluste davon. Durch die Vermittlung des Bischofs Detlef von Ratzeburg ward dann am 21. Oktober 1402 ein Vergleich herbeigeführt. Die Lübecker bequemten sich dazu, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg in Zukunft für jede Last Salz, welche auf der Delvenau befördert werden würde, 6 Pfennig Zoll zu gewähren. Der Herzog aber versprach, die lübeckischen Schiffe und Güter in seinen gnädigen Schutz zu nehmen. Vielfache Streitigkeiten entstanden in späteren Jahren zwischen Lübeck und Lauenburg wegen der Landeshoheit über die unmittelbar an der Stecknitz gelegenen Schleusenmeisterwohnungen. Die Stadt Lübeck ließ nach jeder Visitation das lübeckische Wappen an die Hausthüren der Schleusenmeister malen, welches die lauenburgische Regierung dann sofort wieder entfernte. Die Schleusenmeister, welche von Lübeck angestellt wurden und somit lübeckische Beamte waren, genossen viele Jahre hindurch den Vorteil, daß man ihre Söhne weder in Lübeck noch in Lauenburg zum Militärdienst heranzog. Erst nach dem Staatsvertrag vom 23. Juni 1847 wurde mit dem Zeitpunkt der Eröffnung der Lübeck-Büchener Eisenbahn endlich die Hoheit über die Berkenthiner Schleuse, die Donnerschleuse, sowie die Hahnenburger, Hornbecker, Zienburger und Seeburger Schleuse von Lübeck förmlich an Lauenburg abgetreten. Die übrigen Schleusen standen bereits früher unter lauenburgischer Hoheit. — Wenn nun auch die alte Delvenau-Stecknitz-Linie für ihre Zeit kein geringes Werk darstellte, so vermochte sie, wie bereits hervorgehoben, den sich stetig steigernden Anforderungen des Verkehrs zuletzt nicht mehr gerecht zu werden. Schon in den Jahren 1800—1803 begann daher die hannoversche Regierung mit einer Vertiefung der Scheitelstrecke. Allein Lauenburgs Besitzergreifung durch die Franzosen hinderte die vollständige Ausführung dieses Unternehmens.

Als dann 1811 der Kaiser Napoleon I., veranlaßt durch seine Kontinentalsperre, den großartigen Plan faßte, die Seine durch eine Reihe von Kanälen mit der Ostsee zu verbinden, wurde auch eine Verbesserung der Stecknitz-Delvenau-Linie, die das Schlußglied der neuen, in allen amtlichen Berichten als „Canal de la Seine à la Baltique" bezeichneten Wasserstraße bilden sollte, ins Auge gefaßt. Nach dem ersten Projekt, das die französischen Ingenieure aufstellten, sollte der Kanal zuerst durch die Wakenitz und den Ratzeburger See gehen, dann bei Farchau durch drei Schleusen 18,6 m aufwärts geführt werden und hierauf durch den Wensöhlengrund den Möllner See erreichen, von dem aus bis zur Elbe die alte Scheitelstrecke und die Delvenau beibehalten werden sollten. Nach einem zweiten Projekt der französischen Ingenieure sollte die alte Linie, abgesehen von den Krümmungen, vollständig bestehen bleiben, doch sollten die bisherigen Stauschleusen durch Kastenschleusen für Schiffe bis zu 3000 Zentnern Ladefähigkeit ersetzt werden. Um aber den Hauptfehler der Kanallinie, den Wassermangel der Scheitelstrecke, zu beseitigen, beabsichtigte man, das Wasser des Schaalsees von Marienstädt aus zum Gudower See zu leiten, von dem aus es dann durch den Hellbach bis unterhalb der Möllner Stadtmühle geführt werden sollte. Nachdem es hier um 2,60 m aufgestaut worden, wollte man mit ihm südlich von Mölln entlang die Scheitelstrecke erreichen. Als die Kosten sich jedoch zu hoch erwiesen, beabsichtigte man, die Mannhagener Steinau in der erforderlichen Höhe abzuleiten und durch sie den wasserarmen Scheitel zu speisen. Allein das Jahr 1813, in

dem es Deutschland endlich vergönnt war, die französische Fremdherrschaft abzuschütteln, machte beiden Projekten ein Ende. Lange Zeit verschwand dann die Frage nach einer Verbesserung der Kanalstrecke vollständig von der Tagesordnung. Erst 1873 begann man aufs neue, sich mit ihr zu beschäftigen. Damals stand es bereits ziemlich fest, daß der längst geplante heutige Kaiser Wilhelm-Kanal nicht über Lübeck geführt werden würde. Dies mußte aber eine schwere Schädigung des Transithandels, den die alte Hansastadt zwischen den Ostseeländern und dem Elbgebiet vermittelt, zur Folge haben, wenn es nicht gelang, die „Stecknitz" so zu verbessern, daß sie allen Anforderungen des Handels zu entsprechen imstande sei. Der Lübecker Verein für die Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt ersuchte daher den Baumeister Marcks in Berlin, sich den nötigen Vorarbeiten zur Herstellung einer zeitgemäßen Wasserstraße zwischen Elbe und Trave unterziehen zu wollen. Marcks stellte seinerseits nun zwei Projekte auf. In dem ersten beabsichtigte er, die alte Wasserstraße unter Beseitigung der Krümmungen und unter Herstellung von neun Kammerschleusen, die für Schiffe von 9—10 000 Zentnern Ladefähigkeit berechnet sein sollten, vollständig beizubehalten. Das nötige Zuschußwasser für die Scheitelstrecke sollte ein Kanal aus dem Gudower See herbeiführen. Nach dem zweiten Marcksschen Projekt sollte die zu schaffende Wasserstraße in der Richtung Lauenburg, Mölln, Ratzeburg und Wakenitz verlaufen. Marcks wollte dabei zwischen dem Möllner und Ratzeburger See auf 21,6 m N. N. eine zweite Scheitelstrecke anordnen, zu der vom Möllner See drei Schleusen aufwärts führen sollten, während für den Abstieg zum Ratzeburger See sechs geplant waren. Das Zuschußwasser für die alte und neue Scheitelstrecke sollte dem Schaalsee entnommen werden, zu welchem Zwecke ein Nebenkanal in der Richtung des Piper- und Salemer Sees zur neuen Scheitelstrecke und eine von diesem abzweigende Röhrenleitung zur alten, 5 m tiefer liegenden Scheitelstrecke gedacht war. Am Schlusse dieses Projektes machte Marcks noch darauf aufmerksam, daß es möglich sein würde, beide Scheitel zu einem einzigen zu vereinen. Zu diesem Zwecke schlug er vor, den neuen Scheitel 5 m tiefer zu legen, wodurch er mit dem alten die gleiche Höhe erhalten würde, dann aber durch den Möllner See einen Erddamm zu schütten und in ihn einen die beiden Scheitel verbindenden Kanal einzuschneiden. Der Lübecker Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt, der sich die ganze Kanalanlage als ein Privatunternehmen dachte, entschied sich für das erste Marcksche Projekt. Doch von weiteren Schritten war zunächst keine Rede. 1876 beauftragte dann das lauenburgische Landschafts-Kollegium seinen damaligen Baurat Lohmeyer mit einer Begutachtung der Marcksschen Projekte. Nach einer gründlichen Untersuchung der für den Kanal zur Verfügung stehenden Wassermengen stellte nun Lohmeyer ein eigenes Projekt auf, nach dem der Kanal in der Richtung Lauenburg, Mölln, Ratzeburg und Lübeck verlaufen sollte. Die alte Scheitelstrecke sollte um 30 cm vertieft und so aufgestaut werden, daß sie eine normale Höhe von + 17 m N. N. erhalten würde. In dieser neuen Höhe wollte Lohmeyer, der hier die Marcksche Idee verwertete, durch den Möllner See einen Damm schütten und in ihn den Kanal einschneiden, der dann durch den Wenföhlengrund durch vier Schleusen zum Ratzeburger See absteigen sollte. Der Übergang von der Wakenitz zur Trave sollte durch eine gekuppelte Doppelschleuse erfolgen. Eine Speisung des Kanals aus dem Schaalsee war bei dem Lohmeyerschen Projekt, das übrigens damals allgemeine Anerkennung fand, gleichfalls erforderlich. Zur Förderung des Baues bildete sich nun ein „vereinigtes Lauenburg-Lübecker Kanalkomitee," durch welches zunächst das Oberpräsidium zu Schleswig für das Kanalprojekt gewonnen wurde. Dieses leitete nunmehr die Unterhandlungen mit dem preußischen Ministerium für öffentliche

Digitized by Google

Arbeiten ein. Auch diese Behörde nahm sich der Sache warm an, doch erfuhr nach Rücksprache mit dem Lübecker Senat das Lohmeyersche Projekt insofern eine wesentliche Erweiterung, als der Kanal ein solcher erster Klasse werden sollte, wodurch die Sohlenbreite sich auf 16 m, die Thorweite der Schleusen auf 9 m und die nutzbare Schleusenlänge auf 73 m erhöhte. Auch der lauenburgische Kreistag beschloß am 27. Dezember 1884, sich an den Kosten für den Kanal, die man auf rund 18 Millionen Mark schätzte, in angemessener Weise zu beteiligen. Aber das Lohmeyersche Projekt bedurfte, wie bereits erwähnt, einer Speisung aus dem Schaalsee, wodurch nach angestellten Berechnungen in trockenen Jahren eine Senkung des Seespiegels bis zu 3 m erfolgt wäre. Sicher aber hätte eine solche Wasserstandsveränderung für die Anlieger des Sees manche Nachteile herbeigeführt. Mecklenburg-Schwerin, dem der südliche Teil des Schaalsees gehört, verhielt sich denn auch gegen eine — wenn auch nur zeitweilige — Tieferlegung des Seespiegels vollständig ablehnend. Da unter diesen Umständen von einer Ausführung des Lohmeyerschen Projektes keine Rede mehr sein konnte, so beauftragte die Stadt Lübeck ihren hochverdienten Wasserbaudirektor Rehder mit der Ausarbeitung eines neuen Projektes, durch das alle vorhandenen Schwierigkeiten in einfacher und glücklicher Weise ihre Lösung gefunden haben.

Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern.

Von **C. Rud. Schnitger** in Hamburg.

I.

Wohl wenige Dinge in der Welt werden für ihren Besitzer oder Benutzer so schnell wertlos wie alte Schulbücher. Ist der Stoff, den ein solches Buch darbietet, erschöpft, oder wird es durch ein anderes mit weiter gesteckten Zielen, oder durch ein besser bearbeitetes verdrängt, so wandert das ältere Buch in die Rumpelkammer und wird nie wieder eines Blickes gewürdigt. So kann es kommen, daß manche früher viel gebrauchte Bücher fast gänzlich verschwunden sind. Und doch ist dies Schicksal nicht immer ein verdientes; manche dieser älteren Bücher haben teils in pädagogisch-geschichtlicher, teils in kulturgeschichtlicher Hinsicht auch heute noch einen gewissen Wert, und darum ist es Aufgabe der Gegenwart, solche Bücher vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten und sie für schul- und kulturgeschichtliche Forschungen zu bewahren. Zu den für die Geschichte des Unterrichts wichtigen Büchern zähle ich u. a. die Fibeln und die Schullesebücher; zu den auch für die Kulturgeschichte im allgemeinen in Betracht kommenden Büchern gehören die Rechenbücher, und zwar diese, weil zur Einkleidung ihrer Aufgaben vielfach Beispiele aus dem praktischen Leben ihrer Entstehungszeit gewählt sind.

Alle drei Arten der genannten Bücher haben eine mehr oder weniger umfangreiche Litteratur aufzuweisen, und besonders für Rechenbücher ist Hamburg aus naheliegenden Gründen ein recht günstiger Boden gewesen. Bis ins 17. Jahrhundert zurück lassen sich Rechenbücher hamburgischer Verfasser nachweisen, und aus dieser Zeit sind es zwei Autoren, deren Bücher sich viele Jahre hindurch großer Beliebtheit erfreuten: Heino Lambeck und Valentin Heins. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schloß sich ihnen Christoph Diedrich Westphalen an, und im 19. Jahrhundert sind besonders die Rechenbücher der „Gesellschaft der Freunde" usw. viel benutzt worden und sind auch heute noch im Gebrauch. Die beiden Altonaer J. Kroymann und J. B. Saß sind hier ebenfalls zu nennen.

Für diese Arbeit habe ich mich jedoch auf die Bücher von Lambeck und Heins

beschränkt, teils, weil sie für das zu besprechende Thema den meisten Stoff bieten, teils auch, weil sie besonders für die älteren „Schul-Rechnenbücher" der „Gesellschaft der Freunde" in gewisser Hinsicht als Muster gedient haben. Die in Rede stehenden Bücher sind: 1. Heinonis Lambecii vermehrtes und verbessertes Rechenbuch, 2. Tyrocinium Mercatorio-Arithmeticum, Das ist: Ordentliche Grund-Legung zur Kaufmännischen Rechnung, und 3. Gazophylacium Mercatorio-Arithmeticum, oder Schatzkammer der Kaufmännischen Rechnung; letztere beiden von Valentin Heins. Bevor ich jedoch auf diese Bücher selbst eingehe, möchte ich einige biographische Notizen über ihre Verfasser mitteilen.

Lambeck, der ältere von beiden, ist im Jahre 1586 zu Hamburg geboren, wurde 1610 oder 1611 Schreib- und Rechenmeister an der St. Jakobi-Kirchenschule und starb als solcher 1663 am 27. März. Über den Bildungsgang unseres Heino Lambeck wissen wir nichts; nur einmal sagt er in einer Aufgabe seines Rechenbuchs, daß er sie seinem „lieben Herrn und Praeceptori Heinr. Vorlohe zu Ehren komponiert" habe. Vermutlich ist dieser Vorlohe ebenfalls ein Schreib- und Rechenmeister gewesen; weitere Angaben über ihn fehlen leider.

Etwas mehr wissen wir über Valentin Heins. Dieser ist am 15. Mai 1637 ebenfalls in Hamburg geboren, hat bis zum vollendeten 14. Lebensjahre die Schule besucht und dann schon angefangen zu unterrichten. Dabei war er aber auch emsig auf seine Fortbildung bedacht, erlernte als Autodidakt die gelehrten Sprachen und beschäftigte sich außerdem mit theologischen, geschichtlichen und mathematischen Studien. In den Jahren 1658 und 1659 hat er in Leipzig und Jena Theologie studiert; aber diese scheint ihn nicht besonders angezogen zu haben. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1660 kehrte er wieder nach Hamburg zurück und ward Vikarius an der dortigen Domkirche; als solcher hat er besonders lateinischen Unterricht erteilt. Auch hat er wahrscheinlich schon um diese Zeit mit der Abfassung von Rechenbüchern begonnen. Von 1661—1672 war er Buchhalter bei der guineisch-afrikanischen Kompagnie und ward am 20. Februar 1670 zum Schreib- und Rechenmeister an der St. Michaelis-Kirchenschule gewählt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, am 17. November 1704, verblieb. Valentin Heins und sein Kollege an der St. Jakobi-Kirchenschule, Heinr. Meisner, sind die Gründer der noch jetzt hier bestehenden und blühenden „Mathematischen Gesellschaft," die 1690 gegründet worden, und somit die älteste aller freien wissenschaftlichen Vereinigungen Deutschlands ist.

Lambecks und Heins' Rechenbücher sind hier bis in das 19. Jahrhundert gebraucht worden. Der Name des letztgenannten Verfassers ist überdies in der Redensart: „Das macht nach Valentin Heins so und so viel" in Hamburg ebenso populär geworden, wie an anderen Orten Deutschlands der Name Adam Riese. Das Rechenbuch von Lambeck erschien zuerst 1643, und zwar unter dem Titel: Arithmetica oder neues wohlgegründetes Rechenbuch usw. und ist noch 1818 wieder aufgelegt worden. Heins' „Schatzkammer" oder vollständiger: Gazophylacium Mercatorio-Arithmeticum oder Schatzkammer des Kaufmännischen Rechnens usw. erschien zuerst 1686, und ist mehrmals wieder aufgelegt worden. Die erste Auflage der „Grund-Legung" erschien 1694 und deren 24. Auflage im Jahre 1810. Diese verschiedenen Auflagen sind aber nur Titelauflagen; am Text ist so gut wie nichts geändert worden. — Die „Schatzkammer" ist umfangreicher als die „Grundlegung" und ist nach einer Stelle in der Vorrede („Nöhtiger Vorbericht § 5") für solche Schüler bestimmt, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen. Das Buch soll einem solchen „feinen Lehr-begierigen jungen Menschen, der künftig hier oder anderswo einem ehrlichen Kauffmann bey raisonabler Handlung, nützlich aufzuwarten gedenket, solche Materien an die Hand geben, worinn er sich, zu

seinem hohen Vortheil, dermaßen exerciren und schleiffen könne, daß er allgemach eine Hand mit ans Ruder kriegen, und auf einem guten Comtoir alle vorkommende Rechnungen, dergestalt zu beleuchtigen wisse, daß sein Patron sich desfals auf ihn woll zu verlassen habe."

Bei den Büchern sind zunächst die Titel interessant, die sich durch eine uns jetzt sonderbar anmutende Weitschweifigkeit auszeichnen, eine im 17. und 18. Jahrhundert aber durchaus nicht seltene Eigenschaft der Büchertitel. Als Beispiel teile ich den der Heins'schen „Grundlegung" mit, der bei der Ausgabe von 1719 in zierlichem Rot- und Schwarzdruck erscheint; er lautet:

Tyrocinium
Mercatorio — Arithmeticum

Das ist: Ordentliche Grund-Legung zur Kauffmännischen Rechnung: Worinnen der lieben Jugend / zu fester Erlernung derselben / zulängliche Mittel und Wege getreulichst und in richtigster Methode / so gezeiget werden daß sowohl der Informant bey der Unterweisung / nicht große Mühe / als der Discipulus im Lernen / besondere Ergetzlichkeit / haben wird. Aus Liebe zu allen / nechst der wahren Gottseligkeit / der ädlen Rechen-Kunst wollgeneigten Knaben / allerbesonderst aber Vor unsere Hamburgische Schul-Jugend / Umb sich / nachtzigem / im Handel / und Wandel / passirender ein / und ausländischen Rechnungen / unumbstößlich zu gründen / Mit treuem Fleiß / ob wohl unter schwerer Schul-Arbeit / ausgefertiget Von Valentino Heins, Gewesenen ält. Collega an der Schulen zu S. Michaelis, der Schreib- und Rechen Kunst / wie auch des so-gegenannten Italia'nischen Buchhaltens Beflissenen / In der Kunst-Rechnungs lieb- und übenden Societät dem Hoffenden. Editio Sexta Welche an einigen Orten verbessert / auch die vorige Zugabe / von 65 Lust-Exempeln / beibehalten worden. Unter Röm. Kayserl. Maj. besonderst-allergnädigsten Privilegio Impressorio." Folgt noch Angabe von Ort, Drucker und Verlag, aber keine Jahreszahl. Dem Titelblatt gegenüber ist ein Kupferstich, der in seinem unteren Teile den Namen des Verfassers und den Haupttitel enthält. Darüber ist in 3 Bildern, mit Anspielung auf den Namen des Buches „Grund-Legung," der bekannte Spruch illustriert:

„Wo an den Grund ist was versehn,
Da kann es über kurtz geschehn,
Daß Müh und Kost zu Grunde gehn."

Von großem Interesse ist die Einkleidung der Aufgaben, die jeder Verfasser eines Rechenbuches selbstverständlich aus der Fülle des Lebens seiner Zeit entnehmen wird, wie es auch Lambeck und Heins gethan haben, und darin liegt die kulturhistorische Bedeutung dieser Bücher, eine Bedeutung, die vielleicht auch unsere jetzigen Rechenbücher in späterer Zeit gewinnen werden.

Wenn wir unsere Bücher daraufhin ansehen, so fällt uns bei Lambeck wie bei Heins in der „Schatzkammer," nicht in der „Grund-Legung" zunächst das häufige Vorkommen moralischer Nutzanwendungen auf, die oft sogar einen religiösen Ton anschlagen. So heißt es bei Lambeck bei einem Abschnitt der Wechselrechnung:

Dein Leben ist, o Mensch! ein steter Wechsel-Lauf.
Bald bist du frisch und stark, bald liegest du darnieder.
Bald schmeichelt dir das Glück, bald singst du Klage-Lieder!
Drum Wechsle mit Gebet zu Deinem Gott hinauf!

In der „Schatzkammer" von Heins steht zu Anfang der Gold-Rechnung:

Das Wehrteste Metall, dem schier ein jeder hold,
Die Seel (doch schwerste Last) des Geitzigen, das Gold,
Will wohl berechnet seyn. Mein: Willtu auch was haben?
Woll! in der Rechnen-Kunst liegt mehr als Gold vergraben.

Zu erklären ist die Einschiebung dieser und ähnlicher Verse wohl aus dem Bestreben, jeglichem Unterricht ein gewisses religiöses Gepräge zu geben.

Die Aufgaben der einzelnen Abschnitte sind dem realen Leben der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts entnommen, und bieten damit einen Einblick in die damaligen Verhältnisse, vor allem des Handels und des Verkehrs. Bei dem Handel kommen einerseits die Maß- und Gewichtsverhältnisse, andererseits die Münzverhältnisse in Betracht. Wenn man die Übersichten über die damals allein in Hamburg geltenden Münzen, Maße und Gewichte übersieht, so erstaunt man über deren Mannigfaltigkeit, wie nicht minder über die unbequemen Einteilungen. Bezüglich des Geldes lesen wir von Mark, Schillingen und Pfennigen, von Reichsthalern zu 3 Mark oder 48 Schilling, von Kaufmannsthalern zu 2 Mark 1 Schilling oder 33 Schilling, und schlechten Thalern zu 2 Mark oder 32 Schill., werden aber dabei belehrt, daß die Kaufmannsthaler nur beim Ochsenhandel im Gebrauch gewesen sind. [1]) Ferner kommen vor Hamburgische Gulden oder Stücke von $^1/_2$ Reichsthaler, und Real oder Stücke von Achten im Werte von 46 Schill. oder 2 Mark 14 Schilling. Für manche Waren war der Preis in Pfund Flämisch à 20 Schilling Flämisch à 12 Grot oder Pfennig Flämisch berechnet, und zwar war 1 Pfund Flämisch = 7 Mark 8 Schilling, 1 Pfennig Flämisch = 6 Pfennig oder 1 Sechsling. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein wurden die Preise für Rohzucker in Grot Flämisch berechnet, die Zahlung aber erfolgte in Mark Kurant. Der „ruhende Pol in dieser Erscheinungen Flucht" war die Mark Banko; ihr Wert beruhte auf der Mark Silber ($^1/_2$ Pfund), der auf 27 Mark 12 Schilling Banko = 41,62$^1/_2$ ℳ festgesetzt war. Silber in Barren oder auch in Münzen, oft in sog. Säulen-Piastern wurde in der Bank niedergelegt, vom Wardein dem Feingehalt nach geprüft, und darauf dem Werte nach berechnet. Dieser Betrag bildete dann die Grundlage für das Bankkonto des Kaufmanns, und durch bloßes Abschreiben von bezw. Zuschreiben zu diesem Betrage wurden Zahlungen geleistet oder empfangen. Allerdings war dabei Bedingung, daß das Guthaben nicht unter einen gewissen Betrag sank; war dies der Fall, so mußte neues Silber eingelegt werden.

Neben den Silbermünzen waren auch Münzen in Gold im Umlauf, und zwar besonders Dukaten à 6 Mark Banko, außerdem werden noch Rosenobel, Goldgulden, Englotten [2]) usw. genannt. Diese Goldmünzen schwankten sehr im Kurs; überdies waren manche von ihnen durch betrügerische Hände mittels Abfeilens oder Abschnitzelns des Randes im Werte gemindert. Man mußte also nicht nur die Kurse dieser Goldmünzen kennen, sondern auch noch verdächtig aussehende Stücke auf der Goldwage nachwägen. [3]) Das Museum hamburgischer Altertümer hat u. a. auch einen Schaukasten ausgestellt, der nicht nur eine größere Anzahl verschiedener hamburgischer Silbermünzen, sondern auch einige Goldwagen enthält. Ihre kleineren und größeren Gewichte tragen die Namen der Goldmünzen, für welche jedes einzelne Stück bestimmt war.

Zu der Buntscheckigkeit der Münzsorten kam auch deren schon erwähnte unbequeme Einteilung, u. a. der Mark in 16 Schillinge und des Schillings in 12 Pfennige.

---

[1]) Nach den angeführten Rechenbüchern; einer Anmerkung in Lambecks Rechenbuch (Ausgabe von 1799), Seite 12, zufolge war zu Ende des 18. Jahrhunderts auch hierbei die Berechnung nach Reichsthalern à 3 Mark üblich.

[2]) Der Rosenobel war eine alte englische Goldmünze im Werte von 2,195 Dukaten oder 21,07 ℳ. Die Englotte war ebenfalls eine alte englische Goldmünze im Werte von 1,45 Dukaten oder 13,92 ℳ. (Mitteilungen des Ver. f. hamb. Gesch. Jahrg. 2, Seite 12.) Hierbei ist der Dukaten zu dem späteren Nominalwerte von 8 Mark Kurant gerechnet.

[3]) Dieser Übelstand hörte erst nach 1874, mit Einführung der Goldwährung im deutschen Reich auf.

Hünengräber.[1])

Zu zweien wandern wir und wenden von der Straße,
Die nach dem reichbetürmten Hamburg führt von Segeberg,
Südlich von Duvenstedt uns rechts ab in die Heide.

Wir stapfen in dem tiefen Sandweg —
Jeder Schritt ist ein Jahrhundert —
Aus dem sonnenbeschienenen Heute
In die dunkel lagernde Vorzeit.

Dort ein Grabhügel, sieh! — noch einer,
Und dort! — sieh, rings in der Runde!
Ein ganzer Friedhof, elf Gräber von Hünen,
Von Heiden, von Kämpen, von Recken der Vorzeit!

Stille erfaßt uns, indes wir einen der Hügel ersteigen.
Fern im Nebel ein ragender Turm
Der großen Stadt, des seegewaltigen Hamburgs —
Im Osten freundliche Bilder holsteinischer Heimat,
Dorf und Wald, im Westen Heide und Moor.

Auf dem fernsten Grabhügel Damwild,
Vier Tiere, flüchtigen Hufes
Erscheinend und rasch enteilend.

Um den Hügel, auf dem wir stehen,
Erkennt unser Auge deutlich die Fläche,
Von der einst fromme Hände
Boden abhuben, den Hügel zu decken. —

Laßt den Toten uns bestatten
Hier, wo seine Väter ruhn!
War ein Führer uns im Kampfe,
War ein Helfer uns daheim.
Walhall wartet seiner! Legt ihm,
Was er dorten braucht, ins Grab!
Und man bringet Axt und Hammer,
Wehr und Schmuck, vom Lieblingsrosse
Bringet man den Schädelknochen,
Bringt das Trinkhorn, das die Helden
Hier wie dort nicht missen mögen.
— Heimlich legt zwei gold'ne Spangen
Eine Frauenhand dazu. — —

Und es hält uns immer wieder,
Wir besteigen alle Hügel,
Einst und jetzt in unsern Herzen
Ganz sich ineinander drängt,
Jetzt und einst — die Hüte schwenkend
Rufen wir zum Abschiedsgruße —
Stapfen in dem Sandweg wieder
— Jeder Schritt ist ein Jahrhundert —
Aus der Vorzeit Dämmerungen
Langsam in die Gegenwart,
Biegen in die große Straße
Nach dem reichbetürmten Hamburg.

Kiel. Thomsen.

Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend.[2])

Von C. Schumann in Lübeck.

Die Erstarkung deutschen Sinnes und nationaler Geistesrichtung, die sich in unserem Volke recht langsam zwar, doch unverkennbar und stetig vollzieht, zeigt sich unter anderem in der größeren Teilnahme und Empfänglichkeit der Gebildeten jedes Standes für alles, was unsere Muttersprache angeht. Besonders lebhaft ist der Wunsch, zu wissen, woher gewisse Ausdrücke und Redensarten stammen, und viele Schriften kommen diesem Bedürfnisse dankenswert entgegen. So hört man auch in unserer Stadt häufig genug die Frage: Warum heißt diese

[1]) Vergl. „Heimat," Jahrg. 1899, S. 62: „Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit" von L. Frahm.

[2]) Der Aufsatz ist mit Genehmigung des Verfassers und der Schriftleitung den „Vaterstädtischen Blättern" in Lübeck entnommen.

Straße, jener Ort eigentlich so? Was mag der Name bedeuten? Die zeitgemäße Wißbegier weiterer Kreise zu befriedigen, bringe ich hier die Deutung und Besprechung einer Anzahl von teils amtlich geltenden, teils im Volksmunde lebenden oder jetzt aussterbenden Benennungen aus Lübeck und seiner Umgebung. Die Straßennamen entnehme ich der betreffenden Zusammenstellung des Herrn Dr. W. Brehmer, die übrigen hauptsächlich meinen Arbeiten über unsere Flurnamen und über die Untertrave.

1. Die Stadt.

Alfstraße. Alf ist aus Adolf zusammengezogen. — Alsheide. Die alte Form Alheide giebt den Sinn: Heidestrich mit Steinahl oder Brauneisenstein. — Aanthoff, volkstümlich statt Ahmhof, Platz am Hüxterthor, wo die Weinfässer geahmt, d. h. geeicht wurden. — Antoniistraße. Der Grund war Eigentum der Brüderschaft des heiligen Antonius. — Balauerfohr, in alter Zeit Balowervorde, bezeichnet den Zugang zu dem Gehöfte des Brigittenordens, welcher zuerst im Dorfe Below wohnte, dann einen Hof in der Wahmstraße besaß. — Brink. Mühlenthor- und Burgthorbrink (Burgfeld) sind Grasanger. Eigentlich bedeutet das Wort: Rand eines Ackers oder Flusses. — Essengrube, früher Offekengrove, ist nach Offeko (Otfrid) von Moisling benannt, der dort zwei Häuser hatte. — Einsegel ist Umbildung von Einsedel und hieß einst Einsedelinge, Einsiedelei. Damit fällt die landläufige Rede, daß dort die einlaufenden Schiffe hätten Segel reffen müssen. — Engelswisch ist verkürzt aus Englische Wiese. Lagen dort englische Schiffe? — Fegefeuer wurde die Straße scherzend benannt, weil sie ins Paradies führt, d. h. in die Paradiesthür des Domes. Den kleinen Platz darin nennt das Volk Hölle; diese soll vor Jahren der Teufel gepflastert haben, nämlich ein Arbeiter Namens Dübel. — Finkenbuur, Spottname der Butterbude auf dem Markte, in deren Laube Missethäter zur Schau gestellt wurden. — Gröpelgrube. Die alten Namen Gropen- und Gropergrove weisen darauf, daß hier Töpfer wohnten. — Hartengrube ist zusammengezogen aus Hartogengrove, also s. v. a. Herzogstraße. — Hasenpforte, der Durchgang in der Mitte des Kanzleigebäudes, diente als Verkaufstelle von Strümpfen, niederd. Hasen (Hosen) u. a. Wollwaren. — Höltenklink, hölzerne Klinke, das Haus in der Ratzeburger Allee, auf dem das Storchnest sitzt. Klinke ist Schlagbaum, Thürfalle und ähnliches. — Hüxstraße. Die älteste Form Hucstrate geht darauf, daß die neue Straße ursprünglich einen Huuk, d. h. Ecke, Vorsprung, bildete. Später wurde der Name mit dem Geschlechte Huxaria oder Huxere in Verbindung gebracht, welches schon im 13. Jahrhundert in Lübeck und Hamburg seßhaft war und aus Höxter eingewandert sein sollte. Daraus erklärt sich auch Hüxterdamm, früher Hüxerdamm, und Hüxterthor. — Jerusalemsberg trägt diese Benennung von der Darstellung der Kreuzigung. Sie war der Endpunkt eines Leidensweges, der von der Jakobikirche ausging und dieselbe Länge hatte, wie der vom Richthause des Pilatus bis nach Golgatha. — Kaak, Name der Butterbude, übertragen auf sie von der Schandsäule, die ehemals vor ihr stand. — Kalandstraße. Der Kaland war eine religiöse Genossenschaft, die sich am ersten Tage jedes Monats — lateinisch Kalendae, wovon Kalender — zu versammeln pflegte. — Kahlhorst, ehedem Kolehorst, heißt soviel als Hölzung, wo Holzkohlen gebrannt wurden. Die Dorfstraße erinnert an das einstige Dorf. — Kapitelstraße, bis 1884 kleine Pfaffenstraße, ist nach dem Domkapitel benannt. — Klingberg. Eine Klinge ist ein Abhang, eine Schlucht mit klingendem, fließendem Wasser. Der Name paßt zu der Bezeichnung der von ihm ausgehenden Straßen als Gruben. — Kohlmarkt. Auf ihm wurden Meilerkohlen verkauft. — Kolk bedeutet tiefes

Wasserloch, der Straßenname aber rührt her von einer Familie Van dem Kolke. — Köpfelberg am Heiligengeistfelde war die Richtstätte; sie lag bis 1794 am Burgfelde. — Up de Kunnerschaff sagen die Leute noch zu der Gegend zwischen Katharinenstraße und Stadtgraben. Das ist eine Entstellung der französischen Bezeichnung contrescarpe für Gegenwall, Teil der Befestigung eines Ortes. — Lastadie s. v. a. Ladestatt, Benennung des linken Trave-Ufers unterhalb der Holstenbrücke, wo Ballast eingenommen wurde und Schiffswerften lagen. — Marli, Eigenname, der zu Ende des 18. Jahrhunderts vom Stadtkommandanten General von Chasot seinem Gute, dem sogen. Ackerhof, verliehen wurde. — Marstall war der Pferdestall des Rates. — Musterbahn. Dort fanden die Musterungen der Bürgermiliz statt. — Nählade, niederd. Achter de Neilad, alter Scherzname einer Reihe Häuser am Burgfeld bei der Adolfstraße. — Parade, Straße, in welcher seit Anfang des 18. Jahrhunderts Paraden abgehalten wurden. — Pagönnienstraße. Die mittelalterlichen Formen: In der Proeanien und Parkonienstrate führen zu der Annahme, daß der vielfach veränderte Name ursprünglich die lateinische Verhüllung eines derben Volksausdrucks für gewisse Gäßchen ist. — Roeckstraße ist nach dem früheren Bürgermeister Roeck genannt. Die richtigste Aussprache ist Rook. — Rosengarten. Hier lag ein Rosen- oder Blumengarten des Johanniskloſters. — Schafferei, das jetzige Tivoli, einst ein städtisches Gebäude, in welchem der Schaffer des Rates Schankgerechtigkeit besaß. — Schlumacherstraße, früher Salunenmakenstrate. Salunen sind Wolldecken, wie sie in Chalons in Frankreich gearbeitet wurden. — Schrangen, hochd. Schragen, ist eigentlich ein Tisch oder eine Bank mit schrägen Beinen, dann insbesondere Fleischbank, Schlachterbude. — Schütting, Gildehaus der Schonenfahrer, das alte Posthaus in der Mengstraße mit den drei Heringen im Wappen. Das aus dem Norden zu uns gelangte Wort bedeutet Gelagshaus, dessen Inhaber in eine gemeinsame Kasse einschießen. — Siebente Querstraße. Das niederd. Söbendenasstrate, welches zu Grunde liegt, ist verdreht aus Sögenstrate, 1400 Soghenstrate. Es befanden sich wohl Schweinekoben dort. — Stavenstraße. Eine Badestube, mittelniederd. stave, stove, hat die Benennung veranlaßt. — Schwansort, älterer Name des sogen. Prahlwalls. Ort bedeutet Spitze, Ecke; dort nisteten Schwäne auf dem Krähenteiche. Das andere Ende der Wallanlagen gegenüber dem Burgthor hieß Dübelsort und nach dem darauf stehenden Wirtshause Bellevue. — Trese, die Urkundenkammer in der Marienkirche. Trese bedeutet Schatz und ist das französische trésor. — Tünkenhagen, Gehege, Gehöft des Johann Tunneken. — Wahmstraße ist zusammengezogen aus Wagemannstraße. — Wehde, das Grundstück mit den Predigerwohnungen in der Mengstraße. Die alte Wortform Wedeme entspricht dem hochd. Wittum, Pflichtteil einer Witwe, dann Schenkung an die Kirche, bes. Pfarrhaus. — Weinstaat oder Wienkaje ist das Gestade zwischen Alfstraße und Mengstraße, wo noch jetzt die Weinschiffe löschen.

2. Das Land.

Avelund, niederd. Avelnns, läßt sich nur als Verderbnis auffassen, wahrscheinlich von Amelungs (nämlich Wiese u. ähnl.) — Breedling, vormals Breiding, breites Gewässer unterhalb der Herrensähre. — Dänischburg. An diesem Orte sollen 1323 die Dänen gelagert haben. — Dregestrang, Sandbank vor dem Dassower See, heißt nach dem üppigen Pflanzenwuchs, vom niederd. drege, ergiebig. — Fulenort, Stelle der Travemündung, die durch viele Steine verdorben ist. 1234 ließ der König Waldemar II. hier mit Steinen beladene

Schiffe verſenken, um den Fluß zu ſperren. — Gothmund, niederd. Gootmunn, eigentlich Fiſcherbuden bi Godemanne oder bi Godemannes Huſe. Der gute Mann war der Fährmann in der Herrenfähre. In der Nähe ſtanden die Hütten der Jakobifiſcher, in denen ſie ihre Geräte verwahrten. — Grönauerbaum, einſt Schlagbaum und Erhebungsſtelle der Wegegelder auf der Landſtraße nach Grönau. — Halöwer, äußerſtes Ende der Landſpitze, auf der Schlutup liegt, niederd. Hale. Nach landläufiger Erklärung ſtammt der Name daher, weil man von jener Stelle den Fährmann in Herrenwiek mit „Hal öwer!“ anrief. — Herrenwiek heißt eigentlich Heringwiek, denn bis zu dieſem Dorfe ſteigt der Hering aufwärts. — Hohelied, niederd. Hogeliet, iſt ein nicht ſeltener Name für waldige Abhänge. Lit iſt dasſelbe Wort wie Leite in Hainleite und mit Lehne verwandt. Auch Hohe-Leuchte bei Ratzeburg iſt hieraus entſtanden. — Kattegatt, ſ. v. a. Katzenloch, ſcherzhafte Bezeichnung der früheren engen Einfahrt in das ſogen. Moor bei der Herrenfähre; ihr zweiter Name iſt Tuun, Zaun. — Kloſterhof, Grundſtücke des St. Annen-Kloſters an der Ratzeburger Allee, gegenüber dem Weinberg; das Gehöft ſelbſt iſt abgebrochen. — Kringwarder, wörtlich Kreisinſel, die gekrümmte Schilfinſel zwiſchen Gothmund und der Herrenfähre. — Langejammer, Spottname der Reihe Arbeiterhäuſer an der Ratzeburger Allee dicht hinter der Mecklenburger Bahn. — Lauerholz und Pachthof Lauen (Alt-Lauerhof) haben beide den Namen vom Dorfe Lauen; altd. laue iſt gleich lewe und bedeutet Hügel, nicht Löwe! — Medebek heißt buchſtäblich Wieſenbach; Mägdebach beruht auf Mißverſtändnis. — Plate, hochd. Platte, die flache Sandbank, durch welche die Trave ins Meer fließt. — Priwall iſt das ſlaviſche Priwalk und beſagt Bruſtwehr am Waſſer. — Rieſebuſch hat nur den Sinn von Gehölz; niederd. Ries, hochd. Reis, Holz. — Rittbrook iſt ein Bruch mit Abzugsgraben oder Bach. — Rugenberg hat nichts mit den heidniſchen Rugen zu thun, ſondern bezeichnet einfach einen rauhen, d. h. buſchigen Hügel. — Schellbrook iſt zuſammengeſetzt aus Schelp, Schilf, und Brook, Bruch. — Schlutup, niederd. Sluckup, vordem Bretup geheißen, darf daher nicht mit der Volksſage als Schlüſſel zu Lübeck aufgefaßt werden — wegen der dort ankernden Kriegsſchiffe —, ſondern als humoriſtiſche Benennung eines Wirtshauſes oder ſandigen Bodens. Der älteſte Name des Ortes, wo die erſten Fiſcherhütten ſtanden, ſcheint das noch bekannte Takenhaal geweſen zu ſein, d. h. Hale oder Landzunge, wo das Takelwerk, Fiſchergerät, lagert. — Schoor iſt ein ſteiler Abhang; ſo bei Genin und in Trönnelſchoor, dem Namen des nördlichen Teiles vom Dregeſtrang, der vom Waſſer rund geſpült iſt. — Schwerin. Dieſer ſlaviſche Ausdruck bedeutet hier wie im Stadtnamen Tiergarten. — Seelk oder Silk, feuchter Grund am Fuße des Stülper Huuk, wird durch das Wort als kleine Niederung bezeichnet. — Steenort oder Holſten Steenort, die gekrümmte Strecke des linken Trave-Ufers unterhalb Stülper Huuk, wo das Flußbett recht ſteinig iſt. — Stülp, die einer Stulpe oder einem Topfdeckel ähnliche Verengung des Flußwaſſers beim Stülper Huuk, dem hohen Vorſprung des Ufers, der davon ſeinen Namen trägt; vergl. oben Hüxſtraße. — Walkenkrugswieſen bei Schwartau ſollen von einem Wirtshauſe, dem Falkenkruge, benannt ſein. F (V) iſt oftmals zu W geworden. — Wennhoop oder Wendhoop, Name der Fortſetzung des Kringwarders, hat entweder dieſelbe Bedeutung: gewundene Inſel, oder bezeichnet, zumal auch die Form Wienhoop ſchriftlich vorkommt, ein Weidendickicht. Hoop iſt eine Stelle, wo ſich etwas in Menge vorfindet, z. B. Reethoop, Schilfinſel.

Das Altonaer Zahlen-Lotto.

Von Boy Jensen in Kiel.

Nicht von ungefähr bedeutet das Wort fortuna beides: Glück und Glücksgut. Hat doch von jeher die Allgemeinheit der Menschen dem goldenen Kalbe gehuldigt, dem blinden Zufall in der Hoffnung auf zukünftigen Besitz ihr letztes Scherflein mit Freuden dargebracht. So durfte im Mittelalter das Glücksrad, eine Erfindung, wie es heißt, des italienischen Ratsherrn Benedetto Gentile, auf keinem Volksfest, bei keiner öffentlichen Feier fehlen. Namentlich der gewöhnliche Mann opferte ohne Bedenken dem Glücksrade seine wenigen Ersparnisse, auch dann noch, als dieses den Verhältnissen Rechnung tragen mußte und eine zeitgemäße Form annahm, als es sich zuletzt zu einer staatlich garantierten Lotterie ausbildete, dem Zahlenlotto. Nicht wenige Länder adoptierten im 18. Jahrhundert das Lotto als Einnahmequelle, vor allem auch Dänemark, wozu der seinerzeit allmächtige Minister Struensee die Veranlassung gegeben. Die bis dahin bloß in Privathäusern befindliche Lotterie wurde unter Struensee verstaatlicht und wurden besondere Ziehungstage für Kopenhagen und Altona eingeführt.

Vorzugsweise in Altona machte das Zahlenlotto am Anfange des 19. Jahrhunderts nicht wenig von sich reden, bethörte und verlockte nicht weniger den redlich strebenden Menschen als den verbummelten Bruder Lüderjahn. Tagelang vorher, ehe der Ziehungstermin erschienen, waren hier die Wohnungen der Lotteriekollekteure von Glücksrittern jedes Alters, wenn auch nicht jedes Standes (es dominierte der Arbeiter- und kleine Handwerkerstand), umlagert und das vom frühen Morgen bis zum späten Abend. In den Dielenfenstern dieser Häuser waren Glücksräder en miniature postiert, worin die 90 Nummern enthalten, unter denen man zu wählen hatte, und diese Wahl wurde in der That den wenigsten leicht gemacht; die Schreiber der Kollekteure hatten nur zu oft ihre liebe Not damit, die zahlreichen Fragen und Bemerkungen der Aufgeregten zu beantworten. Zaudernd und zögernd betrachtete mancher die Nummern, die für ihn zeitweise die ganze Welt bedeuteten, die wertvollen, je nachdem, Glück oder Unglück bringenden Kleinode, dann endlich entschloß er sich räsonnierend zum Setzen. „Ik sett up twee Anten," rief laut und geräuschvoll ein bärtiger, wetterfester Seemann, womit er die Zahl 22 meinte, hatten doch die Zahlen im Volksmunde die Namenstaufe erhalten. „Ik up twee Kringeln," ein blutjunger Kellner, der hier seinen sauer erworbenen ersten Verdienst auf dem Altar des Glücks opferte. Er hatte die Zahl 88 im Auge. „Ik up twee Barbierbecken," die Zahl 66, eine zärtliche Mutter, die ihren darbenden Kindern daheim eine freudige Überraschung mit einem Gewinst, der nach ihrer Meinung ja garnicht ausbleiben konnte, zu bereiten gedachte. Kurz, die Spieler insgesamt schwammen in seligen Wonnegefühlen, die für so viele unter ihnen nur zu bald zerrinnen, der Trauer und der Enttäuschung Platz machen sollten.

Doch einstweilen behielt die Hoffnung die Oberhand, so lange, bis der ereignisvolle, vermittelst Lotteriekalender kundgemachte Ziehungstag da war. Auf dem Rathause fand die Ziehung statt. Frühzeitig, ehe noch die Interessenten erschienen, versammelte sich in dessen Hallen die Ziehungskommission. Stadtsoldaten marschierten in Front vor dem Stadthause auf. Stadtmusici, Panker und Trompeter besetzten den oberen Balkon. Und dann stellten sich allgemach die Besucher ein und zwar zumeist bescheidentlich auf Schuhmachers Rappen, sehr selten hoch zu Roß oder gar in Karossen. Kopf an Kopf, dicht aneinander gedrängt, umstand eine schier unabsehbare Menge den großen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch, auf dem das mit der über der Weltkugel schwebenden Fortuna gezierte Glücksrad thronte. Dem Rade gegenüber lehnten gegen die Wand 90 hölzerne Tafeln, auf

denen die in das Glücksrad zu werfenden Nummern von 1—90 befestigt waren, bis sie hineingeworfen wurden.

Nachdem darauf Stille eingetreten, erhob sich der Obmann der Ziehungskommission; er winkte den Musici, es erklangen die Pauken, es schmetterten die Trompeten, einen Moment, — gleich darnach gab der Obmann das Zeichen zum Beginn der Ziehung. Ein Waisenknabe näherte sich dem Glücksrade und holte nach und nach 5 Nummern hervor, die er am Präsidententisch vorzeigte. Der Obmann unterzog die Zahl einer genauen Prüfung und ließ sie dann ausrufen, wobei die Soldaten das Gewehr präsentierten und die Musici von neuem einen Tusch bliesen. Mit 5 Nummern schloß die Ziehung, um sich in gleicher Weise nach Verlauf von einigen Wochen zu wiederholen.

Über 8 Dezennien bestand das Zahlenlotto in Altona, das immer mehr gewinnsüchtige Glücksjäger herbeilockte. Doch wenn auch immerhin manch' einer unter dem Publikum sein Schäflein dabei ins Trockene brachte, der Staat selber, der doch das Ganze ins Werk gesetzt, zog wenig Vorteil bei dem Glücksspiel heraus; besonders die letzten Ziehungen verursachten ihm mehr Verlust als Gewinn. Kein Wunder daher, daß die Regierung immer mehr dazu neigte, das Zahlenlotto aufzuheben, und diesen Entschluß am 30. August 1853 schließlich wirklich zur Ausführung brachte. Das Zahlenlotto mußte der Klassenlotterie weichen.

Eine Weihnacht auf der Hallig.

Von Christian Jensen in Schleswig.

Wenn das beseligende Fest der Weihnacht einkehrt, zeigen oft die Inseln und Halligen an der schleswigschen Westküste ein eigentümliches Bild. Soweit das Auge von der Scholle hinaus nach dem Festlande hinüberstreift, sind dann die sonst öden und grauen Watten, nachdem der Frost wenige Tage vorher eingetreten, mit aufgehäuften Eisbergen belegt — hin und wieder blickt die Wintersonne durch das Grau der Nebel und Wolken trübe hindurch, als wollte sie das alltägliche Einerlei der Wattenwüste noch eintöniger machen. Die Inseln, und besonders die Halligen, sind dann oft wochen- und monatelang vom Verkehr mit der großen Welt abgeschlossen. Jedes einzelne Eiland bildet dann eine Welt für sich. Und doch zieht trotz der insularen Einsamkeit der Geist der fröhlichen Weihnacht in Insel- und Hallighütten. Er wandert über Eisschollen und Wogengebrause hinüber zu den still gewordenen Inselbewohnern, um deren Gotteshäuser und Hütten, ungeachtet ihrer Entlegenheit fernab vom Treiben der Städte und Dörfer, er das Band des Friedens schlägt. Die Umgebung des Eilands ist ganz wie zum Charakter des Friedens- und Freudenfestes geschaffen; da ist nichts, was die Festgenossen bei der frommen Andacht stören könnte. Aber so ist nicht immer das Bild der Hallig-Umgebung zur Weihnacht. Weihnacht ist die Zeit der Sonnenwende. Diese ist sehr oft, wie die Tag- und Nachtgleiche, von heftigen Stürmen begleitet.

Am 24. Dezember des Jahres 1717 bereitete man sich auf den Halligen auf das Weihnachtsfest vor. Überall wurden Kuchen für die Festtage gebacken, und man reinigte und schmückte die Wohnung nach alter Sitte. Der Regen floß unterdessen in Strömen hernieder. Der Wind hatte sich allmählich von Südost nach Süden und Südwest gedreht. Er wurde gegen Abend schwächer, und auch der Regen hatte aufgehört. In den zwanzig Wohnungen der kleinen Hallig Nordstrandischmoor war das dreiarmige Licht zur Feier des Weihnachtsabends schon angezündet, die Kinder hatten in freudiger Hoffnung auf den kommenden Morgen ihre Schüssel auf das Fensterbrett gestellt, die gewohnte Bescherung zu erhalten, als es heftig aus Nordwest zu stürmen anfing. Vor der üblichen Abendmahlzeit scharten sich noch einmal die Hausgenossen zur Andacht um den Hausvater, oder, wo dieser vielleicht auf der See war, um die Hausmutter. Und über die Hallig hin klang in allen Herzen der Lobgesang der Engel wieder: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Trotz des starken Windes stieg die Abendflut, es war um acht Uhr Hochwasser, nicht sehr hoch, und um zehn Uhr war das Wasser schon soweit zurückgetreten, daß man sich

ruhig zu Bett legen konnte, ohne eine hohe Flut am nächsten Morgen erwarten zu müssen. Die Stärke des Sturmes hatte indessen mehr und mehr zugenommen; das Sausen des Windes mischte sich mit dem Geknarre des Hausgerüstes und mit dem Geschrei der Möwen, welche die Werftenhäuser umflatterten.

Die Familie des Predigers Heimreich, der, wie sein Vater es gewesen, dieser kleinen Gemeinde ein treuer Hirte war, begab sich frühzeitig zur Ruhe, die Hallig dem Schutze des Höchsten befehlend, dem Wind und Meer gehorsam sind. Gegen Mitternacht erwachte die siebzehnjährige Tochter Heimreichs und rief, vom Schlafe auffahrend: „Ach Mutter, wie wehet es so stark; diese Nacht ertrinken wir." Die Mutter entgegnete: „Es hat, will's Gott, keine Not, begieb dich nur wieder zur Ruhe und schlafe und laß uns auch ruhen, damit wir, weil morgen das Christfest ist, dasselbe mit desto dankbarerem Herzen und Gemüt begehen können." Sie schlief zwar wieder ein, aber nur, um kurze Zeit später um so eindringlicher die vorige Äußerung zu wiederholen. Nachdem sie fünfmal innerhalb zweier Stunden die Eltern mit dem Rufe geweckt hatte, stand der Vater auf, nach dem Wetter auszusehen. Die Uhr schlug eben drei, als er ans Fenster trat. Er hätte beim Anblick des Bildes, das sich ihm bot, vor Schrecken zusammensinken mögen. Das ganze Feld der Hallig war schon überflutet. Wildbewegt erschien die See, wenn der Mond, zwischen den Wolken verstohlen hindurchblickend, dieselbe beleuchtete. Dort brandete sie schon an dem Erdhügel, auf dem die Häuser standen, haushoch den dampfenden Gischt hinaufspritzend. Erst um zwei Uhr war es tiefe Ebbe gewesen — und nach einer Stunde die Flut schon so hoch! Ein Angstschrei entfuhr seinen Lippen, als er bedachte, mit welcher ungewöhnlichen, früher noch nicht erlebten Schnelligkeit das Wasser gestiegen sein mußte, und wie hoch dasselbe steigen werde in den fünf Stunden bis zur Flutzeit. Einen Augenblick stand er wie gebannt. Im Spiel der Wellen und in seinem Geiste gewannen die Worte: „Und jede neue Welle säumte für mich am feuchten Leichentuch, und jede neue Welle schäumte entgegen mir den Todesspruch," lebensvolle Gestalt. Dann wandte er sich zu den Seinen, seiner Frau und der einen Tochter, sie auf die nahe Gefahr aufmerksam machend. Beide verließen das Lager und kleideten sich notdürftig an. Einen solchen Christmorgen hatten sie noch nicht erlebt. Mit „muntrem Herzen und Gemüt" hatten sie den Tag feiern wollen, und nun sollten sie ihn mit dem nahen Tod vor Augen beginnen. Das Fest des neu erwachenden Lichtes, der Liebe und des Lebens war für sie angebrochen mit dem Gedanken an Tod und Verderben. Der Dank für die große Liebe Gottes, daß er seinen Sohn in die Welt gesandt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, wurde in ihrer Morgenandacht zum Bittgebet: „Herr, hilf uns, wir verderben!"

Immer neue Wassermassen wälzten sich heran, immer lauter heulte der Wind, während man drinnen beschäftigt war, die beste Habe auf den Boden zu retten. Jetzt hörte man schon das Plätschern des Wassers an der Hausthür. Bald war in den der Thür zunächst gelegenen Räumen der Fußboden mit Wasser bedeckt, da es innerhalb des Hauses niedriger war als außerhalb desselben. So wurden die Füße der Bewohner naß, ehe es ihnen gelang, mit den besten Stücken ihrer beweglichen Habe den Boden zu erreichen. Das meiste Hausgerät, Kisten, Kasten, Betten, Leinenzeug, Tische, Schränke, die aus vierhundert Bänden bestehende Bibliothek, die Gold- und Silbersachen im Werte von einigen hundert Mark — alles wurde ein Raub des unersättlichen Meeres. Bislang schwammen viele dieser Dinge noch in den Räumen des Hauses, wo sie gestanden hatten, — es sollte aber nicht lange währen, bis sie ganz dem freien Spiel des Meeres überlassen wurden. Mit gewaltigem Krachen stürzte eine der Umfassungsmauern des Hauses ein — das Gebälk dröhnte und zitterte; eine zweite Mauer brach zusammen, und nur noch die Scheidewände im Innern des Hauses hielten die Wogen vom ungehinderten Durchgang zurück. — Zuletzt standen vom Wohngebäude nur noch die Ständer,[1]) die das Dachgerüst, unter dem die Hausbewohner auf dem Boden Schutz gesucht hatten, trugen. Das Haus glich einem leer gewordenen Heuschober — nur mit dem Unterschiede, daß an dem Stapelplatze des Heues das salzige Wasser der Nordsee flutete — das jeden Augenblick das Sparrwerk mit den Ständern umzuwerfen drohte. Da blickte die geängstigte Predigerfamilie von ihrem schwanken Sitze schreckensbleich in das wilde Wellengewühl, das unter ihren Füßen sich entfaltete. Etwa zwei Meter tief mochte das Wasser sein, das jetzt wallend und siedend und brausend und zischend durch die sonst bewohnten Räume dahinströmte. Hier trieb ein Bett, dort ein Tisch, hier ein Schrank, dort eine mit Schätzen gefüllte Leinenkiste, der Stolz der Hausfrau — als Spielzeug der unruhigen Wellen, und als herrenloses Gut wurde es von der Schwelle fortgeführt. Jetzt bewegte sich der ganze Stall, der, auf höherer Werfte stehend, bisher noch verschont worden; er stürzte ein, ein gewaltiges Gebrause, ein

[1]) Die Hallighäuser und die älteren Häuser der Marschen sind der vielen Sturmfluten wegen auf Ständern, meistens von Eichenholz, aufgerichtet und dann erst die Umfassungsmauern aufgeführt.

Brüllen der Kühe und Rinder, ein Blöken der Schafe wurde gehört — und man sah nichts mehr davon.

Den armen Bewohnern war bald ihre ganze lebende sowohl als tote Habe entführt; sie mußten sich selbst darauf gefaßt machen, der nächsten Welle vielleicht zum Opfer zu fallen. Retten konnten sie sich nicht, und helfen konnten sie nicht. Jeder war auf sich selbst angewiesen. Der eine Nachbar wußte nicht, ob der andere schon mit den letzten Trümmern seines Hauses davongeschwommen, oder ob er gleich ihm, den Tod vor Augen sehend, noch müßig dem Zerstörungswerke zuschaute. Wer die Demut vor Gott nicht kennt, muß solche Szenen erleben, wie die Halligbewohner sie in dieser Weihnachtsflut erlebten, und er wird sie kennen lernen, und wer stolz ist auf Geld und Gut auf dem festen Boden — der würde alles gern dahingeben für die Erlösung aus solcher Lebensgefahr, wie sie die Sturmflut für die Halligbewohner mitbringt.

Das fallende Meerwasser erweckte in den Herzen der die Flut überlebenden Halligbewohner die Hoffnung auf Errettung. Gerade zur Kirchzeit am ersten Weihnachtsfeiertage war das Wasser soweit zurückgetreten, daß man eine weitere Gefahr nicht zu fürchten brauchte. Der Prediger, obwohl naß und kalt, erhob sich mit den Seinen und hielt eine Andacht mit ihnen zur Feier des Christtages, wie er vor Eintritt der Flut eine ähnliche gehalten. Aber jetzt war der Inhalt seines Gebets ein von Herzen kommender Dank für die Errettung aus Sturm und Not, und für die Liebe des Vaters, der seinen Sohn in die Welt sandte, damit sie nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe. Und als er zum Schluß mit den Seinen anstimmte: „Danket dem Herrn! Wir danken dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!" da trugen die Wellen und der Wind, der nun erheblich nachgelassen, die Töne des Liedes hinüber nach dem Nachbarhause und von dort weiter zu den übrigen geretteten Beichtkindern des Seelsorgers. So nahmen sie alle teil an dem Gottesdienst, den sie über den Trümmern ihrer irdischen Habe, über den Wogen und unter freiem Himmel hielten. Ihr Gotteshaus hatte die Flut zerstört. Die Bretterwände desselben hatten vor der Wucht der Wellen nicht lange standgehalten. Kanzel, Altar, Stühle, Fenster und was sonst vorhanden gewesen, war weggeschwemmt. Dazu konnte man auch die Trümmer der Kirche noch nicht erreichen — und es war auch beschwerlich, von einer Werfte auf die andere zu gelangen. „Darum haben," sagt Heimreich, „ich, meine Frau und Tochter acht Tage auf dem Heuboden in Kälte, Wind und Wetter aushalten müssen, sind nicht aus den Kleidern gekommen, hatten fast nichts zu essen und zu trinken, weil Brot und Butter, Grütze, Weizenmehl, Sauer- und Pökelfleisch, womit wir uns nach Notdurft auf den Winter verproviantiert hatten, und die in Keller, Speisekammer und Schuppen verwahrt wurden, weggeschwemmt waren." Erst am Tage nach Weihnachten erhielten sie etwas Bier und Brot, womit sie sich behelfen mußten, bis sie am Tage vor Neujahr nach Husum reisen konnten. Die Flut hatte arg gehaust. Von den zwanzig Häusern dieser Hallig waren drei mit ihren Bewohnern ganz verschwunden, die übrigen, mit Ausnahme von zweien, gleich dem Predigerhause übel zugerichtet: Mauern, Hausgeräte, Mundvorräte und Viehstand fehlten. Sechzehn Menschen waren ertrunken, und die übrigen, fast ohne Ausnahme, wie ihr Prediger arm und ohne die notwendigsten Lebensmittel. Dazu war es sehr kalt. Die Öfen und die Feuerung fehlten — daß, wenn auch noch Korn vorhanden war, man nicht backen konnte. Die Brunnen, dort Fedinge genannt, waren voll Salzwasser gelaufen, so daß einer dem andern nicht einen Trunk frischen Wassers zur Feier des Weihnachtsfestes reichen mochte. In ähnlicher Weise war auf den übrigen Halligen die Weihnachtsfeier verlaufen; überall war große Not. Es war ein trauriger Anblick, die zertrümmerten Halligbütten und die armen Menschen zu sehen. Mit der ihnen eigentümlichen Ausdauer richteten sie einzelne der Häuser notdürftig wieder her. Thränenden Auges nahm die Gemeinde von ihrem Prediger Abschied, dessen Haus, sowie die Kirche erst später ausgebessert und aufgebaut werden konnten. Trotz mancher Gefahren kam er an den Festtagen zu seiner Gemeinde herüber, um mit ihr in einem Hallighause Gottesdienst zu halten.

An den beschädigten Deichen der ganzen Festlandsküste und der Inseln Föhr, Nordstrand und Pellworm wurde trotz des mit Neujahr eintretenden Frostwetters fleißig gearbeitet. Die obdachlosen Halligleute fanden zum Teil Unterkommen bei mitleidigen Nachbarn ihres Eilandes oder des Festlandes. Notdürftig versahen sich die Bleibenden mit Wintervorrat, der ihnen von glücklicheren, von der Flut nicht beschädigten Bewohnern der engeren friesischen Heimat gespendet wurde. Kaum waren indessen die Deiche halbwegs zum Stehen gebracht, kaum hatten sich die Halligbewohner für den kalten Winter eingerichtet, so traf die Nordseeküsten und -inseln ein noch härteres Schicksal: eine Eisflut wiederholte am 25. Februar 1718 das Trauerspiel der Weihnacht von 1717. Die Halligfriesen, obwohl sie wieder am schwersten gelitten, rafften sich dennoch von neuem auf, Hab' und Gut vor der raubgierigen Salzflut zu schützen. Neues Unglück brachte ihnen neues, allgemeines Mitleid helfender Menschenliebe von nah und fern. Wo sie eben alles ver-

loren hatten, bauten sie sich im Laufe des kommenden Sommers wieder an. Mit ihrem geschäftigen Treiben neigte sich auch der Herbst seinem Ende zu. Und als die neue Weihnacht einzog, dachten sie der vorjährigen traurigen Weihnachtsfeier, sie dachten der thätigen Menschenliebe, die sie seitdem genossen, und diese erschien ihnen als ein Strahl der Liebe, welche der Geist des neuen Festes hineinsandte in die friedlichen Räume der ruhelos umfluteten Hallighütten.

Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen.

Mitgeteilt von J. Prange in Ellerbek.

Manchem Leser unserer „Heimat" werden Bruchstücke dieses plattdeutschen Liedes, das nach Professor Handelmann zwischen 1850 und 1860 in unserm Lande entstanden ist und von verschiedenen Verfassern stammt, bekannt sein. Professor Handelmann giebt 1866 in seinem „Topographischen Volkshumor" eine Auswahl und bemerkt dabei, daß in Dörrs plattdeutschem Kalender von 1859 eine größere Sammlung dieser Liederverse gedruckt vorliege. Diese letzteren unter der Überschrift: „Krischan sin Reis int Holstensche" — habe ich bei nachstehender Zusammenstellung zu Grunde gelegt und an Varianten daneben gestellt, was sich bei Handelmann findet. Für Schleswigs Städte habe ich nur einige Strophen finden können, die am Ende dieser Sammlung zusammengestellt sind. Sollte es möglich sein, auch dort noch Reime, welche vielleicht mündlich umlaufen, zu sammeln, dann dürfte das Ganze als Zeitbild: „Wat en Schostergesell vör söstig Jahr von sin Reis in Sleswig-Holsten vertellt" — von noch größerem Interesse werden.

Niks för ungod, wat ik ju vertell —
Bün man Schoster, seggt he, un Gesell.
Schoster ok woll mal en Vers tohopen —
Is he slecht, seggt he, lat em lopen.
Dags vör Pingsten, seggt he, tröck ik ut —
Vun min Olen, seggt he, un de Brut,
Nehm de Stęweln, seggt he, un de Hot —
Un ganz slecht wer mi doch to Mot.
Nel Mi düch nu bald, dat ik dröm —
As ik middags all in Kiel anköm!
In de Harbarg 's abens bi de Frünn
Wer't all beter, seggt he, mit't Befinn.
Och! in Kiel, seggt he, wer ik gern —
Old un Junk, seggt he, geit spazeren.
Old un Junk snackt di dar as Böker,
Un de ganze Welt is nich klöker.
Mit Studenten is dat nich mehr wichtig,
Mit't Studeren awers geit dat düchtig!
Un de Koplüd, seggt he, de sünd slau —
De Verkehr, seggt he, is man slau.
Is man slau, seggt he, dat wet Gott!
Doch dat beste, seggt he, sünd de Sprott!
In de Stadt, seggt he, „ist nicht viel,"
Düsternbrook, seggt he, dat is Kiel. [1])
Awers lewer wer ick noch in Preetz!
Feine Arbeit makt se, dat du't weetst —
Jeder drütte Mann is en Schoster,
Un de Fräuleins, seggt he, wahnt in't Kloster. [2])
Un en Sloß, seggt he, heff ick sehn!
Un en Stadt dorbi, de het Plön.
Mit de Seen, seggt he, is't 'n Prach —
Awers Aal givt't dor jeden Dag! [3])
Un in Lütjenborg makt se Köm —
Un to Bett gaht se dor Klock föbn!
Un Klock fif staht se wedder op —
Un dat Rathus fallt en oppe Kopp!
Oldenborg is en grote Stadt —
Wenn dat regent, ward man ari natt,
In de Börs drinkt se Bęr un Win —
Awers Schoster mugg ik dor nich sin!
Heilgenhaven is denn ok nich lütt.
An de Rathusdör, dar hangt en Bütt. [c])
Un se hanneln, seggt he, dar mit Macht,
Hebbt twee Böt, seggt he, un een Jacht.
Un in Ristadt harrn se en Thorn trechtbut —
Vun de Fern seg he garnig slecht ut.
Doch toletz, seggt he, maken se 'n Witz —
Setten en Halfmaand op de Spitz! [4]) [d])
Un in Segbarg is en Seminar.
Och, de Kalk ward dar nümmer rar!
De Semnarissen awers, de sünd klok,
Könt di snacken, seggt he, as en Bok. [5])

---

[1]) Un en Universität is in Kiel,
De Pedell, seggt he, de heet Biel,
Un de Rektor, seggt he, wesselt af;
Mal weer't Falck, seggt he, mal weer't Pfaff. [a])
Ellerbek liggt an de Eller,
'n Dutzend Klümp putzt se weg von 'n Teller,
Un drinken dot se ok na Wunsch,
Beer mit Syrop, seggt he, nennt se Punsch.
Zweite Strophe auch:
Wer too Büttgill geiht, kommt ahn Rock weller — [b])

[2]) Un von Kiel kannst du gahn na Preetz;
Wenn du ankummst aber, seggt he, sweet'st.
Ole Fräuleins wahnt dar in dat Kloster,
Jeder drütte Mann dar is en Schoster.

[3]) Die beiden ersten Strophen auch:
Un en Slott, seggt he, is in Plön,
Un de Dag geit dor hen mit Klön'n;

[4]) Andere Lesart der letzten Zeilen:
De Börgermeister aber mak en Witz,
Sett en Halsmaand, seggt he, op de Spitz.

[5]) Auch:
Un de Scholmeisters, de sünd klok,
Räsonnirt di, seggt he, as en Bok.

In Olsloe, ſeggt he, makt ſe Solt —
Löppt dat Water nüdli börch dat Holt,
Un wer will, ſeggt he, kann dar baden,
Awers jeden is dat nich to raden.
Nu na Altna, dach ick, „mußt du gehn!"
Kriggſt du Hamborg ok doch mal to ſehn!
Un de Bahnhof, ſeggt he, weſt du wat?
Liggt en Mil, ſeggt he, vun de Stadt. [1])
Na, ick wet ok, wat to Wansbek gelt,
As dat hergeit in de grote Welt!
Bi den Ort ſeech ick di en Renn'n
Un en Kirchthorn an 'n verkehrten En'n. [f])
Och, in Bramſtedt, ſeggt he, op de Straten,
Mugg ick mi wull ins begraben laten.
Op de Steen, ſeggt he, kannſt du meihn,
Un de Roland, ſeggt he, de is ſein.
'n ſchöne Lag, ſeggt he, hett Niemünſter;
Alle Näslang kickt mal en ut't Finſter,
Un de meiſten, ſeggt he, wev't dar Dok,
Wer dar Geld hett, ſeggt he, is ok klok.
Vun dat Rendsborg, ſeggt he, is veel Snacken,
Is en grote Stadt un vull Baracken!
Nehm to Hülp noch twee gode Frünn —
Kumm de Feſtung awers nich mehr finn'n. [2])
En Munjement hebbt ſe in de Heid,
Un de Mark, dat is ehr Stolz un Freud,
Un rech hoch geit't dar jümmers her!
Grote Mœhlen ſünd dar krüz un quer.
Un in Lunnen drinkt ſe flitig Thee —
Awers Büſum liggt di an de See —
Vele Döntjens givt dat vun den Ort.
Vör de Floten, ſeggt he. lep ick fort!
Vun Weſſelnburn ſeg ick blots en Thorn,
Un de Heid is jüm œwer worn!
Junge! wer in Burg wahnen kann,
Kickt de Sweiz, ſeggt he, nich mehr an.
Och in Marne, ſeggt he, is dat nüdlich,
För Toſrędne is't dar hel gemütlich.
Un bi Brunsbüttel is en Waterpol —
För de Fräuleins ok en hoge Schol.
Un in Meldörp hebbt de Herrns ehr Scholen,
Un de Kark hört di to de olen!
Na, en Stadt kunn dat ſachens ſin,
As de Kremp, ſeggt he, un Eutin.
Au, in Glückſtadt, ſeggt he, op de Steen —
Wer dar Glück hett, brickt dar man en Been!
Un in't Tuchthus ſitt en böſe Brut —
Awers mennig en knippt di ut. [3]) [h])
Mit de Wilſter Kark, dat is en Staat —
Rike Börgers brüſt ſik op de Strat,
Wer dar enmal is an den Ort,
Ne, den lett de Maſch nich wedder fort. [4])
In Hitzoe, ſeggt he, an de Stör,
Sitt de Lüd 's abens vör de Dör,
Un de Ständ', ſeggt he, op de Bänk
Krigt di Eten, ſeggt he, un Gedränk. [i])
Kellinghuſen, ſeggt he, is en Flecken,
To en Stadt will dat noch nich recken,
Un de Gegend, ſeggt he, de is ſchön!
Nix as Pütt kriggſt du dar to ſehn. [k])
Awers Barmſtedt, ſeggt he, mußt du weten,
Harrn ſe bi de Bahn ganz vergęten.
Un en Bahn hett de Ort nich kręgen;
Doch de Schoſteri is jümmers ſtęgen. [l])
In Elmshorn, ſeggt he, ſet en Bann,
Drev ehr Weſent mal im ganzen Lann! [m])
Grote Wertshüs giot dat in Elmshorn,
Un de Kark, ſeggt he, hett ken Thorn.
Awers Uterſen, dat ſöcht ſins Gliken,
Hett en Kloſter un en Barg Fabriken!
Ohm un Medderſch wahnt dar Dör an Dör,
's morgens ſprękt ſe bi enauner vör.
Un bi Pinnbarg, ſeggt he, höllt de Bahn
Meern in't gröne Holt jümmers an.
Dat 's en Leben! Geiſt du dar ins fort —
Anner Jahr ſind'ſt du en anner Ort. [5])
'n Schelm, de mehr ſeggt, as he weet —
Un to Enn is nu Reis un Leed.
Un wer klok is, ſeggt he, markt woll Müſ' —
Nix för ungod, ſeggt he, un — Adjüs!

Die für Schleswig geltenden und durch Profeſſor Handelmann im „Topographiſchen Volkshumor" bekannt gegebenen wenigen Verſe ſind folgende:

Un in Tönning, ſeggt he, is en Haven,
Von de Landlüd' hört man em woll laven;
Doch de Dampers kamt dar op den Strand
Un de Oſſen drivt wedder an dat Land.
Un bi Sleswig keem ick ok vörbi,
Liggt dar lingelangs an de Sli,
Is en ganz verdammt langes Neſt;
Un de Dom, ſeggt he, is dat Beſt!
Kappeln, ſeggt he, is en Flecken,
To en Stadt will dat noch nich recken,
Un de Häringshandel is dar ſtark
Un en Häringshöker op de Kark. [o])
Un in Flensborg, ſeggt he, hebbt ſe Geld,
Liggt an de Oſtſee, ſeggt he, nich an'n Belt;
Un de Lüd' ſünd dar ſwinpolit'ſch,
Welk ſünd dän'ſch, ſeggt he, welk ſünd dütſch.

---

[1]) Altna, ſeggt he, is en Hupen Hüſ'.
Wo dar Rotten ſünd, dar ſünd keen Müſ',
Un wo Geld is, gelt keen Kunſt;
Is ja doch man, ſeggt he, blauen Dunſt. [e])

[2]) Rendsborg liggt an de Eider,
Weer en Feſtung, ſeggt he; aber leider!
Wo de Wall weer, is nu en Graben,
Un dat Ünnerſte, dat liggt nu baben. [g])

[3]) Die beiden letzten Zeilen auch:
Un in't Tuchthus hebbt ſe vel' tohopen,
Abers lat' ſe jümmers wedder lopen.

[4]) Un in Wilſter. ſeggt he, gift't wat God's,
Un de Maſch lett een'n nich wedder los.
Wer in Borg, ſeggt he, wahnen kann,
Kickt de Sweiz, ſeggt he, nich mehr an.

[5]) Un tonachers güng ik op Chauſſee,
Un ick freu mi, as ick Quickborn ſeech; [n])
Denn na Quickborn heet en ſein Gedicht.
Wat dat heten ſall, dat weet ick nich.

Anmerkungen: a) Prof. N. Falck starb 1850, Chr. H. Pfaff 1852. b) Bei der großen Büttgilde wird den Fremden ein Süßbier mit Citronen usw. als „Willkommen“ gereicht. c) Der Schwanz eines hier gefangenen merkwürdigen Seetiers. d) Der Turm wurde 1846 erbaut. e) Altona war durch Kunstwerke, öffentliche Bauten und Kunstsinn wenig ausgezeichnet. f) Bekannt durch die Pferderennen; der Kirchturm steht nicht nach Westen. g) Nach 1851 ließ die dänische Regierung die Festungswälle abtragen. h) Bei der mangelhaften Beschaffenheit des Gefängnisses sollen Entweichungen nicht selten gewesen sein. i) Erinnert an die holsteinische Provinzialstände-Versammlung. k) Thonfabrik „Fernsicht.“ l) Die Altona-Kieler Eisenbahn sollte nach dem ursprünglichen Plan über Barmstedt gehen. m) Eine Diebesbande, die lange Holstein unsicher machte, wurde hier gefaßt. n) Der Quickborn, „lebendiger Brunnen,“ erschien 1853. o) Eine Figur mit einem Fisch in der Hand ist Wetterfahne.

Mitteilungen.

1. Bemerkung zu dem Aufsatz des Herrn Barfod in Nr. 10 der „Heimat“: **„Die Natur im Volksmunde.“** Von den Bäumen, welche nach angestellten Beobachtungen am häufigsten vom Blitz getroffen werden, wird unter den Stärkebäumen (S. 187) auch die Esche genannt. In der veröffentlichten statistischen Tabelle, betreffend Blitzgefährdung, ist die Esche nicht mit angeführt und in dieser Beziehung mit anderen Bäumen verglichen worden. Vor einigen Jahren wurde in hiesiger Gegend in dem Dorfe Bullendorf (umgeben von Moorländereien) eine auf dem Hofplatze des Landmannes Joh. Harms an einem Wassergraben stehende Esche vom Blitz getroffen. Statt aber den Baum zu zersplittern oder erheblich zu beschädigen, hatte der elektrische Strom nur eine geringe Spur hinterlassen; man sah nur eine unbedeutende Rinne unterhalb der Krone auf einer Strecke am Stamme herunterlaufend; Holzteile waren nicht berührt worden, während eine in demselben Dorfe befindliche Pappel von einem Blitz ganz zerschmettert wurde. Die Esche ist als Alleebaum in der Marsch und in unseren Moorgegenden, an den Gräben entlang gepflanzt, sehr zahlreich vertreten, von ansehnlicher Höhe und Dicke, aber man hat fast niemals von Blitzschlägen gehört, von denen diese Baumart getroffen worden ist. Das Holz der Esche ist hart, dabei außerordentlich trocken, so daß man es im frischen Zustande sofort als Brennmaterial benutzen kann.

Hahnenkamp. J. Butenschön.

Nachschrift. Wenn in der erwähnten Statistik die Esche als ein durch Blitzschlag gefährdeter Baum gegenüber den sogenannten Fettbäumen aufgezählt wird, so ist dies nur relativ gültig. Daß die Esche, was Gefährdung anlangt, erheblich hinter der Pappel zurücksteht, geht aus der Fortsetzung der Statistik hervor, die in gegebener Veranlassung jetzt mit genannt werden mag: In den sechs Jahren der Beobachtung ergab sich für Bäume, deren Verbreitung im Gebiete auch nicht annähernd zu bestimmen war, folgendes nach der Häufigkeit der Blitzschläge geordnete Resultat: Pappel 43, Birnbaum 38, Linde 18, Kirschbaum 13, Edelkastanie 12, Nußbaum 8, Esche 8, Apfelbaum 7, Weide 6, Pflaumenbaum 5, Ulme 3, Weinstock 2, Ahorn, Holunder, Zirbelkiefer, Pfirsichbaum je einen.

Kiel. Barfod.

2. **„Claas Duncker,“** Lebensbild eines holsteinischen Originals, von K. Brügge-Heringsdorf — in Nr. 11, Jahrgang 1901 der „Heimat“ — hat mich sehr interessiert. Wir haben Claas Duncker oft durchs Dorf, von Haus zu Haus, begleitet und den Tönen seiner Klarinette gelauscht; er war uns Kindern ein gern gesehener Mann. — Sein Zeitgenosse war der Kesselflicker „Johann Fleiter,“ so allgemein von jung und alt genannt, weil er bei seiner Arbeit stets lustige Melodieen pfiff. Wenigstens einmal jährlich kehrte er in unserm Dorfe ein und schlug alsdann seine Werkstatt auf des Bauervogts Hofstelle unter einer großen Eiche auf. Sein Einzug war uns Kindern ein besonderes Ereignis. „Johann Fleiter“ is dor!“ hieß es, und hatten wir alsdann nichts Eiligeres zu thun, als ihm alle reparaturbedürftigen Messing- und Kupfergeräte aus unseren Häusern hinzuschleppen, woran er dann tagelang Arbeit hatte. Es war unser Bestreben, ihn möglichst lange festzuhalten. Er belohnte unsere Helferdienste durch allerlei Erzählungen; besonders imponierte uns, daß er Schlangen in den Taschen und auf der bloßen Brust trug und gebratene Igel aß. Stets trug er einen hohen Zylinderhut, in welchem er allerhand Papiere und andere Sachen verpackt hatte. Nachts logierte er in Scheunen oder Backöfen. Seinen eigentlichen Namen habe ich nie gehört. Wenn ich nicht irre, hatte er seine Wohnung in Rooge, einem Dorfe bei Neustadt.

Hohenhude bei Kiel. E. Lange.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Satzungen des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Litteratur, giebt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen des geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, einem Beisitzenden und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen des Statuts betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 M. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an:

Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, Vorsitzender.
„ Lund, Kiel, Düppelstr. 72, Schriftleiter.
„ Eckmann, Ellerbek, Schriftleiter i. Vertr.
Lehrer Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2, Schriftführer.
„ Fr. Lorentzen, Kiel, Adolfstr. 56, Kassenführer.
Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann, Kiel, Wilhelmsplatz 6, } Beisitzer.
Stadtrat Ferd. Kähler, Kiel, Lorentzendamm, }

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 5. April von 1 Uhr an. Anmeldungen mit Taufschein, Impfscheinen, Gesundheitsschein und Schulzeugnis nimmt entgegen

(11) Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Verkaufe „Heimat" 1891—1901.
Hornig, Meeschendorf-Neukirchen (Holstein).

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an **C. C. Christiansen.** (1)

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre!

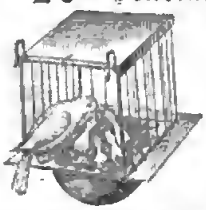
H. Heustreu.

Kiel. *Optisches und mechanisches Institut. Lehrmittel-Fabrik.*

(3)

Für Vogelfreunde und Züchter.

Heckekäfige und Utensilien



für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall u. milbenfrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl

Th. Kapff Nachf.,

(13) Ludwigsburg

Ill. Kataloge gratis u. franko.

Optische Anstalt Fleethörn 26.

Th. Hecht, Kiel.

Brillen und Kneifer

sorgfältigste Anpassung unter Garantie.

Elektrische Lehrmittel

Dampfmaschinen, Heißluftmotore 2c.

Stereoscope und Bilder aller Länder (8)

sowie Studien, Städte- und Genrebilder.

Reisegläser, Operngläser, Barometer.

Max Riemer, Kiel

Hof-Buchbinder

Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Heinrich von Preussen.

Grösste u. leistungsfähigste

(9) **Buchbinderei der Provinz.**

Einbanddecke zur „Heimat" für alle Jahrgänge vorrätig.

Vorstadt 9. * * * * * * Fernspr. 377.

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.

Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux

Wein-Grosshandlung,

empfehlen ihre gutgepflegten

Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.

Rum – Cognac – Whisky. (4)

Devonische Petrefacten,

auch **Trilobiten, Crinoiden etc.**

in Kollektionen zu 5, 10, 15, 20, 50 M. und höher hat stets abzugeben (2)

M. Hopmann in Gerolstein i. Eifel.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**

Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Swickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Den als Beilage dem Januarheft mitgegebenen **„Prometheus"-Prospekt** des Verlages **Rudolf Mückenberger** in Berlin empfehlen wir den geehrten Lesern zur geneigten Beachtung.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 2. Februar 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25% gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Wenkorf, Die Wilstermorsch-Stube im Altonaer Museum. (Mit 2 Bildern.) — 2. Goos, Altditmarsische Befestigungen. I. — 3. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 4. Wiedenfeld, Die Fastlomfeier vor 50 Jahren. — 5. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 6. Gedichte von J. H. Fehrs. — 7. Krumm, Bücherschau. — 8. Löhmann, Min Moder ehr Riderstückschen. (Gedicht.) — 9. Mitteilungen.

Unsere diesjährige General-Versammlung

wird in der Pfingstwoche zu **Lauenburg a. E.** tagen. Ein Ortskomité ist gebildet worden und an die Vorbereitungsarbeiten herangetreten. Anmeldungen von Vorträgen und Mitteilungen, sowie Bekanntgabe etwaiger Wünsche und Anträge für die Versammlung nimmt unser Vorsitzender, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, entgegen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Anfragen.

D. K. in Altona-Ottensen: Besten Dank für Ihre Mitteilung. Sie irren, wenn Sie schreiben, es sei ein männliches Exemplar; die Mistel hat eine Zwitterblüte. — Lehrer H. Sp. in Altona: Ein Werk speziell zum Bestimmen der Vögel Schleswig-Holsteins giebt es nicht. Rohweders „Verzeichnis der Vögel Schleswig-Holsteins" ist leider vergriffen; hoffentlich erfreut uns dieser Ornithologe demnächst durch eine ähnliche Arbeit. Wiederholt bin ich nach diesem Werke gefragt worden. Zur Zeit arbeitet Rohweder an der Neuauflage des großen Naumann, „Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas." Es ist und bleibt das Elitewerk für jeden Ornithologen. Die Bestimmungstabellen von Prof. Dr. Friedrich Dahl, „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins" behandeln leider nicht alle Ordnungen der Vögel, z. B. nicht die Schwimmvögel; die Tabellen würden Ihnen sonst die trefflichsten Dienste leisten („Heimat" 1894 und 1895). Eine Fortsetzung dieser vorzüglichen Arbeiten in der „Heimat" ist aus mehrfachen Gründen leider ausgeschlossen. Somit sei Ihnen E. Schäff, „Ornithologisches Taschenbuch" (Neudamm: J. Neumanns Verlag, geb. 3 M.) zur Bestimmung auch der Schwimmvögel empfohlen.

Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Ed. Feldtmann, Geschichte Hamburgs und Altonas. Hamburg, 1902, Selbstverlag Bornstraße 32. Preis 3 M. — H. Ehlers, Geschichte von Altona und Umgegend. Hannover, Carl Meyer. Preis 0,40 M. — Bericht des Museums Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte über das Jahr 1898, desgl. 1899 und 1900 nebst zwei Beiträgen zur Vorgeschichte aus dem Lübeckischen Landgebiet. — Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. 41. Band. Wien, in Kommission bei W. Braumüller und Sohn. — E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich, 1902. Kommissionsverlag von Fritz Amberger. Preis 1 M. — O. Janson, Meeresforschung und Meeresleben. Leipzig, 1901, Verlag von B. G. Teubner. Preis 1 M. — R. A. Hehl, Flüssige Luft. Halle a. S., 1901, Schwetschkescher Verlag. Preis 0,50 M. — Otto Speckters Vogelbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. Hamburg, 1901, Verlag von Alfred Janssen. Preis 1 M. — Chr. Kock, Zur Geschichte der Leibeigenschaft. Nachrichten aus den Gütern Saxtorf, Damp und Hohenstein. Sonderabdruck aus Band 31 der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. Eckmann.

Neue Mitglieder.

(1902.)

1. v. d. Ah, Postassistent. Fuhlsbüttel. 2. Armbrust, Oldenburg. 3. Börensen, Lehrer, Pellworm. 4. Buhmann, städtischer Tierarzt, Magdeburg 5. Busch, Expedient, Kiel. 6. Ehler, Lehrer, Kiel. 7. Engel, Hofbuchbinder, Kiel 8. Feddersen, Kirchenpropst, Horst. 9. Halm, Kaufmann, Flensburg. 10. Hansen, Uhrmacher, Kiel. 11. v. Hedemann, Flensburg. 12. Dr. Heyden, Sekretär der Bürgerschaft, Homburg. 13. Hinkfoth, Betriebsdirektor der Eckernförde-Koppeler Eisenbahn, Eckernförde. 14. Hunwaldt, Ciseleur und Graveur, Kiel. 15. Jopp, Hauptlehrer, Hamburg. 16. Ivers, Lehrer, Wandsbek. 17. Kiefer, Barbier, Kiel. 18. Mehlert, Photograph, Glückstadt 19. Muus, Bürgermeister, Uetersen. 20. Peters, Postassistent, Sonderburg 21. Prüßmann, Lehrer, Louenburg. 22 Schmidt, Expedient, Kiel. 23. Schunke, Pastor, Horst 24. Dr. Schütt, Kreisarzt, Eckernförde 25. Thiessen, Lehrer, Flensburg. 26. Töpfer, Hamburg, Waisenhaus. 27. Wahl, Hauptamts-Sekretär, Altona.

Zur Nachricht:

Der uns zur Verfügung stehende Vorrat an Werbe-Exemplaren der „Heimat" (Januarheft) ist noch nicht erschöpft. Wir richten an unsere verehrlichen Mitglieder die Bitte, in der Werbe Arbeit fortzufahren und dem Unterzeichneten Adressen zwecks Zustellung eines Probeheftes aufzugeben.

Kiel, am 22. Januar 1902. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. Lehrer Barfod.

Mitteilungen.

1. **Ortsnamen.** In der Tagespresse sind in letzter Zeit verschiedene Deutungen des Kieler Straßennamens Schülperbaum gegeben worden: Ableitungen von Seullebvi (verborgener Sumpf) und von „schülpern," das möglicherweise von ersterem abgeleitet ist; es kann mitgeteilt werden, daß der Flurname Schülpendieck auf der Bloxdorfer Feldmark, Kirchspiel Westensee, vorkommt. — Ist die Deutung der Flurnamen Luhuvi (ähnlich Löhndorf, Lünkamp) und Gajenkroog bekannt?

Danzig. P. v. Hedemann.

2. **Über Vogelschutz im Mittelalter.** Einen weiteren Beleg für den in meinem Aufsatz „Die Natur im Volksmunde" („Die Heimat" 1901, X) ausgesprochenen Gedanken, daß bereits im Mittelalter Bestimmungen über den Vogelschutz erlassen worden sind, bietet folgende Verordnung aus dem Jahre 1483, in welcher der Rat zu Lübeck darauf Bedacht genommen hat, sowohl den jagdbaren als auch den singenden Vögeln dadurch besonderen Schutz angedeihen zu lassen, daß er ihren Fang und Verkauf vor Jakobi (25. Juli) verbot. In den „Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (6. Heft, 1893/94) giebt Dr. W. Brehmer die Verordnung im Wortlaut wieder: „De ersame Radt desser Stadt gebadet strengeliken, dat nemandt van desser tiid an wente to Jacopes dage hasselhoure (wohl das Hasel- oder Birkhuhn), raphone und ander wilde vogel vangen unde hiir to kope schall bringen. Brochte de jemandt to kope, deme wil se de Radt nemen laten. Uthgenomen de Spreen (Stare) mach me vangen to rechte tyden. Ok enschal nemandt leewark (Lerchen), nachtegalen edder andere singende vagel upvangen unde verkopen, dewile se in der telinge synt (während der Brutzeit) vor der sulven tyd. Worde aber we mede beslagen, deme wil de Radt de nemen laten, unde schal dat sunder broke nicht gedan hebben." Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 2. Februar 1902.

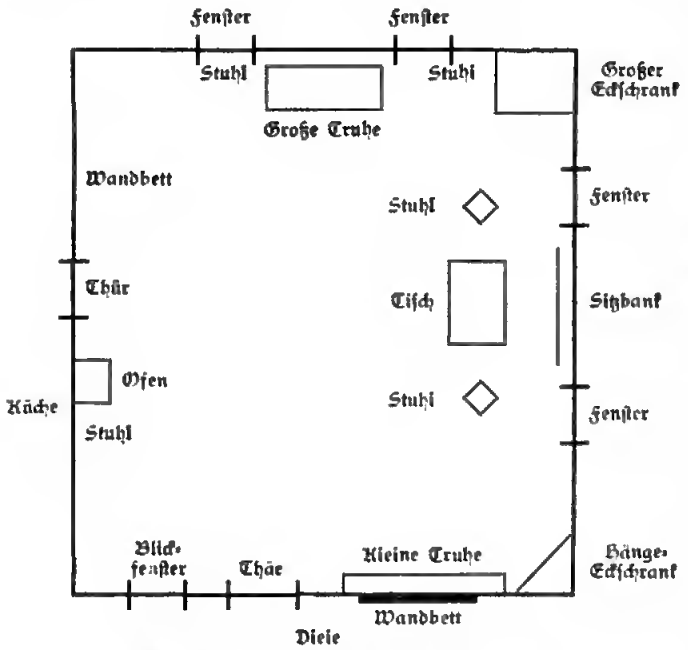
Die Wilstermarsch-Stube im Altonaer Museum.

Von O. Wentorf in Altona.

Die Art älterer Museen, mit Unmengen einzelner Gegenstände aus aller und keiner Herren Länder einem den Kopf wirr zu machen, ist im Altonaer Museum glücklich überwunden. Ich sage: glücklich überwunden. Denn da läuft man ein paar Stunden herum, bestaunt allerlei kurioses Zeug von Hottentotten und Australnegern, ergötzt sich an bunten Farben, wunderlichen Formen der Tiere, deren Namen andächtig von der Etikette gelesen werden, und wenn man hernach draußen ist, sucht man den Kopfschmerzen vorzubeugen oder sie zu vertreiben durch möglichst schnelles Vergessen der wirren Bilder. Selten nimmt der Geist, fast nie das Gemüt etwas Dauerndes mit sich. Beides aber ist der Fall, wenn man z. B. die Zimmereinrichtungen dieses Museums verläßt. Wie viel klarer, ergreifender und wirkungsvoller erkennt man hier durch unmittelbare Anschauung Wohnart und Lebensweise unserer Vorfahren als durch kulturhistorische Schilderungen oder mühsames Konstruieren im Geist nach den zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschauten Einzelgegenständen! Mir scheinen diese Zimmer auch besonders deswegen wichtig, weil sie weitere Kreise auf bäuerliche Kunst aufmerksam machen dürften, wie das auch kürzlich O. Schwindrazheim durch einen Aufsatz im 2. Septemberheft des „Kunstwart" versuchte. Es gilt ja gemeinhin als Unsinn, von Bauernkunst zu sprechen. Dem Bauern wird jedes Verständnis und Interesse für Kunst schlechtweg abgesprochen. Er gilt als Vertreter des rohen Geschmacks, der Geschmacklosigkeit. Sollte man nicht etwas vorsichtiger werden im Urteil, wenn man bedächte, daß der Bauer täglich seinen Geschmack bilden kann an den Werken des einen Meisters, den ja wohl auch die städtische Kunst respektiert: Natur!? Man wird ganz verwundert, wenn man die Predigt neuerer Künstler: Mehr Freude an der Farbe! in der Bauernkunst längst vor der Predigt That geworden sieht; oder wenn man jener „modernen" Linienführung, durch welche so besondere Wirkungen zu erreichen sind, schon in den Ornamenten bäuer-

licher Kunst begegnet. Mir scheint nähere Beschäftigung mit der leider fast erstorbenen Bauernkunst durchaus nutzbringend zu sein. Bietet sie auch nicht immer große Vorbilder, sie regt doch durch ihre Eigenartigkeit an; vor allem, sie atmet Volksgeist. Und welcher künstlerische Geist wäre nicht durch inniges Versenken in das Volkstum aufs reichste befruchtet worden?

Betreten wir die Wilstermarsch-Stube aus dem Jahre 1759, die von nicht geringem Kunstsinn zeugt, und aus der besonders deutlich Dauerhaftigkeit und glückliche Verbindung des Praktischen mit dem Gefälligen, Anheimelnden zu uns spricht. Die Stube mißt über 5 m im Geviert. Die beiden Außenwände und die Ofen (Küchen-) wand sind mit Kacheln belegt. Die an die Diele grenzende Wand sowie der Alkoventeil der Küchenwand sind von reich geschnitzter Holztäfelung bedeckt. An jeder Außenwand sind zwei Fach Fenster, eine Thür führt nach der Diele, eine nach der Küche. An der einen Außenwand steht die Sitzbank mit dem mächtigen Tisch davor, an der zweiten eine große Truhe, in der Ecke dieser beiden Wände ein Eckschrank. An der Küchenwand sehen wir Ofen, eine holländische Uhr, das Pfeifenreck und das Mangelbrett. Von dem Stuhl neben dem Ofen gestattet das Blickfenster den Ausblick auf die Diele. Der skizzierte Grundriß mag das Gesagte verdeutlichen. Schauen wir uns das Zimmer näher an. Zunächst berührt es sehr wohlthuend, daß man nicht papierbeklebte Wände sieht, wie es in unserm Zeitalter — es ist unzweifelhaft ebenso sehr ein papiernes als ein eisernes zu nennen! — Mode geworden ist. Betrachten wir die Dielenwand genauer. Die Dielenthür hat zwei länglich achteckige Mittelfelder, umgeben von einer Zahl geschnitzter Rundleisten. Die Ecken sind durch Rankenornamente geschmackvoll ausgefüllt. Reich geschnitzt ist auch der Rand des rechts von der Thür liegenden Blickfensters, durch welches der Bauer von der Stube aus die Diele beobachten konnte — des Herrn Auge macht die Pferde fett! Durch eine



Grundriß der Wilstermarsch-Stube.

gewundene Mittelsäule ist das Fenster in zwei Teile geteilt. Auf der Fensterbank stehen ein paar Zinnkrüge und eine Schale mit Früchten aus Steingut. Die Glasur der Äpfel, Birnen, Gurken ahmt die Naturfarbe dieser Früchte sehr glücklich nach. Über und unter dem Blickfenster liegen Wandschränke, deren schön geschnitzte Thüren Sechseckfüllungen mit ausspringenden Seiten zeigen. Über der Dielenthür befindet sich ein kleiner Prunkwandschrank für bunte Teller. Die Ornamente der durchbrochen geschnitzten Thüren zeigen außerordentlich schöne Linienführung. Links von der Dielenthür sehen wir ein Wandbett, dessen Thüren als Teile der

Die Wilstermarsch-Stube.

Wandtäfelung erscheinen und so den Gesamteindruck in keiner Weise stören. Trotz meines modernen Widerwillens gegen Wandbetten kann ich mir lebhaft vorstellen, mit welcher Behaglichkeit der Bauer, während der Wind vielleicht den Regen gegen die Scheiben trieb, die Thüren öffnete, sich auf die kleine Truhe vor dem Bette niederließ und sich dann dort drinnen endlich behäbig zur Ruhe streckte.

Die drei übrigen Wände zeigen Kachelbedeckung. Die Kacheln der Ofenwand hielten im Winter das Zimmer warm, denn an der Rückseite lag der Herd. An den Außenwänden boten die Kacheln guten Schutz

gegen Feuchtigkeit. Daß sie keinen steifen Eindruck machen, verhindern die blaufarbigen Bildchen, mit denen jede versehen ist. Es sind ohne Ausnahme biblische Bilder; die zu Grunde liegende Bibelstelle ist darunter verzeichnet. Natürlich zeigt nicht jede Kachel ein neues, eigenes Bild. In Abständen kehrt dasselbe Bild wieder, allein die Zahl der Muster ist doch ziemlich groß.

Die Fenster mit gewundenem Mittelbalken haben kleine quadratische Scheiben in Bleifassung. Einige dieser Scheiben sind farbige Glasbildchen. Bei einer Feier nach Errichtung des Hauses, dem „Fensterbier," schenkten Freunde und Bekannte dem Besitzer diese Scheiben. Da hat Hans Wilhelm Ebeling eine Scheibe verehrt, auf der zwei Zimmerleute mit einer Schrotsäge einen Balken zersägen. Auf der Scheibe des Thomas Lehmberg ist ein Bauer zu schauen, der einen Bienenschwarm vom Ast in den Korb einfängt. Das Fenster des Thomas Heinrich Lüdtkens zeigt ein prächtiges, starkes Bauerngespann, auf dem ein Hochzeitspaar durch die Felder fährt. Daneben steht das Sprüchlein: „Die Alten haben Ja beständig prophezeit: May monats kält und nas bringt rechte beut." Die fröhliche Feier wird beim Anblick der Fenster wieder lebendig vor unsern Augen. Wir lesen die Namen der Teilnehmer, manches Bild verrät uns den Stand des Gebers, und vielerlei lassen wir uns erzählen über Art und Weise jener Zeit, in der die Feier stattfand.

Die Decke ist durch zwei starke Balken in drei gleiche Felder geteilt. Auf jedem Feld sehen wir drei biblische Bilder mit kurzen Versen, wie: „Gott nährt Eliam in Hungers Not und sendet ihm dnrch Raben Fleisch und Brot." Oder: „Wer so wie Jakob schläft in Gott, wird sehn die Engel auf der Himmelsleiter gehn." Die Bilder sind mit Lasurfarbe auf Holz gemalt und nach den Stichen des Mathias Merian in einer Straßburger Bilderbibel von 1630 hergestellt. Die Seitenflächen der dicken Balken sind durch Landschaften geschmückt. Biblische Bilder von der Decke, auf jeder Wandkachel, biblische Darstellungen endlich auf den Seitenflächen des Ofens: das lehrt uns deutlicher als kulturgeschichtliche Studien, was die heilige Schrift einmal für das Geistesleben des Volkes bedeutete.

Wenden wir uns jetzt den Ausstattungsgegenständen zu. Zwischen den beiden Fenstern einer Außenwand steht die Sitzbank mit dem mächtigen Tisch davor. Sie hat auf den Feldern der Rückenlehne drei Monogramme, umrahmt von Ornamenten in Flachschnitzarbeit. Charakteristisch ist die Farbe. Ein Blau, zu dem wohl die Kornblume ursprünglich Vorbild gewesen ist, bildet die Grundfarbe. Die geschnitzten Ranken- und Blattformen sind grün und einige Blüten endlich rot. Denselben kräftigen satten Farben begegnet man auch bei den Fensterrahmen und den Stühlen. Die hölzernen Stühle haben in der Rückenlehne Rundsäulchen und ein schön geschwungenes Oberstück. Die Seitenlehnen sind gerade. Die Be-

quemlichkeit des Stuhls wird dadurch erhöht, daß die Vorderbeine in dem vom Sitz zur Seitenlehne führenden Teil nach außen gebogen sind. Die Beine sind unten durch eine oder zwei Reihen Querleisten verbunden.

Der Tisch hat eine starke steinerne Platte, getragen von mächtigen säulenartigen Eichenbeinen, die sich in der Mitte zu plumpen Kugeln erweitern und unten mit umgekehrten flachen Halbkugeln aufstehen. Ein Tisch, der an Derbheit und Festigkeit der Bauernspeise entspricht! Zwei Schränke finden wir in der Stube. Ein kleiner schön geschnitzter Hänge-Eckschrank ist in der Ecke zwischen Dielen- und Außenwand angebracht. Er wird aber in den Schatten gestellt durch den Schrank in der Ecke der beiden Außenwände. Dieser ist ein wahres Prachtstück. Die Eckleisten sind ganz außerordentlich reich und schön geschnitzt. Mit welcher Kunst sind stilisierte Blätter, Blüten und die immer wiederkehrende Weintraube miteinander verwertet! Wie sauber und dauerhaft ist alles gearbeitet. Hier gedenkt man wirklich wehmütig der guten alten Zeit, wenn man sich die modernen Schundmöbel vergegenwärtigt, die das Land überschwemmen, die schon aus dem Leim gehen, wenn man sie nur mal schief ansieht, und die gewöhnlich zur Umgebung passen wie die Faust aufs Auge. Dasselbe wehmütige Gefühl bleibt, wenn man die 1 m hohe kostbare Truhe mit Flachschnitzerei und Intarsia-Arbeit anschaut. Sie nimmt den Raum zwischen den Fenstern der zweiten Außenwand ein.

Der große Eckschrank.

Wenden wir uns zuletzt der Ofenwand zu! Ungefähr in der Mitte führt eine Thür, der Dielenthür gleich, in die Küche. Rechts von der Thür liegt ein zweites Wandbett, dem ersten genau entsprechend. Links ist die Wand mit Kacheln belegt. Hier lag in der Küche der Herd. Dadurch hielt sich die Kachelwand warm, was im Winter an Feeruug sparte. Vom Herd aus heizte man auch, bequem und praktisch zugleich, den Ofen. Dieser „Bilegger" ist eisern, seitlich mit biblischen Darstellungen und an den Kanten mit Messingknöpfen verziert.

Auf ihm steht ein schönes hölzernes Ofenreck, über welches man Wäschestücke zum Trocknen legte. Rechts vom Ofen hängt eine alte holländische Uhr, links das „Pipenreck" mit den langen Kalkpfeifen. Unter dem Pfeifenreck hängen Mangelholz und Mangelbrett, ein Stolz der Hausfrau. Das Brett ist sehr reich geschnitzt, fast sollte man meinen zu kostbar für den Gebrauch. —

So haben wir die Rundschau im Zimmer vollendet. Wir möchten weilen und von den Zeiten träumen, da hier der Bauer festen, schweren Schritts hereintrat und die schnelle Bäuerin ein- und ausging. Allein uns fehlt ein letztes: das Personenbild. Wie belebt doch die Propsteierin in ihrer Tracht das Propsteier Zimmer! Wir hätten dasselbe von der Wilstermarsch-Stube gewünscht.

Anmerkung: Die Stube ist dem 1759 erbauten Hause des Peter Haß aus Großenwisch bei Wewelsfleth entnommen. Wände, Decke und Eckschrank sind ursprünglich, das Übrige ist aus andern Ortschaften der Wilstermarsch ergänzt.

Altditmarsische Befestigungen.

Von **Johannes Goos** in Meldorf.

I.

Die vorliegende Arbeit, welche in der Generalversammlung der „Heimat" am 8. Juni 1897 in Meldorf als Vortrag gehalten wurde, ist als abgeschlossen nicht anzusehen. Das Material ist zu umfangreich, als daß es sich in einen einzigen Vortrag hineinzwängen läßt. Dazu kommt, daß viele Punkte dieses Gebietes der ditmarsischen Geschichtsforschung noch unklar sind. Wenn ich trotzdem den Stoff bearbeitet habe, so geschah es in der Hoffnung, manchem ein wenigstens annähernd klares Bild des Befestigungswesens unseres Ditmarscherlandes zu geben.

Ich gedenke, zunächst eine allgemeine Übersicht über die Landesverteidigung zu bieten und sodann auf *eine* Befestigung, die von Meldorf, etwas näher einzugehen. Die Marsch ist dabei fast ganz unberücksichtigt geblieben, da sie in den letzten Jahrhunderten der Freiheit wenig betreten ward und so viele Fragen hier noch zu unklar sind, als daß ein einigermaßen sicheres Bild gezeichnet werden könnte. — Ich glaube z. B. weder, daß der häufig vorkommende Name „Hemm," „Hehm," immer auf Verteidigung Bezug hat, bin vielmehr der Ansicht, daß er sich in vielen Fällen auf Wasserhemmung bezieht, noch kann ich mich der Ansicht anbequemen, daß die sogenannten „Freiberge" bewehrte Wurten waren, wenn auch einmal Waldemar II. eine solche befestigte. Viele fragliche Punkte sind um so schwerer zu erledigen, als die topographischen Verhältnisse der Marsch in den letzten Jahrhunderten sich in kaum glaublichem Maße verändert haben.

Man hatte in früherer Zeit nicht nötig, in der Marsch viele Befestigungen anzulegen, da sie so von Prielen, Gräben und Niederungen durchzogen wurde, daß es dem Feinde infolge der schlechten Entwässerung nur sehr schwer möglich war, in die Marsch einzudringen. Außerdem wurde es dem Marschbewohner leicht, durch Öffnen der Schleusen einen großen Teil des Landes unter Wasser zu setzen, ein Verfahren, das die Ditmarscher 1500 in der Schlacht bei Hemming-

stedt mit so großem Erfolg anwandten. Auch 1627 öffnete man die Schleusen bei Gelegenheit der Verfolgung Christians IV. durch Wallenstein. — Um nun, falls der Feind doch einmal in die Marsch eindringen sollte, eine Sicherung zu haben, hatte man an vielen Stellen die Kirchhöfe mit einer starken Mauer umgeben, und so boten sie, mit Schießscharten versehen, den Verteidigern eine vorzügliche Deckung, den Weibern und Kindern eine Unterkunft. — Wir sehen, daß es den Feinden Ditmarschens nicht leicht wurde, in der Marsch vorwärts zu kommen; vor allen Dingen aber sollten sie erst dorthin gelangen, und zu dem Zwecke war die Geest Ditmarschens zunächst zu erobern. — —

Man wundert sich oft darüber, wie es dem kleinen Ditmarschervolke möglich gewesen ist, seine Unabhängigkeit durch so viele Jahre zu erhalten, — wie zu einer Zeit, wo schon alle anderen Landstriche den Fürsten unterthan waren, sich der kleine trotzige Bauernfreistaat gegen den andrängenden Feind zu halten in der Lage war. Der Gründe, warum dieses geschehen konnte, giebt es viele:

Nicht zu unterst an steht die vielgerühmte Tapferkeit der Bewohner.

Das feste Gefüge der alten Geschlechtsverbindungen war außerordentlich dazu angethan, Einigkeit in der Streiterschar herzustellen. Tobten auch oft grimme Fehden zwischen den einzelnen Geschlechtern: in der Stunde der Gefahr ruhte der innere Zwist; es gab nur ein Ziel, nur ein Streben: die Freiheit des Vaterlandes zu wahren!

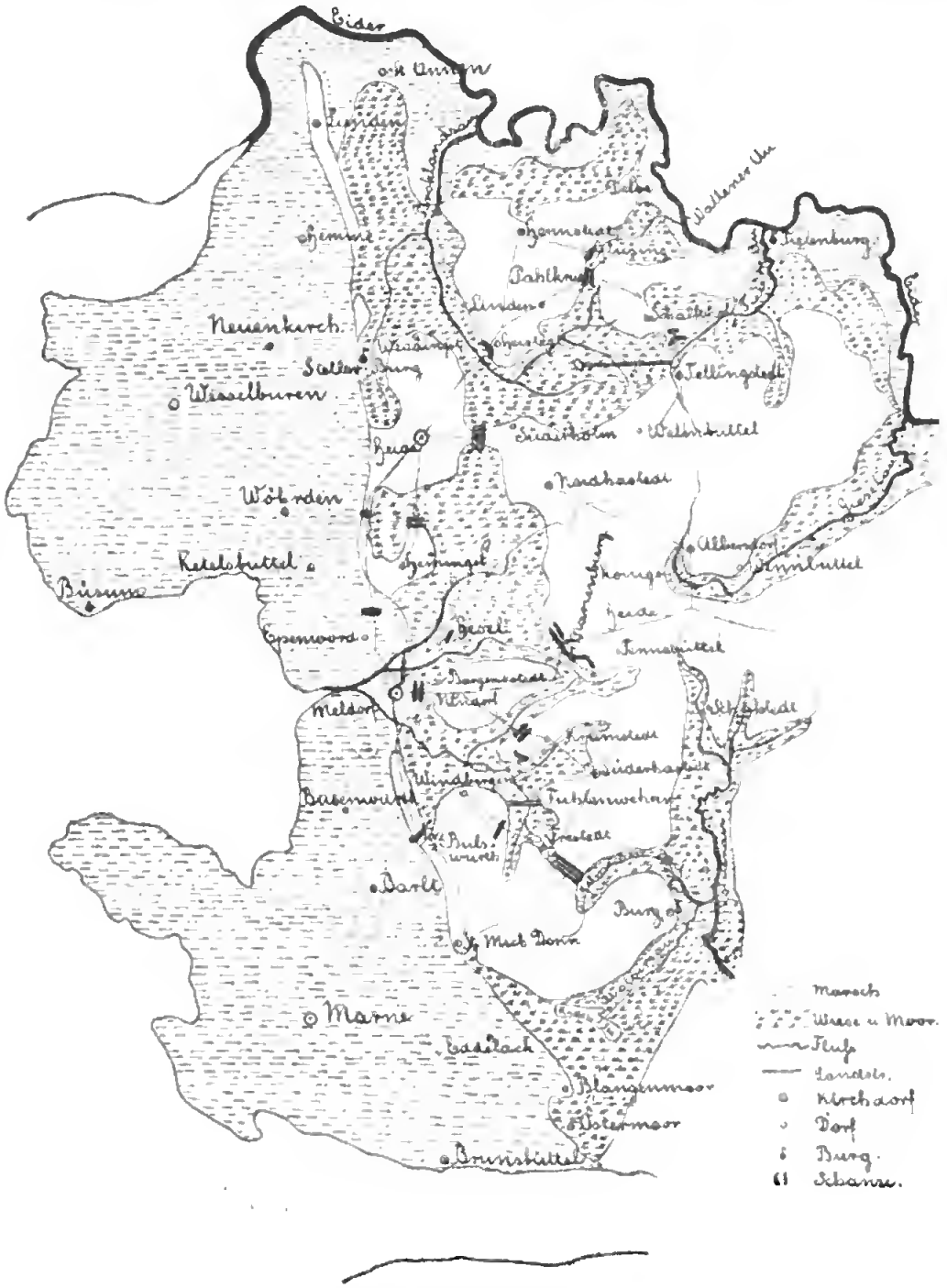
Der Reichtum der Bewohner ermöglichte es vielen, ihren Söhnen eine mehr als gewöhnliche Bildung zu geben. Söhne Ditmarschens fand man auf fast allen Universitäten. Nach Hause zurückgekehrt, über kurz oder lang an die Spitze der Gemeinde, des Geschlechtes oder des Freistaates selbst gestellt, waren sie imstande, vermöge ihrer Bildung den Fürsten und deren Räten oft erfolgreich zu begegnen, und nicht in unserm Jahrhundert allein hatte die Diplomatie ihren großen Einfluß.

Vor allen Dingen aber: die topographischen Verhältnisse des Landes machten Ditmarschen zu einem Landstrich, der nur unter den allergünstigsten Umständen zu erobern war. Ditmarschen bildete gleichsam eine natürliche Festung: im Westen die Nordsee, im Süden die Elbe, deren Ufer für feindliche Schiffe ohne kundige Führung nicht zu erreichen waren. Im Norden deckte der Eiderstrom mit seinen Niederungen und Brüchen das Land. Im Osten wurde es teils geschützt durch die Sümpfe der Gieselau, teils durch die Niederungen und Moore der Holstenau, des Kudensees und des Höner- oder Blangenmoors. — So stellt sich uns Ditmarschen fast als eine von Wasser und Sumpf umgebene Insel dar. Ich sage fast, denn einen wunden Punkt gab es für das Land und seine Verteidigung: die Strecke von Wennbüttel bis südlich fast nach Schafstedt. Hier hängt die Geest Ditmarschens zusammen mit dem übrigen Holstein. Auf dieser Strecke Ditmarschen abzuschließen, ist erst dem endenden 19. Jahrhundert vorbehalten gewesen durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals. Man fragt wohl, warum die Ditmarscher diese Stelle nicht sicherten durch Schanzen und Gräben, und vor einiger Zeit las ich — ich weiß nur nicht mehr wo? —, man würde dies wohl noch nachgeholt haben, wenn das Jahr 1559 für das Land glücklicher verlaufen wäre. Ich glaube nicht! Hätte man hier Verschanzungen angelegt,[1]) so hätte man auch die Verpflichtung gehabt, sie zu verteidigen. Da wäre aber zur „Landhöde" eine starke Mannschaft nötig gewesen, größer, als sie jemals die schwach bevölkerte Gegend um Albersdorf zu stellen in der Lage war. Bei einer etwaigen Invasion war also Albersdorf dem Feinde preisgegeben, und mit diesem Orte die ganze Um-

[1]) Es wird wohl behauptet, es seien dort Verschanzungen gewesen und Spuren noch sichtbar. Ich habe sie nicht finden können, und ortskundige Leute der Gegend wissen ebensowenig von Schanzen dort.

gebung. Das einzige, was man zum Schutze der Gegend that und wohl auch nur thun konnte, war, die dort bestehenden Waldungen nach Möglichkeit zu sichern und undurchdringlich zu machen.

Wie die Karte zeigt, präsentiert sich uns westlich von der oben genannten



Ditmarsische Befestigungen.

Invasionsstelle ein Geestplateau, das seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden hat, und auf dem Tellingstedt, Albersdorf, Nordhastedt und Süderhastedt liegen. Dies Plateau war in alten Zeiten stark bewaldet, trug den sogen. „Ries-

wohld," der so dicht war, daß Neocorus von ihm erzählt, ein Eichkätzchen habe, ohne ein einziges Mal den Boden zu berühren, von Meldorf bis zur Landesgrenze von Baum zu Baum hüpfen können. Die ganze Ebene wird nun wohl nicht bewaldet gewesen sein, wenigstens nicht die Krumstedter und die Königsheide. — Bei einem Einfall gewann also der Feind dies Plateau leicht. Und in der That hat diese Gegend zu allen Zeiten unter den Greueln des Krieges außerordentlich zu leiden gehabt.

Dem Feinde aber war mit der Eroberung dieser Ebene sehr wenig gedient, denn das Ziel aller Einfälle war doch die Eroberung des ganzen Landes, und die Plünderungen sollten nur Ditmarschen schwächen und einer Übergabe geneigter machen! — An die eben beschriebene Geestebene schließt sich nach Süden hin eine Halbinsel, umgeben von der Wolbersau mit dem Quickbek, dem Kudensee, der Marsch und der Süderau mit dem Fredebek. Fredebek und Quickbek nähern sich eben westlich des Ortes Quickborn bis auf wenig hundert Meter. Diese Geesthalbinsel trägt die Kirchörter Windbergen, Burg, St. Michaelisdonn und außerdem Gudendorf, das alte Wodansfeld. Die Stelle, wo diese Halbinsel mit dem Plateau zusammenhängt, wird abgesperrt durch alte Befestigungen. Drei Schanzreihen mit dahinter liegenden Laufgräben sichern die Stelle zwischen Fredebek und Quickbek oder dem Helmschen Bach. Sie schließen also Windbergen, Burg und St. Michaelisdonn sowie die dahinter liegende Marsch von Brunsbüttel, Eddelak und Marne, den „Süderstrand," von der Einfallsstelle ab. — Noch auf einer anderen Stelle, westlich vom Fredebek, finden wir alte Laufgräben. Man scheint also einen Übergang über den Fredebek und damit eine Umgehung der Quickborner Schanzen nicht für unmöglich gehalten zu haben. — Die Frage, wann diese Schanzwerke entstanden sind, ist schwer zu entscheiden. Wenn ich nicht sehr irre, hat seinerzeit Hauptlehrer Maaßen in Meldorf in den Quickborner Schanzen Urnenscherben aus prähistorischer Zeit gefunden. In geschichtlicher Zeit ist dort nicht mehr gekämpft worden. — Als im Jahre 1500 der Feind in Ditmarschen einfiel, nahm er seinen Weg über Windbergen, um Meldorf zu erobern, betrat also diese Halbinsel. Bislang mußte man nun annehmen, er sei über Frestedt oder Quickborn gekommen. Auf einer Museumsreise erzählte mir vor einiger Zeit ein alter Mann aus Frestedt, er habe in seiner Jugend beim Torfgraben bedeutend nördlich von Frestedt, dort, wo der Nordrand des Windbergener Geestrückens nach Süden umbiegt, einen Übergang gefunden durch das Moor, bestehend aus Pfählen und Faschinen. Der Ort heiße noch heute „Fuhlenwehren." [1]) Die Sage gehe, am „Fuhlenwehren" habe der Feind seinen Übergang genommen, als er in Windbergen die Hochzeit störte, also 1500! Von „Fuhlenwehren" führt ein Weg direkt nach Windbergen. Angenommen, diese Sage, die mir später von anderen Leuten bestätigt wurde, habe einen geschichtlichen Hintergrund: aus welchem Grunde wählte der Feind nicht den viel bequemeren Weg über Quickborn oder bei dem Dorfe Frestedt selbst, sondern den viel beschwerlicheren durch das Moor? Fürchtete er, dort von den Ditmarschern aufgehalten zu werden, und waren wohl gar die Schanzen damals noch intakt? Es ist fast anzunehmen! —

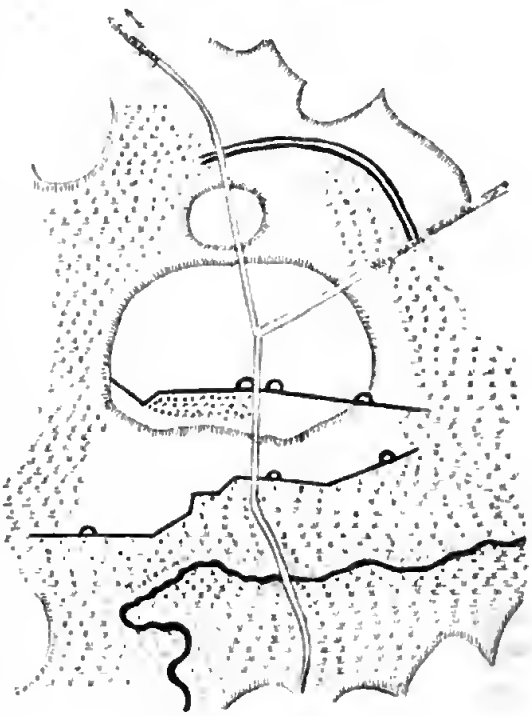
Man wird sich nun fragen, weshalb der Feind sich nie um die Eroberung dieser vorhin beschriebenen Halbinsel kümmerte und nie nach der dahinter liegenden Marsch zog? Die Antwort wird wohl lauten müssen: diese Gegend einzunehmen, trug für die Unterwerfung des Landes nichts aus; mit ihrer Eroberung war die Macht Ditmarschens keineswegs gebrochen. Sollte der eigentliche Lebensnerv des freien Ditmarschen abgeschnitten werden, so mußte man den Norden erobern.

[1]) „Fuhlenwehren" = schlechte, faule Wehr?

Der Süderstrand spielte in der Zeit des Glanzes des Freistaates keine Rolle, er war nicht einmal im Rate der 48 Regenten vertreten.[1])

Sollte, wie schon einmal erwähnt wurde, bei einer Invasion Ditmarschen zu Tode getroffen werden, so mußte der Feind versuchen, die Nordermarsch mit den Kirchspielen Oldenwöhrden, Wesselburen, Hemme, Neuenkirchen, Lunden und St. Annen in seine Gewalt zu bringen. Dies war das Herz des Landes. „Herrliche alte Geschlechter," sagt Neocorus, „wohnten hier."

Da galt es aber, gewaltige Hindernisse zu überwinden, — die Hammen! Im Norden des mehrfach erwähnten Plateaus sehen wir eine große Geestinsel, von demselben getrennt durch die unwegsamen Niederungen der Tielen- und der Broklandsau. Auf ihr liegen Norder-Tellingstedt, Delve und Hennstedt. Es ist dies das vielgenannte Gebiet der Norderhamme. Nur an einer Stelle nähert sich diese Geestinsel dem Plateau: eine Viertelstunde nördlich vom Orte Tellingstedt. Die jäh abfallenden Höhenzüge sind nur 2—3 Minuten von einander entfernt. Dazwischen liegt die Tielenau mit ihren Wiesen. Das Nordufer war hier mit starken Verschanzungen versehen. Nur ein kläglicher Rest der alten Befestigungen zeigt sich jetzt noch den Blicken des Wanderers. Was am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts von ihnen erhalten war, sehen wir auf der Skizze.



Die Tielenschanzen.

Die Befestigungen liefen mit dem unwegsamen Thalgrunde parallel. Neocorus sagt von ihnen: „Dat Water Tile flut nicht wit benorden Tellingstede, ehrmalß bredt unnd mit einer Brügge vorwahret geweft, darup ein Huß gestanden, dat men thogeschlaten mit dwee Doren, midden im Vort ein Schlachbom. Benorden de Tile ist de Landwere geweft. Nu iß de Weg vorhoget, alß dat eine kleine Brügge darower geit. Beosten dem Dorpe ein Rundeel, darup der Hennstedter Geschütt." — Wie stark die Schanzen bewehrt gewesen sind, zeigt eine Notiz, nach der die Ditmarscher, als am 24. Mai 1559 die Holsten und Dänen auf einer Rekognoszierung hier vordrangen, aus 12 Geschützen feuerten. Ein vornehmer Ditmarscher soll sich anheischig gemacht haben, hier mit 200 Mann ein ganzes Heer aufzuhalten. Nach einer im hiesigen Museumsarchiv befindlichen Schrift eines oldenburgischen Offiziers sahen die Schanzwerke um 1830 etwa folgendermaßen aus: „Beinahe 210 Ellen nördlich von der Tielenbrücke sieht man mehr oder minder deutliche Spuren von einer dreidoppelten Schanze, von welcher die vorderste sich in einer Länge von 300 Ellen zu beiden Seiten des Weges erstreckt und in ihrem Laufe ein- und ausgehende Winkel bildet

[1]) Nach dem Grunde des Ausschlusses hat man viel gefragt. „Sie sollen es in der Schlacht bei Hemmingstedt versehen haben," sagen die alten Chronisten. Doch ist der Grund wohl darin zu suchen, daß der Süderstrand zu weit vom Sitze der Regierung entfernt lag und zu schwer zu erreichen war.

und außerdem mit drei runden, geschlossenen Schanzen versehen ist. Die zweite Verschanzung, ungefähr 112 Ellen weiter nördlich, ist auf einer Anhöhe gelegen und erstreckt sich ebenso weit nach beiden Seiten vom Wege wie die erstgenannte, doch nicht ganz in derselben Richtung, sondern vielmehr inklinierend gegen den linken und divergierend gegen den rechten Flügel; auch diese ist gleich jener mit drei runden Schanzen versehen. Rechts vom Wege vor den Verschanzungen findet man Löcher oder Wolfsgruben. Die dritte Verschanzung, ungefähr 500 Ellen weiter nördlich an dem Wege nach Schalkholz, bildet aus- und eingehende Bogen, der Wall ist mit einem ziemlich tiefen Graben versehen und hat eine Länge von 537 Ellen. Diese Verschanzung ist am Fuße einer Anhöhe belegen, ihr rechter Flügel erstreckt sich 48 Ellen über den Weg bis an das Moor."

Bald hinter den Verschanzungen begann das dichte Schalkholz zur größeren Verstärkung der Befestigungen. Westlich von der Schanze zog sich bis nach der im Broklandsauthale liegenden Geestinsel Rederstall ein breiter Graben hin, „de ole Landgraben." Er soll nach 1403 angelegt worden sein, und als Grund für die Anlage wird folgendes angegeben: Als Graf Albrecht im Jahre 1403 einen Einfall in Ditmarschen gemacht hatte, erwarteten die Ditmarscher die Rückkehr des Heeres bei der Tielenschanze. Das Heer aber zog westlich davon über die Broklandsau auf Welmbüttel zu auf einem beschwerlichen Pfade und entging so der Rache der Nordhamminger.[1])

Vor Jahren wurde im dortigen Moor eine Art Bohlenweg gefunden, der von der Westerborsteler Feldmark aus nach Norden hin sich erstreckte.[2]) Es wäre ja nicht unmöglich, daß Albrechts Mannen diesen Weg gefunden und benutzt hätten. Durch diesen Übergang würden dann die Ditmarscher aufmerksam geworden sein auf einen schwachen Punkt in ihren Befestigungsanlagen und den Landgraben erbaut haben. — Derselbe existiert noch jetzt, hat aber zur Zeit nur eine Breite von 2 m. Wie mir Herr Apotheker Hartmann in Tellingstedt gütigst mitteilte, wurde bei der sogenannten „Krimm" vor 60—70 Jahren ein Damm durchgelegt. Von diesem Damm bis zur Tielenbrücke dient der Landgraben noch jetzt als Entwässerungsgraben zum Tielenauthal.

Die Tielenschanzen sind in ihren ersten Anlagen gewiß sehr alt. Ob sie prähistorischen Ursprungs sind, läßt sich sehr schwer entscheiden. Ich möchte es jedoch annehmen. Es wurde beim Abfahren der Schanzreste einst dort eine Urne gefunden. Dieselbe kann ja aber auch, wie der Besitzer der Urne, Herr Apotheker Hartmann in Tellingstedt, meinte, auf die Weise dahingekommen sein, daß man einen Teil eines Hünengrabes, in dem die Urne sich befand, für die Schanzen mitverwandte.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eins einschalten. Wir machen die eigenartige Beobachtung, daß in unmittelbarer Nähe der meisten ditmarsischen Verschanzungen sich Hünengräber in oft großer Zahl befinden. Ist dies Zufall, oder haben dort schon in prähistorischer Zeit heiße Kämpfe stattgefunden, und bergen die Hügel die irdischen Überreste jener tapferen Streiter aus altersgrauer Zeit? Die Frage ist schwer zu beantworten. Nach und nach werden die Befestigungswerke zerstört; die Erde wird zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendet, der Fachmann erfährt meist erst dann von der Zerstörung, wenn er zufällig in die Gegend kommt und vergebens nach den stummen Zeugen längst entschwundener Tage sucht! Die etwa gemachten Funde werden achtlos bei Seite geworfen, oder sie wandern erst nach Jahren ohne Fundbericht, also ohne großen Wert, in

[1]) Es ist mir nicht möglich, die Quelle anzugeben, aus der ich diese Nachricht schöpfte; ich fand sie ohne nähere Angabe unter meinen Notizen.

[2]) Siehe Verhandlungen der Berliner anthropolog. Gesellschaft vom 20. Januar 1883.

eine Sammlung. Wie viel weiter wären wir doch schon in der Kunde unserer Vorzeit, wenn jeder an seinem Teile dazu beitragen wollte, Bausteine zu sammeln, und an dieser Stelle möchte ich mir erlauben, die von dem verdienstvollen Direktor des vaterländischen Museums in Kiel, Frl. Professor Mestorf, in Nr. 6 des 7. Jahrganges der „Heimat" ausgesprochene Bitte zu wiederholen: „Achten Sie bei der Feldarbeit auf alles, was auf Werke von Menschenhand hinweist!" — Vor einigen Jahren wurde uns zufällig die Nachricht, man habe eben nördlich der Quickborner Schanzen ein Skelett gefunden. Als ich dort hinkam, waren die Skelettreste nebst Teilen eines Schildes verschwunden. Vielleicht wären sie imstande gewesen, uns über die eine oder die andere ungelöste Frage Aufklärung zu geben. Daß Fund und Schanze mit einander in Beziehung standen, ist wohl zweifellos.

Kommen wir nach dieser kleinen Abschweifung auf unsere Norderhamme zurück! Dieselbe wird in der Gegend von Pahlkrug durch die nach Norden fließende Wallener Aue sowie durch einen kleinen nach Süden in die Broklandsau sich ergießenden Bach in zwei ungleiche Hälften geteilt. Hier finden wir an zwei Stellen Befestigungsanlagen: bei Pahlkrug den sogen. „Grafenwall," drei Schanzen mit dahinter liegenden Laufgräben, um dem Feinde den Weg nach Linden zu verlegen, und bei Glüsing eine Schanze, die den Weg nach Hennstedt absperrte. — Von den Pahlkruger Befestigungen, bei denen die im Jahre 1559 von der Tielenbrücke zurückweichenden Ditmarscher sich, freilich vergeblich, festzusetzen suchten, ist jetzt jede Spur verschwunden. Von der Glüsinger Schanze ist noch ein kleiner Rest erhalten. [1])

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wilhelm Wisser in Eutin.

28. Hans Dünk. *)

Herrn Geh. Justizrat Kammerherrn Magnus von Wedderkop gewidmet, dem Vorsitzenden der Eutiner Litterarischen Gesellschaft.

* * *

Seine Geburt verdankt der Knirps dem wollenen Handschuh,
Seine Wiedergeburt nur, Litteraria, dir.
Ihnen darum gehört mit Recht der verdeutwelte Bengel,
Wenn er sich nur nicht einmal — wutsch! — in den Akten verkriecht.

* * *

Dar 's mal 'n Mann un 'n Fru weß — 'n Bur'n is dat weß, de Mann — de hebbt ggr kên Kinner hatt.

Nu is dat Winterdach [1]) weß, do kümmt dgr mgl 'n ol'n Mann to 'n Bidd'n. [2])

Do secht de Fru to em, hê schall man so lang' rin kam'n bi de Küll' [3]) un setten sik 'n bęten dgl, [4]) se will em 'n bęten warm Melk rin hgl'n.

---

[1]) Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die Sage behauptet, die Schanze sei von den Schweden angelegt (1713). Doch es ist hierbei zu bemerken, daß sehr häufig alte Befestigungen den Namen „Schwedenwall," „Schwedenschanzen" führen, die mit den Schweden absolut nichts zu thun haben. Außerdem waren 1713 nach meiner Ansicht die topographischen Verhältnisse schon der Art, daß ein Feind dort an der Stelle durch ein so kleines Werk nicht aufgehalten werden konnte.

*) Das hier mitgeteilte Märchen gehört zu denen, die mir in dem Hause meiner Großeltern Sach in Braak bei Eutin erzählt worden sind. Es waren dies — soweit ich mich ihrer noch erinnere — außer der Geschichte vom ‚Preester un Köster' und der vom ‚Fuchs und Wolf auf dem Eise' folgende: Grimm Nr. 4, 15, 19, 21, 27, 36, 37 u. 45, 40, 47, 53, 59, 61, 64, 73, 116, 171, Müllenhoff 8 (Gr. 14 u. 55), 9, 26, 28. Wahrscheinlich sind es aber außer diesen noch manche andere gewesen.

As se ęr un riu hal't hett, de Melk, un se steit dar so an 'n Disch un snitt em 'n Stück Brot, do fröcht hê ęr, worüm as se so bedröv't utsên deit.

Och, sech' se, se hebbt ggr kên Kinner, un se harr [5]) doch so gèrn 'n ol lütten Jung hatt.

O, secht de ol Mann, denn schall se man bikam'n un legg'n 'n rugen Hanschen [6]) int Rör, [7]) denn schall se man mal sên.

Daß diese Märchen aus mündlicher Überlieferung stammten und nicht etwa aus der Grimmschen Sammlung, ist unzweifelhaft. Denn mehrere von ihnen sind in dieser Sammlung überhaupt nicht vorhanden, und die übrigen waren zum großen Teil von den entsprechenden Grimmschen Märchen inhaltlich ganz verschieden.

Wer mir erzählt hat, weiß ich nicht mehr. Vermutlich ist es meine Großmutter Christine Sach geb. Haß (aus Nathenkuhl bei Eutin) gewesen und zwei damals noch unverheiratete Schwestern meiner Mutter, Greten und Doris Sach. Die meisten Geschichten werden mir von ‚Gretentante' erzählt worden sein, da diese später auch ihren eigenen Kindern immer erzählt hat.

Vierzig Jahre lang hatte ich an diese Jugendmärchen kaum wieder gedacht. Da kam ich, als ich im Winter 1894 einmal in unserer Eutiner ‚Litterarischen Gesellschaft' einen Vortrag halten sollte, auf den Gedanken, ich könne ja meine Märchenerinnerungen einmal zusammenstellen. Wie ich mich nun daran machte, da fiel mir einerseits auf, daß meine Märchen vielfach echtere und ursprünglichere Züge enthielten als die entsprechenden Grimmschen. Andererseits aber mußte ich die leidige Entdeckung machen, daß ich im Laufe der Zeit vieles vergessen hatte, daß von einigen Märchen, z. B. vom ‚Preester un Köster,' nur noch einzelne zusammenhangslose Bilder in meiner Vorstellung haften geblieben waren.

Diese beiden Umstände sowie der lebhafte Beifall, den meine Märchenerinnerungen und besonders das Märchen vom Däumling in unserer Litterarischen Gesellschaft fanden, veranlaßten mich, in den Dörfern unserer Gegend gelegentlich nachzuforschen, ob nicht irgend jemand als Kind dieselben Märchen gehört hätte wie ich, sie aber besser als ich behalten hätte. Denn allein um diese Märchen war es mir zu thun: an andere dachte ich noch gar nicht.

Bei diesen Nachforschungen nun hatte ich nach langen erfolglosen Bemühungen endlich das Glück — das, wie es in der Vorrede zu der Grimmschen Sammlung heißt, Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen Sammlern beisteht —, in Griebel die den Lesern der ‚Heimat' bekannte Märchenerzählerin Frau Schlör zu entdecken. Und seitdem habe ich dann nicht mehr nur nach meinen Märchen gesucht, sondern nach Märchen überhaupt.

So gehen meine Bemühungen auf dem Gebiete der heimatlichen Märchenkunde und die erfreulichen Erfolge meiner Nachforschungen auf die Eutiner Litterarische Gesellschaft zurück. Und wenn ich das hier mitgeteilte Märchen, vielleicht eins meiner schönsten, Herrn Kammerherrn von Wedderkop gewidmet habe, so habe ich damit zunächst zwar ihm persönlich danken wollen für die warme, verständnisvolle Teilnahme, die er meinen Bestrebungen jederzeit bewiesen hat, zugleich aber auch der Eutiner ‚L. G.'

Was nun das Märchen vom Däumling betrifft, so ist mir dasselbe vor mehreren Jahren auch noch von meiner alten Mutter wieder erzählt worden. Aufzeichnungen freilich habe ich mir damals nicht gemacht, so daß ich bei der Ausarbeitung allein auf das eigne Plattdeutsch angewiesen war.

Auf meiner Märchensuche habe ich den Hans Dünk viermal getroffen, in Eutin selbst, in der sog. Schäferei, einer Arbeiterkate am großen Eutiner See, in Sagau und in Schönwalde. Mitteilenswert ist von diesen vier Fassungen nur die erste, aus Kreuzfeld stammende, von einer längst verstorbenen Frau Ohrt, von der auch Nr. 16 und 17 der ‚Heimat' herrühren. Der Inhalt ist kurz folgender. Seine Mutter hält nichts von ihm, weil er nach ihrer Meinung wegen seiner Kleinheit ‚narms nütz too' ist. Sein Vater dagegen nimmt ihn überall mit hin und hat ihn dann in der Rocktasche. Einmal, auf dem Felde, verliert er ihn aus der Tasche, und eine Kuh schluckt ihn mit hinunter. In der Kuh soppt er dann die Melkenden mit seinem ‚stripp strapp strull'. Die Kuh wird an den Schlachter verkauft und geschlachtet. Beim Fleischhacken springt D. zwischen den Hackern durch und ruft: ‚Hack mi ne.' Wie die Wurst geprickelt wird, ruft er: ‚Prickel mi ne.' (‚Prickel mi ni, prickel de Wuß' erzählt man, wie mir eine junge Dame aus Lunden mitteilt, auch in Ditmarschen.) Der Schlachter wirft die Wurst weg. Der Hund schnappt sie auf und läuft damit fort. Da ruft D.: ‚Bit mi ne.' Der Hund läßt die Wurst liegen nahe bei dem ‚Immenschur' von D.'s Vater. D. kriecht heraus und schlüpft in einen ‚Immenrump.' In der Nacht kommen zwei Diebe, um Immen (Bienen) zu stehlen. D. erkennt in ihnen zwei Tagelöhner seines Vaters. Am nächsten Morgen geht er zurück zu

Na, as de ol Mann nahęr lank 'e Dęl [8]) is, do kümmt se je bi un lecht 'n rugen Hanschen int Rör. Un as de Hanschen 'n Tit lank in dat warm Rör lęgen hett, un se kikt [9]) mal tô, do kümmt dar so 'n ganzen lür-lürlütten Jung rut krupen [10]) ut den Hanschen.

Do is se je so vergnög't weß, de Fru, dat se 'n ol lütten Jung hett. Un ęr Mann, as dê tongß [11]) to Hus kümmt, do is dê uk je so vergnög't weß. Un se hebbt so vęl hol'n [12]) vun ęrn ol lütten Hans — dat künn' ji jn [13]) gar ne denken, wovęl as se vun em hol'n hebbt.

Dat 's gwer uk 'n lütten plitschen [14]) Bengel weß. Blots wassen hett 'e ne wullt. [15]) So lütt as he weß is, so lütt is he blęben. Hê is ne gröter weß as so 'n Dum'n. Un darüm hebbt de annern Lü' [16]) em ne anners nöm't [17]) as ‚Hans Dünk'. [18])

As hê nu so 'n Jung weß is vun 'n Jarer söß, söben, [19]) do hett sin Vadder em al ümmer mit to Fell' [20]) ngm'n, to 'n Plögdriben. [21]) Denn hett he em in ên Pêrör [22]) sett. [23]) Un denn hett Hans Dünk ümmer ‚hô' [24]) ropen un ‚hott' [25]) un ‚hier'. [26])

Nu sünd se uk mal wa' bi weß bi to plögen, [27]) do kam't dar 'n par

---

seinem Vater und zeigt die Diebe an. Der Vater freut sich, daß er seinen ‚lütten Hans' wieder hat, und D. ist stolz darauf, daß er doch ‚woortoo nütz' gewesen ist.

In Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß finden sich zwei Fassungen des Dämmlingsmärchens. Die eine stammt von Advokat Griebel in Heide, der im ganzen 18 Geschichten eingesandt hat, die andere aus Meldorf, von derselben Hand, von der das berühmte Märchen ‚Jungfer Maleen' (Müllenhoff S. 391 ff.) geschrieben ist.

Der Inhalt der Heider Fassung ist kurz folgender. Der Mann begegnet auf dem Felde einem alten Weibe. Auf ihre Frage, weshalb er so betrübt sei, klagt er ihr, er habe keine Kinder. Er soll ein Glas mit Bier in den Ofen stellen und dann in die Kirche gehen und beten. Er thut das, und wie er wieder nach Hause kommt, ‚hantiert' ein kleiner Jung in dem Glas herum. Einmal nimmt der Vater ihn mit zu Felde zum ‚Ploogdriben' und setzt ihn in das Pferdeohr. Dort macht er einen ‚Allerweltsspitakel' mit ‚too di' (zu dir, d. h. links) und ‚hott.' Der Vater verbietet ihm das: er mache ja die Pferde ‚narrsch,' und will ihn bei den Ohren kriegen. Aber D. springt hinunter und verkriecht sich im Heu. So kommt er in die Kuh und soppt dann die Magd beim Melken. Die Kuh wird geschlachtet, und D. wird mit in eine Wurst gestopft. Ein altes Weib, das zum Betteln kommt, erhält die Wurst. Wie sie abbeißt, sagt D.: ‚Bit mi ni, bit de Wuß,' worauf sie die Wurst wegwirft. Da kriecht D. heraus und geht nach Hause.

In der Meldorfer Fassung läßt der Mann sich vom Doktor einen schlimmen Finger schneiden. Da kommt aus dem Finger der kleine D. heraus. Wenn er Bier holen soll vom Brauer, rollt er seinen Sechsling wie ein Rad vor sich her. Einmal hört er, im Wagengeleise stehend, wie zwei Diebe sich über einen Einbruch beraten. Sie wollen Käse stehlen. Er bietet ihnen seine Dienste an. Wie sie ihn in die Luke hinaufgehoben haben, ruft er: ‚Weißen oder grünen?' Die Leute werden wach, und die Diebe entfliehen. D. versteckt sich im Stroh. Am andern Morgen holt der Knecht Stroh zum Hackselschneiden. Beim Schneiden hüpft D. über das Hackselmesser hinweg und springt in das Hackels. So kommt er in die Kuh und dann in die Wurst. Die Wurst wird einem armen Mädchen gegeben. Das Mädchen wirft sie fort, und ein Fuchs frißt sie auf. Diesen ‚peinigt' D., ‚bis der Fuchs vor Angst stirbt.' Da kriecht D. heraus.

Wie man sieht, stimmen die westholsteinischen Fassungen mit unserer ostholsteinischen in allen wesentlichen Zügen überein.

In der Grimmschen Sammlung findet sich das Märchen in zwei Fassungen. Nr. 37 ‚Daumesdick' und Nr. 45 ‚Daumerlings Wanderschaft.' In beiden ist der Schluß ohne Zweifel entstellt. In Nr. 37 gehört der Schluß zu dem Märchen vom Fuchs und Wolf, und in Nr. 45 ist die etwas verfängliche Derbheit des echten Schlusses von einer sorglichen Mutter, wenn nicht erst von den Brüdern Grimm selbst, künstlich gemildert worden.

Eine der unsrigen sehr ähnliche Fassung findet sich bei Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II 478 ff.

Die aus der Gegend von Schönwalde stammende Sage von Hans Dümkt, dem Stern im großen Bären (Müllenhoff S. 360), hat mit dem Märchen nur den Namen gemein. Hans Dümkl heißt der Stern offenbar deshalb, weil er der kleine Fuhrmann des ‚Wagens' ist.

Spitzbôv' verbi, de hört dat, dat dar ümmer wen [28]) ‚hô' ropen deit un ‚hott' un ‚hier'. Un se künnt je nüms [29]) sên.

Do gat se bet [30]) ran un fragt den Bur'n, wokèn as [31]) dar ümmer so ropen deit, se künnt je nüms sên.

‚Ja,' secht de Bur un lacht, ‚dat deit min ol lütt Hans, de sitt dar baben [32]) int Pêrôr.'

‚Dunnerjo,' seggt se sach' [37]) ên to 'n annern, ‚dat wêr wat vör uns', de kunn uns je banni [33]) bit Stęln helpen.'

Un do fragt se den Bur'n, wat he ęr den lütten Bengel ne afstan [34]) will, se wüllt em dar hunnert Daler vö' gęben.

Nę, secht de Bur, den' verköfft he ne.

Na, se bê't [35]) twêhunnert, se bê't drêhunnert, gwer nę, [36]) se künnt je niks mit den Ol'n ward'n: [37]) hê will sin'n ol lütten Hans je kortut [38]) ne verköpen.

Do plinkt Hans Dünk sin'n Vadder tô, hê schall dat man dôn. Un hê makt dar so 'n plitsch Ogen bi, as wenn hê segg'n will: ‚Vun dê ol'n dumm'n Kêrls wi' 't [39]) wul wa' afkam'n.'

‚Na,' sech' 'e dunn, [82]) de Bur, ‚dat Hanneln lat man na.' [40]) Wenn ji dusen Daler gęv't, denn künn' ji 'n [41]) krigen.'

Nu wüllt se dar êrs je ne rech ran. Awer se wüllt em ut je so bêsti [42]) gêrn hebb'n, den lütten Bengel, un do seggt se tolet jo. Un do kricht de Bur sin dusen Daler, un Hans Dünk, den' nemt de Spitzbôv' mit.

Nu 'sabens — de Lü' sünd al all' to Bett weß — do wüllt se wör [43]) bi 'n Holländer Kes' [44]) stęln ut'n Keller.

Dat Kellerfinster hett apen stan, dar sünd awer isern Trall'n [45]) vör weß.

Nu wüllt sê buten [46]) stan bliben, achtert Finster, un Hans Dünk, den' wüllt se int Finster setten, un denn schall hê ęr de Kes' ümmer rut lang'n, twischen de Trall'n dör.

As Hans Dünk awer rin kladdert is na 'n Keller, do fangt hê 'n Prał'n [47]) an: ‚Wat schall 't wesen, groten oder lütten, gęl'n [48]) oder grôn'n? Wat schall 't wesen, groten oder lütten, gęl'n oder grôn'n?'

‚Swi' [49]) doch still, Jung!' seggt de Spitzbôv', ‚du wecks de Lü' je up.'

Awer Hans Dünk blifft [50]) ümmer bi: ‚Wat schall 't wesen, groten oder lütten, gęl'n oder grôn'n?'

Dun dat Prał'n wakt den Holländer sin Fru up. Un se stött [51]) ęrn Mann an. ‚Du,' sech' se, ‚kumm gau up, [52]) dar sünd lö' 't [53]) Spitzbôv' in 'n Keller.'

De Mann springt ut 'n Bett un stickt de Lüch [54]) an.

As de Spitzbôv' dat sêt, dat dat Spill verraden is, do makt se, dat se wechkamt.

Nu kümmt de Holländer je mit de Lüch un lücht [55]) baben [56]) vun de Tripp tó na 'n Keller rin. Awer dar is niks to sên: Hans Dünk hett sik achter 'n groten Kes' daldükert hatt. [57])

Do geit he je lank 'e Tripp hendal, de Holländer, un lücht in all' de Ecken rüm.

Awer wiltdes [58]) hê in 'n Keller rümsöcht, wutscht [59]) Hans Dünk as so 'n Mus flink de Tripp lankup, [60]) un dat na de Kök rin. Un do dö' de Kök hendör na de grot Del rup, un vun de grot Del na de Hackelskamer [61]) rin. Un in de Hackelskamer, dar verkrüppt [62]) he sik int Hackels.

Annern Morgen — dat 's noch ganz düster weß — do kümmt de Kötsch mit de Röß [63]) un will de Kög' [64]) Hackels vörgęben. Hans Dünk licht [65]) noch in 'n drüdd'n Drom. [66])

Se rakt sik ęr Röß vull Hackels un rakt Hans Dünk mit rin na de Röß.

Un do geit ſe hen un ſchüdd't de Röß ut, na de Krüff [67]) rin, Hans Dünk uk mit, un de ên ol Kô — dat 's rech ſo 'n ol'n ſlökſchen [68]) Dôwel weß — de flückt em mit dgl.

Do wakt hê up.

As de Kökſch affödert [69]) hett, do kümmt ſe je mit ęr Emmer [70]) un ſett ſik hen to'n Melken.

Awer ſo as ſe anfang't to melken, röppt Hans Dünk:

‚Stripp ſtrapp ſtrull',
heß din Emmer no' ne bald vull?'

De Dêrn verfêrt ſik [71]), un ſe hölt 'n [72]) bęten up vun 'n Melken. Do is niks to hôrn.

‚Du muß di je rein verhôrt hebb'n,' denkt ſe. ‚Dat kann je gar ne augan, dat de ol Kô ſpręken kann.' Un ſe fang't weller an to melken.

Awer ſo as ſe ęben wa' anfung'n is, [74]) do röppt Hans Dünk weller:

‚Stripp ſtrapp ſtrull',
Heß du ol Hex din Emmer no' ne bald vull?'

De Dêrn ſpringt up, lett ęr Emmer in Stick un makt, dat ſe wech kümmt.

‚Unſ' Fru,' röppt ſe, ‚unſ' Fru, Buntkopp kann ſpręken'.

‚Och, Dêrn,' ſecht de Fru, ‚du büß je wul ne rech klôk.'

‚Ganz gewiß, unſ' Fru,' ſech' ſe, ‚ganz un ganz gewiß. Ik heff dat twêmal hôrt.' Un ſe zittert [75]) un flücht, [76]) de Dêrn.

Do geit de Fru je hen to 'n Melken. Awer ſo as ſe ęben bi is, bi to melken, do röppt Hans Dünk weller:

‚Stripp ſtrapp ſtrull',
Heß din Emmer no' ne bald vull?'

De Fru ward uk grôli, [99]) un ſe röppt ęrn Mann.

‚Ji ſünd je wul dwatſch,' [77]) ſecht de Mann, ‚wo [78]) kann ſo 'n Dêrt ſpręken?' Un hê geit fülb'n hen.

Awer ſo as hê anfang't to melken, röppt Hans Dünk weller:

‚Stripp ſtrapp ſtrull',
Heß din Emmer no' ne bald vull?'

‚Dat ol Bêß is behext,' ſecht de Mann. ‚Ji künnt man gliks [79]) Węter to Für krigen. Wenn 't Dach is, ſchall ſe ſlacht ward'n.'

Na, as 't Dach is, do ward de ol Kô je ſlacht.

As ſe ſlacht is, do ward je Wüß ſtoppt. [80]) Un Hans Dünk kümmt mit na den ên'n Wuß [81]) rin.

Nahęr, do kam't de Wüß je to Für. Do ſwümm't dê Wuß, wo Hans Dünk in ſitt, de ſwümm't in 'n Kętel ümmer rund üm, un Hans Dünk ſecht ümmer: ‚Hitt, [82]) hitt — hitt, hitt!'

De Fru — ęr ward je ganz ſchruteri [100]) — de nimm't de Schümkell [84]) un dükert [57]) den ol'n Wuß ünner.

Awer hê kümmt ümmer weller bgben, [56]) de Wuß, un denn ſecht Hans Dünk ümmer: ‚Hitt, hitt — hitt, hitt!'

Do kümmt dgr 'n Reifen [85]) to'n Bidd'n.

‚Sü,' denkt de Fru, ‚dat dröppt [86]) gôt hen.' Se fiſcht den ol'n behexten Wuß ut 'n Kętel herut, un do kricht de Reifen em.

De Reifen, as dê mit ſin'n Wuß ęben ut de Dör is, do ſecht Hans Dünk: ‚Itt [101]) 'n Wuß up, wilt 'e [87]) warm is, itt 'n Wuß up, wilt 'e warm is.'

De Reifen kikt [9]) ſik üm: dgr is narms [88]) wen [28]) to ſên.

Nu will he je afbiten.

Do secht Hans Dünk gau: ‚Itt mi ne up, itt 'n Wuß up, itt mi ne up, itt 'n Wuß up.'

Do nimm't de Reisen den Wuß un smitt em öwern Tun.[89])

Achtern Tun, dar hett grg 'n ol'n Voß sęten.

As dê dat sücht, dat dar 'n Wuß hensall't, do spring't he dar je glupsch[90]) up tô un flückt em in ên'n Haps[91]) dal.

Nu sitt Hans Dünk je weller in Düstern.[98])

Awer wat deit hê, de Muscheblix?[92]) Hê kümmt bi un krüppt[10]) lingelank[93]) dö' den Voß hendör. Un as hê so wid is, dat hê den Kopp un de beiden Arms rut hett, do klapst hê den ol'n Voß ümmerlos' achtervör[94]) un röppt: ‚Attę[95]) de Voß, attę de Voß!'

De ol Voß, de mênt je, dat de Jägers un de Driwers[96]) achter em sünd, un hê löppt un löppt.

Awer je duller as hê löppt, je duller klapst Hans Dünk em achtervör un röppt: ‚Attę de Voß, attę de Voß!' Bet de ol Voß tolętz ümfall't un dot is.

Do krüppt Hans Dünk ganz hernt.

Un as hê sik do ümkiken deit, wo hê wul is, do is hê dich[102]) vör 'n Dörp.

Do geit he gauz kandidel[103]) hen to Hus. Un do sünd sin Vadder un Mudder vergnögt weß, dat se ęrn ol lütten Hans weller hatt hebbt.

Anmerkungen: [1]) Wintertag, Winter, mit Nebenton auf der letzten Silbe. [2]) sprich ‚bird'n,' ohne daß das r hörbar ist. [3]) Kälte. [4]) nieder. [5]) hätte. [6]) rauhen Handschuh. [7]) Röhr. Ofenröhr. [8]) längs der Diele, d. h. über die große Diele hinweg und zur Thür hinaus. [9]) gucken, dänisch kige. [10]) kriechen, dänisch krybe. [11]) zunächst, d. h. nachher. [12]) halten von, dänisch holde af. [13]) statt ‚künnt ji ju,' könnt ihr euch. [14]) eigtl. politisch, klug, mit hellem i. [15]) Nur wachsen hat er nicht gewollt. [16]) Leute. [17]) genannt. [18]) mit hellem ü, verkürzt aus ‚Dümken,' Däumchen. [19]) von etwa 6, 7 Jahren. [20]) zu Felde. [21]) Wer ‚Pflug treibt,' hat darauf zu achten, daß das Beipferd immer in der zuletzt gepflügten Furche geht. [22]) Pferdeohr. [23]) gesetzt. [24]) weiter, vorwärts! [25]) rechts. [26]) links. [27]) wieder bei gewesen bei zu pflügen. [28]) jemand, Akkusativform. [29]) niemand. [30]) bis, d. h. weiter. [31]) welcher als, d. h. wer. [32]) oben. [33]) statt ‚unbanni,' unbändig. [34]) abstehn, ablassen. [35]) sie bieten. [36]) nein. [37]) werden, aufstellen. [38]) kurzaus, durchaus. [39]) statt ‚will ik.' [40]) das Feilschen laßt nur nach, plattd. statt ‚laßt nur sein.' [41]) statt ‚künnt ji em,' könnt ihr ihn. [42]) etwa ‚bitterlich gern': ‚beesti' ist ein Steigerungswort wie ‚furchtbar, schrecklich.' [43]) irgendwo. [44]) Käse. [45]) eiserne Stäbe, Eisengitter. [46]) draußen. [47]) prahlen d. h. laut rufen. [48]) gelben. [49]) statt ‚swig.' [50]) bleibt. [51]) stößt. [52]) komm schnell auf, plattd. statt ‚steh schnell auf.' [53]) statt ‚glöv' ik,' glaub' ich. [54]) Leuchte, Laterne, mit hellem ü. [55]) leuchtet, mit hellem ü. [56]) oben. [57]) niedergeduckt gehabt, inf. dükern, dänisch dykke oder dukke. [58]) während des, während. [59]) tonmalendes Wort, etwa ‚schlüpft,' mit hellem u. [60]) wörtlich ‚längs auf.' [61]) die Kammer, in der Hackels, Häckerling, geschnitten wird. [62]) verkriecht. [63]) eine aus Streifen vom Haselnußstrauch geflochtene ovale Mulde. [64]) den Kühen. [65]) liegt. [66]) im dritten Traum, d. h. in tiefstem Schlaf. [67]) Krippe. [68]) ‚slöksch' ist, wer gierig schluckt. [69]) abgefüttert. [70]) Eimer, im Plattd. sächlich. [71]) erschrickt, dänisch forlærde. [72]) aufhalten, plattd. statt ‚aufhören,' dänisch holde op. [74]) Im Plattd. sagt man ‚angefangen ist' statt ‚hat.' [75]) z gesprochen wie scharfes s. [76]) ‚zittern un fleegen,' ein stehender Ausdruck. [77]) verrückt, dänisch dvask mit etwas anderer Bedeutung (schläfrig, saumselig). [78]) wie. [79]) gleich, mit hellem i. [80]) Würste gestopft. [81]) Wurst ist im Plattd. männlich. [82]) dunn — do. [83]) Die Form des Subst. ‚Hitt' wird oft statt der des Adj. ‚heet' gebraucht. [84]) Schäumkelle, Kelle zum Abschäumen, hochd. Schaumkelle. [85]) Reisender. [86]) trifft. [87]) während er. [88]) nirgends. [89]) übern Zaun. [90]) gierig, dänisch glubsk, wütend, wild, reißend, bissig, grimmig. [91]) tonmalendes Wort. [92]) Monsieur Blix. Woher das Blix kommt, weiß ich nicht. [93]) wörtlich ‚der Länge längs.' [94]) hintenvor. [95]) wohl verderbt aus attendez, paßt auf, Ruf der Treiber bei Fuchsjagden. [96]) Treiber. [97]) sprich ‚sarch,' ohne daß das r hörbar ist, sachte d. h. leise. [98]) statt ‚in 'n Düstern,' im Dunkeln. [99]) gröli oder gruli (jüngere Form): gruselig; grö'n (gru'n): grauen. [100]) ęr ward schruteri (Adj.) oder ęr ward schrutern (schaudern). [101]) iß. [102]) dicht. [103]) seelenvergnügt, kreuzfidel. Vgl. Klaus Groth: ‚De Krei de spęlt Fidel, denn geit dat kandidel.'

Die Faſtlamfeier vor 50 Jahren.

Von **F. Wiedenfeld** in Kellinghuſen.

Der Faſtlam-Montag wurde früher in der Gegend von Kaltenkirchen feſtlich begangen und gefeiert mit Umzügen der jungen Leute, mit Muſik und Schmaus und Tanz am Abend.

An einem Tage vor Faſtnacht fand eine Verſammlung der jungen Männer des Dorfes ſtatt, um über den Umzug zu beraten und einen Führer zu wählen. Rechtzeitig am Faſtlam-Montage verſammelten ſich die Feſtteilnehmer im Dorfkruge oder bei ihrem Führer, um ſich zum Feſtzuge zu ordnen. Dem Zuge voran marſchierten drei Muſikanten mit Klarinett, Trompete und Violine. An der Spitze des Zuges befand ſich der Führer, welcher möglichſt komiſch ausſtaffiert war und der auf der Schulter eine Fleiſchgaffel trug. Von einem Bauernhaus zum andern zog dann die luſtige Geſellſchaft, Gaben einzuſammeln. Die Anrede des Führers bei dieſen Beſuchen lautete: „Wi ſammelt to Faſtlam, un wil wi nu vermoden dot, dat Ji noch enige ole Mettwüſt und Schinken von vergang'n Jahr ünnern Wiem hebbt — een wöllt wi ok nich verſmaden — mäglicherwis ok enige ole verſchimmelte Schillings noch int Schapp liggen hebbt, ſo ſprekt wi hier bi Ju vær un bed, en ring Deel darvon an uns aftogeben. Wenn Ji aber halsſtarrig ſünd un niks hergeben wöllt, dennſo nehmt wi, wat wi kriegen könnt."

Während dann Würſte, Schinken, Speck, Butter und Eier, auch Weizenmehl und Backobſt herbeigeholt wurde, ſpielten die Muſikanten eine luſtige Weiſe, und die jungen Männer tanzten mit den weiblichen Hausinſaſſen einige Male auf der großen Diele herum. Die Branntweinflaſche wanderte währenddeſſen von Mund zu Mund.

Beim Abſchied lud der Führer den Hausherrn nebſt Familie und Geſinde ein, am Abend nach dem Kruge zu kommen und den Faſtlam mitzufeiern. So ging es weiter von Haus zu Haus unter Begleitung der Dorfjugend (Kortvolk), welche an vielen Stellen auch mit Äpfeln, Nüſſen und Backobſt beſchenkt wurde. Die eingeſammelten Gaben wurden in Körben nach dem Kruge gebracht; dort wurde dann die Mahlzeit bereitet, und am Abend verſammelte ſich hier dann die ganze Dorfſchaft zum gemeinſchaftlichen Schmauſe. Das Geld, welches geſchenkt worden war, wurde zur Beſchaffung von Getränken (hauptſächlich Bier und Branntwein) verwendet.

Nach dem Eſſen wurde die große Diele zum Tanze hergerichtet, und während dann die älteren Leute in die Stuben zum Plaudern oder zum Kartenſpiel ſich zurückzogen, oder abſeits von der Diele Platz nahmen, erfreuten die jungen Leute ſich am Tanze bis in die erſten Morgenſtunden. —

Soweit ich erinnere, hat die Feſtlichkeit in dieſer Weiſe nach 1850 nicht mehr ſtattgefunden.

Beiträge zur Erklärung ſchleswigſcher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

VIII. Drei.

Wo die kleine Halbinſel Holnis von Angeln ſich abſetzt, begegnet man dem Namen Drei. Die nämliche Bezeichnung finden wir, wo das Kirchſpiel Kekenis mit dem übrigen Alſen zuſammenhängt. Verfolgt man das Subſtantiv nordwärts, ſo ſtößt es einem in Jütland wiederholt auf. So unweit Kolding in derſelben Form, während die Landenge, die zwiſchen dem Flade See und dem Limfjord Agger mit Veſtervig verbindet, ſowie die Landzunge bei Thyholm æ draw heißt. Am Oddeſund führt ein Iſthmus den Namen

æ sunndraw, das Sunddrei. Auch auf den dänischen Inseln kommt die Bezeichnung vor, so auf Samsö (draw) und auf Ärö, wo die Form drei mehrfach vertreten ist. Wenn mir recht ist, bringt Fabricius, der eine Beschreibung und Geschichte des Kirchspiels Drejö geliefert hat, auch den Namen des kleinen zwischen Ärö und Taasing gelegenen Eilandes Drejö damit in Verbindung. In Waldemars Grundbuch heißt die Insel Östræ draghö, während Avernakö, wo ebenfalls ein Drei sich findet, Wæstræ draghö genannt wird. Drag stellt die ältere Form dar, die u. a. in dem Namen des Gutes Dragsholm auf Seeland (Ods-Herred) und in der Dragsmur auf Helgenäs erhalten blieb, welche Mauer von Marsk Stig quer übers Drei gebaut wurde. In Norwegen und Schweden tritt die Bezeichnung meines Wissens nicht auf.

In allen Fällen dient die Form Drei, Draw oder Drag als Name einer schmalen Landverbindung, eines schmalen Landstücks zwischen zwei Wassern. Es fragt sich, welche Bedeutung dem Appellativ ursprünglich zukam. Zweifelsohne hängt es mit dem dänischen Verb drage zusammen, welches „tragen, ziehen" bedeutet. Unter drage zitiert Kalkar in seinem Wörterbuche der älteren dänischen Sprache (Bd. I, S. 375 a): „han laat skib dræyæs öwær land" (er ließ Schiffe über Land ziehen). Aus der älteren Geschichte ist zur Genüge bekannt, daß man vor Zeiten vor dem Experiment nicht zurückschreckte, Schiffe sogar stundenweit über Land zu ziehen. So berichtet die Knytlinga Saga (Kap. 108), daß Svend Grathe im Jahre 1151 seine Schiffe aus der Schlei nach Hylingstada (Hollingstedt) gezogen habe, um sie im Kampfe gegen die Friesen zu verwenden. Ich meine, daß man mit dieser Thatsache die Ortsbezeichnung Drei in Verbindung zu setzen habe, also, daß man mit dem Namen Drei, Draw oder Drag einen Isthmus belegte, über welchen Schiffe von einem Wasser ins andere gezogen werden konnten. In dem Namen würde dann ein Stück Kulturgeschichte liegen.

IX. Esgrus.

Einer der rätselhaftesten Ortsnamen Angelns ist der des Kirchspiels Esgrus. Zwar haben einige Ausleger sich zu müheloser Deutung verholfen, indem sie das danisierte Eskriis zum Ausgangspunkt nahmen. Ris, das altnordische hris, ist gleichbedeutend mit niedrigem Holz, Gestrüpp, und Esk ist natürlich Angler Dänisch, zu deutsch Esche. Was wäre näherliegend, als daß Esgrus Eschengebüsch bedeute? Kommt nicht die Lage dieser Deutung entgegen? Finden sich nicht noch heute besonders im nordöstlichen Teile des Kirchspiels nicht unbedeutende Waldpartieen, und daß die ansehnliche Kirche auf einer von Eichbäumen bestandenen Anhöhe gelegen ist, widerspricht dem nicht. Denn der Name war früher da als das Gotteshaus, ist höchst wahrscheinlich einer der ältesten unseres Landes. Auch der Name Esgrus-Schaubý verweist auf eine Gegend, die ehemals reiche Waldbestände aufwies.

Ortsnamen sind indes, wie jedes andere Wort der Sprache, in Übereinstimmung mit dem grammatischen Bau der Sprache gebildet. So ist es durchaus nicht angängig, dem Namen Esgrus ohne weiteres das dänische, der Neuzeit entstammende Eskriis, oder, wie die dänische Generalstabskarte schrieb, Eskeris unterzuschieben. Irgend ein Anhalt dafür findet sich meines Wissens nirgends. Ich gebe nachfolgend die mir bekannten Formen des Namens. Um 1450: Esgrus chonbu (Dipl. Fl.); 1523: Esgrus (Dipl. Fl.); Dankw. Eßgrus; D. Atl.: Esgrus; Dän. Generalstabskarte: Eskeris; Trap: Eskriis: Preuß. Generalstabskarte: Esgrus. Kok verzeichnet im zweiten Bande seines bekannten Werkes die Form Esgerus vom J. 1231. Wo er sie gefunden, sagt er nicht. In Waldemars Grundbuch findet sie sich nicht. Doch habe ich keine Veranlassung, in seine Mitteilung irgendwelchen Zweifel zu setzen, um so weniger, als auch er die Form Eskeris verwirft.

Ich nehme mit Kok an, daß wir in Esgerus oder Esgrus die älteste bekannte Form vor uns haben. Es wird zunächst zu untersuchen sein, aus welchen Wörtern der Name sich zusammensetzt. Daß er nämlich ein Kompositum darstellt, bedarf keines Beweises. In der vorliegenden Form, die also dem 13. Jahrhundert entstammt, giebt er in diesem Betracht keinen Aufschluß. Sie muß also bereits vor jener Zeit Wandlungen unterworfen gewesen sein, die eine vollständige Unkenntlichkeit des Grundwortes veranlaßten, jedenfalls ein hinlänglicher Beweis dafür, daß der Name eine Ortschaft bezeichnet, deren Gründung ins Altertum zurückreicht. Sehen wir uns, um zu einem Ergebnis zu gelangen, nach Ortsnamen um, die ebensolche oder ähnliche Endungen zeigen. Wir finden aus dem Jahre 1274 Arus, 1400 schon Arhus und aus noch älterer Zeit Nidaros, den ehemaligen Namen für das uralte Trondhjem (Drontheim). Ersterer, heute Aarhus, ist nicht, was das Wappen der Stadt besagt, aus Aare (Ruderstange) und Hus zusammengesetzt,[1]) sondern, wie die älteste Schreibung unwiderleglich darthut, aus dem altnordischen ár, Genitiv von á (Strom, Fluß), und ós = Mündung. Der dem Meere zunächst liegende Teil der Stadt führt noch jetzt den Namen Mindet, altn. mynni, das mit ós gleichbedeutend ist. Aarhus wäre also der Ort an der Mündung des Flusses. In Nidaros erkennen wir auf den ersten Blick wieder die altnordischen Wörter á (Genitiv ár) und ós. Nidá ist der Name des Flüßchens. Die Bedeutung des Ganzen ist demnach: Mündung der Nidelv. Nach dieser notwendigen Ab-

schweifung werden meine Leser bereits erkannt haben, daß dem Ortsnamen Esgrus das Wort ós, abgeschliffen us, nicht zu Grunde liegt. Das Kirchdorf liegt zwar an einem Bächlein, das sein Wasser der Lipping-Au zuführt, jedoch nicht an der Mündung eines Flusses. — Aber vielleicht könnte man -rus als Stammsilbe ansehen. An sich ist sie völlig bedeutungslos, und sie als Korruption von ris zu betrachten, ist absolut ausgeschlossen. Wir haben gerade in unserer engeren Heimat eine ganze Reihe von Namen, die mit Ris zusammenhängen. Bei keinem zeigt sich die angedeutete Wandlung. Ebensowenig habe ich solche an einer Menge von nordischen Ortsnamen beobachtet. — Es bleibt meines Erachtens nur die Annahme, daß die Stammsilbe us eine Abschleifung von hus darstellt. Wie ich gelegentlich der Deutung von Husby bemerkte, hatte das Wort hus ursprünglich den Sinn von Unterschlupf und wurde später zur Bezeichnung für eine Burg erhoben. Wenn mir recht ist, meldet die Geschichte von einer Veste, die hier gelegen, nichts. Ebensowenig berichtet meines Wissens die Sage von einer solchen; wogegen unweit Wippendorf, das in Waldemars Grundbuch als Königsgut zu 36 Mark Goldes angesetzt ist, eine Burg gelegen haben soll. Die Bedeutung von hus als Burg scheint in diesem Falle ausgeschlossen; das Alter des Namens stützt dieses Ergebnis. Liegt dem Worte als Stamm hus zu Grunde, so heißt die Silbe hier schlechthin Unterschlupf, Wohnstatt.

Lautete der Name ursprünglich aber Esgerhus, so führt uns der erste Teil des Wortes auf einen Personennamen, den wir in älteren Urkunden finden. So in Waldemars Grundbuch, Ribe Oldemoder, Dipl. Flensb., Dipl. Vibergense, Hasse Regesten u. Urkunden und in der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urkundensammlung. Der Name lautet Esgi oder Esge (auch Eske, Esche, Esky) und Esger (Escher), tritt also in verschiedenen Formen auf, was schon bei den alten Namen häufig vorkommt. Nach analogen Fällen zu schließen, ist höchst wahrscheinlich, daß noch eine dritte Form desselben Namens bestanden hat, nämlich die Form Esk. Für den altnordischen Mannesnamen Asgei—r hatte man ehemals also die Formen Esk — Esgi — Esgær.

Rücksichtlich der Anwendung von Personennamen in Ortsnamen ist es natürlich von größter Wichtigkeit, deren Genitivform zu kennen. Läßt man dies außer acht, so gelangt man zu haltlosen Ergebnissen. So ist es notwendig, zu wissen, daß den Namen Frörup und Fröstrup, Bramdrup und Bramstrup trotz der augenfälligen Ähnlichkeit verschiedene Namenformen zu Grunde liegen. Die meisten männlichen Namen fügen ein -s an, doch giebt es eine ganze Reihe Maskulina, die ohne -s flektiert werden. Unter andern Fathir und Brothir. So Brothærthorp (Brothær, Broderus 12. Jahrh., Brother, Broder, Bror 13.–16. Jahrh.), aus welchem unser Braderup und Brarup entstanden ist. Doch kommen daneben auch Formen auf -s vor, die allemal auf einen jüngeren Ursprung des Ortes deuten. Ich erinnere nur an das Dorf Brodersby, welche Ortschaft also jünger ist als die gleichbedeutenden Braderup und Brarup.

Wie bei dem Namen Brothir lautet auch die Genitivform des Namens Esger oder Esgær wie der Nominativ. So steht also einer Deutung des Namens Esgrus als Hus (Unterschlupf) des Esger in sprachlicher Beziehung nichts im Wege. Wir dürfen füglich, bis wir eines Besseren belehrt werden, zu der Annahme neigen, daß Esgrus aus der Niederlassung eines Mannes erwuchs, der den Namen Esger (Asgei—r) führte.

Gedichte von J. H. Fehrs.

Sprüche.

1.

Denken und sinnen,
Sparen und spinnen,
Streiten und streben,
Wirken und weben,
Lieben und hassen,
Halten und lassen,
Richten und runden,
Kranken, gesunden,
Dulden, vergeben —
Lern' noch begraben,
So lernst du leben.

2.

Nur nicht so stolz, du hohler Gauch,
Bist du auch hoch- und höchstgeboren!
Die Ehr' der Welt ist wie ein Hauch,
Und Geld und Gut ist bald verloren;
Hüll' dich nur ein in duf'gen Rauch,
Die Zeit läßt niemand ungeschoren,
Und packt der Tod dich an den Ohren,
Ich wette, Freund, dann stinkst du auch.

[1]) Ein Fall, der vor Auslegungen mit überwiegender Rücksicht auf das Wappen warnt. So ist es auch nicht angängig, den Namen der Uggelharde, einzig, weil sie eine Eule im Wappen führt, als Eulenharde auszulegen.

Vielliebchen.

Blumen und Lichter,
Leuchtende Augen und frohe Gesichter,
Muntres Geplauder, Spiel und Gesang,
Tönende Rede und Gläserklang.
Neben mir sitzt ein schmucker Gesell,
Sprudelnd, bewegt wie ein lieblicher Quell,
Necke mich weidlich mit ihm herum,
Und eh' ich's verspürt,
Bin ich auf Wegen grad' und krumm
Listig in eine Falle geführt,
Daß ich ihm nicht entschlüpfen kann —
Grüß Gott, Vielliebchen, ich denk' daran!

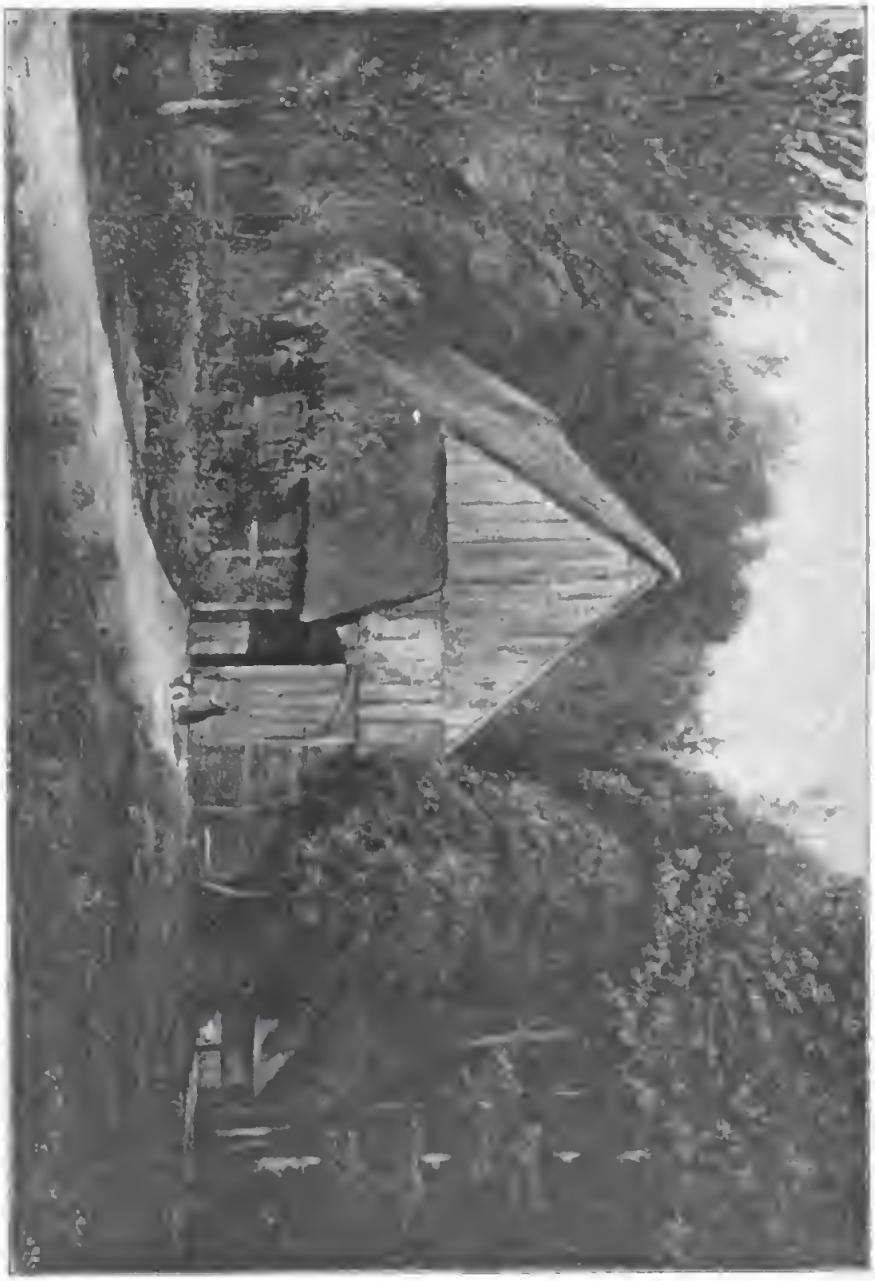
Bücherschau.

Ettgrön. Vertelln von Johann Hinrich Fehrs. Verlag von H. Lühr und Dircks. Garding. — Ein neues Buch von Johann Hinrich Fehrs wird von den Freunden der plattdeutschen Litteratur mit Freuden begrüßt, mit Interesse gelesen werden. Man kann sich leider die Thatsache nicht verhehlen, daß diese Litteratur immer mehr verflacht, wie die neuplattdeutsche Bewegung, die sich äußerlich zu verbreiten und zu erweitern scheint, in sich bereits zu verfallen beginnt, da sie die großen Ziele aus dem Auge verloren hat. Wird das jemals anders werden, oder kämpfen die Freunde des Plattdeutschen, allen anderen voran unsere plattdeutschen Dichter, einen vergeblichen Kampf? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Soviel ist aber jedenfalls sicher, daß auch der Verzagteste, der dieses Buch öffnet und wahrnimmt, wie tief Fehrs wieder aus dem Brunnen echter, schlichter Volkstümlichkeit geschöpft hat, von frischem Mute beseelt werden muß. Wir schütteln dem braven Vorkämpfer für heimische Sprache und Art, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Streben, die Hand und beglückwünschen ihn zu dem neuen Erfolge.

Johann Hinrich Fehrs.

Was er auch in seiner Vorrede dagegen sagen mag, eigentlich ist dies Buch doch ein dritter Band von „Allerhand Slag Lüd," jedenfalls steht es den früheren beiden Bänden in keiner Weise nach. Aus demselben heimatlichen Boden sind, hier wie dort, dieselben eng mit ihm verwachsenen Menschen hervorgewachsen. Die Wiesen und Moore der Störniederungen, die Wälder und Heiden der angrenzenden Höhen, die friedlichen Dörfer wird jeder Leser sofort wieder erkennen, ebenso aber auch die alten Gestalten Jehann-Ohm und Trina-Mæsch; auch „de Radmaker Jasper Wraag," vor allem die alte Adel fehlen nicht. Das ist nichts weniger als ein Zeugnis von Armut der Erfindung, gruppieren sich doch immer neue Personen um die alten Freunde! Aber Eins ist allerdings unverkennbar, daß der Dichter mit derselben Treue und Zähigkeit wie Klaus Groth die Welt seiner Kindheit festgehalten hat und in ihrer Darstellung seine wesentliche Aufgabe sieht. Dadurch erweckt er bei seinen Lesern den festen Glauben an alles, was er erzählt, und teilt ihnen die warme Liebe zu Land und Leuten mit, die seine eigene Brust füllt. Es ist derselbe Hauch, der diese Erzählungen wie die früheren durchweht, der wohlthätige Hauch innigen Heimatsgefühls, wahrer, ungekünstelter Frömmigkeit und Selbstbescheidung. Selbst früh eingesogene Vorurteile spiegeln sich wieder. Es ist sehr bemerkenswert, wie diese liebevolle Darstellung eines engbeschlossenen Kreises Fehrs ebensogut wie den in manchen Punkten ihm verwandten Timm Kröger, fast ohne daß sie es wollen, ungerecht macht gegen alles, was außerhalb dieses Kreises liegt. Sie sehen auch noch als

Erwachsene mit Kinderaugen. So oft ihr Blick aus dem alten Holstenlande weiterschweift auf die westlich daranstoßenden Marschen — und das geschieht in „Ettgrön" nicht selten, wie z. B. in „Kinnerdank" und „Ehler Schoof" —, verrät sich unwillkürlich ein Stück jenes uralten feindlichen Gegensatzes, der die Nachbarn so lange trennte. Als selbstsüchtige, gewaltthätige, leidenschaftliche Menschen schildert Fehrs die Ditmarscher, wie es auch Kröger in seiner „Wohnung des Glücks" thut. Das ist schwerlich ganz richtig, jedenfalls einseitig



Fehrs, Elternhaus.

und schroff geurteilt, da sie vielleicht knorriger und rauher, doch weicheren Gefühlen ebenso zugänglich sind wie die Holsten. Aber gerade dieser Zug beweist, wie treu diese Dichter die Erinnerungen und Eindrücke der Kindheit festgehalten haben, beeinflußt durch die Urteile ihrer Umgebung. Nur darum erwähne ich ihn.

Alle hier gesammelten Erzählungen sind Kabinettsstücke intimer und reifer Heimats-

kunst. Sie werden als solche für sich selber sprechen, doch mögen einige kritische Bemerkungen manchem nicht unwillkommen sein. Die umfangreichsten unter ihnen, „Johanni-Storm“ und „Ehler Schoof,“ sind nach meiner Meinung zugleich die besten. Namentlich letztere ist, trotz ihrer Einfachheit, von echt tragischer, schließlich harmonisch ausklingender Wirkung und reiht sich früheren, wie z. B. „Int Försterhus,“ würdig an. „Sünnabend“ ist gänzlich ohne Handlung, nichts als ein Idyll, aber welch helles Licht strahlt dieses Idyll aus! Das Herz wird weicher und besser, wenn man es liest. Ich stelle es zu Groths „Familjenbiller,“ die ja mancher verwöhnte, nach Neuem hungernde Leser langweilig finden mag, die für mich aber zu dem Schönsten gehören, das die plattdeutsche Litteratur hervorgebracht hat. „Kinnerdank,“ eine in die fernliegende Vergangenheit zurückreichende, von allerhand putzigen und schnörkelhaften Arabesken umzogene Geschichte, beweist, daß Fehrs bisweilen einen starken Hang zum Grotesken besitzt, hinterläßt aber, schon wegen der geradezu verblüffenden Virtuosität der Erzählung, einen nachhaltigen Eindruck. „En Hunndanz üm Min un Din“ ist eine von kräftigem, zum Teil bitterem Humor getragene echt volkstümliche Schnurre à la Eulenspiegel, ebenfalls in ältere Zeiten zurückgreifend. Am wenigsten gefallen mir die Tiererzählungen oder Fabeln, welche den Beschluß bilden: „Krein,“ „Nettelkönig sin Hochtid,“ „Edderkaun.“ Gewiß ist richtig, was Fehrs in der Vorrede sagt, daß „hinter dem Tiervolk auch allerhand Schlag Leute versteckt sind.“ Aber raubt nicht gerade das ihnen viel, zu viel von der für derartige Schöpfungen unbedingt erforderlichen Naivetät? Das hochdeutsche Märchen „Froschkönigin“ hätte ich am liebsten nicht in dem Buche gesehen; es hat einen ganz anderen Charakter als alles, was der Band sonst enthält.

„Ettgrön“ hat Fehrs sein Buch genannt, d. h. Nachmahd, zweiter Schnitt der Heuwiese. In nachdenklichen, tief empfundenen Worten mahnt er in der Vorrede daran, daß „Ettgrön“ zur Herbstzeit geerntet werde, „wenn die Sonne nicht mehr die Gewalt hat wie früher, die Welt schön, feierlich, aber ernst ist, die Augen weit voraus und weit zurück sehen.“ Die Freunde seiner Muse werden ihm gerne bestätigen, daß diesem im Herbste seines Lebens erschienenen Buche nichts von der alten Frische fehlt, daß es zu den alle Geschmackswandlungen überdauernden plattdeutschen Schöpfungen, zu den Juwelen der plattdeutschen Litteratur gehört.

Kiel. H. Krumm.

Min Moder ehr Riderstückschen,

gewiß 100 Jahr old, denn se is barn 1795, un stammt vun de holsten Geest, ut 't Kaspel Schemfeldt (Scheneseld) int Amt Rendsborg (wi seggt nu ja Kreis, nich Krink). Se sung 't, ehr Kinner op 'n Schot un en Reeg vun Jahrn naher Kindskinner; in 'n Takt leet se se hüppen.

„Hott, hott, hott, hott, Hademann,
treck din Vader sin Steweln an!“
Denn ritt he as en Eddelmann,
as Eddelmann vun Stanje
mit Appeln vun Radanje.
As ik in Radanje keem,
muß ik min egn Verwunnern ansehn.
De Katt de karrn de Botter,
de Hund de wusch de Schötteln,
de Fleddermus seg 't Hus ut,
de Mücken drogn de Mull rut.
Achter de grot Schün
dar döschen 'n paar Kapün.
De döschen ut den Hawerkaff,
de bruen sik gut Beer af.
Dat Beer dat weer so dünn,
dat slogn se in de Tünn.
't sung an to susen un to brusen,
flog äwer veer, fif Fack Husen.
De Kalwer in den Stall, de lehrn ehrn Tall,
De Swin in den Kaben, de sungn an to daben.
De Heister op dat Reck sullu mit de Näs' in 'n Dreck.

Un nu sat se dat Gör bi de Näs' an un leet ehr vun 'n Schot gliden, as schull 't sallu un sä darbi:

Full mit de lüttj Näs' in 'n Dreck,
full mit de Näs' in 'n Dreck,
in 'n Dreck, in 'n Dreck.

Un knapp weer se to Enn, denn sä dat Gör:

Mehr, Hobbe, mehr!

Un Hobbe (Grotmoder) sung vergnögt weller vun vörn an. Wokeen kunn 't länger utholn, Hobbe oder dat Gör?

Flensburg. J. H. Löhmann.

Mitteilungen.

1. **Die Zwergtrappe.** Ein seltener Gast wurde am 19. November vorigen Jahres in der Propstei auf den sogen. „Salzenwiesen," einer ausgedehnten Wiesenfläche an der Küste der Ostsee, erlegt. Es war ein Weibchen der Zwergtrappe (Otis tetrax L.) Die Heimat dieses Vogels von der Größe eines kleinen Haushuhns ist das südliche und südöstliche Europa; häufig findet er sich in den Steppen Südrußlands. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts siedelte er sich mehrfach in Deutschland an, in Schlesien und besonders in Thüringen, wo er auch öfters gebrütet hat. Für unsere Heimatsprovinz ist er jedoch nach Rohweder eine sehr seltene Erscheinung, und Fälle seines Brütens sind nicht bekannt.

Kiel. R. Böge.

2. **Die Puppe vom Totenkopf** ist auch hier bei Lunden ungemein häufig beobachtet worden. Früher, vor etwa 20 Jahren, habe ich den Totenkopf nur ein einziges Mal hier gefunden. Ebenso häufig fand man hier im vorigen Herbst die hübsch gezeichnete Raupe vom Wolfsmilchschwärmer. Die vorzügliche Witterung wird das ihrige dazu beigetragen haben.

Dahrenwurth bei Lunden. Heinr. Carstens.

3. **Raupen und Puppen des Totenkopfschwärmers** sind im vorigen Sommer auch oft bei Borby, Süderbrarup und Gelting gefunden worden. Ebenso wurden häufiger als sonst beobachtet der Windenschwärmer und der Wolfsmilchschwärmer.

4. **Botanisches.** Am Bültsee bei Kosel fand ich im vorigen Sommer Orchis latifolia und auf einem Moor bei Ekenis Orchis mascula, mit weißer Blüte. Melandryum rubrum steht seit mehreren Jahren an einem Fußsteig bei Dollrottfeld mit gefüllten Blüten.

(Mitgeteilt aus Eckernförde.)

5. **Aus der Tierwelt.** Beim Durchblättern älterer „Heimat"-Jahrgänge erregte eine Notiz des Herrn Fack-Kiel betreffs massenhaften Auftretens von Marienkäfern (Coccinellen) Mitte Juli 1892 auf der Ölweide in der Nähe Niendorfs an der Ostsee meine besondere Aufmerksamkeit. Seine Mitteilung ruft in mir eine Beobachtung aus der Zeit vom 15. bis 19. August 1900 wach, welche ich zwecks weiterer Aufklärung berufenen Kräften zur Begutachtung anheimstelle. Mir wurde an dem genannten 15. August von meinen Schülern berichtet, daß auf der sogen. „Jonathanswiese," einer niedrigen Düne am Süduser der Neustädter Feldmark zwischen Erika-Bad und dem Lotsenhause, die Marienkäferchen in sehr großer Zahl zu finden seien. Als ich die Stätte besuchte, zeigte sich mir denn auch eine Massenhaftigkeit des Auftretens, wie sie mir weder früher noch im letzten Sommer vor Augen gekommen ist. Man konnte keinen Fuß hinsetzen, ohne hunderte von Käfern zu verletzen. Eine Nachzählung meinerseits ergab auf 100 qcm die stattliche Zahl von 119. Am meisten besetzt fand ich das hier reichlich wachsende Fingerkraut (Potentilla), weniger heimgesucht, wenn auch noch sehr reichlich bevölkert war der Vogel-Knöterich (Polygonum aviculare L.), vereinzelt dagegen fanden sich die Käferchen auf den Blättern der in der Nähe wachsenden jungen Buchen. Die gesamte, von den Käfern belagerte Fläche hatte eine ungefähre Längenausdehnung von 100 m. Ich bemerke noch, daß in dem betreffenden und auch im letzten Sommer eine auffallend große Larvenzahl von mir in der Nähe nicht gefunden worden ist. — Auf der Chaussee zwischen Grömitz und Cismar kam mir im letzten Sommer zum ersten Male in hiesiger Gegend der Trauermantel (Antiopa) zu Gesicht, ebenfalls nur in einem Exemplar fand ich auf der Pelzerwiese beim Leuchtturm Pelzerhaken die Raupe des Schwalbenschwanz (Papilio).

Neustadt i. H. G. Peters.

6. **Volksbelustigung.** Ein Gegenstand von kulturhistorischer Bedeutung, der uns Kunde giebt von einer in früheren Zeiten auf Fehmarn üblich gewesenen Volksbelustigung, wurde 1900 von Lehrer J. Voß für das Museum in Burg auf Fehmarn erworben. Es ist eine in natürlicher Größe aus Eichenholz sehr kunstvoll geschnitzte Gans mit beweglichen Flügeln, eisernen Beinen und eben solchem Schnabel. In diesem steckt ein eiserner Splint mit einem daranhängenden Ring. Die Gans wurde freischwebend in einem Thorgerüst aufgehängt; die Teilnehmer an demselben ritten in scharfem Trabe unter demselben durch und bemühten sich, mit einem eisernen „Stecher" den Ring aus dem Schnabel der Gans „herauszustechen," ein Spiel, das uns an das noch in einigen Gegenden Holsteins gebräuchliche „Ringreiten" erinnert. Die auf den Boden des Wisserschen Hotels wiedergefundene Gans ist aller Wahrscheinlichkeit nach Eigentum der sehr alten, im Jahre 1812 aufgelösten „Seglerbrüderschaft" gewesen. Diese Brüderschaft feierte nach dem Berichte alter Urkunden alljährlich ein eigenartiges Fest. Bei dieser Gelegenheit wurde außer dem „Gänsestecken" auf dem Burger-Marktplatz ein unter dem Namen „Kaper und Christ" noch heute bekanntes Spiel aufgeführt. Die Brüder führten auf Wagen kleine Schiffe umher und stellten durch allerlei Bewegungen und Manöver mit denselben den Kampf der Seeleute mit den Kaperschiffen dar.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Mitteilungen.

1. **Die Mistel in Schleswig-Holstein.** Herr Postschaffner K. teilt mit, daß die Mistel in einem Exemplar in der früheren Boothschen Baumschule in Klein-Flottbek vertreten ist. Es handelt sich um eine künstliche Verpflanzung. Der jetzige Besitzer, Herr A., hatte mehrere Versuche angestellt, die Mistel für den Botanischen Garten in Hamburg aus Samen zu ziehen; es ist jedoch nur ein einziges Exemplar auf einem Apfelbaum aufgegangen. Der Strauch ist jetzt etwa 14 Jahre alt. Barsod.

2. **Die Linde auf Eulenspiegels Grab** (zu vergl. „Heimat" 1897, S. 52). Als Eulenspiegel begraben war, steckte man seinen Wanderstab auf das Grab. Ein etwaiges Wachstum dieses Stabes sollte als Zeichen gelten, daß Eulenspiegel die ewige Seligkeit erlangen werde. Aus diesem Stabe ist der Baum auf Eulenspiegels Grab erwachsen. So erzählte der Vater meiner Tante, der aus dem Lauenburgischen stammte.

Holm. Eschenburg.

3. **Flensburger Hochdeutsch.** „Hochzeug" nannte mein Onkel die Sprache des Volks hier. Galanter drückt sich Danckwerth aus (S. 105): „Das Flensburger Deutsch und Dänisch ist gleich gut."

Pontoppidan sagt 1781 (Bd. VII, S. 382): „Die Sprache, welche in Flensburg gesprochen wird, ist ein wunderbares Gemisch von verderbtem Dänisch und Deutsch."

Ich will heute recht deutlich darlegen, daß es im Laufe von 100 Jahren viel besser geworden ist. Man höre folgendes Gespräch und erkläre dann offen, ob man je Ähnliches vernommen.

Frau Petersen (im Hofe, spricht hinauf nach den oberen Fenstern im Nachbargewese): „Ma'am Hansen, ich fand hier eben ein Schaluppentuch, ist das vielleicht Sies (sprich: Sie-es!)?

H.: Seh mal an; liegt das da? Ich hab' schon mehrere gefragt, um sie es gefunden hatten.

P.: Na, denn kommen Sie wohl nachher mal um, und holen sich das?

H.: Ja, gleich; ich soll man bloß noch schnell meine Kinder abziehen.

P.: Haben Sie schon gehört, daß Knutzens Sohn wieder eines Nachts nicht zu Hause gekommen ist?

H.: Ja, Sie sollten man mal meine Tochter hören, die weiß viel um ihm.

P.: So? Ja, und die Knutzensche hat immer so viel um andere Leute zu sagen.

H.: Ja, das ist gewiß. das hat sie. Eben ging sie um nach'n Höker.

P.: Ich sah ihr wohl; sie will natürlich wieder schindern.

H.: Natürlich! Das ist eigentlich garnicht fein und thun das. Und die bildet sich noch ordentlich was ein.

P.: Ja, was tiert sie sich. Aber laß mir ihr man mal treffen, so soll ich ihr das noch sagen.

H.: Ja, da hat sie gut von; laß ihr das man mal ordentlich zu hören kriegen.

P.: Sagen Sie mal, Ma'am Hansen, können Sie mir nicht sagen, wo Annas Schneiderin wohnt?

H.: Ja, da kann ich gut mit umgehen; warten Sie mir man, denn komm ich gleich um und geh' mit nach ihr.

P.: Na, denn adjö so lange, Ma'am Hansen!

H.: Adjö, adjö, Ma'am Petersen!

Flensburg. M.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Anzeigen.

A. F. Jensen, Kiel, Holstenstr. **43.**

Buch- und Accidenzdruckerei.

Übernahme von Druckarbeiten jeden Umfanges in korrekter, sauberer Ausführung.

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 5. April von 1 Uhr an. Anmeldungen mit Taufschein, Impfscheinen, Gesundheitsschein und Schulzeugnis nimmt entgegen
(11) Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an **C. C. Christiansen.** (1)

Präparanden-Anstalt zu Hadersleben.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an Lehrer **Kraft.** (16)

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften. **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Festgestrickte reinwoll. Damenstrümpfe à Paar 105 Pfg., elegant gemustert 10 Pfg. mehr. **Reinwoll. Herrensocken** 82 Pfg. (15)
Preisliste frei.
Vereinsmitgl. 10 % Rabatt.
Rob. Dietz, Strickerei,
Gelenau i. Erzgeb.

Devonische Petrefacten,
auch **Trilobiten, Crinoiden etc.**
in Kollektionen zu 5, 10, 15, 20, 50 M. und höher hat stets abzugeben (2)
M. Hopmann in **Gerolstein i. Eifel.**

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Optische Anstalt Fleethörn 26.

Th. Hecht, Kiel.
Brillen und Kneifer
sorgfältigste Anpassung unter Garantie.
Elektrische Lehrmittel
Dampfmaschinen, Heißluftmotore 2c.
Stereoscope und Bilder aller Länder (8)
sowie Studien, Städte- und Genrebilder.
Reisegläser, Operngläser, Barometer.

Für Vogelfreunde und Züchter.

Heckekäfige und Utensilien

für Harzer-, Gestatts- u. Farben-Kanarien.
Alles ganz von Metall mitbefrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko.

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (6)

Arnold Voelschow,

Schwerin, Meckl.
Schmettertinge, Käfer, einzeln, in Sammlungen und Biologien. **Lebendes Zuchtmaterial,** speciell **Seidenspinner.**
Sammel-Objecte aller Gebiete der Zoologie.
(14) Cataloge zu Diensten.
Präparation von Vögeln u. kl. Säugetieren.

Karl Groth,

Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

Bayr. Petrefacten- und Mineralien-Comptoir

von **Friedrich Kohl, München,**
Schellingstraße 20 II.
Haupt-Specialität: Bayrische u. alpine Petrefacten, Mineralien u. Gesteine, **Petrefacten des lithographischen Schiefers von Solnhofen.**
Schulsammlungen
zur Beförderung der Kenntnis der Heimat.
Edelsteine, geschliffen und ungeschliffen.
(5) **Bernstein-Objecte.**
Verwitterungs-Produkte und **Bodenarten.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 3. März 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Hansen, Eugen Traeger. (Mit Bild.) — 2. Goos, Altditmarsische Befestigungen. II. — 3. Lobsien, Sehnsucht. (Gedicht.) — 4. Schnitger, Kulturgeschichtliches aus alten Rechenbüchern. II. — 5. Elden, Der Boßelsport. (Mit 6 Bildern.) 6. Kock, Lichtstippen. (Mit 2 Bildern.) — 7. Tanck, Zum Lebensbilde des Claas Duncker. — 8. Körner, Das Altonaer Zahlen-Lotto. — 9. Mitteilungen.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1902.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst bis zum 1. April zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Vom 1. Januar 1902 an beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Diejenigen Mitglieder, welche auch für 1902 nach der alten Weise nur 2 M. als Jahresbeitrag eingesandt haben, werden um gelegentliche Nachzahlung der Erhöhung ersucht.
3. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
4. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
5. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.
6. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen:

Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Eutin (Professor Wisser), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwiss. Bildungsvereins Möckel), Heide (Rektor Siercks), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Lensahn (Organist Holm), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Rektor Stange), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Neustadt (Lehrer Peters), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Sem.-Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rotigardt), Uetersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).

7. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern eine Einbanddecke für 1901, 1902 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, im Februar 1902.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Unsere diesjährige Generalversammlung.

Zu der in der Pfingstwoche in **Lauenburg a. E.** stattfindenden Generalversammlung hat der Magistrat der Stadt Lauenburg freundlichst eingeladen. Das Ortskomité wird bemüht sein, den Teilnehmern an der Versammlung den Aufenthalt in Lauenburg so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Anmeldungen von Vorträgen und Mitteilungen, sowie Bekanntgabe etwaiger Wünsche und Anträge für die Versammlung nehmen unser Vorsitzender, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, sowie der Schriftführer, Lehrer Barfod, Geibelallee 2, entgegen. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

28. Balfer, Postassistent, Bredstedt. 29. Behrens, Lehrer, Landscheide bei St. Margarethen. 30. Brügge, Lehrer, Heringsdorf i. H. 31. Brügge, Lehrer, Friedrichsthal b. Oldenburg. 32. Bundis, Lehrer, Rendsburg. 33. Delfs, Oberpostassistent, Tönning. 34. Eichler, Hotelbesitzer, Tondern. 35—37. Eckernförder Seminar: Dürrholz, Goos, Kunau. 38. Franke, Frau Landrat, geb. Tetens, Lingen a. E. 39. Godderßen, Präparand, Apenrade. 40. Hanßen, Lehrer, Kudensee b. St. Margarethen. 41. Jensen, Kaufmann, Altona. 42. Krey, Regierungsrat, Posen. 43. „Leseverein" zu Todesfelde. 44. Mannings, Senator, Husum. 45. Mathießen, Fabrikbesitzer, Lentsch b. Leipzig. 46. Malthießen jun., Buchhändler, Tondern. 47. Meier, Lehrer, Elmshorn. 48. Melhof, Hamburg. 49. Frl. Otzen, Lehrerin, Flensburg. 50. Pauly, Postgehülfe, Bredstedt. 51. Petersen, Lehrer u. Organist em., Heiligenhafen. 52. Raabe, Lehrer, Neumünster. 53. Schmalfeld, Hufner, Todesfelde. 54. Schmidt, prakt. Zahnarzt, Oldesloe. 55. Schütt, Lehrer, Hanshühn. 56—61. Segeberger Seminar: Alpen, Benfin, Jensen, Offendrügge, Petersen, Tamm. 62. Stuck, Lehrer, Altona. 63—79. Utersener Seminar: Böe, Brudt, Christophersen, Griebel, Kühl, Kunde, Langmaack, Lemster, Rathge, Rottgardt, Sievers, Struve, Verdieck, Warncke, Witt, Worreschek, Zachow. 80. Vagt, Lehrer, Külelühn b. Hanshühn.

Für Werbezwecke stehen noch Probehefte zur Verfügung.

Kiel, am 17. Februar 1902. Geibelallee 2.

Der Schriftführer: Lehrer Barfod.

Mitteilung.

Eine Episode aus dem Jahre 1850. General v. Bonins Abschied aus den Herzogtümern gab bei der allgemeinen Beliebtheit, deren er sich bei den Soldaten erfreute, auf seiner Durchreise von Kiel nach Altona mehrfach Veranlassung zu einer Kundgebung seitens der Truppen, ohne daß dies offiziell angeordnet worden wäre. Als der General in Neumünster anlangte, bewies ihm ein donnerndes Hoch des in Bataillonsfront gegen die Eisenbahn aufgestellten 6. Bataillons, wie viele Sympathien ihm bei seinem Scheiden aus der Armee folgten. „Der General trug," wie ein Augenzeuge (der damalige Portepeefähnrich R. Goos) berichtet, „wie gewöhnlich den schwarzen Interimsrock und seine charakteristische Mütze, nach deren Modell viele ähnlich in der Armee getragen wurden und die man nach ihrer Urform „Bonin-Mützen" genannt hatte. Aus seinem Rockkragen hing der preußische Orden pour le mérite, während im Knopfloch ein schöner Veilchenstrauß prangte. — Er war sichtlich bewegt, mehr sogar, als man es von einem scheidenden General seinen Soldaten gegenüber hätte erwarten sollen. Als er die Front langsam hinunterschritt, und uns wie immer sein „Guten Tag, Kinder! Guten Tag, Kinder!" zurief, begleitet von jener grüßenden Bewegung der rechten Hand, die ihm so eigentümlich war, daß man ihn unter Tausenden von Offizieren allein an dieser Handbewegung hätte erkennen können, da füllten Thränen seine Augen und eine tiefe, innere Bewegung sprach sich in seinen Zügen aus. Er sprach freundlich mit diesem oder jenem, namentlich lange mit einem unserer alten Feldwebel, dessen durch Strapazen und Wind und Wetter gebräuntes Gesicht, geziert mit einem echt kriegerischen Bartwuchs, ihm wahrscheinlich aufgefallen sein mußte. Bei jeder Kompagnie begrüßte ihn ein neues vollstimmiges Hoch. Er wechselte dann noch einige Worte mit unserem Bataillons-Kommandeur, als das Läuten der Bahnhofsglocke ihn an die Weiterreise mahnte. Er stieg wieder in sein Koupee und noch aus dem Wagenfenster rief er, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte, uns sein altes „Adieu, Kinder!" zu, während das letzte Hoch, begleitet von dem Schwenken unserer Helme, ihm das Geleit gab, unter dessen Augen unser Bataillon seine ersten Lorbeeren geerntet hatte." — Was bei dem neuen General v. Willisen den Leuten von vornherein aufstieß, war der Umstand, daß er dem aufmarschierten Bataillon nicht einmal einen „Guten Morgen" bot, ein Gebrauch, welcher durch Bonin und seine Offiziere in der schleswig-holsteinischen Armee ganz allgemein geworden war.

Kiel. Dr. Gloy.

Freunde der „Heimat," werbt ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ der „Heimat" neue Freunde!

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 3. März 1902.

Eugen Traeger.

Nekrolog von Prof. Dr. **Hansen** in Oldesloe.

Wiederholt ist in dieser Zeitschrift, besonders in den Jahresberichten über Landeskunde, der Name Eugen Traeger genannt worden. Bei den großen Verdiensten, die er sich um die Erhaltung der Halligen und die Gewinnung neuen Marschlandes erworben hat, dürfen ihn die Freunde unseres Heimatlandes auch nach seinem Tode nicht vergessen; ein früher Tod hat leider den arbeitsfreudigen, rastlos thätigen Mann nach längerem Krankenlager am 12. November 1901 im Alter von 47 Jahren dahingerafft. — Als Sohn eines Großgrundbesitzers im Kreise Fraustadt geboren, besuchte er die Gymnasien zu Breslau und Wohlau und studierte Geschichte, Geographie und Germanistik in Breslau und Kiel, später auch Staatswissenschaften während seines Aufenthalts in Berlin und Dresden. 1887 promovierte er zu Kiel, wo er sich bei Professor Krümmel besonders mit Geographie beschäftigt hatte, mit einer Arbeit über die Volksdichtigkeit Niederschlesiens, die von fachmännischer Seite als anerkennenswerte Leistung bezeichnet wurde. Es ist ihm leider nicht gelungen, sich bald eine Lebensstellung zu erwerben, in der er sich seinen Neigungen vollständig widmen und seine Studien nach Wunsch fortführen konnte. Nach provisorischer Beschäftigung am statistischen Bureau in Berlin, an der Stadtbibliothek zu Breslau (hier veröffentlichte er das „Breslauische Tagebuch von Joh. Steinberger 1740—42"), und am Kgl. statistischen Bureau zu Dresden wurde er 1892 Assistent und später Kustos an der Bibliothek des germanischen National-Museums zu Nürnberg; die viel Arbeit, aber wenig Gehalt bringende Stellung vertauschte er am 1. Januar 1898 mit der eines ersten Sekretärs der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen in Berlin, die ihm aber bald wegen der vielen Reibereien im Vorstand unleidlich wurde. Nach kurzer Beschäftigung als Hülfs-

Eugen Traeger.

arbeiter bei der Handelskammer in Potsdam ward er Sekretär der Großherzoglichen Handelskammer zu Offenbach und schließlich Bibliothekar der Handelskammer zu Frankfurt a. M., wo er so bald den Folgen einer früheren Rippenfellentzündung erliegen sollte. Um ihn trauern die Witwe und zwei Kinder, um ihn aber auch die Halligen, von denen Hooge seinen Ehrenbürger verloren hat.

Ein Aufenthalt auf den nordfriesischen Inseln war bestimmend für seine schriftstellerische Hauptthätigkeit: er lernte die Halligen, die Reste des ehemals ausgedehnteren Nordstrands und der Wiedrichharde, kennen; tiefes Mitgefühl mit den Inseln, die von Jahr zu Jahr mehr abbröckeln, und der Gedanke, daß hier, wo seit Jahrhunderten so viel Land verloren, auch viel wieder zu gewinnen sei, bestimmten ihn dazu, die freie Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm ließen, der Erhaltung der Halligen zu widmen. Was seitdem auf dem Wattenmeer Westschleswigs und auf den Halligen gethan ist, das ist Traegers Werk. Schon 1889 suchte er die preußische Regierung zu einem nachdrücklichen Vorgehen beim Uferschutz der Halligen und zu Landgewinnungsarbeiten zu bewegen. Welche Schwierigkeiten er dabei fand, wie einzelne Persönlichkeiten, von denen er besondere Unterstützung erwartete, seine Ansichten als Träume verwarfen und mit zum Teil wunderlichen Gründen bekämpften, bespricht er in seiner Schrift: „Die Halligen der Nordsee" (Stuttgart, Engelmann, 1892) und hat es in manchem mir von ihm zugegangenen Briefe beklagt. Er hatte gehofft, mit diesem Vorgehen allgemeinen Beifall zu finden (Referent hat in Petermanns Mitteilungen, besonders bei Besprechung der Traegerschen Arbeiten, in gleichem Sinne zu wirken gesucht), aber Erfolg hatte es zunächst nicht. Da schrieb er eine Reihe „anspruchsloser" Gedichte, wie er sie selbst nannte: „Im Banne der Nordsee" (Kiel, H. Eckardt, 1895), deren Widmung Ihre Majestät die Kaiserin allergnädigst entgegennahm, und richtete in einer Eingabe an die Majestäten die Bitte, für den guten Zweck seiner Bestrebungen einzutreten. Dies hatte endlich den gewünschten Erfolg: die Bureaukratie gab nach, 1896 wurden Mittel ausgeworfen, und es wird seitdem an der Erhaltung der Halligen und der Gewinnung neuen Vorlandes gearbeitet. Die Ergebnisse haben bewiesen, daß es keine Träume waren, die Traeger bewegten; die Anlagen haben sich über Erwarten bewährt, und die Anschlickung hat entschiedene Fortschritte gemacht. In einer zweiten Schrift: „Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten." Stutigart, Hobling und Büchle, 1900 (vgl. „Heimat" Jahrg. 1900, S. 122 f.), berichtet Traeger über die bisherigen Erfolge und macht Vorschläge zu weiteren Arbeiten. Zu den letzteren gehört vor allem die Sicherung Hooges. In einer Immediateingabe an den Kaiser vom 26. Juli 1900 sprach er den Dank der Halligbewohner aus und wies auf die gefährdete Lage Hooges hin. Das bewirkte, daß auch hier die Vorarbeiten mit größerem Nachdruck in die Hand genommen wurden. In der letzten Zeit war Traeger auch für eine geologische Aufnahme der Watten thätig; da die Sicherheit der eingedeichten Marschen von dem Untergrunde mit abhängig ist (vgl. die Wilstermarsch und den Gotteskoog), suchte er das Ministerium für eine Untersuchung des Untergrundes der Watten zu gewinnen, die nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch von großem Werte sei. Leider blieben diese Bestrebungen erfolglos.

Wie sehr Träger unsere Provinz liebgewonnen hatte, zeigt sich auch daraus, daß er für Professor Hahn in Königsberg die Bearbeitung derselben in ähnlicher Weise, wie Hahn Nordwestdeutschland bearbeitet hatte, übernahm (nicht vollendet). In dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild," Kiel 1897, stammt der Abschnitt: „Die Halligen," aus Traegers Feder.

Es ist in der That rührend, wie zähe Traeger trotz manches Mißgeschicks

und vieler Enttäuschungen, die ja wenigen Sterblichen erspart bleiben, das einmal ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen bemüht war. Sein Andenken wird vor allem dort, wo die Spuren seiner Thätigkeit sich jetzt schon finden, wo die Segnungen der durch ihn veranlaßten Arbeiten nach Jahrzehnten hoffentlich in überraschendem Maße zu Tage treten werden, unvergessen bleiben. Möge das Geschick sich seinen Hinterbliebenen gnädig erweisen!

Altditmarsische Befestigungen.

Von **Johannes Goos** in Meldorf.

II.

An einer Stelle, und zwar im Südwesten, nähert die Norderhamme sich der Geest von Heide, eben außerhalb des Dorfes Süderheistedt, bei der sogen. Aubrücke. Die dort liegenden Verschanzungen dienten zum Schutze der Süderhamme, wie wir später sehen werden.

Die Geest von Heide wird durch das Broklandsauthal von der Norderhamme getrennt. Sie hat im Westen die Marsch als Grenze und lehnt sich nach Süden hin an das Mielthal an. Auf einer schmalen Strecke, eben westlich des Dorfes Süderholm, ist sie mit dem oft erwähnten Geestplateau durch einen Höhenzug verbunden. Hier nähern sich die Niederungen des Broklandsauthals und des Mielthals bis auf wenig hundert Meter.

Hier ist die vielgenannte Süderhamme, der eigentliche Schlüssel zum Herzen Ditmarschens. Sie in die Gewalt zu bekommen, war das Ziel aller Eroberungszüge der letzten Jahrhunderte der ditmarscher Freiheit. Kein Wunder, daß alles Erdenkliche angewendet wurde seitens unserer Vorfahren, sie uneinnehmbar zu machen. War Heide in der Gewalt der Feinde, so lag Ditmarschen gebrochen da! — Man faßt den Begriff Süderhamme in doppeltem Sinne. Im weiteren Sinne versteht man darunter die ganze Geesthalbinsel von Heide und Weddingstedt mit den sie deckenden Befestigungen, im engeren Sinne nur die Befestigungen bei der jetzt noch vielgenannten „Schanze."

Der Wege nach Heide gab es zwei: einer führte durch die Norderhamme über die Aubrücke, der andere ging über die schmale Geesthöhe westlich von Süderholm. Der erstere Eingang „zur Heide," durch die Norderhamme, gesichert durch die Befestigungen von Tielenbrücke, Pahlkrug und Glüsing, war nur schwer zu gewinnen. Aber es war doch denkbar, daß der Feind die Norderhamme erreichen konnte, und — „der kluge Mann baut vor!" Deshalb hatte man die Heistedter Schanze angelegt. — Zu beiden Seiten der Broklandsau bei der Aubrücke waren und sind z. T. noch jetzt die Wiesen außerordentlich sumpfig. Der jetzige Besitzer des „Aukruges," einer vielbesuchten Wirtschaft an der Aubrücke, erzählte mir, daß noch vor wenig Jahren die Wiesen so sumpfig gewesen seien, daß man das auf ihnen gewonnene Heu nicht habe abfahren können, da die Pferde dort fortwährend eingesunken seien. — Eine schmale Furt, später durch eine Brücke ersetzt, führte über diese Niederung. Sie wurde gedeckt durch eine große halbkreisförmige Schanze, die sich mit den beiden Enden an das Thal anlehnte und mit der runden Seite den Weg nach Heistedt absperrte. Die Unterhaltung der Brücke trug ursprünglich die ganze Norderhamme. 1523 trat diese jedoch die Verpflichtung an 15 Personen aus Linden, Barkenholm u. a. O. ab und versprach ihnen dagegen die Nutznießung der Aue von Rederstall bis zur

Wiemerstedter Klampe. [1]) — Auch von dieser Schanze ist jetzt leider jede Spur verschwunden. Gekämpft wurde hier noch 1559. Neocorus bemerkt u. a.: „Itzemangeschlechte — — — iß so Manhafft geweſen, dat men ein eigen Venlin darmit bestellen konnen, sin mehr alß de Helffte im jungsten Krige ehrlich vor ehr Vaderlant bi der Ouwbrügge gebleven unde gestorven."

Der zweite Weg nach Heide ging geradeswegs über Nordhastedt. Der Feind brauchte, wenn er diese Richtung einschlug, die Norderhamme gar nicht zu berühren. Die schmale Übergangsstelle war denkbar stark gesichert. Neocorus erzählt von ihr: „Dat iß eine Landtwehre mit dwee- edder dreeduppelden Graven up etlichen Steden unde Orderen vor der Marsch, mit Holte dicke bewurtelt unde bewaßen, dardorch geit ein enger Steenweg, twe edder dre Stenworpe breidt, de hefft up beiden Siden einen depen Graven." — Dichter Wald, das Hammholz, umgab das Ganze. Hier bluteten 1404 Gerhard und die Seinen, und eine in der Nähe belegene Koppel, welche noch jetzt den Namen „Junkerkarkhof" führt, erinnert uns an diese gewaltige Niederlage des Holsteuheeres. — In späterer Zeit, aber immer noch während der Freiheit, wurde diese Stelle bedeutend verstärkt, wohl im Zusammenhange mit der veränderten Kriegsführung. Ein gewaltiges Blockhaus, welches mit schwerem Geschütz armiert war, wurde hier errichtet. — Wie sehr der Feind diese Feste fürchtete, geht daraus hervor, daß in der Kapitulationsurkunde von 1559 vermerkt wurde: „Wir wollen auch ohne Verweilen alle Schanzen und andere Festungen im Lande niederreißen und vernichten. — — — Auch soll das Hölzlein, die Hamme genannt, förderlich abgehauen werden, jedoch das gefällte Holz denjenigen verbleiben, denen es bislanghero erblich zugehöret. [2]) 1560 wird schon seitens der Regierung vorgefragt, warum die Zerstörung der Schanze und das Fällen des Hammholzes unterbleibe, und die Befolgung dieses Punktes der Kapitulationsurkunde zum 1. Mai 1561 ernstlich geboten. Von den ursprünglichen Befestigungen wird so gut wie nichts mehr vorhanden sein; was man jetzt im Garten der Wirtschaft „Zur Schanze" sieht, stammt nicht aus der Zeit der Freiheit, sondern aus dem Jahre 1627, weshalb ich hier keine Spezialzeichnung der jetzigen Reste gegeben habe.

Eines Teiles der Süderhamme habe ich bislang nicht gedacht. Es ist dies die Geest von Hemmingstedt. Dieselbe wird durch zwei schmale Geestzungen mit „der Heide" verbunden. Man rechnet diese Geest zur Süderhamme, sie kann aber auch als eine kleine Sonderhamme bezeichnet werden. Die genannten beiden Geestzungen waren mit Verschanzungen versehen: die westliche durch die Werke bei der „Nehrung," die östliche an zwei Stellen in der Nähe der Loher Haide. — Wann bei diesen Schanzen gekämpft wurde, ist nicht bekannt, vielleicht 1319, als Gerhard der Große einen Einfall in Ditmarschen machte, von „der Heide" aus gegen Hemmingstedt vordrang und sich nach Oldenwöhrden wandte. —

Südlich von Hemmingstedt lag dann noch eine 1500 in einer Nacht aufgeworfene Schanze, um den Marschweg von Meldorf nach Hemmingstedt und damit nach Heide dem Feinde zu verlegen. Über den Ort, wo diese Schanze lag, an der die Ditmarscher dem vereinigten dänisch-holsteinischen Heere die große Niederlage beibrachten und in der sie 1506 ihren teuren Helden Wulf Isbrand begruben, ist viel gestritten worden, ob bei Lieth, ob nördlich am „Schwinmoor" oder ob südlich an demselben auf dem „Dusenddüwelswarf." Jeder führt für seine Ansicht Gründe mancherlei Art ins Gefecht. Die Gründe für und wider sind in den

[1]) Diese Verpflichtung nebst der Berechtigung dauerte bis zum Jahre 1856, wo den Nutznießern die Papiere durch Verschuldung eines Rechtsanwalts abhanden kamen.

[2]) nämlich Wolt Reimers und Johann Reimers, zwei Achtundvierzigern.

letzten Jahren genugsam durch die Zeitungen bekannt geworden. Etwas Neues läßt sich kaum mehr vorbringen.

Ich komme jetzt zu einer kleinen Sonderhaume, der von Meldorf.

Zwischen dem Thale der Miele und dem der Süderau erstreckt sich eine langgezogene Geestinsel, auf der die Dörfer Bargenstedt, Nindorf, Farnewinkel, Wolmersdorf und die Stadt Meldorf liegen. An zwei Stellen, bei der Dellbrücke und bei Farnewinkel, nähert sich diese Insel dem eingangs oft erwähnten Geestplateau. Wollte der Feind sich in der Gegend von Dellbrücke der Geesthöhe nähern, so hatte er die Delvau oder Südermiele zu überschreiten, kam er von Krumstedt, so mußte er durch das Thal der Spützenau, eines Nebenflusses der Süderau. Meldorf, der uralte Ort und lange Zeit die Hauptstadt des Landes, war von jeher ein begehrenswertes Ziel für den Feind. Um diese Stadt zu sichern, hatten unsere Vorfahren an den oben erwähnten beiden Übergängen bedeutende Verschanzungen angelegt, zuerst beim Übergange über die Delvau bei Dellbrücke. Eine ganze Reihe von Schanzwällen mit tiefen Laufgräben decken hier die Wege von Nordhastedt und von Albersdorf. Die Schanzen und Gräben an der Westseite des Weges sind z. T. noch jetzt vorzüglich erhalten,[1]) die an der Ostseite sind gänzlich verschwunden bis auf einen Laufgraben, der sich noch deutlich bis zur Marienburg hin verfolgen läßt.

Bei der Marienburg müssen wir einen Augenblick verweilen, obgleich ich sonst die ditmarscher Burgen bei meiner Arbeit absichtlich außenvor gelassen habe. Wenig ist es, was wir über die Burgen wissen. Die bekanntesten: die Steller Burg, die Marienburg, die Tielenburg und vor allem die Böklenburg, sind wohl nicht als ditmarscher Burgen anzusehen, sondern es waren Befestigungen, die von Auswärtigen zur Bezwingung Ditmarschens angelegt wurden. Bei der Landesverteidigung haben sie, wenigstens in geschichtlicher Zeit, nie eine Rolle gespielt. Wenn ich sage „angelegt," so meine ich, wie sie sich in geschichtlicher Zeit uns zeigen. Die Anfänge einiger derselben mögen schon in prähistorische Zeit zurückreichen. Wenn ich bei der Marienburg eine Ausnahme mache, so geschieht dies aus dem Grunde, weil sie scheinbar mit der vorhin erwähnten Wehr, den Dellbrückschanzen, in Verbindung steht. — Die Marienburg liegt im Thalgebiet der Miele, hart an der Geest. Sie besteht aus einem schwachen Hügel, dem „Schloßbarg," auf dem 1403 die Holsteiner ein Blockhaus erbauten. Etwa 40 m entfernt vom Mittelpunkte wird der Hügel umschlossen von einem Ringwall. Eine zweite, konzentrische Schanze scheint vorhanden gewesen zu sein. Im Osten der Burg, hart daranstoßend, nach Tensbüttel zu befindet sich eine kleine Ebene, vielleicht einige Hektar groß, die man wohl als das Glacis der Festung ansehen könnte. Diese Burg bildet nun scheinbar das Zentrum der ganzen Befestigungsanlagen in dieser Gegend. Nach Nordwesten hin zieht sich, wie schon erwähnt, der Rest eines Laufgrabens auf die Dellbrückschanzen zu. Nach Südosten erstrecken sich ebenfalls Verschanzungen, der sogen. „Königsgraben." Die Marienburg wurde, dies sei nebenbei erwähnt, im Jahre 1404, nach der für die Holsteiner unglücklichen Schlacht bei der Hamme, von ihnen den Ditmarschern übergeben und von letzteren zum Teil zerstört. Unter der Zerstörung haben wir aber wohl nur das Niederreißen des Blockhauses zu verstehen.

Die Anlage der Dellbrückschanzen sowie der Marienburg ist zu verstehen, denn diese Werke sicherten vollständig den Übergang über die Delvau oder Südermiele. Weshalb aber legte man den Königsgraben an? Die Niederung dahinter

[1]) Sie schneiden die jetzige Chaussee nicht rechtwinklig; der ursprüngliche Weg ging von den Schanzen nach Meldorf weiter westlich.

ist moorig und zweifelsohne früher so sumpfig gewesen, daß ein Übergang dort nicht leicht möglich war. Lange konnte ich keine befriedigende Lösung finden. Da erzählt mir unlängst ein Landmann der dortigen Gegend, man habe seinerzeit zwischen Tensbüttel und Krumstedt im Moor einen Übergang, bestehend aus gespaltenen Baumstämmen, gefunden. Näheres wußte mein Gewährsmann mir nicht anzugeben. und meine weiteren Erkundigungen sind bis jetzt auch leider resultatlos verlaufen. Sollte sich die Sache bewahrheiten, so wäre vielleicht die Bestimmung des Königsgrabens erwiesen: er sollte diesen Übergang decken. Übergänge aus gespaltenen Baumstämmen sind im nordwestlichen Deutschland nichts Seltenes; in Ditmarschen sind sie nachgewiesen im Broklandsauthal, und oben ist eines dieser Übergänge schon Erwähnung gethan (siehe Tielenauschanzen).

Die anderen Befestigungen zum Schutze der Meldorfer Geestinsel liegen zwischen Krumstedt und Farnewinkel und deckten den Übergang über die Spitzjenau.

Daß bei Dellbrücke zu einer anderen Zeit als 1403 gekämpft wurde, ist nicht bekannt. Waffen, die bei der Spitzjenau gefunden wurden und ins Museum ditmarsischer Altertümer gelangten, lassen darauf schließen, daß hier im 13. oder 14. Jahrhundert Kämpfe stattgefunden haben. Waren beide Schanzwerke in den großen Fehden von 1500 und 1559 schon als unbrauchbar aufgegeben, vielleicht weil die Niederungen nicht mehr so sumpfig waren und eine zu große Verteidigungslinie eröffnet werden mußte? Kaum glaublich! Freilich, 1559 wäre es möglich gewesen, weil der Einfall erfolgte zu einer Zeit, wo die Niederungen verhältnismäßig trocken waren. Im Jahre 1500 aber lag die Sache anders. Ich denke, damals waren sie noch intakt, denn, wenn der Feind Meldorf erobern wollte, weshalb wählte er den weiten Weg über Süderhastedt und Windbergen, da der andere Weg um die Hälfte näher und außerdem viel bequemer war!

Nebenbei sei noch einer Schanze gedacht, die auch ein Rätsel bildet. Eben südwestlich vom Dorfe Krumstedt liegt ein solches Werk, nach Windbergen zu. Dieselbe hatte nur dann einen Zweck, wenn ein Übergang durch das Süderauthal von Krumstedt nach Windbergen zu decken war. Man redet wohl von einem Bohlenweg dort, der einst beim Torfgraben gefunden sein soll, aber Näheres weiß niemand.

Sehnsucht.

Heil'ge Sehnsucht, kommst du wieder
Her aus unermess'nen Fernen?
Strömst du wieder auf mich nieder,
Heil'ge Sehnsucht nach den Sternen?
Sehnsucht nach dem Unerforschten,
Das mir auf die letzte Frage,
Auf das letzte, bange Sehnen
Endlich eine Antwort sage.

Sacht auf dämm'rungsweichen Schwingen
Sinkst du nieder, heil'ges Bangen,
Willst mit leisem Märchensingen
Sänftigen mein heiß' Verlangen.
Mit dem Märchentraumesmantel
Süßen Schlafs willst du mich decken,
Daß ich, freudig traumbefangen,
Nie die Wahrheit möge wecken.

Du umschmeichelst meine Sinne
Rauschend mit geweihten Chören;
Daß ich suchend nie beginne,
Willst du zaubernd mich bethören.
Und ich lausche, und ich lausche —
Und die gottgeweihten Töne
Zwingen nieder mich zur Erde:
Gieb mir Wahrheit, Himmelsschöne!

Daß ich rein dein Urbild trüge
Ohne Rauch aus Schlackenschlünden!
Könnt' ich deine Himmlszüge
Ahnungschauernd ganz ergründen!
Könnt' in deines Daseins Fülle
Ich mich baden, niedersinken!
Könnt' ich ewig deines Brunnens
Himmelsschönheit, Wahrheit trinken!

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Kulturhiſtoriſches aus alten Rechenbüchern.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

II.

Ganz dieſelbe Mannigfaltigkeit der Benennungen wie unbequeme Einteilung findet ſich bei den Gewichten, den Maßen für feſte wie für flüſſige Waren und beim Längenmaß. Wo wir jetzt nach Kilogramm und Gramm, nach Hektoliter und Liter, nach Meter und Zentimeter rechnen, da hatte man damals eine ganze Anzahl verſchiedener Benennungen. Bei dem Gewicht war das Pfund die Grundlage, und es zerfiel wieder in 32 Lot à 4 Quentin. Größere Gewichtsmengen wurden wieder unter beſonderen Bezeichnungen zuſammengefaßt: 14 Pfund waren 1 Liespfund, [1]) 112 Pfund oder 8 Liespfund waren 1 Zentner, und 280 Pfund oder 20 Liespfund hießen 1 Schiffpfund. Bei Wolle, Federn und Flachs war außerdem der Ausdruck Stein gebräuchlich; 1 Stein Wolle oder Federn war gleich 10 Pfund, 1 Stein Flachs gleich 20 Pfund. Eine beſondere Einteilung hatte das Pfund noch für Gold und Silber, eine andere bei den Apothekerwaren; letztere fehlt jedoch bei Lambeck wie bei Heins. Bei den Längenmaßen will ich nur noch erwähnen, daß bei ihnen u. a. noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Hamburger und Brabanter, oder kurze und lange Ellen unterſchieden wurden; früher rechnete man außerdem noch für manche Tuchſorten nach Nürnberger und nach engliſchen Ellen oder Garden (Yards). Auch hierbei war das Verhältnis möglichſt ungünſtig; denn 8 Hamburger Ellen waren gleich 7 Nürnberger oder 5 engliſchen Ellen, und wiederum waren 6 Hamburger Ellen gleich 5 Brabanter Ellen.

Wir ſehen daraus, die Verfaſſer von Rechenbüchern hatten es nicht ſchwer, die Aufgaben recht mannigfaltig zu geſtalten; die Münz-, Maß- und Gewichtsverhältniſſe boten dazu mehr als genügenden Anlaß, und ſie ſind bei einer größeren Anzahl der Aufgaben auch nur allein in Betracht gekommen, oder es wird der Name einer Ware hinzugefügt. So geringfügig dies letztere auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nicht ohne Intereſſe; denn viele der Waren werden nach ihrer Herkunft bezeichnet. So leſen wir öfter von ſchleſiſcher Leinewand, als deren Herkunftsorte beſonders Glatz, Jauer und Mittelwalde angegeben werden; einzeln wird auch holländiſches und weſtfäliſches Leinen genannt. Daneben haben aber auch die Hamburger Frauen ſelbſt noch fleißig geſponnen, wozu der Flachs aus dem Altenlande und aus Lüneburg bezogen wurde. Das gewonnene Garn wurde dann vom Leineweber zu Leinen verarbeitet. — Es kommen vor ſpaniſche und engliſche Laken (Tuch), rigiſcher Hanf, Roſtocker, vorpommerſche und Halberſtädter Wolle, ſchwediſches Kupfer und Eiſen, isländiſcher und muskowiſcher (d. h. ruſſiſcher) Talg, Malaga-, Sevilla- und Genueſer Öl, auch liſſaboniſches Öl, und ſo noch vieles andere. Auch überſeeiſche Waren werden öfter genannt, u. a. Tabak, Ingwer, Indigo, Gewürze (Kanehl, Kardemom, Pfeffer, Nelken) und beſonders Zucker. Dieſe Waren kamen aber im 17. Jahrhundert nicht auf direktem Wege nach Hamburg, ſondern wurden durch Zwiſchenhandel, beſonders über Liſſabon, Antwerpen und Amſterdam bezogen. Von dieſen Waren iſt namentlich der Zucker für Hamburg ein wichtiger Artikel geweſen und hat hier eine viele Jahre hindurch blühende Induſtrie, die Zuckerbäckereien, ins Leben gerufen. Einige Mitteilungen über dieſe dürften nicht ohne Intereſſe ſein. Der rohe, aus dem Zuckerrohr gewonnene Zucker kam in verſchiedenen Arten aus Oſtindien und Weſt-

[1]) „Lis-punt d. i. lives-punt, talentum livonicum, liesländiſches Pfund = 14 Pfund.“ Lübben-Walther, Mittelniederdeutſches Handwörterbuch, Seite 207.

indien, großenteils über Spanien-Portugal, dann auch über Holland und Frankreich; ein teilweise raffinierter Zucker, Lumpenzucker genannt, kam aus England. Mit der Zubereitung des Zuckers, dem Raffinieren, beschäftigten sich nun die hamburgischen Zuckerbäcker, und ihre Fabrikate gingen viele Jahre hindurch ins Innere Deutschlands und auch über dessen Grenzen bis nach Rußland. Die „Zuckerbäcker," unter welchen also nicht wie anderswo Konditor oder Kuchenbäcker, sondern Zuckersieder zu verstehen sind, verarbeiteten den rohen oder wenig raffinierten Zucker zu feinem und festem weißen Hutzucker in verschiedenen Qualitäten, zu hellem oder dunklem Farin oder Puderzucker, zu weißem bis dunkelbraunem Kandis und zu Syrup. Die im 16. Jahrhundert hier eingewanderten Niederländer haben auch diese Industrie hierher gebracht, und zu Ende des 16. Jahrhunderts gab es hier schon 9 solcher Zuckerbäcker. Diese Zahl stieg rasch, so daß im 18. Jahrhundert 365, allerdings sehr ungleich große Zuckersiedereien sich hier befanden. Doch war trotzdem der raffinierte Zucker damals nicht sehr billig; die vorliegenden Rechenbücher nennen Preise von 12—14 Schill. = 90—105 Pfennige fürs Pfund. Freilich mag das wohl die feinste Sorte gewesen sein, von der kleine Broden im Gewichte von etwa 5 Pfund ein beliebtes Geschenk bei manchen Festlichkeiten waren. — Die Zuckerbäckerei setzte noch manches andere Gewerbe in Thätigkeit: die Kupferschmiede lieferten die großen Kessel für das Sieden des Zuckers und die sog. Potten für die Kandisfabrikation; Pottenbäckereien lieferten die Thonformen für die Zuckerbroden; Papierfabriken sorgten für das weiße und blaue Papier zum Einschlagen der Broden, die wieder durch stärkeres Bindgarn, sog. Zuckertau, verschnürt wurden, das die Reeper und Seiler lieferten. — Das Raffinieren des Zuckers war eine schwere Arbeit und verlangte viel Sorgfalt und Geschicklichkeit; auch war für die gute Kristallisation des Zuckers eine sehr ruhige Lage des Hauses nötig. Deshalb befanden sich viele Zuckerbäckereien in ganz abgelegenen Straßen, zum Teil in dem sog. Gängeviertel der Neustadt, welches für große Lastwagen nicht passierbar war. Die Zuckerbäcker waren oft wohlhabende Leute, und mancher von ihnen hat es zu bürgerlichen Ämtern und Würden gebracht. Die Fabrikate der Zuckerbäcker waren, wie erwähnt, Hutzucker (Brodenzucker), Puderzucker, Kandis, Syrup. Der feinste Hutzucker, die Raffinade, war ein harter weißer Zucker, der im Bruch fein kristallisch glänzte. Die Zuckerbroden haben Anlaß zu dem bekannten Rätsel gegeben, das Georg Greflinger 1651 hier gedichtet hat, und das vollständig lautet:

Oben spitzig, unten breit,
Durch und durch von Süßigkeit;
Weiß vom Leibe, blau vom Kleide,
Zarter Mäuler liebe Freude.
Gut zum Tranke, gut zur Speis',
Es zerschmilzt wie Schnee und Eis.
Mäßig dienet es bei allen,
Übermäßig wird's zur Gallen.
(Es bestehet jede Freud'
In der rechten Mäßigkeit.)
Die mir dies weiß aufzugraben,
Soll's zur kalten Schale haben.

Hohe Zölle, Errichtung von Zuckerraffinerieen auch in andern Ländern, die sonst von Hamburg bezogen hatten, und andere Umstände schädigten schon im 18. Jahrhundert diese Industrie. Geradezu vernichtend aber wirkte die schlimme Franzosenzeit durch die Kontinentalsperre. Zwar hat nach 1814 eine kleinere Anzahl von Zuckerbäckern ihre Thätigkeit wieder aufgenommen, ohne daß diese ihre frühere Blüte auch nur annähernd hat wieder erreichen können. Jetzt ist seit Jahren an die Stelle des Rohrzuckers der heimische Rübenzucker getreten, der jenem aber an Gehalt nicht gleichkommt. Die hamburgische Zuckerbäckerei dagegen ist eingegangen.

Noch eins ist hier zu erwähnen: der Rohzucker kam meist in Kisten hier an, jede im Bruttogewicht von etwa 1000—1100 Pfund, und für die Kisten wurden je etwa 140 Pfund mehr oder weniger als Tara berechnet. Diese Kisten wurden

damals gern von Tiſchlern gekauft, die aus dem dauerhaften braungelben Holze allerlei polierte Möbel, ſog. „zuckerkiſtene“ Möbel, z. B. Kleiderſchränke, Kommoden, Tiſche uſw. verfertigten. In älteren hamburgiſchen Hausſtänden ſind vielleicht noch jetzt einzelne ſolcher Stücke zu finden.

Gedenken nun Lambeck und Heins in ihren Rechenbüchern oft des rohen wie des raffinierten Zuckers, ſo fehlen dagegen zwei andere Artikel, die jetzt im häuslichen Verbrauch mit dem Zucker in Verbindung ſtehen: ich meine Kaffee und Thee. Dieſe ſind erſt verhältnismäßig ſpät hier eingeführt und wohl noch ſpäter allgemein gebräuchlich geworden; denn erſt im Jahre 1677 ſoll ein Engländer hier das erſte Kaffeehaus errichtet haben.

Der Handelsverkehr geſchah entweder zu Waſſer mittels der Schiffe oder zu Lande mittels der Frachtwagen; für beides finden wir in den Rechenbüchern Angaben. Die Berechnung des Landtransports geſchah wahrſcheinlich nach Schiffpfund und Meile; erſteres wird dann zu 320 Pfund berechnet. Bei der Feſtſtellung des Fuhrlohns kam vielleicht auch die größere oder geringere Entfernung mit in Betracht. Als Entfernungen werden 7—24 (einmal 50) Meilen angegeben. Aufgaben, die auf dieſen Verkehr ſich beziehen, ſind aber nur wenig vorhanden.

Einen beſonderen und intereſſanten Abſchnitt widmen unſere beiden Verfaſſer der Schiffsparten-Rechnung, die Lambeck ſogar mit einem gereimten Spruch einleitet (Seite 252):

„Daß viele Städte ſind in gutem Flor geblieben,
Das wird auch guten Theils der Schiff-Fahrt zugeſchrieben,
Ach! aber aller Flor zergeht und wird vermißt,
Wenn Gottes Segens-Hand nicht bei der Schiff-Fahrt iſt.“

Bemerkenswert ſind bei dieſem Abſchnitt die Mitteilungen über die Größe und die Preiſe der Schiffe: Die erſteren wechſeln zwiſchen 96 und 192 Laſt à 4000 Pfund,[1]) die Preiſe zwiſchen 2700 Mark und 28800 Mark. Nach unſern jetzigen Begriffen ſind das alſo nur kleine Verhältniſſe, die jedoch, wenigſtens bezüglich der Größe, auch anderweitig beſtätigt ſind. Wir müſſen aber bedenken, 1. daß die Größe der Schiffe erſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erheblich zugenommen hat, 2. daß es nur hölzerne Segelſchiffe mit verhältnismäßig einfacher Einrichtung waren, ſomit keine Koſten für Maſchinen und Eiſenbau aufzuwenden waren, daß aber 3. auch das Geld damals noch einen größeren Wert als jetzt hatte. Aus der weit geringeren Größe der Schiffe erklärt es ſich auch, daß für Hamburgs Seeſchiffverkehr damals noch der Hauptſache nach der Raum zwiſchen Kehrwieder und Kajen ausreichte; erſt nach Erbauung der Baſtionen Hölzern Wams (1642) und Johannisbollwerk (nach 1626 vollendet) wurde eine doppelte Paliſſadenreihe zwiſchen beiden errichtet, und zwiſchen dieſer und den Vorſetzen konnten dann auch Schiffe liegen. Der Niederbaum wurde etwas weiter weſtlich verlegt. Auch die Schiffswerften befanden ſich, wie aus dem Stadtplan des Arnoldus Piterſen zu erſehen iſt, um 1644 noch auf der Nordſeite des Schiffbauerbrooks.

Der Ausdruck „Schiffspart,“ wonach der in Rede ſtehende Abſchnitt benannt iſt, bedeutet ſoviel wie Anteil am Schiffe; dieſe Anteile am Schiffe waren nicht immer gleich groß, und nach ihnen richteten ſich der Beitrag zu den Koſten, wie der Anteil am Gewinn bezw. Verluſt; vielleicht auch, wenn die Eigentümer des Schiffes, die „Reeder,“ dieſes ſelbſt befrachteten, das Maß der Befrachtung für jeden. — In der Regel wohnten ſämtliche Eigentümer eines Schiffes am ſelben Platze;

[1]) 1 Schiffslaſt war gleich 4000 Pfund; die ſpäter eingeführte Kommerzlaſt betrug 6000 Pfund. Jetzt rechnet man nach Tons à 1000 kg = 2000 Pfund.

doch kam es auch vor, daß ein Nichtansässiger sich einen solchen Schiffspart erwarb. Dieser durfte aber eine gewisse Größe nicht übersteigen, weil sonst die Nationalität des Schiffes wechselte, und damit auch die etwaigen Vorteile verloren gingen, welche die bisherige Flagge gewährt hatte. Nur eine Aufgabe in Heins' Schatzkammer bezieht sich auf ein solches Anteilverhältnis eines Hamburger Kaufmannes zu einem fremden Schiffe, und diese Aufgabe, die auch sonst bemerkenswert ist, möchte ich im Wortlaute mitteilen.

„Ein hiesiger Negotiant läßt in Amsterdam einkauffen 1/8 in einem Schiffe, genannt Constantia, alt 6 Jahren, groß omtrent 140 Lasten, gemonteert mit 12 Götlingen, allda belauffende fl. 10500, —. Dabey beträgt die Ausrehdung [1]) pr. Mallaga biß in See fl. 3576; der Belauff dieses 1/8 Parts, so in Amsterdam mit Corrent-Geld bezahlet werden solle, wird von hier dorthin al Pari geremittiret in Banco-Geld, und dasselbe wiederum zu 3 1/2 pro Cento in Corrent-Geld verwechselt. Frage: auf wie viel Thaler der Wechsel-Brief gelautet? Facit: auf 1020 Thaler."

Zu erwähnen sind hier die beiden Ausdrücke „gemonteert" (bewaffnet) und „omtrent" (ungefähr), welche auf den holländischen Einfluß hindeuten, der sich im 17. Jahrhundert hier auf den verschiedensten Gebieten geltend machte, und der sowohl der hervorragenden politischen Stellung Hollands zu damaliger Zeit, als auch im besonderen der Einwanderung zahlreicher Niederländer in Hamburg zuzuschreiben ist. — Die „Götlinge" sind kleine Geschütze; man brauchte diese Armierung des Schiffes, weil das westliche Mittelmeer damals der Tummelplatz nordafrikanischer Seeräuber, der Barbaresken, war. Im Jahre 1668 wurde die „Convoye" eingerichtet, d. h. man gab einer Anzahl gemeinsam segelnder hamburgischer Kauffahrer ein wohlbewaffnetes Kriegsschiff zum Schutze mit.

Der Boßelsport.

Ein schleswig-holsteinisches Volkswettspiel.

Von **Sophus Elden.**

Wohl hauptsächlich in dem Gedanken, daß die körperliche Kraft auf Kosten der geistigen Bildung zurückgehe, hat man in der neuesten Zeit mit Nachdruck begonnen, den Sport nach allen Richtungen hin auszubilden; denken wir nun an die zumeist nur Kraft erfordernden Sportarten: Turnen, Rudern, Gehen, Laufen oder an solche, welche Kraft und Geschicklichkeit zugleich verlangen: Fechten, Kricket, Fußball, Lawn Tennis, oder auch an diejenigen, welche neben Kraft und Geschicklichkeit eine gewisse Gefahr in sich schließen: Parforcejagden, Pferderennen, Bergsport usw.

Die Provinz Schleswig-Holstein steht in der Pflege des Sports anderen Gegenden des europäischen Festlandes nicht nach, ja, man könnte ihr hierin einen ersten Platz einräumen, insofern, als dem meerumschlungenen Lande selbst zwei ebenso eigenartige als zweckentsprechende Sportarten entwachsen und Sondereigentum der Provinz geblieben sind. Des Ringreitens und der Ringreiterfeste, welche an die Turniere des Mittelalters erinnern, ist in den verflossenen Jahren in unsern gelesensten und weit verbreitetsten illustrierten Zeitschriften durch Wort und Bild

[1]) „ut rêdinge, Ausrüstung zur Reise, besonders von Schiffen." (Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Seite 461.) Wahrscheinlich ist darunter auch die Befrachtung des Schiffes verstanden.

Erwähnung gethan. Das Boßeln, auch Eisboßeln genannt, diese zweite Sportart Schleswig-Holsteins, welche hauptsächlich in den Elb- und Nordseemarschen gepflegt wird, verdient es, gleichfalls weiteren Kreisen eingehend geschildert zu werden.

Abbildung 1.

Es liegt nahe, das Boßeln mit dem Diskoswurf der Griechen zu vergleichen. Hier gilt es, eine mit Blei durchgossene Kugel — wie sie uns Abbildung 1 zeigt — dort eine steinerne, in späterer Zeit eine metallene, linsenförmige Scheibe mit Kraft und Geschicklichkeit zu schleudern. Nicht die Höhe des Wurfs oder das Treffen eines bestimmten Zieles, sondern die Entfernung des zu Boden gefallenen Wurfgeschosses vom Orte des Abwurfs aus entscheidet den Sieg. Wie der Diskoswerfer meist entkleidet die Wurfscheibe schleudert, um in der Bewegung nicht gehemmt zu sein, so entledigt sich aus gleichem Grunde auch der Boßler aller hindernden Kleidungsstücke.

Während man nur eine Art des Diskoswurfs kannte, wird das Boßeln auf vielfache Weise gehandhabt. Am gebräuchlichsten ist der Wurf, bei welchem der Boßler sich um seine eigene Achse dreht. Diesen Wurf veranschaulichen die Abbildungen 2, 3 und 4. Erstere zeigt uns den Boßler beim Beginn des Umlaufs, auf den beiden letzteren hat der Boßelnde sich bereits um seine Achse gedreht, die Kugel durchschwirrt in gewaltiger Kraft die Luft. Durch den Umlauf oder besser gesagt durch den Umsprung soll nämlich der Kugel die größtmögliche Kraft der Fortbewegung erteilt werden. Die Boßel, welche hierbei Verwendung findet, hat ein Gewicht von 500 gr und einen Durchmesser von $5^{8}/_{10}$ cm. In ganz Eiderstedt sowie in Norder- und Süderditmarschen be-

Abbildung 2.

Abbildung 3.

schränkt man sich gänzlich auf diese Wurfart.

Abbildung 5 zeigt uns das Schunken. Dieses geschieht, wie ersichtlich, in der Weise, daß der Boßler mit einmaliger, kreisförmiger Armbewegung die Kugel schleudert. Hierbei nimmt der Werfende einen Anlauf und springt während des Schwingens auf den Acker oder über einen der 4—5 Fuß breiten Marschgräben (Grabensprung oder Gribben genannt), ein Verfahren, durch welches, dank der Geschicklichkeit des Gribbenspringers, der Kugel die volle Wucht und Kraft des Körpers mitgeteilt wird. In dem Augenblick, wo die Füße des Werfenden Land fassen, saust die Boßel durch die Luft. Geschieht diese Art des Werfens mit einer 100 g schweren Boßel, dann nennt man den Wurf schlichtweg unter der Hand Boßeln.

Abbildung 4.

Das Schunken bietet ungefähr dieselben Vorteile wie der Wurf mit Umlauf. Was der auf letztere Art Boßelnde weiter wirft, bleibt er gegen den Schunker dadurch zurück, daß die Kugel desselben durch die Art des Werfens sich um ihre Achse dreht (sich „krillt") und bei der Berührung des festen Bodens vermöge dessen — wenn sich ihr ein Hindernis nicht entgegenstellt — oft gegen 15 m weiter rollt. Diese Entfernung gilt jedoch nur beim Boßelkampfe, bei einem Preisboßeln zählt nur die Entfernung vom Werfenden bis zu dem Punkte, in welchem die Boßel das Erdreich berührt hat.

Mit der 100 Gramm-Boßel geschieht auch das über der Hand Werfen. Ausschließlich in Itzehoe, Glückstadt und Krempe übt man diesen Wurf. Derselbe wird genau so ausgeführt, als ob man einen Stein schleudert, und ist diese Wurfart daher ein

eigentliches Boßeln nicht zu nennen. Dem Umstande, daß der über der Hand Werfende ganz bedeutend sicherer die Kugel zu schleudern imstande ist, da dieselbe nicht so leicht von der geraden Flugbahn abweicht wie beim Schunken, verdankt diese Art des Boßelns ihr Dasein. Dieselbe strengt jedoch die Armkraft in einer Weise an, daß der Boßelnde den Wurf meist nur drei- oder viermal zu wiederholen vermag.

Sobald nun die Gräben, welche die einzelnen „Fennen" (Landstreifen von einem Morgen) in den Marschen von einander trennen, überfroren sind, beginnen die Boßler sich einzuüben, um aus den bevorstehenden Kämpfen als Sieger hervorzugehen.

Abbildung 5.

Einem Wettkampf geht nach alter Sitte eine schriftliche Herausforderung unter Übersendung einer Boßelkugel voraus. Bald sind die sich befehdenden Parteien die Bewohner des westlichen und östlichen, südlichen oder nördlichen Teils einer ganzen Landschaft, bald die Bewohner zweier oder mehrerer Städte und Dörfer, bald auch bilden sich innerhalb derselben verschiedene Parteien, etwa die Verheirateten und Unverheirateten. Mehr als hundert Streiter stehen oft auf jeder Seite.

Eine schriftliche Herausforderung aus dem Jahre 1757 ist erhalten geblieben und lautet wörtlich:

„Wohl Ehrenvester p.
Insonders Hochgeehrter Freund.

Da wir Beym Letzteren Eiß Boßelwerffen, so zwischen unsers und Deren Dasigen Kirchspiels Gesellen den Kürzeren gezogen und daher Bey dem jezigen anhaltenden Frost und Bahn auf Revange Bedacht. Als habe mir noie Denen hiesigen Kirchspiels Gesellen die Freiheit genommen, diesem nebst Beygehenden Eis Boßel Wohlgeb. Freunde zuzustellen. Ersuche also mit Forderfahmsten zu dem Ende uns wissen zu lassen, an welchem Ohrt und Lage, wieviel Manstark, wir zu Ihnen, oder nach Belieben zu uns im Kirchspiel Kruge als zu Jacob Behrens Langstruß Behausung zu uns zu kommen. In welcher Erwartung dann nechst Empfehlung Göttlicher Gnaden Schutzes verharren

Poppenbüll d.
Ao. 1757

Wohlgeb. Freundes
D. W. Diener
Hinrich Peter Cornils.

Auf der Rückseite dieses Schreibens befand sich zunächst die Adresse: A. Monsieur Mons. Antonie Ahrens präsentement Altaugusten Koge. Hierunter die Adresse des Absenders: An Mons. Peter Cornils a Poppenbüll, sowie die folgenden Namen: No. 1. Haus Tetens. 2. Knude Nommels. 3. Arrien Peters. 4. Peter Matthies Peters."

Ist in dieser Weise — in neuerer Zeit natürlich in modernisierter Form — zum Boßelkampf herausgefordert, wird die Anzahl der Kämpfer bestimmt sowie Ort und Zeit der Zusammenkunft festgesetzt. Am Tage des Kampfes sieht man dann die Teilnehmer unter den Klängen einer Musikkapelle und mit wehenden Fahnen aufs freie Feld ziehen, jüngere Leute und auch ältere. So hatte bei einem Wettboßeln zwischen Wilster und St. Margareten-Brockdorf ein 63jähriger Wilsteraner den ersten Wurf. Die Schiedsrichter, von denen jede Partei vor

Beginn des Kampfes zwei erneunt, schreiten, kenntlich an deutlich sichtbaren Abzeichen, voran; ihnen folgen, an den Hut oder an die Mütze meistens die Wurfnummer geheftet, die eigentlichen Boßler.

Ist der Kampfplatz erreicht, dann wird die Boßelbahn von den Schiedsrichtern gemeinschaftlich festgelegt, worauf diese — wie es die Abbildung 6 veranschaulicht — bei dem von ihnen bestimmten Ausgangspunkte die Boßler antreten lassen. Die Anzahl der Teilnehmer wird von beiden Seiten in eine Liste eingetragen und diese „Boßelrolle" vor Beginn des Kampfes gegenseitig ausgetauscht. Während des Wettstreits werden die Namen der Werfenden in der Reihenfolge, wie sie verzeichnet sind, von den dazu bestimmten „Rollenlesern" laut aufgerufen. Dies geschieht deshalb, damit ein jeder zum Wurf gelangt und schwache Boßler nicht etwa überschlagen werden.

Von beiden Parteien wird der Kampf mit der gleichlautenden Nummer begonnen. Tritt der Boßler zum Wurf an, so haben die „Stockleger" die Grenze, über welche der Werfende beim Sprung oder Anlauf nicht hinausgehen darf, mit einem Stock, welcher auf den Erdboden gelegt oder in das Erdreich gesteckt wird, zu bezeichnen. Da eine Überschreitung der so markierten Stelle den Wurf ungültig macht, so ist ein gewohnheitsmäßiger Gribbenspringer oft gehalten, ziemlich weit zurückzugehen, um Anlauf oder Sprung zu bekommen. Trotzdem ist dieses für denselben immer noch vorteilhaft, da er bei gutem Absprung die Boßel 20 m und darüber hinaus weiter zu werfen vermag. Hierbei sei erwähnt, daß die weitesten Würfe mit der 500 Gramm-Boßel vom Orte des Abwurfs bis zum Aufschlagen aufs Erdreich bisher 78 m, diejenigen mit der 100 Gramm-Boßel über 120 m betrugen. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß bei einem Wettkampf nur Boßeln von gleicher Größe und Schwere gebraucht werden dürfen. Die passende Wurfart zu wählen, bleibt beim Boßeln mit der 100 Gramm-Boßel (Schunken mit oder ohne Gribbensprung oder über der Hand Werfen) den Beteiligten überlassen, dagegen wird beim Wettkampfe mit der 500 Gramm-Boßel vor Beginn desselben angefragt, ob auch Schunker oder Boßler mit Umlauf sich beteiligen. Diese müssen dann unbedingt von beiden Seiten in gleicher Anzahl gestellt werden.

Abbildung 6.

Es ist ein herzerfreuender Anblick, diesen kraftvollen, kernigen Söhnen der Marsch zuzuschauen, wie sie in erbittertem Kampfe die Boßeln schleudern, die muskulösen Arme schwingen und sich mit solcher Wucht um ihre Achse drehen,

daß ſie öfter bei der letzten, gewaltigen Anſtrengung, während die Kugel ſchon die Luft durchſchwirrt, zu Boden ſtürzen.

Iſt der Wurf gut ausgefallen, das heißt, hat die Boßel in gerader Richtung mit möglichſter Kraft ihre Fluglinie genommen, dann iſt dem tüchtigen Streiter ein „Hallo“ ſeiner Partei ſicher. Wehe aber, wenn die Kugel eingeſchlagen hat! Da ſchallt das Gejauchze der Gegenpartei zu ihm herüber, und hänſelnde Worte, auch der Freunde, bekommt er, nicht allein am Kampfestage, ſondern vielleicht noch nach Wochen zu hören, denn ſoweit die Kugel fliegt oder läuft, darf die Partei, welcher der Boßelnde angehört, vorrücken.

So geht es weiter Wurf für Wurf, Partei um Partei, den Fahnen und ihren Trägern, welche die Richtung anzugeben haben, nach, über Gräben und Felder, oft meilenweit. Iſt eine Partei der anderen ſoweit voraus, daß ihre Kugel von derjenigen der Gegner bei einer gleichen Anzahl gemachter Würfe nicht mehr erreicht wird, ſo ziehen die Sieger einen Wurf ein und erhalten dafür einen „Schott op.“

Auf dieſe Weiſe wird der Kampf fortgeſetzt, bis die für einen jeden feſtgeſetzte Anzahl Würfe erreicht und der Sieg von der einen oder anderen Partei mit ſo und ſo vielen „Schott op“ errungen iſt. Manchmal ſtehen ſich die Parteien mit ungefähr gleichen Kräften gegenüber, ſo daß ein voller Wurf nicht überholt wird und die Gewinner ſich mit einem großen oder kleinen „Kiek ut,“ d. h. damit begnügen müſſen, die Verlierenden nur um eine geringere Strecke überholt zu haben.

Hatte der Boßelſport auch zeitweiſe an Anhängern eingebüßt, ſo hat die Gründung eines Eisboßelverbandes im Herbſt 1894 ihm eine große Anzahl neuer Freunde zugeführt. Der Verband, deſſen Geſchäftsſtelle ſich in Glückſtadt befindet und deſſen augenblicklicher Vorſitzender Herr Mink dortſelbſt iſt, zählt jetzt achtzehn Vereine, nämlich: Brunsbüttel, Büſum, Eddelack, Garding, Glückſtadt, Heverbund, Huſum, Itzehoe, Kotzenbüll, Krempe, Lehe, Lunden, Marne, Neuenkirchen, St. Margareten-Brockdorf, Tetenbüll, Wewelsfleth, Wilſter mit rund 1400 Mitgliedern. Derſelbe hält alljährlich einen Delegiertentag — einmal diesſeits, das andere Mal jenſeits der Eider — ab.

Möge der Boßelſport ſich immer mehr ausdehmen, Sinn und Arm des in den Marſchen lebenden kräftigen und geſunden Volksſtammes ſtärken und dem Vaterlande ſtarke und mutige Söhne mit nervigem Arm und ſtählerner, gewappneter Fauſt erziehen, möge der Gruß der Boßler in immer weiteren Landſtrichen erſchallen mit friſchem, fröhlichen „Lüch op!“

Lichtſtippen.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

Vor etwa hundert Jahren diente in unſerer Gegend beim Bauersmann und auf dem Gutshofe der Kienſpan als Lichtſpender. Kam der Herbſt heran, ſo mußte der Dienſtjunge allabendlich 50 „Kienſpäne“ herſtellen; ſehr oft wurde Weidenholz dazu verwandt. Nachdem ſie getrocknet waren, verwahrte man ſie in großen Mengen an trockenem Ort bis auf den nächſten Herbſt. Der Kienſpan in der Hand des Hirten leuchtete im Kuhſtalle den melkenden Mägden; die Dreſcher in der Scheune droſchen das Korn beim ſpärlichen Lichte des Kienſpans. War das eigentliche Tagewerk beendet, ſo ſpendete der Dienſtjunge mit dem Kienſpan die erforderliche Helle beim Spinnrade. Das war ein kümmerliches Licht, hatte aber

den Vorzug der Billigkeit.[1]) Erst mit zunehmendem Wohlstande kam die Thranlampe in unseren bäuerlichen Haushaltungen allgemein in Gebrauch. Ihr folgte bald das Talglicht.

Der „kleine Mann" verschaffte sich seinen Bedarf an Talglichten vom Kaufmann, welcher nicht selten zugleich den Fabrikanten der von ihm feilgebotenen Lichte darstellte. Da das Geld in jenen vergangenen Tagen außerordentlich knapp war, besorgte jede wirtschaftliche Bauersfrau ihren Vorrat an Lichten selber. Den erforderlichen Talg lieferte die um Martini geschlachtete Fettkuh, nicht selten bis 50 kg. Freilich, solange die Leibeigenschaft den Bauernstand bedrückte und im Viehstapel des Bauern sich höchstens 3—4 Rinder vorfanden, blieb keine Kuh zum Mästen und Schlachten übrig. Solches wurde erst möglich, als mit Aufhören der Hofdienste die Pferdezahl abnahm und eine vermehrte Rindviehhaltung eintrat.

War die dringlichste Feldarbeit beschafft, also Ende November oder Anfang Dezember, so schritt man zur Herstellung der Lichte, zum „Lichtstippen." Am Abend vor diesem Geschäft wurden die Dochte gedreht, meistens aus Schwingel-

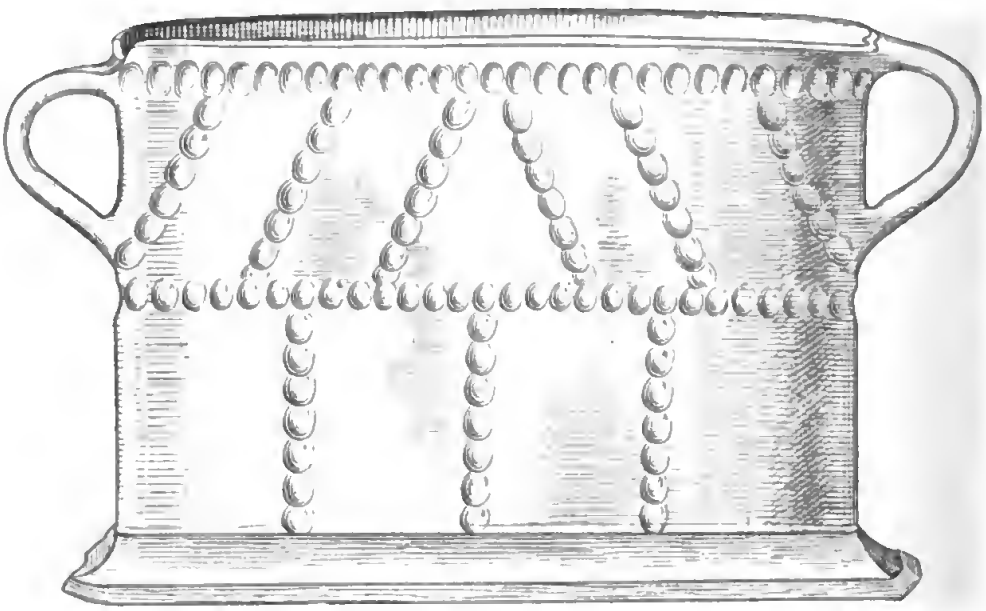


Fig. 1. Lichtform aus Fayence.
(Länge 38,5 cm, Höhe 28 cm, äußere Breite 9 cm, Breite im Lichten 6,5 cm.)
Original im Museum zu Altona.

hedengarn. Nur zu den Weihnachtslichten nahm die Mutter lose, weiche Baumwolle, die sie mit Flachsfäden untermengte, um den Docht zu verstärken. Die Schwingelhede wurde deshalb bevorzugt, weil sie sich im Hausstande vorfand; die Baumwolle mußte erst für bares Geld gekauft werden. Im Laufe des Sommers war die Hede fleißig gebleicht worden und daher von fast weißer Färbung. Auch hatte man durch häufiges Klopfen mit einem „Waschholze" und durch oftmaliges Dreschen das Garn ganz weich gemacht und von allen Holzteilchen (Schäben) zu befreien gesucht. Barg dennoch der Docht eine Schäbe, so gab es hernach einen

[1]) Wie mir von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wird, machte man noch vor fünfzig Jahren in den Landdistrikten der russischen Ostseeprovinzen von dem Kienspan ausgiebigsten Gebrauch.

„Dieb" im Licht. Die fertigen Dochte hingen während der Nacht an einem dünnen Stab über dem Ofen, damit sie beim Gebrauch vollkommen trocken seien.

Kaum graute der nächste Morgen, so begann im Bauernhause ein emsiges Treiben; geschwinder als sonst wurde die Hausarbeit besorgt. Nunmehr that die Mutter von dem Talgvorrat in einen großen eisernen Grapen und hing denselben über Feuer. Sobald der Talg leichtflüssig geworden, goß sie denselben in die vor dem Herd auf der großen Diele bereitgestellte „Lichtform," ein trogartiges Gerät. Das mir gehörige Exemplar ist aus einem Stück Eichenholz gefertigt, ohne jegliche Verzierung, 63 cm lang, 35 cm hoch und 13 cm dick, die Öffnung 45 cm lang, 6 cm breit und 28 cm tief. Fig. 1 zeigt eine Lichtform von Fayence aus dem Altonaer Museum. Das Gefäß ist außen und innen grün glasiert und sog. Bauerntöpferarbeit, verhältnismäßig roh, aber doch nicht ohne Geschick. Die Ornamente sind mit dem Finger in den noch weichen Thon eingedrückt worden. Obwohl nicht ersichtlich, aus welchem Teile Schleswig-Holsteins letztere Lichtform stammt, ist ihre Herkunft jedenfalls aus einem Gebiete zu vermuten, dessen Bauernbevölkerung nicht durch Leibeigenschaft verarmt und herabgedrückt war.[1]) — Unterdes hatten die flinken Hände der Mägde und der Kinder die anderweitigen Vorbereitungen getroffen. Die Bodenleiter wurde neben der Lichtform auf zwei Holzböcke oder „Schragen"[2]) flach hingelegt und ein Bündel mit 20 oder mehr fingerdicken, weißen Stäben herbeigetragen. Ein solcher Stab hieß „Lichtspät" und war gegen 60 cm lang. Man legte sie in gleichen Abständen quer über die Leiter und verteilte die Dochte, welche durch einmaliges Eintauchen in die Lichtform den ersten Talgüberzug empfangen hatten, auf die Lichtspät, so daß an einem jeden 6—8 Dochte hingen. Nunmehr nahm man einen Lichtspät nach dem andern, „stippte" die daran hängenden Dochte völlig in die Lichtform und hing ihn danach zum Erkalten der Talgmasse wieder an die Leiter. Dies wurde solange fortgesetzt, bis die Lichte fertig waren, d. h. die erforderliche Dicke besaßen. Für den gewöhnlichen Gebrauch genügten Lichte von bescheidener Dicke. Der gute Ton verlangte es, daß an Feiertagen und bei anderen festlichen Gelegenheiten ein dickes Licht auf den Tisch kam.

In einigen Gegenden, in Schwansen auch auf den Gutshöfen, war ein von dem vorigen etwas abweichendes Verfahren üblich. Statt der Lichtspät benutzte man einen in wagerechter Ebene sich drehenden „Lichthaspel." An dem äußersten Ende eines jeden Haspelarmes hing an einem Haken eine Holzscheibe (Bricken), die herabgenommen werden konnte. Die Unterseite der Bricken zeigt je etwa 15 bis 16 Haken zum Einhängen der Dochte.

Fig. 2 bringt einen „Lichttisch" zur Darstellung, der demselben Zwecke diente wie ein Lichthaspel. Am Umkreise des auf folgender Seite abgebildeten Exemplars hängen 15 Bricken mit je 16 Häkchen, so daß mit Hülfe dieses Geräts gleichzeitig 240 Lichte hergestellt werden können. Es ist einleuchtend, daß bei diesem Verfahren eine Lichtform, wie vorhin beschrieben, sich nicht gebrauchen ließ. Die Hausfrau nahm, vor dem Lichttisch oder Lichthaspel sitzend, diesen beständig drehend, ein Bricken nach dem andern, tauchte die daran hängenden Dochte in den Talggrapen und hing danach die Bricken wieder an ihren Ort. Gewiß ging diese Art des Lichtstippens rascher von statten als mittels der Lichtspät. In großen Betrieben, z. B. auf den Gutshöfen, kam deswegen der Lichttisch zu seinem Rechte. Hier fand das Lichtstippen meistens in einem der weiten Kellerräume statt und dauerte nicht selten bis in die Nacht hinein; denn es galt, eine bedeutende Menge

[1]) Zeichnung der Lichtform und die Photographie des Lichttisches verdanke ich Herrn Dr. Lehmann, Direktor am Museum in Altona.

[2]) Schragen = Holzgestelle, je mit 3—4 auswärts stehenden Beinen.

von Lichten zu beschaffen. Erhielten doch zur Winterzeit jeder Knecht täglich ein Licht, die Meierin und jede Magd ebenfalls pro Tag ein sog. Spinnlicht und der Kuhhirte täglich ein kurzes „Lüchtenlicht" für seine Laterne, ja, dieser vom 1. Dezember bis 1. Februar gar für je 2 Tage 3 Lichte.

Ging der Talgvorrat auf die Neige, so war es zuletzt unmöglich, die Dochte ganz einzutauchen. Diesem Übelstande widerfuhr dadurch Abhülfe, daß man durch Hinzugießen von kochendem Wasser den Grapen oder die Lichtform wiederum füllte. Auch kam zu dieser letzten Füllung aller Talg, der von den Lichten auf den Fußboden herabgetröpfelt war. Da konnte es nicht ausbleiben, daß zu den zuletzt hergestellten, meistens nur ganz dünnen und kurzen Talglichten mancherlei fremde Bestandteile sich gesellten. Solche Lichte knisterten und sprühten beim Brennen. Der Volksmund nannte sie wegen dieser Eigentümlichkeit „Schnöterkatten." Eine tüchtige Bauersfrau litt es nicht, daß sie auf den Tisch kamen; sie wurden in Küche und Keller verbraucht. Scheuchte in Sommertagen ein nächtliches Gewitter die Hausgenossen aus ihren Betten, dann hatte jedoch die verachtete Schnöterkatt einmal die Ehre, ihnen allen in der Stube zu leuchten. Erschienen am Abend Nachbarsleute zum Besuche, so bat wohl der Kindermund: „Mudder, giff uns en Schnöterkatt!" Meistens fand die Bitte Gewährung. Kinder und Gesinde zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um dort beim fragwürdigen Schein des Lichtchens ihre Arbeit zu fertigen oder noch eine Weile sich dem Spiel und Scherz hinzugeben.

Fig. 2. Lichttisch aus Sönderbyhof.
(Höhe 0,78 m, Durchmesser der Platte 1,05 m, Durchmesser der Bricken 0,22 m.)
Original im Museum zu Altona.
Photographie von Julius Bremer in Altona.

In den meisten Hausständen bereitete die Mutter außer den gewöhnlichen Lichten ein „dreetwieselt" Weihnachtslicht. Waren nach mehrmaligem Eintauchen die Dochte ziemlich steif geworden, so verklebte man an ihrem oberen Ende drei derselben unter ziemlich spitzem Winkel. Das in ansehnlicher Dicke hergestellte

Weihnachtslicht prangte am Weihnachtsabend auf dem Tische und vereinte um sich frohe Herzen wie in der Gegenwart die hellen Kerzen des Weihnachtsbaumes. Die Dreizahl wollte gewiß an die Dreieinigkeit Gottes gemahnen.

Die fertigen Lichte wurden in einer Kiste aufgehoben, bis man sie einzeln zum Gebrauch hervorholte. Allabendlich steckte die Mutter eines derselben auf den „Lüchterpahl." Dieser, ein kleiner, kreisrunder Tisch, der auf einer Mittelsäule ruhte, hatte seinen Platz in der Stube. Im Mittelpunkte der 30—40 cm im Durchmesser haltenden Platte befand sich ein Loch, bestimmt zur Aufnahme des Lichtes. Sobald es heruntergebrannt war, kam der Lichtstumpf auf einen „Provit." Dieser bestand aus einem etwa 10 cm Durchmesser haltenden Blechtellerchen, das im Zentrum einen nach oben gerichteten, 1 cm langen Dorn zum Aufspießen des Lichtes besaß. Die an die Unterseite des Provits befestigte Blechröhre von etwa 15 cm Länge paßte in die Öffnung des Lüchterpahls. Auf diesem ruhte ständig als unentbehrliches Gerät die „Lichtschere" zum Schneuzen des Lichtes. Um den Lüchterpahl sammelten sich nach beendigtem Tagewerk Hausfrau und Mägde mit ihren Spinnrädern. Im weiteren Kreise drängten sich die Männer herzu, gleichfalls mit irgend einer Hantierung beschäftigt. Dabei gingen Rede und Gegenrede fleißig hin und her, und Märchen und Sagen hatten hier eine sichere Heimstatt. —

Es ist bereits angedeutet, daß die Anfertigung der Lichte in der Regel den Frauen oblag. Sie war eine leichte Arbeit und zugleich eine lustige, bei der viel gelacht und gescherzt wurde. Eine Redensart will uns glauben machen, beim Lichtstippen müsse gehörig gelogen werden, sonst brennen später die Lichte nicht hell, sondern beginnen zu laufen. Da suchte man sich gegenseitig im Behaupten des Unmöglichen zu überbieten, und hellen Jubel verursachte es, wenn sich ein Dummer fand, der das Erzählte für bare Münze annahm. Gern drängten sich auch die größeren Kinder heran, um einmal Lichte zu stippen. Ein gutes Stück heimischer Poesie ist mit dem Lichtstippen zu Grabe gegangen.

Zum Lebensbilde des Claas Duncker.

Von W. Tanck in Neumünster.

Zu dem Lebensbilde von Claas Duncker in Nr. 11 der „Heimat" vom vorigen Jahre möchte ich mir einige Bemerkungen bezw. Ergänzungen gestatten. Zunächst dies: Ich habe Claas Duncker gut gekannt und darf mich rühmen (denn Claas Duncker ist ja bereits eine Berühmtheit geworden), ein Landsmann von ihm zu sein, und zwar ein richtiger. Er lebte in dem Kirch-, Fischer- und Badedorfe Grömitz an der Ostsee; ich nenne das eine Stunde davon entfernte ehemalige Kloster, den späteren Amtmanns- und Landratssitz Cismar, meine Heimat. Übrigens ging es Claas Duncker wie seinem Kollegen, dem alten Homer: jeder sprach ihn als seinen Landsmann an. Es ist mir in Segeberg, in Heide, in Wilster und vielleicht noch anderswo vorgekommen, daß man Claas Duncker — ohne einmal seinen Namen zu wissen — als einen alten Klarinettenbläser aus einem nahegelegenen Dorfe vorstellte, während die Landleute ihn in die nächstgelegene Stadt verpflanzten. Dies erklärt sich daraus, daß Claas Duncker regelmäßig seine Kunstreise durch ganz Holstein machte und infolge dessen überall bekannt war, ohne daß man es der Mühe wert hielt, eingehendere Erkundigungen über ihn einzuziehen. Wenn man aber Claas Dunker als den Reihenführer einer Anzahl urwüchsiger holsteinischer Gestalten vorstellt, dann geschieht ihm zu viel Ehre. Er war weder urwüchsig noch originell; er war ein Trottel. Zur Ur-

wüchsigkeit gehört in erster Linie Kraftfülle, und die fehlte ihm gänzlich. Seine Frau war Herr im Hause; wenn's ihr mit ihm nicht länger gefiel, mußte er fort. Zur Urwüchsigkeit gehört ferner ein Hinwegsetzen über die Sitte; Claas Duncker wußte überhaupt nicht, was Sitte war. Von Originalität konnte erst recht nicht bei ihm die Rede sein; er erreichte nicht einmal die Mittelmäßigkeit. War er doch nicht imstande, sich auf ehrenhafte Weise zu ernähren! Was er trieb, war verkappte oder, wie man sagte, „fine" Bettelei. Und als einen Bettler sah man ihn auch an und behandelte ihn als solchen. Er bekam wie jeder andere Bettler einen Dreiling oder Sechsling, ein Ei, ein Stück Brot usw. Selbst die Hunde schätzten ihn für einen „Landstreicher," indem sie ihn ebenso wütend anbellten als jene. Daher sein dicker „Appeldorn." Nun kann ja am Ende selbst ein Bettler ein Original sein, wie das Beispiel des Abu Said den Rückert in seinen Makamen vorführt, uns zeigt; aber Claas Duncker war kein Abu Said. Alt und jung belustigte sich mit ihm und nicht am wenigsten an seiner Ungeschicklichkeit. Den Höhepunkt seiner musikalischen Aufführung bildete das Versagen der alten Klarinette. Dann wurde die liebe Jugend, die bis dahin mit offenem Munde passiv dagestanden, aktuell und rief: „Claas Duncker, de Prüntje hett sik davör sett!" — Als einst eine fröhliche Gesellschaft, unter der ich mich auch befand, zur Polterabend-Feier eines befreundeten Paares fuhr, um allerlei lustige Schwänke zu treiben, war der Hauptulk der, daß wir Claas Duncker als unsern Musiker mitnahmen.

Trotzdem ich nun den Ruhm meines alten Landsmannes in bedenklichem Maße habe abmindern müssen, so hat die Vorführung seiner Person in Wort und Bild doch eine Menge angenehmer Erinnerungen in mir ausgelöst, und ich bin überzeugt, daß dasselbe bei manchem andern der Fall gewesen ist. Namentlich das Bild finde ich außerordentlich treu. So sah Claas Duncker aus, und so hielt er die Klarinette; aber ein Trottel war er. Wie konnte er dann aber eine solche Rolle im Leben des Landvolks und namentlich der Jugend spielen? Das ist m. E. begründet in der Einfachheit und Eintönigkeit des Landlebens überhaupt. Es verläuft ein Tag wie der andere, und alles, was nur in etwas aus der Reihe des Gewohnten heraustritt — und sei es auch nur ein Fremder, der durch das Dorf geht —, bringt eine angenehme Abwechselung. Es versetzt in eine gewisse geistige Erregung. „Wer sollte das sein? Was sollte er wollen? Wohin wird er gehen?" usw. Ähnlich stand es mit Claas Duncker. Das Dorf kam in Bewegung, wenn Claas Duncker erschien; es gab Musik; die liebe Dorfjugend staunte ihn an und begleitete ihn durchs Dorf. Die Mädchen ließen wohl die Arbeit liegen, wenn es damit nicht zu sehr eilte, und machten schnell auf der „Göt" (Gosse) oder der großen Diele ein Tänzchen. War's Mittag, mußte Claas Duncker zum Essen bleiben. So viel ich erinnere, aß er aber allein. Selbst das Gesinde hielt es für ehrenrührig, mit ihm zu Tische zu sitzen; er war in ihren Augen ein betteluder Musikant und gehörte in die große Sippe der „Snurrer."

Übrigens hatte Claas Duncker noch einen Konkurrenten, auch in Grömitz wohnhaft, der unter dem Namen „Fidel-Lehmann" bekannt war und, wie sein Name schon sagt, mit der Violine aufwartete. Zwischen beiden bestand eine gewisse Eifersucht; es war aber wohl weniger Künstler- als Brotneid. Wollte die liebe Jugend Claas Duncker ärgern, dann verlangte sie, daß er spiele:

Fidel-Lehmann, Fidel-Lehmann, Claas Duncker is dod.

Zu andern Zeiten verlangte sie von Fidel-Lehmann dasselbe Stück. Dann änderte sie aber den Text dahin ab:

Claas Duncker, Claas Duncker, Fidel-Lehmann is dod.

Und nun war Fidel-Lehmann der Gehänselte.

Das Altonaer Zahlen-Lotto.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

Das Lotto wurde in Altona am 18. April 1771 eröffnet. Ihm folgte am 18. Juli desselben Jahres Kopenhagen und am 6. Januar 1774 Wandsbek. Ein seitens der königlich dänischen Regierung herausgegebener Lottokalender zeigte in seinem Kalendarium die Tage der Ziehungen, die jede Woche abwechselnd in Kopenhagen, Altona und Wandsbek stattfanden. Das Kalendarium enthielt eine ganz wunderliche Zeitrechnung, indem es z. B. in dem Kalender von 1828 hieß: „Wir zählen seit Anfang der Welt das 5777ste Jahr, seit der Sündflut das 4121ste Jahr, seit der Geburt Christi das 1828ste Jahr und (sic!) seit Beginn der Lottoziehung in Altona das 57ste Jahr. Zum Ziehungstag für alle drei dänischen Lotterieen wurde stets der Dienstag ausersehen. War Altona an der Reihe, so strömten gegen 3 Uhr nachmittags wimmelnde Volksmassen aus dem Hamburger Millernthor nach dem Altonaer Rathausmarkt, wo die Lottoziehung in der von Boy Jensen in der Januar-Nummer geschilderten Weise stattfand. Dem die 5 Nummern ziehenden Waisenknaben wurde ein weißes, bis zum Munde hinabreichendes Tuch über die Augen gezogen und ihm eine blaue Mütze auf den Kopf gesetzt. Der rechte Jackenärmel fehlte dem Knaben, damit kein Los hineinzugleiten vermochte. Dafür bedeckte seinen Arm eine gestrickte Jacke, die über seine Hand hinabreichte, damit beim Ziehen der Nummern keine unerlaubte Manipulation stattfinden konnte.

War in Wandsbek Lottoziehung, so wurde das Resultat derselben durch einen Reiter nach Altona gemeldet, den der hamburgische Volkswitz „Nummernrieder" getauft hatte.

Daß bei dem Besetzen der Nummern der Aberglaube wahrhaft erschreckende Orgien feierte, wie noch heute in Monaco und Ostende, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Wahrsagerinnen, Zeichen- und Traumdeuter, Cheiromanten, deren Zunft im aufgeklärten 20. Jahrhundert in Großstädten zahlreiche Mitglieder zählt, machten glänzende Geschäfte.

Traumbücher wurden damals nur gekauft, wenn sie bei der Auslegung der Träume gleichzeitig die Nummern angaben, die sie bedeuten sollten. Eins dieser Bücher trug das Motto:

„Nimm Deine Träume wohl in Acht
Und setze nur mit Vorbedacht,
Denn was Dir in dem Traum verheißen,
Kann auch Dein Feind Dir nicht entreißen!"

Zuweilen trafen solche Vorbedeutungen oder Vorahnungen wirklich ein, was einer solchen richtig „weissagenden" Sibylle einen ungeheuren Zulauf von denjenigen Leuten verschaffte, die niemals alle werden. Auch das Datum der Ziehungstage wurde häufiger gezogen und wurde deshalb mit Vorliebe gesetzt. — Welch' unsägliches Elend die Lottowut im Volk anrichtete, davon zeugen die derzeitigen Polizeiberichte und Gerichtsverhandlungen. Reiche und wohlhabende Bürger gerieten an den Bettelstab; Bediente betrogen ihre Herrschaften, um ihr Glück im Lotto zu versuchen. Staatliche Kassen wurden von den Beamten bestohlen, um dem Spiel zu frönen. Die zweckmäßigst eingerichteten Kommunalanstalten konnten die ungeheure Zahl Armer nicht ernähren, welche die Lottowut ihnen aufdrang. Wettkontore, Lottokollekteure u. dgl. die Spielwut der Menge begünstigende Personen und Einrichtungen demoralisierten vollends die Bevölkerung. Die Neigung für das ehrliche Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst trat in den Hintergrund

vor der Dame auf dem Rade, welche mit vollen Händen Gold, freilich nur auf den Kupferstichen der Lottokalender, ausstreute. Die öffentliche Sittlichkeit gelangte zu einem nie erreichten Tiefstand. Das Proletariat, der Mittelstand und die upper ten thousands opferten gemeinsam je nach ihren Mitteln dem Spielteufel. Armut, Bettelei, Betrügerei und Faulheit waren die Begleiterscheinungen des Lottos. „Fort von dem düsteren Bilde," schreibt 1844 Dr. G. Buek in dem Buche „Hamburg und seine Umgebungen," „wo der Arme den vorletzten Schilling in das Lotto gesteckt, mit dem letzten Schilling den Schnaps bezahlt hat und nun, nach versäumtem Tagewerk von der Ziehung zurückgekehrt und der vergrämten Hausfrau, den still weinenden hungrigen Kindern, fluchend über sein Unglück, den Lottozettel und die leere Flasche an den Kopf wirft!"

Am 30. August 1853 wurde das Zahlenlotto seitens des dänischen Staates aufgehoben, weil die Regierung nicht nur keinen Gewinn zu erzielen vermochte, sondern infolge betrügerischer Manipulation sogar 7000 Kur.-Mark eingebüßt hatte.

Es wird berichtet, daß das ungünstige Ergebnis einem sinnreichen Tric findiger Industrieritter zuzuschreiben sei.

Wenn in Kopenhagen Ziehung gewesen war, wurden am Ziehungstage und am folgenden Tage in Altona und Wandsbek noch Wetten auf die bereits stattgehabte Lottoziehung entgegengenommen, weil nach menschlicher Berechnung die gezogenen Nummern hier unmöglich schon bekannt sein konnten. Eisenbahn und Telegraph waren noch nicht in Funktion getreten.

Auf diese scheinbare Unmöglichkeit bauten einige schlaue Glücksritter ihren sorgfältig erwogenen Plan. Sie bedienten sich dazu der Brieftauben. Einer der Komplizen reiste mit einer Anzahl Brieftauben nach Kopenhagen. Sofort nach geschehener Ziehung vertraute er einer oder mehreren seiner Tauben auf winzigen Zettelchen die gezogenen Nummern an und setzte sie in Freiheit. In unglaublich kurzer Zeit vermochten die Seglerinnen der Lüfte die Heimat zu erreichen und verrieten den in das Geheimnis eingeweihten Schlauköpfen in Hamburg-Altona die Glücksnummern, die von ihnen und ihren Helfershelfern alsdann gesetzt wurden. Die erzielten stattlichen Gewinne wurden geteilt. Diese gewinnsichere Spielmethode wurde längere Zeit von einem Konsortium ausgeübt, bis der Zufall zur Entdeckung und zur Bestrafung der Schuldigen führte.

Interessant erscheint die Thatsache, daß sogar erlauchte „Ritter vom Geiste" sich nicht freizuhalten vermochten von der grassierenden Lottowut. In Max Kochs „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte" lesen wir eine Notiz von Theodor Distel über Lessing und Eva verw. König als Lottospieler. Lessing hatte sich im September 1771 mit seiner „Königin" verlobt, aber — vorher haben sie bereits gemeinschaftlich ihr Glück probiert — im Lottospiel. Beide hatten es recht nötig, ihre trostlosen Vermögensverhältnisse etwas aufzubessern. Sie spielten zusammen in Wien, Hamburg-Altona und Berlin, aber überall ohne Erfolg. Fortuna war dem Dichterfürsten und seiner „Königin" nicht hold.

Der große Shakespeare, der das Menschengeschlecht kannte, wie kaum ein anderer Sterblicher vor ihm und nach ihm, sagt, auch Lessing zur Entschuldigung, in seinem „Hamlet":

„Nenne mir den Mann, den seine Leidenschaft nicht macht zum Sklaven,
Und ich will ihn hegen aus Herzensgrund."

Mitteilungen.

1. **Aus dem Tierleben.** In den Jahren 1852—54 war ich Kostgänger auf Neuwühren. — Herr F. Güntzel hatte immer mehrere Füllen, die im Sommer mit den Kühen weideten. Damals erwarb Herr Güntzel als Milchwagenpferd einen jungen Schimmel, der aber ganz blind war. Als das Tier nun zum ersten Male auf die Weide gebracht worden war, stand es völlig hülflos da, wagte in den ersten Stunden nicht einmal, den Kopf zum Fressen niederzubeugen. Den Füllen war dies natürlich interessant und machten sie sich an den Armen heran, und namentlich eins derselben wurde zu einem sehr liebevollen und sorgsamen Blindenführer. Es graste fast unausgesetzt neben dem Blinden, und kamen sie an einen Graben, berührte es seinen Kameraden mit der Schnauze, sprang dann über den Graben und sofort zurück, stellte sich dann dicht neben denselben und nun sprangen beide zugleich auch über 4 bis 5 Fuß breite Gräben, ohne daß der Blinde je fehl gesprungen wäre. Im übrigen besaß das Füllen, welches arabisches Blut hatte, viel Übermut; wir durften nicht, wie üblich, die Melkhücker auf dem Regelplatz liegen lassen, Moses, so hieß das Tier, erfaßte einen Hücker am Bein, hielt denselben hoch über dem Kopf und galoppierte mit demselben fort, ließ ihn fallen und holte sich dann den nächsten, so daß das ganze Feld nach denselben abgesucht werden mußte, um sie wieder zu erlangen. Einem der anderen Füllen, einem großen, unbeholfenen Tier, hatte er im Spiel Mähnen- und Schwanzhaare fast ganz fortgeknabbert. Da er auch gelegentlich eine Kuh am Schwanze ergriff und dieselbe vor sich herjagte, so sollte seinem Übermute gesteuert werden, und es wurde ihm ein Brett um den Hals gehängt, um ihn am Laufen zu hindern. Dies brachte ihn aber ganz aus dem Häuschen und schlug er gegen das Brett so heftig mit den Knieen, daß sie stark anschwollen. Schon am nächsten Tage wurde ihm das Brett wieder abgenommen. Nun wurde ich mit dem Einreiben der Kniee betraut, welches auch leicht auszuführen war. Das Tier kam auf meinen Ruf sofort auf der Weide zu mir, blieb ruhig vor mir stehen und ließ sich von mir ohne Widerstreben behandeln. Nur das erste Mal mißglückte es, da der Schlingel mir den Hut vom Kopfe nahm und mit demselben davonrannte; in Zukunft legte ich den Hut vorher fort. Zwischen den zwei Weidekoppeln war ein Heckthor, vor welchem auf der einen Koppel ein steiler Hügel anstieg. Eines Tages kommen die Füllen im schnellsten Laufe über den Hügel herunter auf das Thor zu. Moses steigt unmittelbar vor demselben kerzengerade auf, dreht sich auf den Hinterbeinen und galloppiert am Wall weiter. Nach ihm kommt das große Füllen, ist aber nicht so gewandt, fällt auf das Thor und purzelt mit demselben auf die andere Koppel, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Häufig habe ich das schöne Tier als Füllen vorgemustert; dabei war es sehr mutwillig und bäumte sich häufig; aber nie versuchte es zu entlaufen. Die Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit liegt auch bei wenig arabischem Blut noch in der Rasse.

Eckernförde. W. Klemm.

2. **Der Blitz und die Pappeln** (vergl. Nr. 10, Jahrg. 1901: „Die Natur im Volksmunde.") Es ist Thatsache, daß die Pappeln — und besonders die Weißpappeln — von unsern Landleuten vielfach als natürliche Blitzableiter angesehen und daher zum Schutze der Gebäude auf den Höfen angepflanzt werden. Nachstehendes mag dieses nicht nur bestätigen, sondern auch noch beweisen, in wie klarer und eindringlicher Weise die Natur solche Wahrheiten den Menschen zum Bewußtsein zu bringen weiß. — In meiner frühsten Jugend befanden sich auf unserm Bauerngehöft viele Pappeln. Da diese aber in unmittelbarer Nähe der Gebäude standen, wurden sie dem Strohdach so nachteilig, daß mein Vater sich zu ihrer Entfernung verstehen mußte. Nur eine Pappel ließ er zwischen dem Wohnhause und der Scheune „zum Schutze gegen Gewitter", — wie er zu sagen pflegte, - - stehen. Allmählich aber hatte diese eine bedeutende Höhe erreicht; sie neigte sich bei den Weststürmen so bedrohlich über unser Wohnhaus, daß man bei einem Bruch und Sturz derselben einen erheblichen Schaden für das Gebäude befürchten mußte. Das bewog meinen Vater, den Baum in Haushöhe zu köpfen. Da geschah es, daß bei den ersten Gewittern des Sommers die Pappel zweimal vom Blitz getroffen wurde. Das erste Mal wurde nur ein größerer Seitenzweig herabgeschlagen und der Stamm nur wenig verletzt; das andere Mal aber wurde der Baum derartig an einer Seite zerrissen, daß die davongeflogenen Splitter über den ganzen Hof zerstreut lagen. Daß der so arg gezeichnete Baum häufig von den Dorfbewohnern besichtigt und allgemein als der Blitzableiter des Hauses bezeichnet wurde, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Auch jetzt noch wird die Pappel von den Bewohnern des Gehöfts als „natürlicher Blitzableiter" respektiert, wenn sie auch nach diesem Vorfall in allen Jahren von Blitzschlägen verschont blieb. Letzteres ist ja erklärlich. Mit den alten Seitenzweigen bildeten schon im Laufe des Sommers junge Ausschüsse über dem Stumpfe eine neue Krone und infolge der Spitzenausströmung wird der Ausgleich der Elektrizitäten wie vor, so auch nach diesem Ereignis herbeigeführt.

Ellerbek. Jul. Prange.

Digitized by Google

3. **Varianten zum Wanderlied des Schuhmachergesellen.** Das Heft Nr. 1 des diesjährigen Jahrganges der „Heimat" bringt das sehr interessante Lied eines wandernden Schuhmachergesellen 1850—1860, in welcher Veranlassung ich mir erlauben möchte, noch 4 mir bekannte Varianten mitzuteilen. Der vorletzte Vers ist allerdings nicht ganz salonfähig, soll aber einen damals bestehenden Zustand richtig behandeln.

Und in Flensborg, seggt he, is veel Water, seggt he,
Grote Herrn, seggt he, un Theater, seggt he,
Veele Möhlen sühst du all von widen, seggt he,
Mag veel Wind, seggt he, dor woll sien.

Und das Sleswig, seggt he, weer mal en Stadt, seggt he,
Doch nu is dat, seggt he, man so watt, seggt he,
De Börgermeister is en netten Mann, seggt he,
Und op't Slot, seggt he, sitt Hannemann.

Und in Pinnbarg, seggt he, is et schön, seggt he,
So in't Fröhjohr, seggt he, wenn't recht grön, seggt he,
Doch op den Bahnhof seggt he, is dat niks, seggt he,
Dor kann man nich mal, seggt he, ut de ...

Und in Hamborg, seggt he, is Parad', seggt he,
Und de Nachtwach', seggt he, steiht snorgrad, seggt he,
Präsentiert, seggt he, dat Gewehr, seggt he,
Hauptmann Schrapenpüster kummt dorher.

Glücksburg. Karl G. Andresen.

4. **Eine Medaille zur Erinnerung an die Landesfeier in Ditmarschen 1900.** Als im Jahre 1900 die Ditmarscher den 400. Gedenktag der Schlacht bei Hemmingstedt festlich begingen, wurde eine Erinnerungsmedaille geschaffen, auf die aufmerksam zu machen ich mir im Nachstehenden gestatten möchte. — Die Medaille, von dem bekannten Stempelschneider Oskar Bergmann in Hamburg ausgeführt, hat einen Durchmesser von 35 mm. Auf der Vorderseite sehen wir das alte Wappen Ditmarschens vor der Unterwerfung, die Maria mit dem Kinde und den heiligen Oswald mit dem Raben, dazu die Umschrift: 40—J. ERINNERUNGSFEIER D. SCHLACHT B. HEMMINGSTEDT 1900 * Die Rückseite zeigt das Landesdenkmal auf dem Dusenddüwelswarf mit der Um- resp. Unterschrift: WAHR DI GARR, DE BUUR DE KUMT. 1500—1900. Da von der Medaille zwei verschiedene Ausführungen bestehen, so dürfte es wünschenswert sein, Authentisches über die Entstehungsgeschichte der Münze der Nachwelt zu erhalten. Bergmann teilte mir kurz vor der Landesfeier mit, daß er eine Erinnerungsmedaille prägen wolle, und erbat sich Vorschläge für die Ausführung derselben, die ich denn im Sinne der oben von der Münze gegebenen Beschreibung machte. Das Denkmal war damals noch nicht vollkommen fertiggestellt, und so konnte ich Bergmann keine Photographie geben; er mußte sich vielmehr mit einer Skizze begnügen. Infolgedessen ist auf der Medaille die Darstellung des Denkmals nicht genau mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Die Medaille war aus einer Zinkkomposition hergestellt; ein Exemplar ließ ich aus Silber anfertigen (ohne Öse). Nachträglich gewahrte ich, daß Bergmann aus Versehen auf dem Denkmal nicht das richtige Datum (17. Februar), sondern ein falsches (14. Februar) geschrieben hatte. Bergmann hat dann einen neuen Stempel geschnitten. Das Denkmal ist etwas ähnlicher, und es ist vor allem das richtige Datum (17. Februar) eingetragen. Von dieser letzten Medaille sind meines Wissens nur 10 Exemplare in Silber und 10 Exemplare in Zinn angefertigt worden. Es werden in Sammlerkreisen deshalb die betreffenden Medaillen bald recht gesucht werden. Vorläufig befinden sich die meisten in festen Händen.

Meldorf. J. Goos.

5. **Anfrage.** Ortsnamen. Sollte sich wohl durch Vermittelung der „Heimat" und durch ihre Leser ausfindig machen lassen, auf welche Weise der so auffallende Name der Cokberger Heide entstanden ist?

Kiel. W. E. Bokelmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Mitteilungen.

Ein Kinderreigen zur Mädchenräubersage. Mitgeteilt von Heinr. Carstens in Darenwurth.

1. Schön Anna saß im Kämmerlein, Kämmerlein, Kämmerlein,
schön Anna saß im Kämmerlein.
2. Schön Anna saß im Kämmerlein, Kämmerlein, Kämmerlein,
sie flochte ihre Haare ein, Haare ein, Haare ein.
3. Da ging die Thüre ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling,
da trat der Ritter ein zur Thür, ein zur Thür, ein zur Thür.
4. Schön Anna, warum weineſt du, weineſt du, weineſt du?
Ich weine, weil ich ſterben muß, ſterben muß, ſterben muß.
5. Da zog der Ritter ſein Schwert heraus, Schwert heraus, Schwert heraus
und ſtach ſchön Anna durch die Bruſt, durch die Bruſt, durch die Bruſt.
6. Schön Anna kricht ein'n gold'nen Sarg, gold'nen Sarg, gold'nen Sarg,
der Ritter kricht ein'n eiſern Sarg, eiſern Sarg, eiſern Sarg.
7. Schön Anna kricht ein'n Myrtenkranz, Myrtenkranz, Myrtenkranz.
der Ritter kricht ein'n Dornenkranz, Dornenkranz, Dornenkranz.
8. Schön Anna folgen wir alle nach, alle nach, alle nach,
dem Ritter folgt nur Einer nach, Einer nach, Einer nach.

(Aus dem nordweſtlichen Norderditmarſchen.

1. Schön Anna ſaß im Kämmerlein, Kämmerlein, Kämmerlein,
ſie flochte ihre Haare ein, Haare ein, Haare ein.
2. Da ging die Thüre ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling,
da trat herein der Bräutigam, Bräutigam, Bräutigam.
3. Da ging die Thüre ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling,
da trat herein die Großmama, Großmama, Großmama.
4. Da ging die Thüre ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling,
da trat herein der Großpapa, Großpapa, Großpapa.
5. Da ging die Thüre ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling, ling,
da trat herein der Böſewicht, Böſewicht, Böſewicht.
6. Der fraß ſie alle Viere auf, Viere auf, Viere auf.

(Aus dem nordweſtlichen Norderditmarſchen.)

Die Jungfrau ſitzt in ihrer Kammer und ſchmückt ſich. Sie iſt Braut, und der Bräutigam, der Ritter, tritt zu ihr herein; doch ſie weint. Warum? Offenbar hat ſie etwas erfahren über den Ritter, das ſie mit böſen Ahnungen erfüllt. Ihre Ahnung hat ſie nicht getäuſcht, denn der Ritter ſticht ſie tot. Sie wird mit einem Myrtenkranz, dem Brautkranz, geſchmückt und in einen goldenen Sarg gelegt. Der Ritter erhält für ſeine fluchwürdige That einen Dornenkranz und einen Eiſenſarg. Der Jungfrau folgen viele (alle) nach, aber dem Ritter folgt nur Einer nach. Die Strafe für die böſe That bleibt alſo nicht aus. — Soweit wäre an dem ganzen Liede nicht gerade viel Beſonderes. Und doch iſt es der letzte Ausläufer eines alten Volksliedes und gehört zu jener Reihe von Liedern, die in verſchiedenen Lesarten durch ganz Deutſchland verbreitet ſind und ſich als Mädchenräubersage kennzeichnen. Ja, als ſolches gehört es zum Sagenſchatz faſt aller Völker Europas und hat ſich hier bei uns als letzter entſtellter Reſt in die Kindeswelt geflüchtet. — Die Lesarten in Erk und Böhme, Deutſcher Liederhort (Leipzig 1894) S. 146 ff. geben uns Aufſchluß darüber. Der Ritter entführt eine Jungfrau in einen Wald. Sie gewahrt hier 11 tote Jungfrauen an Bäumen hängen. Da ſehen wir alſo den Grund, weshalb ſchön Anna weint, und den unſer Lied nicht mehr kennt. Er mordet ſie, aber nicht aus Eiferſucht oder aus irgend einem anderen Grunde, ſondern aus — Aberglauben. Der Ritter will das Blut der Jungfrau verwenden. Schwere Krankheiten galten nach altem Glauben als Strafe Gottes, und da galt Blut als Entſühnungsmittel und zugleich als Heilmittel. Am meiſten wurde es gegen den Ausſatz angewendet, der im Mittelalter, bis ins 16. Jahrhundert herauf, in furchtbarer Allgemeinheit herrſchte und für unheilbar galt. — Die bekannte franzöſiſche Ritter Blaubartſage gehört auch hierher.

Briefkaſten.

Für die eingeſandten Mitteilungen über Bokel und Mau beſten Dank. Das noch in Ausſicht geſtellte Material wird willkommen ſein. — D. in E.: Herr Profeſſor Krumm hat ſchon vor längerer Zeit der Schriftleitung ein Lebensbild des Dichters J. H. Fehrs in Ausſicht geſtellt, iſt aber bis jetzt an der Ausarbeitung desſelben behindert geweſen. Vorläufig wollen Sie ſich mit Folgendem begnügen: Johann Hinrich Fehrs iſt geboren am 10. April 1838 zu Mühlenbarbek, beſuchte das Seminar in Eckernförde und iſt ſeit einer Reihe von Jahren Inſtitutsvorſteher in Itzehoe. — H. in M.: Für Gedichte zahlt „Die Heimat" kein Honorar.

Eckmann.

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 5. April von 1 Uhr an. Anmeldungen mit Taufschein, Impfscheinen, Gesundheitsschein und Schulzeugnis nimmt entgegen

(11) Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an **C. C. Christiansen.** (1)

Präparanden-Anstalt zu Hadersleben.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an Lehrer **Kraft.** (10)

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.** **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Devonische Petrefacten,
auch **Trilobiten, Crinoiden etc.**
in Kollektionen zu 5, 10, 15, 20, 50 M. und höher hat stets abzugeben (2)
M. Hopmann in **Gerolstein i. Eifel.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (4)

Bayr. Petrefacten- und Mineralien-Comptoir
von **Friedrich Kohl, München,**
Schellingstraße 20 II.
Haupt-Specialität: Bayrische u. alpine Petrefacten, Mineralien u. Gesteine, **Petrefacten des lithographischen Schiefers von Solnhofen.**
Schulsammlungen
zur Beförderung der Kenntnis der Heimat.
Edelsteine, geschliffen und ungeschliffen.
(5) **Bernstein-Objecte.**
Verwitterungs-Produkte und **Bodenarten.**

Optische Anstalt Fleethörn 26.

Th. Hecht, Kiel.
Brillen und Kneifer
sorgfältigste Anpassung unter Garantie.
Elektrische Lehrmittel
Dampfmaschinen, Heißluftmotore ꝛc.
Stereoscope und Bilder aller Länder (8)
sowie Studien, Städte- und Genrebilder.
Reisegläser, Operngläser, Barometer.

Für Vogelfreunde und Züchter.

Heckekäfige und Utensilien
für **Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.**
Alles ganz von Metall mildenfrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko.

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung 20 %
Rabatt und Freisendung,
bei Abzahlung
entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 165, Seydelstr. Preisliste, Musterbuch umsonst. Allerh. Auszeichn.

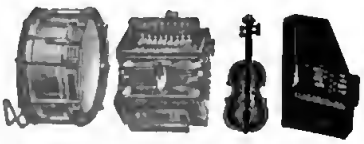
Karl Groth,

Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).
Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Festgestrickte reinwoll. Damenstrümpfe à Paar 105 Pfg., elegant gemustert 10 Pfg. mehr. **Reinwoll. Herrensocken** 82 Pfg. (15)
Preisliste frei.
Vereinsmitgl. 10 % Rabatt.
Rob. Dietz, Strickerei,
Gelenau i. Erzgeb.



Schriftführer und Expedient: Lehrer **Barfod,** Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 4. April 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Voß, Die Kirchen der Insel Fehmarn. I. — 2. Goos, Altditmarsische Befestigungen. III. (Mit 2 Bildern.) — 3. Frahm, Wie es in meines Großvaters Wohnstube aussah. — 4. Timm, Die Höhlenheuschrecke (Troglophilus cavicola). — 5. Barfod, Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901. — 6. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 8. Mitteilungen. — 9. Bücherschau.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1902.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst bis zum 1. April zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Vom 1. Januar 1902 an beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Diejenigen Mitglieder, welche auch für 1902 nach der alten Weise nur 2 M. als Jahresbeitrag eingesandt haben, werden um gelegentliche Nachzahlung der Erhöhung ersucht.
3. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
4. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
5. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.
6. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen:

   Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Eckernförde (Rektor Lorentzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Flottbek (Lehrer Struse), Hamburg (Bote des Schulwiss. Bildungsvereins Möckel), Heide (Rektor Siercks), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Lensahn (Organist Holm), Oldesloe (Kantor Blund), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Uetersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).

   In den übrigen in Nr. 3 der „Heimat" genannten Orten ist die Einsammlung der Beiträge bereits abgeschlossen. Den Herren, welche dieselbe freundlichst übernommen hatten, wird unter bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Beträge hierdurch bestätigt.
7. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern eine Einbanddecke für 1901, 1902 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, den 22. März 1902.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Digitized by Google

Bücherschau.

1. **Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein.** Band XII, Heft 2, S. 197—308. Inhalt: H. Hansen: „Die Bildung des Feuersteins in der Schreibkreide." W. Heering: „Leben und Werke des Algologen J. N. v. Suhr." H. Haas: „Über die Wildbäder der Alpen." C. Masch: „Intensität und atmosphärische Absorption aktinischer Sonnenstrahlen." Barfod.

2. **24. Jahresbericht des Zentral-Fischereivereins für Schleswig-Holstein 1900/1901.** 139 u. 5. S.; 8°. Inhalt: Tagesordnung und Protokoll der Generalversammlung zu Möltenort, 15. Oktober 1901. — Jahresbericht. — Jahresrechnung und Haushaltungsplan für 1901/1902. — Verzeichnis der im Jahre 1900/1901 gewonnenen Salmonideneier. — Verzeichnis der Fischbrutversendungen im Frühjahr 1901. — Verzeichnis der im Frühjahr 1901 ausgesetzten Krebse. — Mitglieder-Verzeichnis. — Verzeichnis der Bücher der Vereinsbibliothek 1901. — „Zur Lebensgeschichte des Goldbutts" (Scholle, Pleuronectes platessa) von Dr. C. Apstein-Kiel. — „Über Teichbau und Teichwirtschaft" von Prof. Dr. Benecke in Königsberg. — Ergebnis der Besichtigung des Windebyer Noors. — „Die Fortpflanzung des Aales" von Prof. Dr. Heinicke (Helgoland). — Jahresstatistik für 1900 über die in der Altonaer Fischauktion versteigerten frischen Fische usw. durch den beeidigten Fischauktionator Johann Cohrs. Barfod.

Anfragen.

Z. in P.: Die eingesandte „Rarität," von einem Sattler zwischen trockenem Seegras gefunden, ist das Schwanzende „des stacheligten Rochen." Aus den drei Reihen größerer Stacheln zu schließen, handelt es sich wahrscheinlich um den Schwanz eines Glattrochen (Raja batis L.), an den europäischen Küsten, auch in der Nord- und Ostsee zu Hause. Barfod.

Tauschverkehr.

Lehrer Hornig in Meeschendorf bei Neukirchen (Holstein) wünscht Einzelhefte der „Heimat" 1891—96 zu vertauschen gegen Dr. Meyns Hauskalender, Jahrgänge bis 1896.

Für Vogelfreunde und Züchter.

Heckekäfige und Utensilien für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall, milbenfrei, in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl

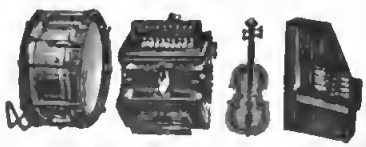
Th. Kapff Nachf., (13) Ludwigsburg

Ill. Kataloge gratis u. franko

Präparanden-Anstalt zu Hadersleben.

Ostern beginnt ein neuer Kursus. Anmeldungen an Lehrer **Kraft.** (16)

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte Wilh. **Herwig** i. **Markneukirchen** i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

— Firma 1870 gegr. —

Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrik: **Wilhelm • • • • • Emmer**

Berlin 165, Seydelstr.

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Längste Garantie. Allerh. Auszeichn.

(81)

Festgestrickte reinwoll. **Damenstrümpfe** à Paar 105 Pfg., elegant gemustert 10 Pfg. mehr. **Reinwoll. Herrensocken** 82 Pfg. (15)

Preisliste frei.

Vereinsmitgl. 10 % Rabatt.

Rob. Dietz, Strickerei, Gelenau i. Erzgeb.

Schüchternheit, Verlegenheit,

Befangenheit, Angst, Furcht, Verwirrung, Schwinden der Gedanken, Aufregung (vor Höherstehenden, vor dem anderen Geschlecht, in Gesellschaft rc.) und ihre sofortige Unterdrückung durch die Methode „Zoism." Keine bloßen moralischen Ratschläge. Kostenloses (Garantie!) überall anzuwendendes Verfahren. Broschüre **gratis und franko.** (23)

F. W. Gloeckner & Co., Leipzig 197 a, Alexanderstraße.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 4. April 1902.

Die Kirchen der Insel Fehmarn.

Von M. Voß in Husum.

I.

Die weltentlegene Abgeschlossenheit und die insulare Lage des Landes Fehmarn waren die Ursachen einer späteren Christianisierung seiner Bewohner. Von Westen herkommende Boten des Evangeliums fanden Arbeit genug an den Küsten der Nordsee. Bremen und Hamburg und in Holstein Münsterdorf, Heiligenstedten, Schenefeld und Meldorf waren die ersten Angelpunkte, in denen man die Hebel anzusetzen suchte. Darauf folgten in Schleswig Hethabye, in Jütland Ripen und Aarhus und auf Fühnen Odense. Von letzterer Stadt ist die Christianisierung Fehmarns und Rügens ins Werk gesetzt. Die erste Kirche, die Mutterkirche, der Insel Fehmarn wird die der Stadt Burg sein. Schon ihre Anlage auf einem sicherlich künstlichen Hügel, in unmittelbarer Nähe des jetzt versandeten, sich früher dicht an die Stadt hinanziehenden Hafens und einer mit Wall und Graben befestigten Burg sprechen für ein hohes Alter. Der sagenhafte Bericht, daß das alte Landkirchener Gotteshaus das erste auf Fehmarn gewesen sei, widerlegt sich schon dadurch, daß Landkirchen keine eigentliche Dorfesflur hat, sondern auf den Gemarkungen der Dörfer Mummendorf, Sartjendorf und Bisdorf angelegt ist. Petersdorf kann auch nicht älter sein als Burg, denn es soll seinen Namen von Peter von Kallundburg, einem Dienstmanne Waldemars II., haben; demnach muß es nach 1231 entstanden sein, wo Burg schon ein nicht unbedeutender Ort war. Daß die räumlich kleine, wahrscheinlich früher von Burg aus bediente Kirche in Bannesdorf nicht als die älteste in Betracht kommen kann, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Die Stadt Burg hat außer der recht geräumigen Hauptkirche und der Stiftskirche in St. Jürgen noch eine kleine Kapelle gehabt, die in der Kapellenstraße lag und die wahrscheinlich die in einer Urkunde aus dem Jahre 1485 erwähnte „Liebfrauenkapelle" war. Das kleine Gebäude mit starkem Mauerwerk und drei gotischen Fenstern, dessen Innenwände mit alten Wandmalereien versehen waren, ist 1878 abgebrochen worden. Das St. Jürgensstift, das sehr malerisch im Südosten der Stadt belegen ist, hat außer der Kapelle zwei Siechenhäuser, die im Mittelalter besonders Aussätzigen zum Aufenthalt dienten, jetzt aber alten verarmten Frauen Herberge gewähren. Nach einer Inschrift über der Thür des nördlichen Hauses sind dieselben im Jahre 1702 von J. H. Beckau aufs neue wieder aufgeführt. In der Kapelle ist der in Holz geschnitzte, auf einem Schimmel reitende St. Jürgen hochinteressant. Der Lindwurm mit einem mächtigen Hirschgeweih ist eben durch den Hals verwundet und greift mit seinen Pranken in den

Bug des Pferdes. Hinter dem Lindwurm — und sie mit seinem Kopf und Geweih noch deckend — kniet die Königstochter Aja, die der St. Jürgen nach dem Bericht der Sage aus der Gewalt des Ungeheuers befreit haben soll. Vor dem Bilde stehen zwei große Holzleuchter, auf die man die dem St. Jürgen geopferten Wachslichte setzte. Hinter der Gruppe bemerkt man eine Betsäule von sehr schlichter gotischer Form mit einem turmartigen Oberteil. Der Altar ist ausgeraubt, nur die Zackenkrönung ist erhalten. Die beiden getriebenen Messingleuchter in Lübecker Arbeit sind im Jahre 1690 von Jürgen und Margareta Gössel geschenkt. Der messingene Kruzifixus, der anfänglich nur mit badehosenartigen Beinkleidern versehen war, hat später ein Hüftflattertuch aus ganz anders geartetem Material erhalten.

Die Kirche in Burg ist ein nicht unbedeutender gotischer dreischiffiger Bau aus dem 13. Jahrhundert. Sie ist dem St. Nikolaus, dem Patron der Seefahrer und Schiffer, geweiht. Die „Segelerbrüderschaft," wohl eine der bedeutendsten der fehmarnschen Zünfte, die 1812 eingegangen ist und ein Alter von etwa 400 Jahren erreicht hat, wird die Bedürfnisse der St. Nikolausvikarie und des gleichnamigen Altars bestritten haben. An einem Gestühl befindet sich noch eine Messingplatte mit der Inschrift: „Anno 1629 ist alhier ein große Peste gewesen, darin aus dieser Gemeine gestorven sein 602 Personen, junk und alt, wohrunter seind gewesen Segeler Broder so mit Toth sein abgegangen: Steffen Pechlin, Alexander Krego, Claus Beyer, Pawel Lubbersen, Marten Eler, Casten Flugger." Der Altar des heiligen Nikolaus war am zweiten Pfeiler rechts. Von den verschiedenen Heiligen der Nebenaltäre sind noch erhalten St. Antonius, Johannes, Maria und Magdalena. Die ältesten und bedeutendsten Kunstdenkmäler der Burger Kirche sind der Altar und die Taufe. Letztere war nahe daran, verloren zu gehen. In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nämlich versprach der Justizrat v. Leesen auf Catharinenhof, der durch die Gefangennahme des Kapitän-Leutnants Baron v. Dirckink-Holmfeld bekannt geworden ist, der Kirchenvertretung anstatt der alten Bronzetaufe eine marmorne. Das hehre Kunstwerk wurde abgebrochen und ein nüchternes, alabasternes Werk an seine Stelle gesetzt. v. Leesen, der den Wert der alten Taufe vielleicht schon ahnte, ließ sie sich schenken und nahm sofort die Löwenfüße an sich. Der Taufkessel wurde, weil er zu schwer und schlecht zu transportieren war, in einer Abseite der Kirche vorläufig untergebracht. Als nun v. Leesen 1856 Catharinenhof zu veräußern gezwungen war, hat er die Löwenfüße der alten Taufe mit nach Gotha genommen; der Taufkessel aber ist in der Burger Kirche vergessen worden. 1871 fand man letzteren wieder und stellte ihn im Süderschiff der Kirche auf. Die Löwenfüße sind noch auf der v. Leesenschen Besitzung in Gotha und werden hoffentlich noch einmal wieder an ihren alten Platz zurückgebracht werden. Der Taufkessel ist in Pokalform gegossen, an seinen sechs Seitenflächen sind die vier Evangelisten, die Maria und die Taufe Jesu angebracht. Auf dem Rande steht in gotischen Majuskeln: anno milleno tricenteno nonageno primo non pleno fontem dedit hunc michi beno korp episcopus arosiensis. Die Taufe stammt also aus dem Jahre 1391. Welcher Kirche Beno Korp, der Bischof von Westeraes im südlichen Schweden, sie geschenkt hat, und wie sie nach Burg auf Fehmarn gekommen ist, wird wohl nicht mehr aufzuklären sein. Haupt erinnert daran, daß im 15. Jahrhundert einmal dem Erzbischof in Lund im südlichen Schweden ein Schiff mit bischöflicher Ausrüstung abgefangen sein soll.

Aus etwa derselben Zeit mit der Taufe stammt der wertvolle Altar der Burger Kirche. Die lebendige Auffassung in einzelnen Scenen, dann auch wieder Teilnahmlosigkeit einzelner Figuren, das ungeschickte Heraussehen aus dem Bilde,

die Nichtproportionalität der Figuren, der ruhige Charakter der meist weichen Gewandung, das vollständige Übersehen der anatomischen Verhältnisse, die primitiven Andeutungen der Landschaften im Hintergrunde des Bildes, das Nichthervortreten des Mittelfeldes, die nachlässige Behandlung der Hände und Füße, die außerordentlich langen Schnabelschuhe und der Sitz des Gürtels weit unter der Hüfte, in der Gegend der Oberschenkel sowie das Stützen der Maßwerksformen mit kleinen Streben zwischen den einzelnen Feldern des Altarbildes sind unverkennbare, auf die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts hindeutende Merkmale der Holzschnitz- und Altartechnik. Die Bilder in den Feldern des Altars sind stark verschoben. Über ihre anfängliche Stellung sind unsere bedeutendsten Forscher und Kenner kirchlicher Kunst sich nicht ganz einig. Professor Matthaei will in die vier Felder des linken Flügels das Abendmahl, Jesus in Gethsemane, Jesus vor Pilatus und die Geißelung hineingesetzt haben, während die Mitte von sechs Bildern: dem Judaskuß, Christus in der Mandorla (einem mandelförmigen Ring), der Himmelfahrt, der Kreuztragung, der Kreuzigung und der Beweinung, eingenommen wird; der rechte Flügel soll endlich Christus als Gärtner, die Auferstehung, die Grablegung und die Erlösung aus der Vorhölle enthalten.

Ein Nebenaltar am letzten Pfeiler links ist leider durch ein Gestühl verdeckt. Der Schrein zeigt nach Haupt, der ihn aufgefunden und hat freilegen lassen, die bemalten Figuren des heiligen Blasius, Michael und Matthäus.

Die Epitaphe der Kirche bieten wenig Interessantes, dagegen ist es sehr empfehlenswert, die größte Glocke des Turmes in Augenschein zu nehmen. Ihre Inschrift ist leider in Haupt, Teil II, Seite 79 sehr ungenau mitgeteilt. Sie lautet: anno dni MCCCCLXII maria magdalena ik hete dat kespel tor borch heft mi laten gheten. Auf dem Mantel, unterbrochen von einigen Reliefs, steht: s. katerina, s. margareta, s. barbara, s. dorothea, s. lucia, s. ghertrudis, s. agathes, s. cecilia, s. apehomus,[1]) s. lucas, marcus, s. laurencius, mauritius. Der Glockenname stimmte vielfach mit dem des Hauptheiligen der Kirche überein; daher ist anzunehmen, daß diese Glocke einst in einer Maria Magdalenen-Kirche gehangen habe. Wunderbarerweise wird diese Vermutung bestätigt in Voß, Chronik der Insel Fehmarn, wo auf S. 112 neben der St. Nikolauskirche eine der Maria Magdalena geweihte in Burg erwähnt wird.

Altditmarsische Befestigungen.

Von Johannes Goos in Meldorf.

III.

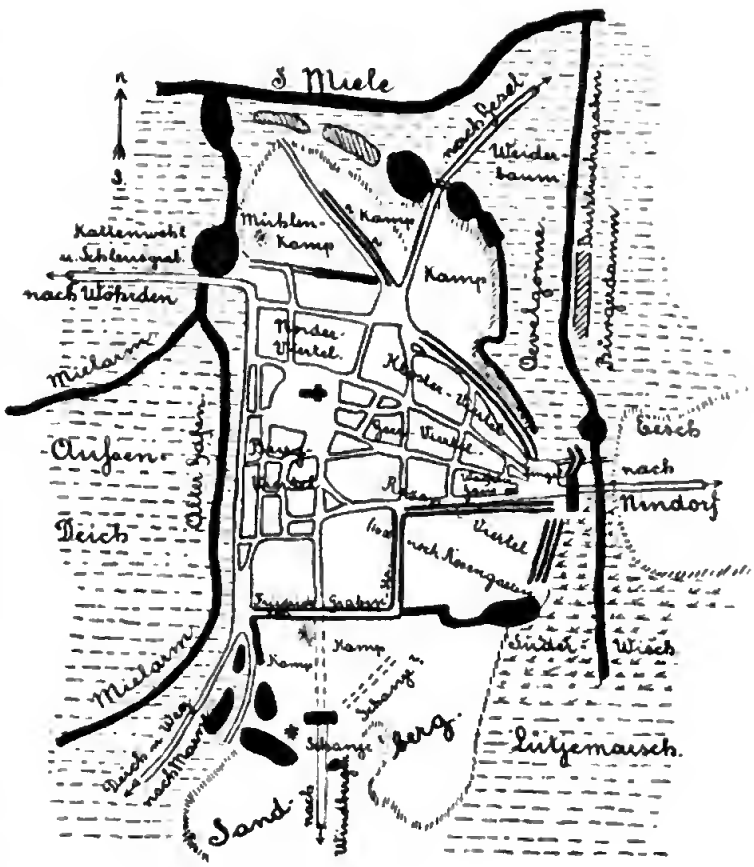
Wir kommen jetzt zur Stadt Meldorf selbst. Im Jahre 1511 wurde beschlossen, Meldorf, das so oft die Schrecken des Krieges erfahren hatte, zu befestigen. Doch man kam, wie der Chronist meldet, über geringe Gräben und Wälle nicht hinaus.[2]) — Meldorf liegt an der westlichen Spitze der früher erwähnten Geestinsel, deren Rand hier jäh abfällt. Im Norden ist die ganze Höhe begrenzt von der nahen Miele und deren Ebene, die in der unmittelbaren Nähe der „Eesch"ländereien moorig ist und damals wohl ziemlich unwegsam ge-

[1]) Der Heilige Apehomus kommt sonst nirgends vor. Der Name des folgenden Heiligen sollte Lucas lauten.

[2]) Dem scheint allerdings zu widersprechen, was Johann und Breide Ranzau beim Kriegsrat zu Beginn der Fehde von 1559 über die Festung Meldorf sagten.

wesen sein mag. Im Süden des Geestrückens liegen die Niederungen der Süderaue. — Die Grabungen, die s. Z. behufs Anlage der Eisenbahn gemacht wurden, haben ergeben, daß man einst einen tiefen Graben gezogen hatte unmittelbar zu Osten der Stadt, genau dort, wo jetzt die Bahn geht. Dieser Graben hatte die Bestimmung, die Gewässer der Miele und der Süderau zusammenfließen zu lassen und dadurch einen Verteidigungsgraben herzustellen, wie er besser nicht wohl gedacht werden konnte. Im Südosten war die Stadt vollständig geschützt durch die „Süderwisch" und durch die „Lütjenmarsch". Westlich des eben genannten Verbindungsgrabens zogen sich zwischen dem Zingel und dem jetzigen Bahnhof bis zur Süderwisch mehrere Schanzreihen hin, die den Übergang über den Graben schützen sollten. Wahrscheinlich befand sich hier auch eine Mauer. Dafür spricht die Wichtigkeit des Platzes. Auch wurden beim Bau der Bahn s. Z. hier zahlreiche Steine, sogenannte „Kirchensteine", gefunden.

Vom jetzigen Bahnhof aus gingen Schanzen und Laufgräben nach Westen bis zur Marner Chaussee. Zwischen der Rosenstraße und dem alten Kirchensteig nach Wolmersdorf befand sich noch vor ca. 70 Jahren ein tiefer Graben, der sich vom Zingel bis zur Grabenstraße hinzog. Die Grabenstraße soll früher sehr tief gewesen sein und an der Nordseite einen hohen Wall gehabt haben. Die Fortsetzung der Grabenstraße, die jetzige Friedrichstraße, war vor etwa einem Jahrzehnt noch ein tief ausgefahrener Weg. Auch die Namen „Grabenstraße" und „im Graben" sind bezeichnend. Höchst wahrscheinlich war das ganze Feld südlich von Rosen- und Grabenstraße von Schanzen und Laufgräben durchschnitten. Ob dort, wo die Süderstraße jetzt endet und der Sandberg beginnt, einst eine Bastion sich befand, wie Chalybäus meint, ist nicht unwahrscheinlich. Dann zogen sich wohl auch von dort nach Nordosten wie nach Nordwesten Schanzreihen hin. Daß vom westlichen Ende der Friedrichstraße nach Süden hin ein tiefer Graben einst sich befand, ist festgestellt. Derselbe diente vor etwa 60 Jahren noch als Sägegrube. Zu Süden an diesem Graben, zwischen dem Deich und Weg nach Marne und dem Anfang der Friedrichshöfer Landstraße befanden sich zahlreiche Teiche. Von der eben genannten Einmündung der Friedrichstraße in den Weg nach Marne bis eben nördlich der jetzigen Holländerei (dem alten Weg und Deich nach Wöhrden) war damals alles Außendeich. Zwischen den Deichenden, unmittelbar am Fuße des westlichen Abhanges, auf welchem das Burgviertel liegt, zog sich eine tiefe Niederung hin, die noch jetzt in den Gärten zu Westen der Chausseestraße deutlich zu erkennen ist. und die einst den alten Hafen Meldorfs bildete. Östlich von dieser Niederung, einem Mielarm, wird wohl einst ein Wall sich befunden haben. Eine starke Befestigung der Westfeite wurde wohl nicht für nötig befunden, da ein Angriff von dieser Seite fast undenkbar war. Kehren wir jetzt wieder nach der Ostfeite Meldorfs zurück. Gerade vor dem jetzigen Bahnhofshotel lag einst die „Osterport", deren Fundament s. Z. zum Teil bloßgelegt ward. Von da aus zog sich ein Wall eine kurze Strecke nach Norden hin, bog dann nach Nordosten um und bildete hier eine Winkelschanze zur Bestreichung des von Nindorf kommenden Weges vor dem Thor. Ein anderer Wall mit Laufgräben führte an der jetzigen Kampstraße entlang zum Kirchhofsplatz. Im Osten vor dem Walle lag der Kamp, eingeschlossen durch einen tiefen, breiten Graben. Dieser Graben führte um den jetzigen Kirchhofskamp herum, das Glacis nach Hefel zu umschließend. Mehrere, noch jetzt erkennbare tiefe Niederungen, die im 17. Jahrhundert als Fischteiche dienten, schlossen sich an den Graben an und stellten eine Verbindung mit der Miele her. Östlich von der Osterpoort führte in Nord-Südrichtung ein zweiter tiefer Graben, die Gewässer der Süderau mit denen der Miele verbindend. Einer dieser beiden Gräben führte vor 60 Jahren noch den Namen „Brustwehrgraben".



Leider läßt sich nicht mehr feststellen, welcher Graben damit gemeint ist. Zwischen den beiden Gräben lag die „Övelgönne," eine sumpfige Niederung. Neben dem Brustwehrgraben wird in einem alten Erdbuch von 1647 der „Bürgerdamm" genannt.

Der vorhin erwähnte Wall, der vom Zingel nach dem Kirchhofsplatz an der Kampstraße entlang führte, setzte sich zweifelsohne nach Nordwesten fort zwischen dem Mühlenkamp und dem Busch'schen Kamp. Zwischen dem Kirchhofsplatz und dem nördlichen, jäh abfallenden Ende der Norderstraße, zog sich ein breiter, tiefer Graben entlang, dessen Reste die älteren Einwohner Meldorfs noch als Fischteiche gekannt haben. Derselbe trennte den Mühlenkamp von den Gärten des zweiten breiten Weges. Der Graben führte übrigens nicht ganz zur Norderstraße. Das letzte hohe Ende dieser Strecke, etwa 20 Meter, mag durch Wälle geschützt worden sein.

An der Westseite schlängelte sich nun ein Mielarm unmittelbar an der steilen Kuppe des Mühlenkamps entlang, fand eben westlich der Stelle, wo Norderstraße und Heider Chaussee zusammenstoßen, seinen Ausfluß in den vorhin genannten Außendeich und bildete dann den oben erwähnten Hafen. Niederungen westlich der Anlagen, der vor mehreren Jahrzehnten zugedämmte „Kattenwehl" und die „Schleusgrafen", sind Überreste des alten Mielarmes. Außer diesen Festungswerken werden noch erwähnt die Heselschanze und die Befestigungen bei der Bohlenbrücke. Sie sind als Außenwerke Meldorfs anzusehen und werden weiter unten Erwähnung finden.

Wenden wir uns jetzt auf einen Augenblick dem Jahre 1559 zu, wo die oben beschriebenen Befestigungsanlagen die Proben auf ihren Wert bestehen sollten. Fast 60 Jahre lang hatten die Ditmarscher Ruhe gehabt vor ihren Feinden. Es war dies namentlich der Friedensliebe König Christians III. zu verdanken, den zum Zuge gegen Ditmarschen anzuregen, Herzog Adolf von Gottorf vergebens sich bemühte. Als aber Christian III. am 1. Januar 1559 gestorben war, konnte endlich Adolf an die Verwirklichung seines Planes denken. Schon am 17. Mai desselben Jahres sehen wir Friedrich II., Adolf von Gottorf und Johann von

Hadersleben an Ditmarschens Grenzen, bei Grünenthal, mit ihren Scharen versammelt, während Anton von Oldenburg mit einem Hilfsheere im Anzuge ist. Die Heere der verbündeten Fürsten, ohne die Oldenburger, sollen sich auf 25 000 Mann belaufen haben, darunter 5000 Reiter. Diesem für die damalige Zeit gewaltigen Heere konnten die Ditmarscher nur 7000 Mann entgegenstellen, die sich noch außerordentlich teilen mußten: bei Brunsbüttel, bei Östermoor, bei der Tielenbrücke, bei der Hamme, in Meldorf, allenthalben mußte Wache gehalten werden. Auf Zuzug durften die Ditmarscher nicht hoffen; alle ihre Freunde ließen sie im Stich, und das einzige, was die Ditmarscher erhielten, waren aus Lübeck — — drei Tonnen Fußangeln! Trotzdem verzagten die freiheitsliebenden Männer nicht. Am 22. Mai rückte das verbündete Heer unter Anführung des Feldmarschalls Johann Ranzau in Dituarschen ein und schlug sein erstes Lager in Albersdorf auf. Hier wurde Kriegsrat gehalten. — Trotzdem Adolf den Kampf langer Hand vorbereitet hat, scheint ein Feldzugsplan doch nicht vorhanden gewesen zu sein. Johann Ranzau, der alte erprobte Heerführer, rät, Meldorf zuerst anzugreifen. Meldorf ist das Haupt und mitten im Lande belegen; durch dessen Einnahme werden Süder- und Norderstrand wirksam getrennt. Vor allen Dingen müssen die Landsknechte zuerst an die wichtigste und schwerste Arbeit gebracht werden, so lange sie noch frisch und unverzagt sind. Sie sind noch von besonderem Mute, da sie meinen, nur gegen Bauern zu ziehen! Merken sie aber an einer geringeren Festung, was für feine, lange, große und starke Männer die Ditmarscher sind, die keine Gefahr scheuen, auch den Tod nicht, und mit so tapferem Heldenmut und Standhaftigkeit sich und ihr Vaterland verteidigen, wer weiß, ob da nicht viel von den Kräften, Härte und Fleiß der Landsknechte abgeht. So sein Rat. Aber nicht alle sind der Meinung des Feldmarschalls. Sein Bruder Breide Ranzau weist darauf hin, daß Meldorf ein unglücklicher und ihren Voreltern hochschädlicher Ort sei. Die Landsknechte müßten sich erst an einem minder starken Ort versuchen, und wenn sie sich einmal mit den Bauern geschlagen hätten, würden sie viel bereiter sein und größere Lust bekommen, an Meldorf sich zu versuchen! Wir sehen, beide Feldherren *unterschätzten* Meldorf als Festung *nicht*. *Breide* Ranzau hatte, wie Neocorus bemerkt, in Kriegsläuften wenig Glück, so auch hier im Rate nicht. Seines Bruders Ratschlag ging durch, und es wurde der Beschluß gefaßt, zuerst Meldorf zu berennen.

Es wird ferner beschlossen, Meldorf von drei Seiten anzugreifen, von Hesel aus im Norden, von Nindorf im Osten und von Windbergen im Süden. Wer zuerst über den Graben, also auf die Schanzen kommt, soll ein Feuerzeichen geben, so ein Teil der Brustwehr genommen ist, soll eine in der Nähe Meldorfs belegene Mühle angezündet werden. Eine Stunde vor dem Angriff auf die Stadt sollen Scheinangriffe auf die Tielenbrücke und die (Süder-)Hamme gemacht werden, um die Ditmarscher zur Schwächung Meldorfs zu verführen.

In der Zeit zwischen dem 22. Mai und dem 2. Juni war im Lager zur Hauptsache alles ruhig, da man auf die Ankunft des Oldenburgers wartete. Freilich, kleine Scharmützel fanden statt, und Grausamkeiten aller Art wurden auf beiden Seiten verübt. Am 2. Juni, abends um 6 Uhr, erfolgte der Abmarsch der Verbündeten auf Meldorf zu. Der Rumormeister blieb mit dem Troß, mit 40 Reitern und 1000 Landsknechten im Lager; 2 Fähnlein mit 200 Reitern wandten sich der Tielenbrücke zu, 2 andere Fähnlein zogen nach der Hamme.

Voran kamen Dietrich von Halle mit seinen Reitern nebst Wulff von Schönewiese, Wilhelm von Wallerthum und Reiner von Walde. Sie bogen unter der Führung des Barthold Peters, eines Bruders des Landesfeindes Wieben Peters, von Bargenstedt nach Hesel ab. Johann Ranzau und die Fürsten zogen mit ihren

Fähnlein und dem Geschütz über Nindorf nach dem Galgenberg, den sie verschanzten. Der Graf von Oldenburg, v. Bülow und Moritz Ranzau gingen über Süderhastedt und Windbergen nach Boldeswurt.

Johann Ranzau kam mit seinen 4 Fähnlein und dem Schanzmeister gegen 2 Uhr nachts beim Galgenberge an. — Schönewiese, Wallerthum, Halle und v. Wolde rückten, wie oben bemerkt, über Hesel hinan. Von Bargenstedt führt ein Weg fast nahe an Hesel heran; hier die Südermiele zu überschreiten, konnte in trockener Sommerzeit nicht allzuschwierig sein. Befand sich aber der Feind auf der Geestinsel Hesel, so bot der Zug von hier nach Meldorf über die ziemlich hoch gelegene Bürgerweide keine Schwierigkeit.

Die Ditmarscher müssen einen Angriff von dieser Seite befürchtet haben, denn es wird uns erzählt, ein Ditmarscher habe den Rat gegeben, man möge einen Krug oder ein Stück Landes hier durchgraben, um das ganze Feld, wo der Feinde Durchgang sein sollte, mit Wasser zu bestauen. „Aber," sagt der Chronist, „men vorachtet solches; de eine redet dit, de andre dat, man scholde dar de Wisere vor raden laten." Das Durchgraben unterblieb, und man begnügte sich damit, eine Schanze *vor* Hesel anzulegen. Wir haben uns vor allem die Frage vorzulegen: Wo lag die *Heselschanze*? Allgemein wird angenommen, sie habe sich dort befunden, wo der Weg vom Hesel über die Südermiele hinüberführt, eben nordöstlich des jetzigen Hofes Bethlehem; Andere sagen, am Weiderbaum! Ich denke, weder hier noch dort, sondern sie lag auf Hesel selbst, am südöstlichen Abhang der Geestinsel, wo jetzt das Haus des Gastwirtes Ott sich befindet. Die letzten Überreste eines Walles sind dort erst vor wenigen Jahren zerstört worden, und ein Teil des Laufgrabens ist noch jetzt sichtbar. Keine bessere Stelle konnten die Ditmarscher sich aussuchen, um den Feind aufzuhalten, als hier. Der Feind hatte zuerst den Übergang über die Miele zu bewerkstelligen; er konnte durch die Geschütze der Ditmarscher dabei stark beunruhigt werden. Hatte er aber den Übergang erzwungen, so war eine wenn auch nicht starke Anhöhe bis zur Schanze zu ersteigen. Die Position war für die Ditmarscher hier zweifellos bedeutend günstiger, als wenn auf der Norderweide, auf völlig ebenem Boden ein Werk von immerhin beträchtlicher Ausdehnung verteidigt werden sollte. Dann noch eins: Nachdem Schönewiese die Schanze erstiegen hatte, eilte Barthold Peters, der Landesfeind, zu seinem Pferde, das er „rückwärts" gelassen hatte, die Feinde eilten vorwärts und kamen in das Feuer einer Schanze. Sie bogen seitwärts aus und gerieten in tiefe Gräben und Sümpfe, wo sie in Gefahr kamen, zu ertrinken. Die Chronisten späterer Zeit sehen diese letzte Schanze, mit der offenbar eine Befestigung dicht vor Meldorf (am Weiderbaum?) gemeint ist, als die Heselschanze an, berücksichtigen also nicht, daß Neocorus ausdrücklich schreibt: „— — den alß he se" (die Schiffsbrücken) „avergebracht unnd de Schantze erstegen" — — da erst biegen die Feinde seitwärts aus. Zudem würde man eine Schanze bei Bethlehem auch wohl nicht eine Schanze „vor Hesel" genannt haben.

Daß die Heselschanze mit ihren günstigen Positionen so leicht genommen wurde, mag darin seinen Grund gehabt haben, daß die Besatzung erheblich geschwächt war. Die nach der Tielenbrücke und der Süderhamme entsandten Truppen der Feinde waren nämlich rechtzeitig an ihrem Bestimmungsorte angekommen und hatten den Scheinangriff auf diese Werke eröffnet. Feuersignale, angezündete Mühlen, meldeten diesen Angriff den Meldorfern. Die am Tage vorher durch einen Spion den Ditmarschern gewordene Nachricht, daß der Hauptangriff den Hammen gelten sollte, gewann an Wahrscheinlichkeit. Sogleich wurden 500 der besten Ditmarscher Schützen nach der Hamme beordert und die Besatzung Meldorfs dadurch erheblich verringert. Der Chronist bemerkt ausdrücklich, daß

der Teil der Ditmarscher, der nach der Hamme beordert wurde, die Norderwerke hätte verteidigen sollen.

Wir verließen vorhin Schönewiesens Truppen, wie sie, von dem Feuer einer Schanze hart bedrängt, in tiefe Gräben gerieten und in große Bedrängnis kamen. Zum Glück für sie eilte Dietrich von Halle mit seinen Reitern ihnen zu Hilfe, und es erhob sich ein harter Kampf. Wulf Schönewiese wurde von einer Falkonetkugel tödlich verwundet.[1]) Auch Halle wurde verwundet. Jetzt kamen Wallerthums und Reimer von Waldes Truppen. Drei Stunden dauerte der Kampf, da brachen die Landsknechte durch die Festung und eilten zur Stadt hinein. Was in den Schanzen sich zur Wehre setzte oder zu lange verzog, wurde niedergemacht, „dat de Doden sehr dicke gelegen!"

Während dessen bombardierte Johann Ranzau Meldorf und eröffnete dann den Sturm. Als die Landsknechte zögerten, stieg der alte Feldmarschall vom Pferde, um sie anzufeuern. Es gelang nach Wunsch! Ein heißes Ringen erfolgte. Die Ditmarscher wehrten sich wie Löwen. „Sie wollten", sagt Neocorus, „die Stätte, da sie standen, lieber mit ihrem Leibe decken, und mit dem Gesicht, das sie dem Feinde boten, lieber die Erde küssen, als in schimpflicher Flucht den Platz verlassen." Man könnte meinen, Herr Johann Adolf übertreibe, aber Osius, der gekrönte dänische Hofpoet, der doch gewiß ein einwandfreier Berichterstatter ist, meldet: „Die todten, wie mans hernach auff der walstadt befunden, sind offt geschossen vnd sehr verwundt gewesen. Als man der wegen gefragt, wie es zugangen were, das mancher vier, fünff oder sechs schösse, oder wunden hette, haben die Knechte vrsache angezeigt, nemlich, das kein Ditmarser hat kund nidergefelt werden, ehr habe denn vier oder fünf schüsse, oder gar gewaltige wunden empfangen, denn ir viel gewesen sind, die vier oder fünff schüsse oder wunden im leibe gehat, und dennoch große wehr gethan, das sich die Knechte, die es erfaren haben, nicht genug verwundern können, das sie so lange herten und sich wehren haben mögen. — — Vnther andern ist auch ein Weib auff der schantze gefunden worden, die einen harnisch umb jren leib, und einen langen spieß bey sich gehat und tod gelegen, und eine andere ermorte Fraw nicht weit daruon eine wehr in jren feusten gehat." Neocorus erzählt, ein Weib habe zwei Knechte mit dem Brotmesser nacheinander erstochen, eine andere habe drei Landsknechte mit der Forke getötet. Es sollen allein dreißig bewaffnete Weiber getötet sein.[1]) Doch alle Tapferkeit war vergebens; als Johann Ranzau den Zingel erbrochen, ergoß sich der Strom der Feinde in die Stadt. Um 11 Uhr vormittags war der Kampf beendet, und das Morden begann. Greise, Kinder wurden getötet, die Weiber geschändet und dann umgebracht. Ein Landsknecht kommt in ein Haus und findet im Pesel in einer Wiege ein kleines Kind, das mit einem Strohhalm spielt und den Krieger anlächelt, — er ersticht es und — fügt der Chronist hinzu, „dat het em stedes sin Harte beschweret, dat he nha begangener solcher unmenschlichen Dat nimmer froh werden können." Die Plünderung blieb nicht aus, selbst die Kirche wurde nicht verschont.[2]) Viele Ditmarscher

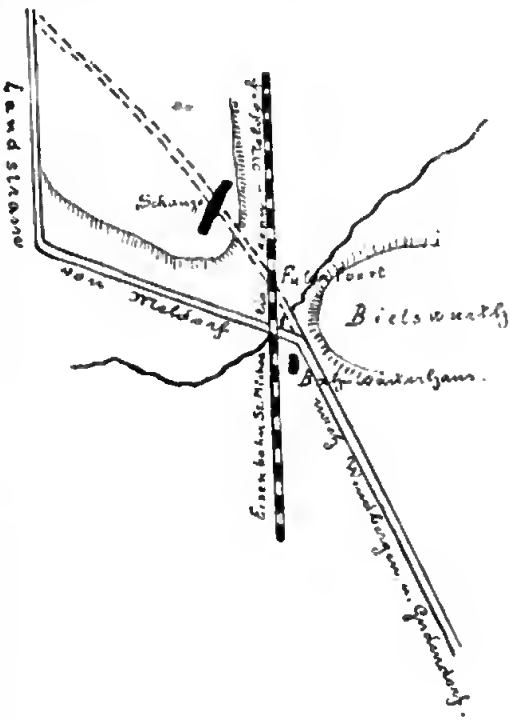
[1]) Bolten sagt: Er hatte sich vor dem Kriege gesehnet nach dem Lande, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen.

[2]) Freilich, auch Fälle von Feigheit kamen vor: Peter Kruse lief mit einigen nach Büsum zu, um sich von da aus ins Land Hadeln zu begeben, doch die Frauen hätten die Flüchtigen bald in den Ewern erschlagen und trieben sie ins Lager zurück. Sein Vater aber sagte: schlat den Schelm dal!

[3]) In der Kirche zu Boren in Angeln befinden sich zwei messingene Altarleuchter, auf denen steht: „Anno 1559 im Ditmarsch. Kriege hat der Edle, Ehrenfeste Junker Bartram Ratlau diese Leuchter aus der Kirche zu Meldorf geführet. Anno 98 hat diese Leuchter der Edle und Ehrenfeste Bart. Ratlau samt seiner geliebten Hausfrau in die Kirche zu Boren zu Gottes Ehren vorehret!"

fliehen jetzt nach dem Süden zu und vereinigen sich mit den Strandmannen, 2000 an der Zahl.

Sehen wir uns nun einmal nach Anton von Oldenburg um. Derselbe wird jedenfalls so früh von Tensbüttel über Windbergen aufgebrochen sein, daß er rechtzeitig in den Kampf um Meldorf hätte eingreifen können. Nach dem Geschichtsschreiber Hans Detlef, einem Windberger, hielt er aber während des Kampfes zwischen Meldorf und Windbergen, bei Boldesworth. Die Nachrichten der späteren Chronisten sind hierüber, wie Nehlsen in seiner Geschichte Ditmarschens richtig sagt, — unklar. Chalybäus macht aus Boldesworth: Busenwurth. Sehr mit Unrecht! Die Unklarheit seitens der neueren Chronisten liegt meiner Ansicht nach darin begründet, daß sie nichts mit „Boldesworth" anzufangen wissen. Boldesworth ist aber nichts anderes als der Geesthügel, den wir eben östlich der Stelle antreffen, wo die Friedrichshöfer Landstraße, die alte Heerstraße nach dem Süden, über die Bahn hinüber führt, und der noch jetzt „Buls-" oder „Bielswurth" heißt! Untersuchungen, die ich s. Z. dort vorgenommen habe, führten zu dem Ergebnis, daß der alte Weg nicht dort ging, wo er jetzt sich befindet. Die Chaussee macht eben vor dem Wärterhause, von Gudendorf aus gerechnet, einen Knick und führt dann über die Bahn. Früher setzte sich der Weg geradlinig fort, ging durch die Niederung geradeswegs auf das Haus des Landmannes Kröger zu und mündete eben nordwestlich vor dem Hause wieder in die jetzige Landstraße. Eingerammte Pfähle, Faschinen und Bohlen wurden dort in großer Menge gefunden. Die Ditmarscher haben es sich angelegen sein lassen, die „Fuhlenfoort" möglichst fest zu machen. Die Niederung, durch die ein Strom aus dem Süderauthale in den Busenwurther Daaken führte,[1]) muß früher außerordentlich sumpfig gewesen sein. Legten die Ditmarscher hier, bei der „Fuhlenfoort," eine Schanze an, so waren sie imstande, ein ziemlich starkes Heer mit Erfolg aufzuhalten. Eine Schanze an dieser Stelle mußte ein wichtiges Außenwerk Meldorfs werden. — Weshalb hielt nun Anton von Oldenburg hier und kam seinen Verbündeten nicht zu Hilfe? Das Zeichen zum Angriff war doch schon lange gegeben. Ich weiß nur eine Antwort darauf: weil er hier durch eine Schanze der Ditmarscher aufgehalten wurde! Ich sagte vorhin: der alte Weg führte über die Hofstelle des Landmannes Kröger. Die Hofstelle heißt aber noch jetzt die Schanze! — Endlich rückt der Oldenburger vor, wohl weil er die Schanze genommen hat. Er trifft eben vor Meldorf auf die aus der Stadt Geflohenen und die Strandmannen. Er wagt es zuerst nicht, sich mit ihnen einzulassen, endlich kommt es aber doch zum Kampf, der so bedenkliche Umstände annimmt,



[1]) Jetzt fließt der Bach fast in umgekehrter Richtung.

daß die Meldorfer Besatzung unter Johann Ranzau ihm zu Hilfe eilen muß, und nun werden die Ditmarscher geschlagen.

Die drei Regimenter Schönewiese, Wallerthum und v. Walde verschanzen sich auf dem Mühlenkamp (in den jetzigen Anlagen), Moritz und Anton Ranzau lagern im Süden, wo die Wege von Windbergen und Marne zusammenlaufen, die Fürsten mit ihren Streitkräften bleiben in der Stadt.

In der Nacht hielten die Ditmarscher einen Rat, ob es nicht angezeigt erscheine, unverzüglich, noch in derselben Nacht, Meldorf anzugreifen, und zwar vom Osten, Süden und Norden. Die Weiber drängten namentlich dazu, und wer weiß, ob nicht der Überfall von Erfolg gewesen wäre, zumal die Nordhamminger, Wesselburener, Büsumer und vor allem die Strandmannen frisch waren. Die Wesselburener und die Nordhamminger widersetzten sich. Sie erwarteten einen Angriff der Feinde auf Hemmingstedt und träumten von einem Siege wie 1500. Das Erwachen aus diesem Traume war ein schreckliches, es endete mit der vollständigen Niederwerfung des Freistaates!

Die Anlage der Befestigung Meldorfs 1511 ist nicht zum Heile Ditmarschens ausgeschlagen. Ob sie ein taktischer Fehler unserer Vorfahren gewesen ist, wie fast alle Chronisten behaupten, möchte ich bezweifeln. Hätten die Ditmarscher sich nicht durch den Scheinangriff auf die Hammen täuschen lassen und ihre besten Schützen von Meldorf abkommandiert, wären ferner die 2000 Strandmannen bei der Belagerung Meldorfs zugegen gewesen: das Resultat wäre wohl ganz anders ausgefallen, und den Sturm auf Meldorf abschlagen, hieß zweifelsohne, einen endgiltigen Sieg erringen. —

Die vorstehende Arbeit erhebt nicht den Anspruch, durchaus gesicherte Forschungsresultate zu bringen. Über Ditmarsische Befestigungen ist so gut wie nichts veröffentlicht worden. Ich habe lediglich die Freunde unserer Landesgeschichte anregen wollen, auch ihrerseits Studien des Befestigungswesens zu machen, damit die Frage der Landesverteidigung zum Abschlusse komme, bevor es zu spät wird. Denn leider haben die meisten Schanzen und Laufgräben dem alles nivellierenden Spaten schon zum Opfer fallen müssen. Aber glücklicherweise haben wir bis jetzt noch einen treuen Bundesgenossen bei unserm Suchen. Das ist der Volksmund! Die alten Leute kennen noch viele Flur- und Ortsnamen, von denen die junge Welt nichts mehr weiß. Mit jedem Tage geht Material verloren. Deswegen hat der Museumsvorstand einen Aufruf erlassen, in welchem aufgefordert wird, alles das zu sammeln, was noch im Gedächtnis des Volkes lebt aus der Zeit der Freiheit Ditmarschens und der Zeit vorher. Vieles, wovon die Geschichte uns nichts vermeldet, hat sich erhalten in Reimen, Sagen, in alten Orts-, Koppel-, Feld- und Wegenamen. Diese erinnern z. T. an die ditmarsische Geschichte, wie „Junkerkarkhof", „Schloßbarg", „Blotfeld". Andere Namen führen uns zurück auf die graue Zeit des Heidentums und lassen einen Schluß ziehen auf die heidnische Mythologie, wie „Wonslag", „Harkengrund", „Wolbersau". Noch andere lassen die topographischen Verhältnisse des Landes erkennen, die durch Straßenbauten und Entwässerungen oft eine Änderung erfahren haben, wie „Hown", „Dellweg". Das bislang eingegangene Material ist sehr reich an bemerkenswerten Namen, doch ist die Sammlung noch lange nicht beendet, und leider haben wir mit unserer Bitte nicht allenthalben Gehör gefunden. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, noch den einen oder den anderen Landsmann für diese so hochwichtige Sache der Landesgeschichte zu interessieren.

Wie es in meines Großvaters Wohnstube aussah.

Von Ludwig Frahm in Poppenbüttel.

Die Wohnstube in meines Großvaters altem sächsischen Bauernhause hatte von jeher eine mächtige Anziehungskraft. Sie besaß Eigentümlichkeiten und Raritäten, die mir bis dahin unbekannt waren, und noch heute gehört sie zu den weihevollsten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Später lernte ich freilich manche Hausungen vom gleichen alten Schlage kennen; aber auch sie sind umgemodelt oder wie meines Großvaters Heim dem Abbruch verfallen.

Sie bildete den mittelsten Raum in dem „Wohnende". Dicht neben dem größten Feuerherd an der Diele befand sich der Eingang. Daß die Thür nur niedrig war, machte mir damals noch keine Sorge; ich hatte mich zur Hauptsache mit der Klinke der Thür und mit der ungewohnten hohen Schwelle abzufinden, obwohl sie in der Mitte ausgetreten war wie der Rücken eines senkrückigen Pferdes. Wenn ich die Begrüßung und Fragen des stets heiteren Mannes erledigt hatte, so wandte ich mich am liebsten gleich dem mächtigen Kachelofen zu, der mit seinen vielen blau und weißen Kacheln ein Bilderbuch besten Wertes für mich bildete. Jede Kachel zeigte ein Genrebildchen aus dem Alltagsleben einer fernen Zeit; denn an der Kleidertracht der Personen sah ich, daß sie mit der herrschenden nicht mehr übereinstimmte. Noch heute erinnere ich mich an den auf einem liegenden Baum flötespielenden Hirten, an den mit Hellebarde und Tuthorn versehenen Nachtwächter, an den Jäger im Anschlage und an den Holzhauer. Jede Figur wußte ich mit einer Person aus meinem Bekanntenkreise in Einklang zu bringen; nur den Mann, der seinen Kopf in einer Kiepe trug, wußte ich nicht zu deuten. Später, als ich den ersten Rundgang durch das Thaulow-Museum in Kiel machte und dort einen ganz ähnlichen Ofen sah, bin ich darüber belehrt worden, daß er ein Hamburger sei und ungefähr aus dem Jahre 1730 stamme. Der Ofen ruhte auf zwei starken hölzernen Vorderbeinen, während seine Hinterwand mit der Dielenwand festverbunden war. Denn auf entgegengesetzter Seite stand ja der mächtige Feuerherd mit seinem Schwibbogen; von hier aus empfing er ja auch seine Nahrung, und zwar war er nicht wählerisch in seiner Speisung; wurde ihm kein Klobenholz geliefert, so nahm er mit Buschholz vorlieb, und mächtige Stubben verzehrte er mit gleicher Ruhe wie Torfsoden und Bülten. War er genugsam erwärmt, so wurde das große Mundloch durch eine starke Platte aus Eisenblech versperrt, und ließen die undicht gewordenen Fugen zwischen den Kacheln Rauch in die Stube bringen, so wurden sie mit Sauerteig verklebt. Selbstredend hatte der Ofen ein mächtiges Rohr, in dem Kaffee warm gehalten, allerlei Sachen getrocknet und Milch angewärmt werden konnte. Unter dem Ofen sammelte sich gewöhnlich allerlei Fußzeug, und der Stubenhund — der größere Haus- oder Kettenhund Hektor hatte hinter der großen Thür auf der großen Diele seinen Platz — ließ sich in den Tagen, wenn die Flocken gingen und die Eiszapfen hingen, nicht aus diesem seinem Schlupfwinkel vertreiben.

Oben in der Nische und auf der Oberseite dicht unter der Zimmerdecke fanden allerlei Dosen, Näpfe und Düten ihren trockenen Platz. Dort stand auch die Holzdose, aus der der alte Großvater mir jedesmal ein Stück des damals fast ausschließlich gebrauchten braunen Zuckers reichte.

Der Ofen stand nicht in dem Winkel, den die Dielenwand mit der rechten Seitenwand der Stube bildete, sondern es war dort soviel Platz, um eine kleine tischähnliche Bank aufzunehmen. Auf dieser Bank stand für gewöhnlich im Winter in einer grünangestrichenen Tonne die Milch, um ihr dort in der kälteren Jahreszeit die Wärme zu geben, die für das Abbuttern erforderlich ist.

Der Fußboden war aus breiten Brettern aus Tannenholz hergestellt. Einen Ölanstrich hatte er nie empfangen. Zu den großen Festen und wenn ein besonderes Ereignis im Hause abgehalten wurde, erhielt er eine gründliche Wasserdusche; sonst wurde er nur gefegt und mit weißem Sand bestreut. Die meisten Bretter waren gekrümmt, als stammten sie von einem großen Fasse. In ihren Mulden spielte ich gerne mit den Marmelkugeln, weil man das Ziel weniger verfehlte. Die Stube war nicht sehr hoch, hatte aber in der Länge von der Ofenwand bis zu den Fenstern eine Ausdehnung von 16 Fuß und eine Breite von etwa 18 Fuß; sie war also keineswegs klein.

In die Wand, die mit der Ofenwand einen rechten Winkel bildete, waren zwei mächtige Bettstellen, Wandbetten, im Volke „Kuhzen" genannt, eingelassen, am Tage durch Vorhänge geschlossen. Ich lugte wohl mal hinein und gewahrte dann die ballonartigen Bettdecken mit ihren blau und weiß karrierten Überzügen, den „Bettsbummler" mit einer Quaste, der in Krankheitsfällen das Erheben erleichterte, einen Dragonersäbel an der Wand und eine Sparbüchse auf einem Konsol. Zwischen beiden Bettstellen führte eine Thür in eine Zwischenkammer, und was dann noch von der Wand freiblieb, war behängt mit Bildern (Genoveva, die Alter und Stände des Menschen, der Advokat, der die Kuh melkt), Namentuch, von der Großmutter in jungen Jahren gestickt. An der gegenüberliegenden Wand standen Stühle, hochlehnige Drechslerstühle mit einem aus den Blättern des Rohrkolbens geflochtenen Sitz. Dort war eine blaue Lade aus Eichenholz postiert; ihr sehr schwach gewölbter Deckel diente nötigenfalls als Sitz. Die Vorderseite der Lade war mit Name und Jahreszahl und allerlei Schnitzwerk in Reliefarbeit, also mit ausgemeißeltem Hintergrund versehen. Eine Schatulle mit Messingbeschlag war Gefährtin der Lade; auf ihr erhob sich das „Theeschapp" durch dessen Glasthüren man die alten rot- und blaugeblümten Kugeltassen, Näpfe, Töpfe, Silberlöffel und Zangen in bedeutender Zahl gewahrte. Hier hatte dann noch das große Uhrgehäuse, in dem die übliche Schwarzwälderuhr tickte, seinen Platz und außerdem hingen an dieser Wand eine Reihe von Dingen und Geräten, eine messingene Elle, die sonntägliche Peitsche, die silberbeschlagenen Meerschaumpfeiffen und als Gesims eine ganze Reihe von eingerahmten Sprüchen, zu Taufen, Konfirmationen, Trauungen in Handschrift oder im Druck ausgestellt. Die letzte Wand, die Außenwand, hatte drei Fach Fenster, die indessen nicht regelrecht angeordnet waren, sondern zwei befanden sich hart nebeneinander, um eine größere Helle auf den mindestens $2^1/_2$ m langen Eichentisch zu werfen. Hinter dem Tische, also unter den Fenstern entlang, lief eine lange Holzbank. Sie bildete schon den Übergang zum Sofa; denn sie hatte einen sehr breiten, mit Kissen belegten Sitz, eine Rückwand mit Trallenstäben und Seitenlehnen. Von der braunen Decke hing an dem sägegezähnten Messinghaken eine „Krüsellampe" auf den Tisch herab; doch waren auch schon andere Stehlampen in Gebrauch, die tagsüber auf einem Eckbort Platz fanden.

Die Fenster waren noch nicht durch Gardinen verhangen, das Sonnenlicht fand seinen ungehemmten Eintritt durch die bleigefaßten kleinen Scheiben. Ein paar derselben waren noch mit Glasmalerei, ohne allerdings auf Kunst Anspruch erheben zu können, versehen; man sah einen pflügenden Bauersmann, einen Erntewagen, eine Bockmühle u. a. m. Die Sprüche unter den Bildern waren kaum mehr lesbar.

Aus den Fenstern schaute man in den „Kohlhoff," und weiter ins schöne Feld hinaus. Am Abend wurden sie durch Fensterladen von außen geschlossen; in jeden war ein herzförmiges Loch geschnitten, das den Morgen verkündigte.

Am traulichsten war es in Großvaters Stube an den Winterabenden; sie

war die Herberge aller Hausangehörigen; da wurde nach der gemeinschaftlich, also auch mit Knecht und Magd eingenommenen Abendmahlzeit genäht und geflickt, gestopft und gestrickt, gesponnen und gehaspelt, Bohnen gepahlt und Früchte sortiert, Nüsse geknackt und Kartoffeln geschält, Körbe geflochten und Harken geschnitzt, Tabak geraucht und im Verein mit einigen Nachbarn oder Nachbarinnen disputiert und „geklöhnt", Döntjes und ernste Geschichten erzählt.

Meines Großvaters alte Bauernstube war ein Urbild der Eintracht und des geselligen Friedens, eine Freistätte bäuerlicher Wohlfahrt ferner Zeit.

Die Höhlenheuschrecke (Troglophilus cavicola),

ein neuer Bürger unserer einheimischen Insektenfauna.

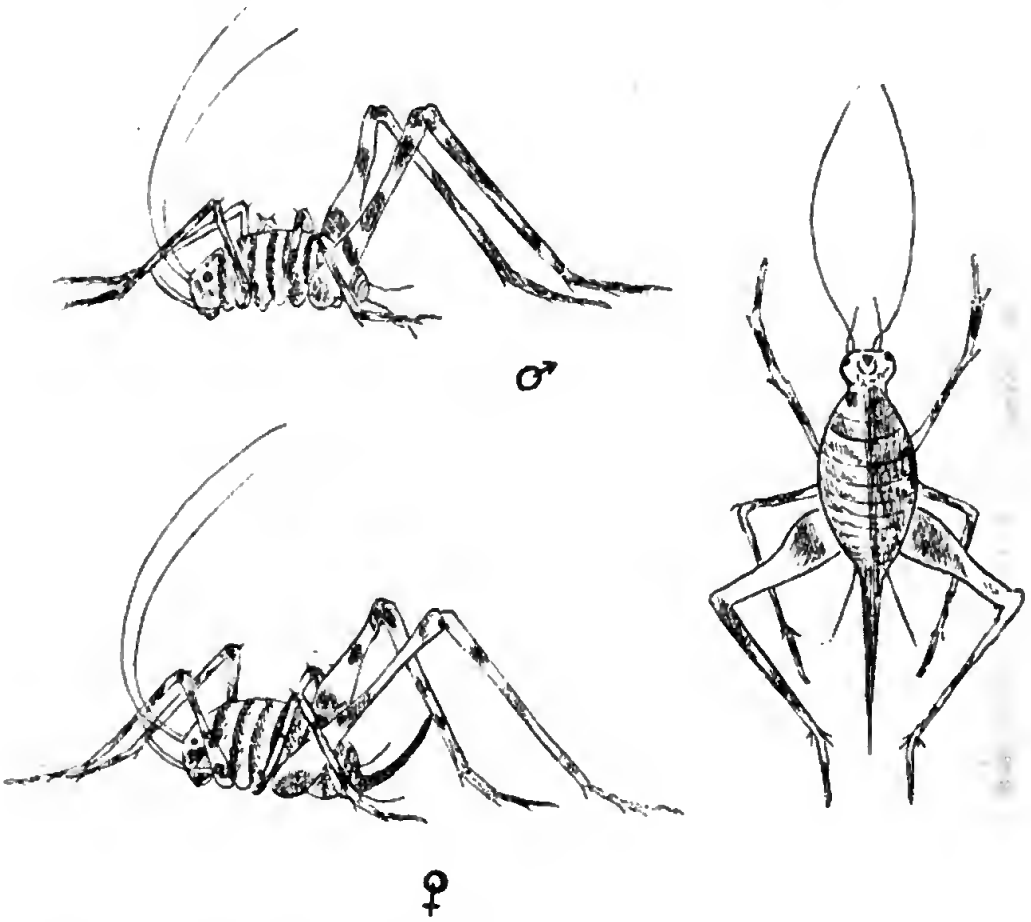
Von W. Timm in Wandsbek.

Vor einiger Zeit, es war im Oktober vorigen Jahres, brachte mir einer meiner Schüler mit freudestrahlendem Gesicht in einer Cigarrenkiste einige Insekten. Wenn ich auch nicht gerade mit besonderen Erwartungen an die Untersuchung des Inhalts ging, so war ich doch meinem jungen Freunde für seinen Eifer schuldig, mir die Insassen genauer anzusehen. Der kleine Naturfreund sollte in seiner Annahme, etwas Besonderes entdeckt zu haben, diesmal recht haben. In einem Winkel des Behälters bemerkte ich dicht zusammengekauert vier Tiere, die ich, obgleich ich der einheimischen Insektenwelt stets meine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, bisher noch nicht gesehen hatte. Die Tiere hatten, oberflächlich betrachtet, ein gewisses spinnenähnliches Aussehen, bei genauerer Betrachtung zeigten sich jedoch zwei außerordentlich lange Fühler und zwei mächtige Springbeine. Es mußte sich also um einen Geradflügler und zwar um eine Locustide handeln, obgleich von Flügeln auch nicht einmal Rudimente erkennbar waren. Die genaue Bestimmung ergab, daß mein neuer Bekannter die im Südosten Mitteleuropas vorkommende Höhlenheuschrecke Troglophilus cavicola war. Meine ursprüngliche Vermutung, daß es sich hier um gelegentliche Einschleppung einiger weniger Exemplare dieser seltenen Art handele, fand ich in der Folge nicht bestätigt. Die Tiere waren echte, geborene Wandsbeker, wovon ich mich überzeugen konnte, als mir wenige Tage später mein kleiner Freund über zwanzig Exemplare und zwar in den verschiedensten Entwicklungsstadien brachte. Spätere Beobachtungen und eingezogene Erkundigungen ergaben, daß sich das Tier hier an verschiedenen Stellen, teilweise in großer Menge, bemerkbar gemacht hat. Da es sich möglicherweise auch anderswo in der Heimatsprovinz zeigen wird, dürfte eine kurze Beschreibung hier am Platze sein.

Der Troglophilus erreicht eine Körperlänge von etwa 20 mm. Die borstenförmigen Fühler werden 80—100 mm lang, sind aber sehr zerbrechlich, weshalb sie bei den meisten Tieren schon etwas von ihrer ursprünglichen Länge eingebüßt haben. Die Grundfarbe ist gelbbraun, die Zeichnung dunkelbraun. Der Kopf ist weit nach unten gezogen, wodurch der Rücken gerundet erscheint. Sowohl die Vorderflügel als die Hinterflügel fehlen und sind nicht einmal rudimentär vorhanden; alle drei Brustringe sind völlig gleich gestaltet. Die Springbeine sind groß und die Schenkel besonders am Grunde stark verdickt. Die den Laubheuschrecken eigentümlichen vier Fußglieder sind bei dieser Art seitlich zusammengedrückt, was bei keiner anderen unserer Locustiden vorkommt. Diese kurzen Angaben genügen, um das Tier sofort von verwandten Arten zu unterscheiden.

Auch in Bezug auf die Lebensweise konnte ich einige Beobachtungen machen. Die Kiste, welche den interessanten Gästen zum unfreiwilligen Aufenthalt diente, glich am andern Morgen einem Schlachtfelde. Der Boden war mit Gliedmaßen und anderen Körperteilen übersäet. Die schwächeren Tiere waren offenbar der Freßbegierde ihrer stärkeren Genossen zum Opfer gefallen. Bekannt ist, daß unter den Laubheuschrecken schlimme Räuber sich befinden, die nur im Notfalle auch zur Pflanzenkost greifen. Die außerordentliche Raubgier und Freßbegierde des Tieres macht es zu einem Freunde der Forst- und Landwirtschaft. Dieses scheint von den hiesigen Gärtnern, auf deren Terrain es sich eingenistet hat, nicht genügend gewürdigt zu werden, denn, wie ich erfahre, bemüht man sich, die angeblich lästigen oder gar schädlichen Gäste wieder auszurotten. Da aber die Höhlenheuschrecke in erster Linie Insektenfresser und als solcher ein überwiegend nützliches Tier ist, so würde ein voreiliges Ausrotten sehr zu beklagen sein.

Die Verwandlung des Troglophilus ist, wie bei allen Gradflüglern, eine



unvollkommene, da ein eigentlicher Puppenzustand fehlt. Die Larven, die gleichzeitig mit den entwickelten Tieren vorkommen, sind diesen im letzten Stadium sehr ähnlich und unterscheiden sich von ihnen hauptsächlich durch geringere Größe und durch die weiche Körperhaut.

Es drängt sich uns nun noch die Frage auf: Wie ist das plötzliche Auftreten der Tiere hier in Wandsbek zu erklären? Bei Beantwortung dieser Frage würden zwei Möglichkeiten in Betracht zu ziehen sein; entweder ist das Tier hier heimisch und bisher übersehen worden, oder es ist ursprünglich mit fremden Pflanzen ein-

geschleppt. Da es bisher nur auf dem Gelände der hiesigen Gärtnerkolonie beobachtet wurde, dürfte letztere Annahme die richtige sein, zumal von unseren Gärtnern verschiedentlich Pflanzen aus Österreich bezogen worden sind. Wie wäre alsdann aber das massenhafte Auftreten des Tieres, das selbst in seiner Heimat selten ist, zu erklären? Offenbar hat es hier in den Treibhäusern, in denen auch im Winter nicht selten eine tropische Hitze herrscht, günstigere Lebensbedingungen vorgefunden, als sie ihm die Kalkhöhlen Krains und Istriens bieten. Hat es sich doch auch bei Verschleppung von Schmetterlingen gezeigt, daß Tiere, die in der Heimat von Sammlern als Seltenheit geschätzt werden, nach der Verschleppung in der Fremde selbst zur Landplage geworden sind. Ich will nur auf unser Blausieb (Zenzera pyrina) hinweisen, über dessen Auffinden wegen seiner verhältnismäßigen Seltenheit hier sich jeder Schmetterlingsfreund freut.. Dasselbe wurde vor Jahren mit Nutzhölzern nach Amerika verschleppt und hat sich hier derartig vermehrt, daß den schädlichen Holzraupen ganze Alleen zum Opfer gefallen sind. An Analogien fehlt es somit nicht, und die Häufigkeit des Tieres hier dürfte somit kaum als Einwand gegen die Richtigkeit obiger Annahme gelten können. Sei dem auch, wie ihm sei, unser Troglophilus tritt schon seit einigen Jahren hier in Menge auf und wird als Bürger unserer Fauna gelten müssen.

Nachschrift. Vor einigen Wochen brachte das „Handelsblatt für deutschen Gartenbau" unter der Spitzmarke „Ein neues schädliches Insekt" eine Notiz, nach welcher in der Nähe Danzigs in Gärtnereien eine aus Japan oder China stammende Laubheuschrecke Diestrammena marmorata, oder nach einer zweiten Lesart: Distremmena unicolor (als solche sollen sie einige Danziger Herren bestimmt haben) sich seit Jahren bemerkbar gemacht habe. Weil aus der allerdings etwas dürftigen Beschreibung manches auch sehr gut auf unsere Art paßt, legte ich dem bekannten Orthopterologen Herrn Professor Dr. Rudow in Perleberg einige Tiere von hier zur Prüfung vor. Genannter Herr hatte die Freundlichkeit, dieselben mit Tieren seiner reichhaltigen Sammlung zu vergleichen und hat mir nunmehr die Richtigkeit meiner Bestimmung bestätigt. Da Herr Prof. Dr. Rudow auf diesem Gebiet wohl als Autorität gelten darf, so ist anzunehmen, daß entweder unsere Art mit der in der Danziger Gegend beobachteten nicht identisch ist, oder daß die Tiere von den Danziger Herren falsch bestimmt worden sind.

Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901.

Von H. Barfod in Kiel.

Eine Berichterstattung über den auch in unserer Provinz beobachteten Staubfall ist in der „Heimat" bis jetzt unterblieben; es wäre gewiß sehr interessant gewesen, zu erfahren, unter welchen Erscheinungen, wo und in welchen Mengen der Wüstenstaub der Sahara hier niedergeschlagen ist. Solche Nachrichten sind einmal Bausteine der Wissenschaft; zum andern bekunden sie, in welchem Maße unsere Leser für die Dinge in der sie umgebenden Natur interessiert sind. — Laut Zeitungsnachrichten ist die rötlich- oder gelbbraune Staubschicht an den verschiedensten Teilen unserer Provinz auf der Schneedecke beobachtet worden. In Bremen lag diese Schicht nach dem Schmelzen des Schnees auf Dächern und Glasveranden so dick, daß man sie zusammenfegen konnte. Professor Dr. Hapke-Bremen sandte in richtiger Erkenntnis, daß die aus Sicilien, Neapel und Rom, aus den österreichischen Alpen, dem Harz, aus Berlin, Hamburg, Holstein und von den däni-

Digitized by Google

schen Inseln bekannt gewordenen Nachrichten über Staubfälle unter einander im engsten Zusammenhange ständen, eine Probe des Staubes an Professor Dohrn, Direktor der zoologischen Station in Neapel, und erhielt folgende vom 18. März datierte Antwort: „Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Ihnen anbei eine Probe des am 10. März hier niedergefallenen Staubes aus der Sahara senden zu können. Pflanzen, Wände und Regenschirme tragen noch heute die gelben Regenflecke! Bei mikroskopischer Untersuchung werden Sie eine große Ähnlichkeit zwischen Ihrem und unserem Staube finden; nur ist der dortige durch Kohlenstaub verunreinigt."

Professor Dr. Hapke hat das Resultat der von ihm untersuchten Proben (reichlich 20 an der Zahl) im XVII. Bande der „Abhandlungen, herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen" (1901) veröffentlicht. Danach zeigten die Proben (namentlich die ganz reinen von Neapel und Palermo) die Farbe der Gesteine und des Sandes aus der libyschen Wüste. Zweifellos ist der Ursprung des Staubfalles in der Sahara zwischen dem 30. und 35. Grade n. Br. von Ghadames bis Tripoli und Tunis zu suchen; denn aus letzterer Stadt berichtet die „Meteorologische Zeitschrift": „Ein heftiger Scirocco wehte in der Nacht vom 9. zum 10. März, und ein immenser dichter Staubnebel von braungelber Farbe hüllte Tunis am andern Morgen ein, der die Sonne verdunkelte, wobei das Thermometer 26 Grad zeigte. Unter den Arabern und Juden herrschte panischer Schrecken, und jeder glaubte, daß das Ende der Welt herannahe." Wer wird hierbei nicht sofort an den Bericht des Evangelisten erinnert: „Und von der sechsten Stunde ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde; denn die Sonne verlor ihren Schein."

In Italien sind Staubfälle, die sich teilweise mit Gewitterregen entladen, keine seltene Erscheinung; wegen der braunroten Färbungen werden sie vom Volke „Blutregen" genannt. Tacchini zählte in den Jahren 1870—1878 mehr als 30 Staubfälle auf, die sämtlich in der Sahara ihren Ursprungsherd haben. Das Auffällige in der Erscheinung des jüngsten Staubregens liegt darin, daß der Wüstenstaub infolge eines Zyklons über Bremen und ganz Norddeutschland ausgeschüttet ist und seine Ausläufer bis nach den dänischen Inseln erstreckt hat.

Aus fast sämtlichen Proben konnte Professor Hapke mittels eines kräftigen Magneten (der „magnetischen Harke") sehr feine Eisenteilchen herausziehen. Er hält dieselben für kosmischen Staub, die allerfeinsten Trümmer jener Feuerkugeln, „die seit unvordenklichen Zeiten beim Eintritt in unsere Atmosphäre explodierten, weil sie mit einer Fülle brennbarer Gase (Kohlenwasserstoff) umgeben waren." Aus dem Dünensande hat unser Gewährsmann den Eisenstaub herausgezogen, die „Challenger"-Expedition fand Eisenteilchen kosmischen Ursprungs in den Grundproben aus den Tiefen der Ozeane; Nordenskjöld hat in seinen Reiseberichten wiederholt darauf hingewiesen, daß der von ihm in den Polarländern und auf Treibeisfeldern vielfach angetroffene Staub kosmischen und nicht irdischen Ursprungs sei.

Rechnerisch hat man die Menge des Staubes für Italien festgestellt: $1^1/_2$ Mill. Tonnen. Wenn solche Menge durch einen einzigen Zyklon verweht werden kann, wer möchte dann noch daran zweifeln, daß der Löß, wenn nicht allenthalben, so doch vielerorts durch die Kraft des Windes aufgetürmt ist, wie F. v. Richthofen dies z. B. für die Lößgegenden des nördlichen Chinas anzunehmen glaubt!

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wilhelm Wisser in Eutin.

29. Hans un de Bur.

Dar 's mal 'n Bur'n weß, de hett drê Knech'n hatt. De ên hett Hans hêten, den' hett 'e so gêrn liden mücht.

Sech' 'e ên'n Dach to em: ‚Hans, du kunns di 'n Fru nęm'n un kunns hier as Döscher [1]) bi mi blib'n. Ik gęw di fri Hüsung [2]) un Fürung un 'n Kô fri Fôder un Wei'.'

‚Jg,' secht Hans.

Do vertörnt [3]) Hans sik mit 'n Herrn.

Schickt em Oller, [4]) de Herr, schall de Kô vun 'e Koppel hal'n.

‚Wenn de Herr ęr ne gan laten will, mu' 't [31]) s' je hal'n.'

Dar blifft dat bi. [5])

Annern Dach schick' 'e em Oller, schall de Kô vun 'e Kuppel hal'n, oder hê schütt s' dot.

‚Wenn de Herr ęr ne leben laten will, mutt 'e s' je [6]) dot schêten.'

Annern Dach krich' 'e Oller, schall kam'n un schall de Kô aftrecken, [7]) hê hett s' dot schaten.

‚Wenn s' dot schaten is, mutt s' uk je aftrocken ward'n.'

Treckt de Kô af un will mit 't Fell to Mark. [8])

Kümmt dör so 'n lütt Holt, un dar, in 'n Barg, [9]) sünd de Spitzbôw bi un tell't [10]) Geld.

Krich' 'e sik dat Fell öwern Kopp, dat de Hôrn grę' vör stat. un dat up ęr los'.

Do mênt se, dat de Dôwel dat is. Lęt all' ęr Geld in Stick un lopt wech.

Hans smitt 't Fell an d' Sit [11]) un rękt sik all' dat Geld in. Un darmit to Hus.

As he in 'n Huf' kam'n deit, sech' 'e to sin Fru, de hett Grêt hêten: ‚Grêt, gę mal hen na 'n Herrn, wat Hans dat Spint man 'n bęten hebb'n schall. Wenn hê frągt, wa' 't [12]) męten [13]) will, denn sech man: ‚Geld, wat Hans vör 't Fell bört [14]) hett.'

‚Grêt, du büß tüderi,' [15]) secht de Herr. ‚So vęl hett 'e doch ne krągen, dat hê 't męten kann.'

De Herr smęrt Sirup int Spint, dat he dat sên kann, wat dar in weß is.

Hans mitt dat: hett 'e söben Spint.

Do bring't se dat Spint je wa' hen.

‚Na, Grêt, wo vęl Spint hett 'e hatt?'

‚Söben, unf' Herr.'

‚O Grêt, dat kann doch wul ne anggn.'

‚Wenn de Herr dat ne löb'n [16]) will, kann 'e mitkam'n un kann tôsên.'

De Herr, de geit mit un sücht tô. Un męt: [17]) hett 'e gôt söben Spint.

‚Ei, Dôwel, Hans, wenn 't so vęl vör ên Fell krigen kann, wi' 't [18]) all' min Kög dot schêten.'

De Herr lett de Kög up 'n Dutt [19]) jagen un schütt s' all' dot.

Do lett hê s' aftrecken, un do mit de Fell'n to Stadt.

Dar föllert [20]) hê êrs hêl [21]) vęl Tunn's Geld vô' sin Fell'n.

Se lacht em je all' wat ut.

Tolęz lett 'e so wid af bet up ên Spint: dat mutt 'e doch hebb'n.

Kamt s' mit de Pitsch [22]) achter em und jagt em ut de Stadt.

Geit 'e wa' na Hans.

‚Nę, Hans, heß mi doch gar to dull anfört.'

‚Wo denn,'[23]) unſ' Herr?'

‚Ja, nu he' 'k[24]) all' min Kög dot ſchaten, un nu kann 'k niks vö' de Fell'n krigen.'

Ik heff je doch ſöben Spint krągen. Hett de Herr je ſülb'n ſên.'

‚Dat heff ik wul.'

Do ſchall 'e kên Fürholt mér hebb'n.

Kakt[25]) Grêt ên'n Dach Grütt un hett ontli[26]) Für ünner. Un do is ſe ſo wid, de Grütt, dat ſe dick ward'n will un dat ſe ontli prüddelt.[27])

Secht Hans to Grêt: ‚Grêt, de Herr de kümmt. Nimm gau den Grapen un ſtell' 'n int Vörſchur[28]) un rög[29]) ümmerlos.'

Kümmt de Herr je heran.

‚Grêt, wat heß dar?'

‚Kakt[30]) Grütt, unſ' Herr.'

‚Heß je gar kên Für ünner.'

‚Schall uk je kên Fürholt hebb'n. Denn nu' 'k[31]) mi je 'n Grapen hol'n, de vun ſülb'n kakt, an'n[32]) Für.'

‚Ei, Dôwel, Hans, den Grapen lat mi krigen.'

‚Dat kann 'k je ne. Heff je kên Fürholt. Wo ſcha' 'k[33]) denn wat ęten gar krigen?'

‚De Knech'n ſchüllt fôrts[34]) bi un ſchüllt di ſo vęl Holt ranfôrn, dat du ſechs, du heß nog. Un dar gęw ik di hunnert Daler tô. Denn lat mi den Grapen krigen.'

‚Ja,' ſecht Hans.

De Herr, de kricht den Grapen, un Hans kricht de hunnert Daler.

Do kricht de Herr dar Grütt un Melk in un ſett 'n int Vörſchur. Un kricht dar 'n Fru in Dachlon bi to rögen. De rögt drê Dag. Awer de Grap kakt ne un ward uk ne kaken.[35])

Geit 'e wa' na Hans, de Herr.

‚Nę, Hans, nu heß mi doch gar to dull anfört.'

‚Wo denn, unſ' Herr?'

‚Ik heff di den Grapen ſo dür betal't, un nu will 'e ne kaken ward'n.'

‚Hett je doch bi mi kakt. Hett de Herr je ſülb'n ſên.'

‚Dat heff ik wul.'

Secht Hans ên'n Dach to Grêt: ‚Grêt, ik will mi up 'n Bett legg'n, un denn muß du mi kleden,[36]) un denn na 'n Herrn gan un wen'n un klagen: „Och Gott, unſ' Herr, Hans is dot!" Un denn wi' 'k[18]) 'n Pip an 'e Wand hen häng'n, dar pußt du mi Wind mit in 'n Hals: denn lęw ik wa' up.'*)

Grêt kle't em. Un do na 'n Herrn hen un wen't un klagt: ‚Och Gott, unſ' Herr, Hans is dot. Wenn de Herr dat ne löb'n[16]) will, kann 'e mitkam'n un kann tôſên.'

De Herr, de geit mit un beſölt em. ‚Ja, Grêt, dot is 'e. Dat 's gewiß.'

‚Ei,' ſecht Grêt, ‚hier häng't 'n Pip.**) Wüllt doch mal ſên, wenn wi em 'n bęten Wind in 'n Hals pußt, wat hê denn ne wa' uplęwt.'

Se kricht de Pip hęr un pußt em Wind in 'n Hals.***)

*) Erzählt wurde ſo: ‚Un denn wi' 'k twee Pipen an 'e Wand hen häng'n, een to 'n Kopp un een to 'n Fööten. Un denn pußt du mi mit de een Wind in 'n Hals un denn mit de anner Wind in 'n N...; denn lęw ik wa' up.'

**) ‚Ei,' ſecht Greet, ‚hier häng't 'n par Pip'n.'

***) Se kricht een Pip hęr un pußt em Wind in 'n Hals. Hans ſchubbt[40]) ſik. ‚Dat kann goot ward'n,' ſecht Greet. Se kricht de anner Pip hęr un pußt em Wind in 'n N.

Do spring't Hans up, un do lęwt hê weller.

‚Ei, Dôwel, Hans, dê Pip †) lat mi krigen.'

‚Nę,' secht Hans, ‚wenn 't denn dot blib'n dô, kann 't je gar ne wa' uplęb'n.'

‚Ja, denn len' [37]) ik di ęr. Ik will di ęr gôt betal'n. Ik will di dar twêhunnert Daler vö' gęben. Un wenn ên vun ju dotblifft, denn wi' 't ju ęr len'n.' ††)

‚Jg,' secht Hans.

De Herr kricht de Pip †), un Hans kricht twêhunnert Daler.

Do stift de Herr 'n grot Gaßbott [38]) an un lą't all' dartô in, wat rund bi em üm wgnt.

As se wat ęten hebbt, do secht he, se schüllt sik all' an 'e Sit setten, all' rund in 'n Sąl herüm.

Do hąlt he 'n Disch herin un sett den' in 'e Midd' [39]) in 'n Sąl hen, hąlt de Äx herin un sett dê darbi hen, hąlt sin Fru herin un lecht ęr up 'n Disch, sleit ęr mit de Äx vör 'n Kopp — dot is s'.

Do kricht he de Pip hęr un pußt. Helpt awer niks. †††)

De darbi herüm sitt, mąkt sik all' in 'e Gauikeit [41]) wech un mênt all', dat ęr dat nk so gąn schall.

Hê wa' na Hans. ‚Nę, Hans, nu heß mi doch gar to dnll anfôrt.'

‚Wo denn, uns' Herr?'

‚Ja, nu he' 't min Fru dot slagen, un nu kann 't dar kên Lęb'n wa' in krigen.'

‚Ik bün je doch wa' uplęwt. Hett de Herr je sülb'n sên.'

‚Dat heff ik wul.'

Do schafft Hans un Grêt sik Pêr un Wgg an, fôrt vör 'n Herrn sin Dör —

‚Ei, Dôwel, Hans, wo heß dat schön Förwark hęr?'

‚Ut 't Water, uns' Herr.'

‚Sünd dar noch mêr?'

‚Jg. Wenn de Herr uk so 'n hebb'n will, kann 'e man hęrkam'n.

De Herr sticht bi ęr up, un do fôrt se ögwer so 'n groten Mölndamm.

‚Sü,' secht Hans, ‚dar steit al so 'n.'

De Herr spring't vun 'n Wagen af, pledôz [42]) herin, un versüppt.

Do fôrt Hans un Grêt na 'n Hoff hen un nęmt den Hoff.

Un do gêben se noch męl vun frischen wa' Köß. [43]) Dar wêr'n so vęl Muskanten, Mars [44]) Klinker, Mars Kloth un Mars Vêrbên [45]) ut de Achterhörn. [46]) Un den' sin Grotvaders Grotvader spęl [47]) up 'n Dudelsack. Dar stünn' 'n witt'n [22]) Löb'n [48]) vö' de Dör, de harr 'n swart — 'n Stêrt. [49]) Un de 't ne löb'n [16]) will, kann man hengąn un tôsên.

Un wenn s' ne uphol'n sünd [51]) vun 'n Danß'n, denn danßt se dar noch.

Nach Frau Schulz in Langenhagen. *)

†) de Pipen.

††) ‚Ik will di vör 't Stück hunnert Daler gęben. Un wenn een vun ju dotblifft, wi' 't ju de Pipen len'n.'

†††) Do kricht he de Pipen hęr un pußt. Een'n Wind in 'n Hals un een'n Wind in 'n N. Helpt awer niks.

*) Frau Erneſtine Schulz, geb. 1829 in Karlshof, zur Schule gegangen in Hanſühn, gedient auf Einhaus, verheiratet 1851 mit dem Arbeitsmann Schulz in Langenhagen, lebt jetzt bei ihrem Schwiegerſohn in L.

Die beiden Geſchichten, die ſie mir vor zwei Jahren erzählt hat — die zweite ‚Jochen Hinnerk, min Sön' läßt ſich leider nicht vollſtändig mitteilen —, will ſie von ihrem Vater, dem Arbeitsmann Becker, gehört haben.

Die Erzählerin erfreut ſich trotz ihrer 73 Jahre einer ſolchen Rüſtigkeit und Lebensluſt, daß ſie bei gegebener Gelegenheit noch heute mit Gefühl ihren flotten Walzer tanzt.

Anmerkungen: [1]) Dreſcher. [2]) frei Häuſung (Wohnung) und (frei) Feurung und (für) eine Kuh frei Futter und Weide. [3]) erzürnt. [4]) Ordre, Beſcheid. [5]) Da bleibt es bei, d. h. daß er es ſagt; er holt die Kuh nicht. [6]) ſt. mutt he ſe je. [7]) abziehen, abhäuten. [8]) Markt. [9]) ſo viel wie ‚in 'n Anbarg,' am Abhang des Berges. [10]) zählen. [11]) ſt. an de Sit, beiſeite. [12]) wat ik. [13]) meſſen. [14]) eingenommen; ‚Geld bör'n' iſt der eigentliche Ausdruck. [15]) du biſt nicht bei Troſt; tüdern = zaudern; tüderi(g) iſt der Ungeſchickte, der Langſame, der mit nichts fertig werden kann, dann auch, wie hier, der Schwachſinnige. [16]) ſt. glöb'n. [17]) und (ſie) meſſen. [18]) ſt. will ik. [19]) auf den Haufen, zuſammen. [20]) fordert. [21]) eigtl. ‚heil,' ganz, ſehr. [22]) mit hellem i. [23]) wie denn, inwiefern? [24]) ſt. heff ik. [25]) (da) kocht. [26]) ordentlich(es). [27]) brodelt. [28]) Vorſchauer, bei alten Gebäuden der nach vorn offene, überdachte Raum, der von ‚de grot Dęl' und den beiden vorſpringenden Seitenflügeln des Hauſes eingeſchloſſen wird. [29]) rühre. [30]) gekochte. [31]) ſt. mutt ik. [32]) ohne. [33]) ſt. ſchall ik. [34]) ſofort. [35]) fängt auch nicht an zu kochen. [36]) der eigentliche Ausdruck vom ‚Kleiden' der Toten. [37]) lenen: leihen. [38]) Gaſtgebot, Gaſtmahl; das o wird mehr wie kurzes u geſprochen. [39]) ſprich ‚Mirr.' [40]) ‚ſik ſchubben' bezeichnet die Bewegung, die z. B. der macht, der Ungezieſer hat. [41]) gau: eilends; das davon nach der Analogie von ‚Schnelligkeit' gebildete Subſt. Gau(g)keit meine ich auch ſonſt ſchon gehört zu haben. [42]) perdauz. [43]) der alte plattd. Ausdruck für Hochzeit. [44]) Marcus. [45]) Vierbein. [46]) Hinterecke. [47]) ſpielte. [48]) da ſtand ein weißer Löwe. [49]) Schwanz; erzählt wurde: ‚'n ſwart ... lock.' [50]) nur. [51]) aufgehalten ſind: aufgehört haben.

Mitteilungen.

1. **Brut- und Winbarg.** „Der vorgeſchichtliche Menſch" von W. Baer ſchreibt: „Das Volk giebt bei uns dieſen uralten Steindenkmalen (den Hünengräbern) allerlei abſonderliche Namen, wozu die Form, ein vermeintlicher Zweck oder irgend eine Sage den Anlaß gegeben haben. So werden z. B. die eigentlichen Hünengräber auch Hünenkeller, Hünentritte, Hünenberge, Rieſenkeller, Zwerg- oder Quarp (Quark) berge, Teufelsbetten, Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsküchen, Steinöfen, Karlsſteine, Schluppſteine oder Weinberge genannt. Für die Hünenbetten hat man ebenſo dergleichen Namen, wie: Hünenburg, Hünenkirchhof, Teufelsberg, Bültenbett (Hügelbett), Dannſen- oder Danzelſtein oder -berg, weil das Volk glaubt, daß darauf überirdiſche Weſen ihre Tänze halten, Steintanz, Sonnenſtein, Wolfſtein, Steinkirche. Einzeln ſtehende Steine oder Gruppen heißen auch wohl Braut, Bräutigam, Brautſteine, Brutkaupe, Brutkoppeln, Briddehange. Es geht nämlich die Sage unter dem Volke, daß, wenn vormals die Ehen bei ihnen geſchloſſen wurden, ſich ſtets ein Tanz daran ſchloß, und daß dieſe Steinreihen die plötzlich verſteinerte Tanzgeſellſchaft einer Hochzeit ſeien." — Von dieſen Namen für alte Begräbnisſtätten kommen bei uns oft vor Brut- und Winbarg. Bei Bordesholm liegt eine Koppel, Brautberg oder Brautkoppel genannt, in deren Boden man vor einigen Jahren viele Urnen gefunden hat. Bei Schleswig iſt ein Brautſee, beim Hofe Seekamp im Gute Klausdorf iſt eine Brautkoppel, ein Bruthy (Brauthügel) bei Eggebek. Der Name Weinberg kommt vor bei Oldenburg, Preetz, Elmſchenhagen, Ratzeburg. Wie ſind die Namen Brut und Win in dieſen Zuſammenſetzungen zu deuten? In „Der vorgeſchichtliche Menſch" heißt es, daß Wein nicht mit „weinen" zuſammenhängt. Den Weinberg bei Oldenburg hat man als Wendenberg zu erklären verſucht. In den Perſonennamen Winfried, Ortwin, Edwin, Alwin hat win die Bedeutung Freund. Auf dem Runenſtein im Schloßpark zu Luiſenlund lautet die Inſchrift: „Asfrid machte dieſes Denkmal nach Sigtrygg, ihrem Sohne, auf dem vi des Knuba." Im Kieler Altertumsmuſeum befindet ſich ein Runenſtein, welcher als Inſchrift die Worte trägt: „Bi Asfred, Tochter Odinkars, machte dies Grabmal Sigtrygg, dem Könige, ihrem und Knubas Sohne." In beiden Inſchriften findet ſich das Wort vi, was als Weihegrab oder geweihte Grabſtätte gedeutet wird. Wenn nun der Name Winbarg als Bezeichnung einer vor-

Dabei beſitzt ſie ein Temperament, wie es mir bei einer Siebzigerin noch nicht vorgekommen iſt. Dies Temperament zeigte ſich auch in der Art, wie ſie erzählte. So kurz und knapp, ſo ſchlank und gewandt, mit einer ſolchen geradezu dramatiſchen Lebendigkeit und in ſo übermütiger Laune iſt mir von niemand ſonſt erzählt worden, ſo daß die hier mitgeteilte Geſchichte hinſichtlich des Stils und des Tons ganz einzig in ihrer Art iſt.

Inhaltlich iſt das Märchen den Leſern der ‚Heimat' im weſentlichen bereits bekannt, in der Faſſung, in der es mir von Frau Schlör in Griebel erzählt worden iſt (Nr. 12. Novbr. 1900). Vor dieſer Griebelſchen Faſſung hat jedoch die hier mitgeteilte inhaltlich das voraus, daß ſie vollſtändiger iſt, und daß ſie die Streiche, die Haus ſeinem Herrn ſpielt, motiviert.

geschichtlichen Grabstätte sich findet, entsteht die Frage, ob das altnordische vi der Runenschrift sich hat zu win und Wein umbilden können. Daß Braut und Brut mit unsern jetzt gebräuchlichen Wörtern im Zusammenhang stehen können, ist unwahrscheinlich. Im Althochdeutschen findet sich ein Sprachstamm bruti, welcher „bewahrt" bedeutet. Ob dieser Sinn in Brutberg vorhanden ist?

Ellerbek. J. Eckmann.

2. **Der Brutkamp bei Albersdorf und der Ofenstein bei Arkebek** (vgl. Jahrgang 11 der „Heimat" S. 205 ff.) Was den Namen Brutkamp betrifft, so ist derselbe garnicht so schwer zu erklären. Im alten Schleswiger Stadtrecht kommt das Wort Brutbank vor, das in einer Glosse mit locus Judicis (Ort, wo Gerichtsversammlungen abgehalten werden, Gerichtsversammlungslokal) übersetzt wird. (Vgl. Dahlmann zum Neocorus I 560.) Und damit ist ein Fingerzeig zur rechten Deutung gegeben. Dazu kommt, daß in keltischen und zwar in kymrischen (wälischen) Mundarten brawd, braut, bryd, breuth, breûd, breût Gericht, Rechtshandel bedeutet. Der Brutkamp ist also offenbar der Gerichtskamp. Alle Namen mit Brut, wie der Brutdanz bei Jevenstedt, Bridfearjoger auf Sylt, die Brutkoppel bei Seekamp (s. „Am Urdsbrunnen III S. 28. 29), Bruthörn bei Erfde u. a. deuten ganz entschieden auf alte Gerichtsplätze. Ausgeschlossen ist indessen keineswegs, daß solche Plätze nicht auch zugleich Opferplätze waren.

Aufgefallen ist mir, daß der Verfasser den Stein auf dem Brutkamp von Menschen im Riesenwohld, von unsern Vorfahren, dahin werfen läßt. Nach der Sage ist der Stein von einem Riesen dahin geschleudert, als die Albersdorfer Kirchenglocken zum ersten Male läuteten. (Über Stein werfende Riesen vgl. auch Müllenhoffs Sagen.)

Nicht weit von dem Brutkamp und zwar zwischen Schrum und Arkebek befand sich früher ein ähnliches gewaltiges Denkmal, Ofenstein genannt. (In Bolten findet sich davon eine Abbildung.) Nach demselben (I 249) war der Wall von Ost nach West 98 Fuß lang und 25 Fuß breit. Alle 4 Seiten waren mit Steinen besetzt, und wo diese nicht bis zur Höhe des Erdwalls hinaufreichten, war Stein auf Stein gesetzt, so daß jede Seite aussah wie ein großartiger Erdwall. 26 Fuß vom Ostende befand sich ein Altar, dessen Deckstein auf 5 großen aufgerichteten Steinen ruhte. Unter demselben war eine Höhle (bei Neocorus dönske genannt), weshalb das Volk diesen Bau auch „Abensteen" nennt. Der Deckstein war zu Boltens Zeit noch 10 Fuß lang, 10 Fuß breit und 3 Fuß dick, obgleich schon damals ein Stück abgesprengt war. Etwa 100 Schritt von diesem Altar nach Westen stand ein eben solcher Altar und 200 Schritt hiervon gleichfalls im Westen ein dritter; beide waren aber kleiner. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war noch der große Altar vorhanden, und es ruhte der Deckstein nur noch auf 3 Pfeilern. 1820 ward dieser Steinofen zerstört. Der Deckstein ward als Läuferstein für die Nissensche Ölmühle in Heide bearbeitet, und die anderen Steine sind nach und nach von den Steinhauern gespalten. 1832 hatte das Ganze seine jetzige Gestalt.

In dem Gangban auf dem Brutkamp, heißt es, wohnten die Unterirdischen. Jeder, der vorbeiging, mußte wenigstens das erste Mal etwas zurücklassen, wenn auch nur ein Bändchen. Jeder, der einen Sechsling in der Höhle opferte, fand, wenn er eine Strecke vorwärts gegangen, immer ein kleines Brot (Neocorus I 262.) In der Höhle des großen Altars bei Schrum lag stets ein Besen, und wer damit des Morgens zuerst dieselbe reinfegte, fand einen Sechsling; denn auch hier wohnten die Unterirdischen.

Darenwurth. Heinr. Carstens.

3. **Der Name Brutkamp.** Carstens hat meiner Meinung nach Recht mit seiner Deutung von „Brutkamp." Die betreffende Stelle im Schleswiger Stadtrecht lautet: „Neyne tuchnisse synd in der stad ane dingtughe (Dingzeugen), brutbenke unde dat vor deme raede schut unde wynkop, de nicht synt myn dan twee lude; wedder desse tuchnisse wart dat lantrecht nicht ghebroken." Dazu kommt, daß Bank im Mittelalter sehr häufig ohne weiteres Gerichtsbank bedeutet (vgl. die Redensart „bynnen ver benken." oder das noch heute gebräuchliche „durch die Bank"; ferner: Men mot noch alle schepen stedigen mit ordelen und sweren laten to der bank; — de bank spannen na Kryges recht (Kriegsgericht halten) usw.) Damit ist die Etymologie von „brut" allerdings noch nicht ohne weiteres gegeben. Es scheint aber doch im Mittelniederdeutschen ein Wort brut = Gericht gegeben zu haben. Dasselbe ohne weiteres aus dem Keltischen abzuleiten, ist aber nicht angängig; denn erstens hat man kaum die Spur eines Beweises dafür, daß die Kelten hier in Holstein jemals gesessen haben, und wäre dies der Fall gewesen, so läge diese Zeit vor Cäsar. Daß Orts- und Flurnamen in dieser fremden, unverstandenen Sprache — zumal in der Zusammensetzung mit einem deutschen Worte, in diesem Falle also mit Kamp — sich bis auf unsere Zeit in Holstein hätten erhalten sollen, halte ich für ganz ausgeschlossen. Der Wehrberg bei Preetz hieß z. B. im 13. Jahrhundert noch Etzegor (gora = Berg). Aber wie bald ist dieser wendische Name vollständig untergegangen! Wenn das keltische brawd und ein ev. und. brut in der Form und Bedeutung übereinstimmen, so ist das nicht anders wie mit

dem lat. pater, griech. πατήρ, persisch pilar, deutsch Vater usw. Weiter ist zu bemerken, daß man nicht alle mit „brut“ zusammengesetzten Namen über einen Kamm scheren darf. Einige sind doch sicher mit brut = Braut in Verbindung zu bringen (Brutdanz bei Jevenstedt). Im Holländischen verstand man unter bruid auch wohl ein gefallenes Mädchen, besonders in der Zusammensetzung mit vuile. Man könnte danach fast in Versuchung kommen, an das Lebendigbegraben solcher Wesen zu denken; indessen ist das angesichts von „brutbank“ doch kaum anzunehmen.

Kiel. Dr. A. Gloy.

4. **Die Zwergtrappe.** In Nr. 2 der „Heimat“ fand ich eine Notiz über die Zwergtrappe, die mich sehr interessierte, zumal auch ich im vorigen Jahre, Ausgang Juni, eine weibliche Zwergtrappe erlegt habe. Die Trappe hatte sich etwa 14 Tage auf den Serradella- und Spargelfeldern dicht am Strande aufgehalten und sich von den betreffenden Pflanzen genährt. Was mich aber hauptsächlich bei obiger Notiz wunderte, war die geringe Größe der Trappe, die mit einem kleinen Haushuhn verglichen wurde, während die von mir erlegte die Größe einer Gans hatte und 9 Pfund schwer war. Wenn also besagte Notiz, woran ich freilich nicht zweifle, richtig ist, so dürfte es sich jedenfalls um ein junges, keineswegs aber um ein ausgewachsenes Exemplar handeln. Da nun aus dem letzten Jahre zwei Beobachtungen dieses so seltenen Vogels vorliegen, so liegt wohl die Vermutung nahe, daß sich noch mehr nach Norden verflogen haben, und bitte ich die Leser der „Heimat,“ etwaige Beobachtungen darüber hier oder mir brieflich mitteilen zu wollen.

Utersum, Insel Föhr. Philippsen.

Bücherschau.

1. **Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen.** Von Magnus Voß. Verlag von Friedrich Petersen, Husum. Preis 2 Mk. Der durch seine Beiträge zur Heimatsgeschichte vorteilhaft bekannte Verfasser hat in diesem seinem neuesten Werke die Frucht jahrelanger Arbeiten und Studien niedergelegt. Das Gasthaus zum Ritter St. Jürgen in Husum ist eine wohlthätige Stiftung, die alten unbemittelten Husumer Bürgern und Bürgerinnen ein Asyl für ihre letzten Lebensjahre bietet. Bekanntlich bildet es auch den Schauplatz einer der schönsten Stormschen Novellen, „In Sankt Jürgen.“ Seine Geschichte reicht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Der Verfasser hat das Material zu seinem Werke größtenteils aus dem Gasthaus- und Kirchenarchiv geschöpft, aber auch sonst alles durchforscht, was irgendwie eine Ausbeute für seine Arbeit erwarten ließ. Auch der älteren Geschichte Husums, der großen Flut von 1634, den Kriegsleiden der Stadt im dreißigjährigen und im schwedisch-dänischen Kriege sind besondere Kapitel gewidmet. Von größtem Interesse sind die längeren Ausführungen über Hans Brüggemann, den Schöpfer des schleswigschen Altars, der seine Meisterjahre in Husum verlebte und im Gasthause zum Ritter St. Jürgen verstorben ist, und den Husumer Meister der Frührenaissance Johann von Gronningen. Ebenfalls finden sich zahlreiche hochinteressante Mitteilungen über das Leben und Treiben der Gasthausinsassen. Die Darstellung ist klar und lebendig. Viele gut ausgeführte Illustrationen, größtenteils nach bisher verschollenen oder schwer zugänglichen Originalen angefertigt, bilden wertvolle Zugaben zum Text. Es sind u. a. abgebildet: Der Sankt Jürgen aus der alten Husumer Marienkirche, der sich jetzt im nordischen Museum in Kopenhagen befindet und allgemein als Brüggemannsche Arbeit angesehen wird, der einzige, im Königlichen Münzkabinett in Berlin befindliche Husumer Thaler (aus dem Jahre 1532), verschiedene zum Teil künstlerisch wertvolle Siegel (vielleicht Arbeiten Brüggemanns), die Gasthauskanzel, die Mildstedter Kanzel, Orgelverzierungen aus der alten Marienkirche, sämtlich von Johann von Gronningen herrührend, usw. Allen Freunden der Heimatskunde kann das Werk angelegentlichst empfohlen werden. Druck und Papier sind tadellos.

Husum. A. Johannsen.

2. **Richard Andree. Braunschweiger Volkskunde.** 2. Aufl. Braunschweig 1901. (7,00 M.) Eine zweite Auflage, reichlich mit farbigen Tafeln und guten Bildern ausgestattet, ist von diesem Werke erschienen, welches man geradezu als das Vorbild einer guten Volkskunde bezeichnet hat. Jeder Einwohner unserer engeren Heimat wird dies Buch mit Genuß lesen, bietet sich doch in jedem Abschnitt Gelegenheit zu nutzbringenden Vergleichen mit dem Volksleben unserer Provinz. Wir wollen zur Orientierung die Inhaltsübersicht wiedergeben: Geographischer Abriß; Vorgeschichte, Frühgeschichte; Anthropologie der Braunschweiger; die niederdeutsche Sprache derselben; die Ortsnamen; die Flurnamen und Forstorte; Siedelungen und Volksdichtigkeit; die Dörfer und Häuser; der Bauer, die Hirten, das Gesinde; der Flachs und die Spinnstube; Gerät in Hof und Haus; Bauernkleidung und Schmuck; Ge-

Digitized by Google

burt, Hochzeit und Tod; das Jahr und die Feste; Geisterwelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin; Volksdichtung und Spiele; die Spuren der Wenden. J.

3. **Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause.** Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt von Richard Wossidlo. Wismar 1901. (1 M.) In dramatischer Form wird geschildert, wie eine Bauernfamilie nach alter Weise einen der langen Winterabende sich durch Erzählen von Sagen, Gesang alter Lieder, Aufgeben von Rätseln und dergl. verkürzt. Die Melodieen der Lieder und Tänze sind beigefügt, auch einige Tafeln, welche die Volkstrachten und einzelne Szenen zeigen. J.

4. **Lekstugan, Beskrifning öfver gamla svenska Folkdansar.** Stockholm. (Hirsch Förlag). 0,85 Kronen. **Lekstugan, gamla svenska folkdansar för Piano.** 2,00 Kronen. Diese beiden von den „Freunden schwedischer Volkstänze" herausgegebenen Sammlungen enthalten die Beschreibung und die Melodieen alter Bauerntänze. Man sucht diese der Vergessenheit zu entreißen und die Erinnerung an dieselben durch gelegentliche Aufführung aufzufrischen. Auch in Dänemark wird fleißig gesammelt und mit großem Beifall hat man im Tivoli in Kopenhagen im vorigen Sommer dem Publikum alte Bauerntänze vorgeführt. Wenn wir so sehen, wie man in Braunschweig, Mecklenburg und dem Norden bemüht ist, die alten Volkssitten durch Aufzeichnung zu retten, sollte es uns eine Mahnung sein, ebenfalls zu sammeln, so lange die alten Gebräuche noch vorhanden sind. J.

5. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** (Vereinsbeitrag 6,00 M.) Bd. 31. Kiel 1901. 1. v. Hedemann. Beiträge zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg. 2. Kock. Zur Geschichte der Leibeigenschaft, Nachrichten aus den Gütern Saxtorf, Damp und Hohenstein 1716—67. 3. Dr. Hille. Die Ansprüche der Stadt Kiel an den Kieler Hafen. 4. Dr. Detlessen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bettels. 5. Dr. Traeger. Das Erdbuch der Hallig Hooge. — Kleinere Mitteilungen: Kinder. Plöner Spitzenklöppelei. — Bibliothek eines Wundarztes im 17. Jahrhundert. — Plöner Handels- und Geldgeschäfte im 17. Jahrhundert. — Spiering. Kurze Erzählung der Einnahme der Insel Helgoland 1807. — Hansen. Nachtrag zur Geschichte der Holsteinischen Familie von Saldern. — Dr. Müsebeck. Die Belehnung Wilsters mit dem Stadtrecht und dem lübischen Recht. — Zum Gebrauch des Wortes: „Sonderjylland." — Litteraturbericht für 1900/01 von Dr. v. Fischer-Benzon. — Nachrichten über die Gesellschaft und Matrikel 1901

6. **Quellensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 5. Kiel 1901. Inhalt: Johannes Petreus († 1603) Schriften über Nordstrand. Nach den besten Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. Reimer Hansen, Oberlehrer in Oldesloe. 1. Einleitung. Nordstrander Chronisten bis zum Jahre 1634. 2. Petreus' Annales. 3. Petreus' Beschreibung von Nordstrand. 4. Anhänge: Urkunde 1509. Zwei Gedichte von Leve Johansen und Mumme Harrsen. 5. Register und Wörterverzeichnis.

7. **Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte.** Bd. 2. Heft 1. Kiel 1901. (Mitgliederbeitrag 3,00 M.) Dr. Bangert. Das älteste Oldesloer Kirchenbuch. — Biernatzki. Die Meister des Gottorfer Fürstenstuhls. — C. Rolfs und E. Michelsen. Harmsiana. — F. Witt. Schreiben des Pastors Möller zu Tolk (1555). — Uebertritt Conrad Schiller's in Boren zur lutherischen Kirche. — Ungedruckte Urkunden aus dem Lütjenburger Stadtarchiv. — Bd. 2. Heft 2. Kiel 1901. Dr. v. Schubert. Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. — Dr. Hansen. Wiedertäufer in Eiderstedt. — Dr. Jacobi. Zur Geschichte des Pietismus in Schleswig-Holstein. — Nachrichten aus dem Vereinsleben.

8. **Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.** 14. Heft. Kiel 1901. (Mitgliederbeitrag 6,00 M.) Inhalt: F. Knoor. Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit. — J. Mestorf. Dauerwerk und Haithabu. — Dr. L. Petersen. Nachruf für Dr. Wilhelm Splieth. — Jahresbericht.

9 u. 10. In dem Verlage von Otto Maier, Ravensberg, sind kürzlich 2 treffliche Werke erschienen, die dazu berufen sind, Sinn für die Dinge der Natur zu wecken und das Verständnis für die Erscheinungen der uns umgebenden lebenden und leblosen Dinge zu fördern:

„Der Wald." Für Freunde der Natur, sowie für die reifere Jugend zum Gebrauch in Haus und Schule dargestellt von Ed. Feldtmann, Hamburg. Mit vielen Illustrationen und Vollbildern, 326 S.; 8°. Eleg. brosch. 4,80 M. Verfasser ist Lehrer in Hamburg und Mitglied unseres Vereins. Er beabsichtigt, unter dem Titel: „Charakterbilder aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt" an der Hand eingehender Schilderungen die Beziehungen der Lebewesen zu einander zu zeigen und ein Verständnis ihrer Lebensvorgänge zu erwecken. Vorliegendes Buch „Der Wald" eröffnet die Reihe der Lebensgemeinschaften und wird in der Gegenwart ein um so dankbareres Lesepublikum finden, als die Schule bemüht ist, im Naturgeschichtsunterricht ein Verständnis für das Leben und Weben in der Natur

Digitized by Google

anzubahnen. Der Lehrer wird anregenden Lehrstoff und in einem der letzten Kapitel treffliche Winke für die Anleitung seiner Schüler zum Beobachten und Sammeln aus dem reich illustrierten Werke schöpfen; ihm sei es in erster Linie empfohlen. In der Hand der Schüler könnte das Buch, als Bibliotheksbuch der Schule entliehen, viel Anregung geben, wenn nicht leider die Erfahrung lehrte, daß unsere Schüler mit seltenen Ausnahmen nur ungern zu diesen Büchern greifen. Aber es giebt ja manches deutsche Haus, wo der Vater bestrebt ist, mit seinen Kindern die schöne Gottesnatur an Sonn- und Feiertagen aufzusuchen, die Natur in ihrer Werkstatt am Webstuhl des Lebens zu belauschen: ihm sei es als Führer besonders empfohlen. Offen gestanden, es möchte ihm besser helfen, als das in seiner Art vorzügliche Buch von Kraepelin (Hamburg): „Naturstudien in Wald und Feld"; denn wenn er in seinen Kindern nicht so willige Beobachter und schlagfertige Antwortgeber findet, wie Dr. Erhardt in seinen Söhnen Fritz, Kurt und Hans, möchte er gar zu schnell die Flinte ins Korn werfen, weil — er eben nicht Dr. Erhardt ist. — Inhalt: I. Der Wald im Wechsel der Jahreszeiten. II. Der Wald als Teil der Natur und seine Bedeutung für den Menschen. III. Kurze Übersicht über die wichtigsten Pflanzenorgane und deren Thätigkeit. IV. Die Laubbäume. V. Die Nadelbäume. VI. Das Unterholz. VII. Der Waldboden. VIII. Pflanzenfressende Tiere. IX. Große und kleine Räuber. X. Waldpolizei. XI. Blütenkalender. XII. Anleitung zum Beobachten und Sammeln. XIII. Erklärung der lateinischen und der wichtigsten deutschen Namen. XIV. Erklärung der botanischen Fachausdrücke. Tiere und Pflanzen nach der Verwandtschaft geordnet. Inhaltsverzeichnis. — Beispiel: 1. Die Schwarzerle (Alnus glutinosa). Verfasser bringt die Bedeutung des „Gespensterbaumes" zur deutschen Volkssage in Beziehung zu dem düstern Aussehen (Name!), behandelt den Winterschutz der im Herbst angelegten Blütenstände, die Windbefruchtung, die Knöllchen an der Wurzel, hervorgerufen durch einen Pilz aus der Gattung Frankia, die Arten der Erlen und ihre Standorte, die Verwendung des Holzes, die Feinde (der Erlenblatt- und Erlenrüsselkäfer). 3 Illustrationen: Blütenstände, der Erlenblattkäfer in seinen Entwicklungsstadien, der Erlenrüsselkäfer. — Bringt das Buch auch keine Originalabbildungen; was schadet's! Von Zeit zu Zeit sieht man die „Alten" gern. Dem Verfasser wünsche ich für die Fortsetzung seiner „Charakterbilder" guten Erfolg.

„Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie" von Dr. Th. Engel. (Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 346 S.; 8°. 5 M.) Zum Lehrer gesellt sich hier der Pfarrer als Führer in das Reich des Unorganischen; damit ist an sich schon die Gewähr dafür geboten, daß diese populäre Petrographie nicht in das Fahrwasser jener wissenschaftlichen Fachwerke steuert, die in Form und Sprache so abgefaßt sind, daß man es den Laien kaum verdenken kann, wenn sie vor solcher Gelehrsamkeit das Kreuz machen. Zum Bestimmen der Gesteinsarten kann das Werk nicht dienen, will es auch nicht in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden sind. Einzig und allein Mustersammlungen lehren uns Laien die Steine kennen. Hier und da vermögen die farbigen Tafeln, welche einen gesunden Fortschritt in der Technik der Gesteins-Illustrationen bezeugen, auf die Spur zu bringen, wenn auch nur in bescheidenen Grenzen. Als Nachschlage- und Lesebuch wird das auch sonst reich illustrierte Buch dazu berufen sein, das namentlich in unserer Provinz so rar hervortretende Interesse für die Gesteine, die in zahlreichen Arten von jedem Chausseehaufen gelesen werden können, zu wecken und zu beleben. „Glückauf!" Barfod.

11. **Dr. Meyns schlesw.-holst. Hauskalender für 1902.** Verlag von Lühr u. Dirks in Garding. Inhalt: Das Glück von Paul Trede. Der Wewelsflether Tell von v. Osten. Maizauber von Heinrich Zeise. Unsere Alten mit dem Bildnis von J. Edert, von Emil Pörksen. Lebenswahrheiten von J. Edert. Dorf und Stadt von A. v. Lilieneron. Zum Merkbuch von M. Fuhrmann. Traumgesicht von J. H. Fehrs. Vergeben, und Johann Klok un sin Fru von Paul Trede. Mittsommernacht von Heinrich Zeise. Kleine Zwischenfälle von M. Fuhrmann. Die Schwalben im Volksmunde und im Kinderliede von Heinrich von der Wurt. An einen Freirer von M. Fuhrmann. Daglöhner Krischan von Heinrich Carstens-Wesselburen. Kleine Lieder von Heinrich Zeise. Meine Erbschaft von Ida Staacke. Worum as he nich ween kunn von Paul Trede. De Baron von Joachim Mähl. Schleswig-holsteinische Miscellen von Heinrich Theen. Im Ballsaal von M. Fuhrmann. Wi trigen Besök von Fritz von der Schlei. Wat to rahden von Joachim Mähl. E.

12. **Ans Heide und Moor.** Erzählungen und Lebensbilder aus dem schleswigschen Volksleben von Albert Johannsen. Kürschners Bücherschatz Nr. 281. Preis 0,20 M. Inhalt: Hans Heldt. Der Sandfuhrmann. In der Torfhütte. Der Seher. Der letzte Wolf. Im Armenhause zu Horsbüll. Heidestudien. — Die Erzählungen schildern Menschen in Heide und Moor bei Husum; am meisten hat mir zugesagt die Schilderung der Bewohner des Armenhauses zu Horsbüll. E.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 48.

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

Monatsschrift: „Die Heimat." Gegründet 1890.

Lauenburg, im April 1902.

An die werten Vereinsmitglieder!

Also in Lauenburg an der Elbe soll die diesjährige Generalversammlung unsers Vereins für Natur- und Landeskunde tagen! Wir haben uns hier in unserm Winkel sehr zu dieser Nachricht gefreut. Freilich, eine Sorge hat uns lange bedrückt. Lauenburg ist eine Kleinstadt. Es vermag nicht das zu bieten, was die großen Schwestern Hamburg, Lübeck, Kiel und wie ihre Namen innerhalb des Vereinsgebiets sonst noch klingen mögen, an Interessantem und Unterhaltendem in Hülle und Fülle besitzen. Aber — so trösten wir uns — die lieben Freunde gehören einem Verein an, der seinem Namen gemäß in erster Linie Mutter Natur ins Auge schaut. Und die rüstet sich seit einigen Tagen mit geheimnisvoller Macht und läßt es knospen und sprießen an allen Ecken und Enden. Sicher wird sie sich, wenn unsere Gäste kommen, ein Kleid gewoben haben so schön, wie wir's zu schauen bei ihr in unserm Städtchen mit jedem Mai die Freude haben. Lauenburgs Naturreize haben stets einen nachhaltigen Eindruck gezeitigt. Möge das auch bei unseren lieben Vereinsmitgliedern der Fall sein!

Pflege der Landeskunde hat sodann unser Verein auf sein Banner geschrieben. Nun, die hohen Steilufer unserer Elbe gewähren im Bunde mit der Höhe im Norden unseres Städtchens weite Fernblicke nicht allein ins Lauenburger Land, sondern auch hinüber in die nachbarlichen mecklenburgischen und hannoverschen Gebiete und lassen den Blick schweifen vom baltischen Höhenzuge bis zu den blauen Fernen der karpathischen in der Lüneburger Heide, von deren Rand Lüneburg selbst freundlich grüßt. Und wer genauer sucht, dem wird das Fleckchen geschauter deutscher Erde manches offenbaren, das sein Interesse fesselt. Möge es uns gelingen, dabei hülfreiche Hand zu leisten! Ob wir sonst noch etwas zu bieten vermögen? Zunächst die herzliche Bitte, in großer Zahl uns die Freude des Kommens zu bereiten, sodann aber — und in diesem Stücke hoffen wir es mit jedem Orte, in dem bisher die Versammlung tagte, aufnehmen zu können — einen aus dem Grunde des Herzens aufsteigenden Willkommensgruß.

Ja, auf nach Lauenburg und herzlich willkommen!

Das Ortskomitee.

W. S. g. u.!

XII. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch, den 21. Mai, vorm. 10 Uhr

zu Lauenburg a. E. (Hotel Stappenbeck).

Tagesordnung:

I. **Geschäftliches:**
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahl des Schriftführers.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. **Vorträge:**
1. „Die Stadt Lauenburg." (Referent: Herr Lehrer Sager-Lauenburg.)
2. „Ehemalige Bauernkunst in Hamburgs Umgegend," illustriert durch eine große Zahl von Skizzen und Aufnahmen aus Vierlanden, dem Alten Lande, Schleswig-Holstein, der Lüneburger Haide usw. (Referent: Herr O. Schwindrazheim-Hamburg.)
3. „Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein." (Referent: Herr Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Hansen-Oldesloe.)

III. **Mitteilungen:**
1. „Über die Larven der Köcherfliegen." Mit Demonstrationen. (Referent: Herr G. Ulmer-Hamburg.)
2. Mitteilungen aus der Versammlung.

Dienstag, den 20. Mai (Hinfahrt):

1. Sammelpunkt ist Bergedorf. Ankunft des Zuges von Hamburg 9^{39}.
   „ „ „ „ Büchen 8^{01}, 8^{39}.
2. In Bergedorf Empfang der Teilnehmer durch den Vorstand des „Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde" und unter dessen Führung eine Wanderung durch die Vierlande über Curslak nach Neuengamme, woselbst der „Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde" seine Versammlung abhält, deren Termin mit Rücksicht auf unsere Generalversammlung gewählt worden ist und zu dessen Teilnahme alle unsere Mitglieder herzlich eingeladen werden, um so mehr, als sich an die Versammlung die Besichtigung mehrerer interessanter Bauernhäuser, sowie einer Ausstellung alter und neuer Vierländer Möbel anschließt.

3. ca. 4 Uhr Abfahrt mit dem Lauenburger Dampfer (Elbfahrt nach Lauenburg). Ankunft 7^{15}.
4. 8^{30}: Gesellige Vereinigung im Hotel „Zum weißen Schwan." Programm: U. a. gesangliche Darbietungen, Vorführung von Lichtbildern aus Lauenburg und Umgegend, Rezitationen des beliebten plattd. Rezitators Herrn Realschullehrers Wischer-Kiel.

Mittwoch, den 21. Mai (Hauptversammlung in Stappenbecks Hotel):

1. 10 Uhr: Beginn der Hauptversammlung (s. die Tagesordnung).
2. Nach Beendigung der Versammlung Besichtigung der Stadt.
3. 3 Uhr: Besichtigung des Friesschen Museums.
4. 5 Uhr: Festessen (Kuvert 2,50 ℳ)
5. Abends gemütliches Beisammensein.

Donnerstag, den 22. Mai (Rückfahrt):

6^{13}: Fahrt nach Schwarzenbek.

7^{20}: Marsch von dort durch den Sachsenwald nach Friedrichsruh, ca. 2 Stunden). (Sehr zu empfehlen!) Wer auf diesen Marsch verzichtet, kann um 8^{11} von Lauenburg abfahren und um 10^{6} in Friedrichsruh sein. In Friedrichsruh wird das Bismarck-Mausoleum besichtigt werden.

Von Friedrichsruh Marsch nach Aumühle (½ Std.) Besteigung des Bismarck-Turmes.

Abfahrt von Aumühle 12^{20}, 1^{19}, 2^{1}.	Abfahrt von Aumühle 2^{10}, 6^{10}.
Ankunft in Hamburg 1^{20}, 2, 2^{42}.	Ankunft in Büchen 2^{46}, 6^{44}.

Anmerkungen: a. Vorherige Anmeldung zur Teilnahme am Festessen, für Logis ꝛc. nehmen Herr Baurat **Thomany-Lauenburg** und Herr Lehrer **Barfod-Kiel**, Geibelallee 2, entgegen. b. Das Ortskomitee besteht aus folgenden Herren: Bürgermeister Volckmar, Prof. Dr. Blume, Ziegeleibesitzer Brand, Postmeister Friese, Lehrer Koop, Hauptpastor Lehfeldt, Photograph Nissen, Rektor Ruhfert, Lehrer Sager, Rektor Sörensen, Baurat Thomany.

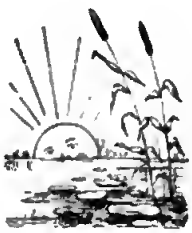
Verkehrstabelle. Die Züge fahren:

nach Büchen 2^{9}, 4^{37}, 6^{37}, 9^{32}; nach Lüneburg: 12^{6}, 3^{19}, 10^{27}.

Dampfschiffe fahren nach Hamburg: vorm. 6^{30}, 9^{30}, 11^{30}, nachm. 5^{30}.

Um das Erscheinen zahlreicher Mitglieder und Gäste nebst deren Damen bitten

das Ortskomitee
und
der geschäftsführende Ausschuß.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 45.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 5. Mai 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Voß, Die Kirchen der Insel Fehmarn. II. — 2. v. Osten, Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852. I. — 3. Eschenburg, Die schleswig-holsteinischen Farben. (Gedicht.) — 4. Ulmer, Über Köchersliegen und ihre Entwicklung. (Mit Bildern.) — 5. Schnitger, Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern. III. — 6. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 7. Gloy, Die Dinggerichte in Holstein. — 8. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 9. Fock, Die schleswig-holsteinische Enthaltsamkeits-Bewegung im Jahre 1901. — 10. Mitteilungen.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1902.

Nach § 9 der Satzungen hat die Einzahlung der Jahresbeiträge bis zum **1. April** zu erfolgen. Unter Hinweis auf die im vorigen Hefte veröffentlichten Angaben bitte ich zur Vermeidung der viele Mühe und unnötige Kosten verursachenden Nachnahmesendungen um **baldige Einsendung** der noch rückständigen Beträge.

Die Einsammlung der Jahresbeiträge in den in Heft 3 genannten Orten ist größtenteils abgeschlossen. Diejenigen Mitglieder, welche etwa dort übergangen sein sollten, werden gebeten, den Beitrag dem Unterzeichneten direkt einzusenden.

Denjenigen Herren, welche in Altona, Apenrade, Eckernförde, Ellerbek, Elmshorn, Husum, Oldesloe, Rendsburg, Ütersen, Wandsbek und Wellingdorf die Einsammlung der Beiträge (s. Heft 4) veranlaßten, wird hierdurch unter bestem Danke für ihre Mühewaltung die Einzahlung der Beträge bestätigt.

Zur Einziehung später noch rückständiger Beiträge wird das **Juni-Heft** unter **Nachnahme** (M. 2,75) übersandt werden.

Kiel, den 22. April 1902. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Mitteilungen.

1. **Windenschwärmer.** Das häufige Auftreten des in der Dämmerung fliegenden Windenschwärmers, Sphinx convolvuli L. (vgl. Mitteilung 3 in der Februarnummer der „Heimat") steht nicht vereinzelt da. Es scheint, als ob das übernormale Erscheinen dieses

Falters wenigstens für gewisse Teile Mitteleuropas ein allgemeines war; denn auch die „Insekten-Börse" registriert dasselbe für Böhmen und Sachsen. Die vorjährige häufige Verbreitung des Falters geht auch schon daraus hervor, daß von auffallend vielen Seiten und aus den verschiedensten Gegenden Convolvuli-Material zu wahren Spottpreisen angeboten wurde, und der Markt noch heute mit diesen Tieren überschwemmt ist. — Ich habe der „Insekten-Börse" von dem Auftreten des Windenschwärmers in unserer Provinz Mitteilung gemacht und veranlaßt, nachzuforschen, ob Ähnliches vom Totenkopf und Wolfsmilchschwärmer an anderen Orten zu berichten ist. Barfod.

2. **Der große Fuchs, Vanessa polychloros.** In dem verflossenen Sommer war ich sehr erstaunt über das massenhafte Auftreten dieser Vanessa-Art. Man konnte hier bei Plön viele Bäume beobachten, deren Zweige großenteils von den Raupen des großen Fuchses ihres Blätterschmucks beraubt waren. Ungefähr 200 Raupen habe ich aufgezogen mit Blättern der Weide und der Ulme. Beim Schlüpfen fielen mir einige Exemplare wegen ihrer hellen, gelben Farben ins Auge, während alle übrigen die rotbraune Grundfarbe zeigten; es mögen unter 100 vielleicht 6—8 Stück gewesen sein. Wie ist die Abweichung zu erklären?

Görnitz bei Plön. Christiansen.

Anfrage.

Ist das Vorkommen der Schwanenmuschel, Anodonta cygnea L. in unserer Heimatprovinz häufig? Ich fand im Mühlenteich hierselbst eine ganze Kolonie derselben mit Exemplaren bis 25 cm Länge. Welche Fundorte sind sonst noch bekannt?

Bredstedt. Julius Johannsen.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Die Stabkarten der Marschall-Inselaner von A. Schück in Hamburg. Kommissionsverlag von H. O. Persiehl in Hamburg. Preis 5 M. — Blätter für die deutsche Erziehung. Heft 1. Jahrgang 4. Herausgeber Arthur Schulz in Friedrichshagen-Berlin. — Epische Dichtungen von Johann v. Wildenradt. Eine Betrachtung von Ernst Kammerhof. Hamburg. Otto Meißner.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

81. Ahsbahs, Rentier, Elmshorn. 82. „Allgemeine Lauenburgische Landeszeitung." Lauenburg a. E. 83 Anipach, Oberkriegsgerichtsrat, Danzig. 84. Armbrust, Lehrer, Wandsbek. 85 Bürgerverein, Lauenburg a. E. 86. Central-Hotel und Café Hecking, Lauenburg a. E 87. Dr. Ehmke, prakt. Arzt, Kiel. 88 Engeland, Gastwirt, Neumünster. 89. Hamann, Hannover. 90. Hansen, stud. jur., Kiel. 91. Hemm, Direktor der Aktienbrauerei, Kiel. 92 Hohdaum, Buchhalter, Meldorf 93. Holtz, Pastor, Allengamme bei Bergedorf (Vorsitzender des Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde) 94. Kiep, Lehrer, Kiel. 95 Knaack, Lehrer a. D., Baiersbronn (Württemberg). 96. Lehrerbibliothek, Wedel i. H. 97. Locht, Volontär, Eckernförde. 98 Lorenzen, Lehrer, Riesbrick pr. Schaffhnd. 99. Münster, Ober-Ingenieur, Danzig 100. Nissen, Photograph, Lauenburg a. E. 101. Dr. med Nissen, Flensburg. 102. Dr. Petersen, Rechtsanwalt, Altona 103. Piening, Tiedensee. 104 Dr. med. Schierning, Kiel. 105. Schröder, Lehrer, Lübeck 106. Dr med. Streil, Kiel. 107 Vöge, Lehrer, Kiel. 108. D. Wallroth, General-Superintendent für Holstein, Kiel. 109. v Wedderkop, Reg.-Assessor, Berlin. 110. Weiland, Maler, Dollerup. 111. Dr. med. Wiemer, prakt. Arzt, Apenrade.

Zur Nachricht.

1. Der Mitgliederbestand beziffert sich z. Zt. auf **2500.**
2. Den im Laufe des Jahres eintretenden Mitgliedern werden sämtliche bis dahin erschienenen Hefte **kostenfrei** nachgeliefert.
3. Soweit der Vorrat reicht, werden die Jahrgänge 1894, 1896 und 1897 zum Preise von 1,20 M., die Jahrgänge 1899 und 1901 für 2 M. pro Band abgegeben. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.
4. Einzelne Hefte werden den Mitgliedern gegen Einsendung von 40 Pf. in Marken nachgeliefert.

Kiel, am 24. April 1902. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. Lehrer Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱
✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ **der „Heimat" neue Freunde!**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 5. Mai 1902.

Die Kirchen der Insel Fehmarn.

Von M. Voß in Husum.

II.

Damit wollen wir die Burger Kirche verlassen und durch die altertümliche, breite Hauptstraße der Kleinstadt und über das Bergende mit der prächtigen Walnußallee nach Landkirchen hinauswandern. Es liegt nur etwa $^3/_4$ Stunden Weges von Burg entfernt, inmitten der Insel, 18 m über dem Spiegel der Ostsee. Im Waldemarschen Erdbuch des Jahres 1231 ist Landkirchen noch nicht genannt, ebenfalls nicht in dem Vertrag des Grafen Johann des Milden aus dem Jahre 1329, dagegen bildeten die zur Gemeinde Landkirchen gehörigen Dörfer damals schon eine Parochie. Nach Leverkus hat die Kirche im Jahre 1336 schon gestanden. Ohne Zweifel hat die Kirche den Anlaß zur Gründung des Ortes gegeben. Sie ist dem Schutzpatron der Insel, dem heiligen Petrus, der im Landschaftswappen Schlüssel und Buch trägt und aus dem Wasser hervorragt, geweiht. Das recht stattliche Dorf liegt um die Kirche und den Kirchhof. Mit Einführung der alten fehmarnschen Kommunal- und Gerichtsverfassung wuchs die Bedeutung Landkirchens sehr. Hier wurden seit dieser Zeit die Landesversammlungen und die der Vertreter des Landes abgehalten; ferner tagte hier die Macht der Geschwornen bis 1798 viermal im Jahre. Das höchste Gericht der Insel bestand aus dem Amtmann, drei Kämmerern, drei Einnehmern, drei Gichten und drei Annämnern; von diesem Gericht konnte nur noch an das Obergericht auf Gottorp appelliert werden. Aus denselben Persönlichkeiten war auch das in Landkirchen tagende fehmarnsche Kriminalgericht zusammengesetzt. Dasselbe entschied noch bis zur Annexion durch Preußen über Leben und Tod der Fehmaraner. Der Gerichtsbarkeit wegen war in einem Anbau der Landkirchener Kirche der Landesblock, ein aus einem dicken Eichenstamm hergestellter, einbaumartiger Kasten mit starken Eisenbeschlägen und drei Schlössern, in dem die Urkunden und Privilegien des Landes Fehmarn aufbewahrt wurden. Das kulturhistorisch wichtige Stück liegt noch heutigestags in einer Abseite der Kirche und vermodert; man sollte es schleunigst ins Museum fehmarnscher Altertümer retten. Außer diesem an die alte Landesgerichtsbarkeit erinnernden Stück befindet sich unweit der Kirche das aus großen erratischen Blöcken aufgemauerte Landesgefängnis, das jetzt der Aufbewahrung der Dorfspritze dient. In den sehr starken Wänden sind zwei schmale Spalten zum Hineinlassen des Lichts gelassen. Der steinerne Abort ist so eingerichtet, daß seine Aufnahmen ohne viele Umstände dem Pastoratgarten zu gute kommen. Die eine Ecke des ungefähr kubischen Gebäudes ist vermauert. Wahrscheinlich hat man hier einst einen Verbrecher lebendig begraben. Das Gefängnis heißt im Volksmunde „de

Stacken." Im Osten der Kirche und des Kirchhofs lag früher ein Armenstift, die „Gottesbuden" benannt, dessen Insassen einige kleine Nutznießungen erhielten. Als älteste und vorreformatorische Geistliche sind bekannt aus dem Jahre 1336 Dithleuus in Lantkercke, von 1457 Johannes Boeckmast, von 1493 Hartwig Kule, von 1516 Jakob von der Wetteringh. Letzterer war Generaloffizial des Bischofs Johannes Andree zu Odense, zu dessen Diözese die Insel Fehmarn in vorreformatorischer Zeit gehörte. Er nennt sich daher „judex loci ordinarius" und übertrug im obengenannten Jahre im Auftrage seines Herrn, des Bischofs in Odense, dem Presbyter Petrus Wulf in Ratzeburg die erledigte Vikarie des noch heute erhaltenen St. Blasiusaltars in Burg. Die Zugehörigkeit Fehmarns zum Bistum Odense liegt auch ausgedrückt in dem Dorfnamen Bisdorf, das der Gemeinde Landkirchen angehört; es hieß im Waldemarschen Erdbuch „villa episcopi" und tritt damit als ein dem Bischof zugeteiltes Lehen auf. Die Kirche in Landkirchen bietet des Altertümlichen und Interessanten soviel, daß sie einem Museum verglichen werden könnte. Der alte Altar, der dem Burger sehr ähnlich war und wahrscheinlich mit diesem aus einer Werkstatt stammte, ist ins Thaulow-Museum gekommen; ein neuerer Altar von wenig kunstgewerblicher Bedeutung ist der Kirche im Jahre 1715 von Jakob Mackeprang aus Mummendorf geschenkt. In zwei Nischen des Altartisches liegen verschiedene Reste figürlichen Kirchenschmuckes, die notgedrungen eines Erretters harren; vielleicht sind darunter Reste jenes alten wertvollen Altars im Thaulow-Museum. — Besonders anziehend wirkt auf jeden Fremden ein kleiner Nebenaltar, der dem heiligen Cosmas gewidmet ist. Cosmas, der Patron der Ärzte, Chirurgen und Barbiere, lebte zusammen mit seinem Bruder Damianus in Ägea in Cilicien, wo beide mit großem Erfolge unentgeltlich die Heilkunde ausübten und zugleich viele Heiden zum Christentum bekehrten. In der Diocletianischen Christenverfolgung ließ der Präfekt Lysias sie gefangen nehmen und enthaupten. Ihr Tag ist der 27. September. — Der Landkirchener Altar enthält 8 Bilder, deren zusammenhängende Bedeutung bisher nicht erkannt zu sein scheint. Das erste Bild stellt die Enthauptung des Cosmas dar. Die Unterschrift lautet: „hir wert Cosmas affghehouen." Das zweite Bild zeigt die beiden getrennten blutigen Körperteile. Ein Hahn steht auf einer Säule und kräht, um darzuthun, daß die Welt noch nicht stille steht, wenn einmal ein sogenannter Heiliger weniger ist. Im dritten Bilde tritt eine Dame in langem faltigen Brokatgewand auf, die der mit ganz erstaunten Gesichtern um sie versammelten Menge von der Wunderwirkung des heiligen Kreuzes mitteilt. Das vierte Bild zeigt uns dieselbe Dame, wie sie einige Männer auf eine blutige Stelle im grünen Rasen aufmerksam macht. Die Männer fangen an zu graben und finden das heilige Kreuz. Die Unterschrift lautet: „hir let se grouen na dem cruce." Im fünften Bilde kniet die Dame vor einem offenen gelben Sarge, auf den das heilige Kreuz gelegt ist. Aus dem Sarge erhebt sich Cosmas und wird verwundert und erfreut betrachtet von der zuschauenden Menge. Im sechsten Bilde feiern Mönche die wunderthätige Wirkung des heiligen Kreuzes durch Umhertragen. Die Unterschrift lautet: „hir brinckt se dat cruce in den tem" — (man soll wohl „pel" ergänzen). In Bild 7 und 8 scheinen Ritter des Cosmas- und Damianusordens mit dem heiligen Kreuze weitere Wunder zu verrichten; sie öffnen vermöge der ihm innewohnenden Kraft sogar Stadtthore. Die Unterschrift unter Bild 8 lautet daher: „hier opent sick dat doer wedder." — So unscheinbar der kleine Altar sein mag, so wenig künstlerisch auch seine Malereien sind, kulturgeschichtlich, als Darstellung einer Legende, die uns allerdings nicht bekannt, aber sicherlich in Legendensammlungen sich finden wird, ist das Werk von größter Bedeutung. Ähnliche Darstellungen giebt es in den schleswig-holsteinischen Kirchen nicht viele.

Nach diesem Altar ist wohl die Marienleuchte das beachtenswerteste Stück der Kirche. Sie hängt in Form einer vierseitigen Ampel an einem eichenen Ankerbalken des Süderschiffes. Die Mutter Gottes im Strahlenkranze mit dem Kindlein ist doppelt dargestellt. Dies Bild soll bei der Zerstörung Fehmarns durch Erich den Pommer Blut geschwitzt haben. Unter der großen Zahl der Pastorenbilder und Epitaphien fällt eines durch bäurischen Geschmack auf. Bei genauerer Betrachtung nimmt man wahr, daß dies Denkmal ein Bauer schnitzte und sich selber setzte. Es trägt die Inschrift: „Clawes Sywerdt düt Taffelin / sülvest gemakt tho den Ehre unde Schin / unde he ist ehne swacke Mann / de nicht ahne Stock gahn kann. anno 1640." Im Norderschiff der Kirche hängen zwei große Schiffe, von denen das erste ein Dreimastschoner und Handelsfahrzeug, das zweite ein Kriegsschiff mit vollen Segeln und 15 Kanonen an der Breitseite ist. An den Gestühlwangen sind eine Anzahl fehmarnscher Geschlechts- und Vetternschaftswappen angebracht, auch sind die Eisenbeschläge der Gestühlthüren, die Hängen, die Stichblätter der Schlösser, die Thürklinken aus den verschiedensten Zeiten und in den mannigfachsten Formen interessant. In den Frauenständen stehen statt der Bänke zwischen vereinzelten Klappen z. T. angekettete, z. T. lose Schemel, die während des liturgischen Gottesdienstes an die Rücklehne nach Osten, während der Predigt anders gestellt werden. Alle Schemel haben ausgesägte Beine und mit Hausmarken, Sprüchen, Namen, gotischen und Renaissanceverzierungen beschnitzte Sitze. Die Kirchthüren lassen sich — wie das auch bei verschiedenen friesischen Kirchen der Fall ist — von innen durch quer vorzulegende Balken verschließen. Die Süderthür hat außerdem ein Blockschloß mit 40 cm langem Schlüssel und ein Weihwasserbecken. In einem Kasten in der Gerwekammer wurde noch vor wenigen Jahren eine mumienartig eingetrocknete Hand mit einigen daranhängenden Handwurzelknochen aufbewahrt, von der die Sage berichtete, daß sie aus einem Grabe hervorgewachsen und von dem Totengräber abgestochen sei. Sie sollte die Hand eines Kindes sein, das einst seine Eltern geschlagen habe. Wahrscheinlicher ist es, daß sie eine uralte Reliquie war und dereinst im Altar aufgehoben gewesen ist.

Unter den Grabsteinen im Chor und Mittelsteig verdienen besonders die der Geistlichen des 15. und 16. Jahrhunderts, des Johannes Boeckmast, des Hartwig Kule und des Jakob von der Wetteringh, Schutz; man sollte sie aufstellen und einmauern.

Wenden wir uns nun nach Petersdorf, der nächst Burg größten Ortschaft der Insel Fehmarn. Der 214 Fuß hohe Turm, der seit Menschengedenken Seezeichen gewesen ist, ist vom holsteinischen Festlande und von der dänischen Insel Laaland sichtbar. Petersdorf ist früher ein Flecken oder „Blek" gewesen und wird mit letzterer Bezeichnung auch in den ältesten Papieren des Dorfarchivs, im Jahre 1576, benannt. Der Ort hatte eine Verfassung oder Beliebung, die von der der übrigen Ortschaften auf Fehmarn wesentlich abwich. An der Spitze der Verwaltung standen ehemals 4 Verweser, die um 1700 sogar auf 24 angewachsen waren und Jahr um Jahr auf Allerheiligen sich zusammenfanden zu gemeinsamer Beratung. Sie nannten sich „Nachbarn," und ihre Beliebungen, „Nachbarbücher," wurden sogar vom dänischen Könige konfirmiert. An dem elliptischen Dorfplatze lag früher der „Dingstein," ein großer, platter erratischer Block, umgeben von einem Steinzirkel von 20 Fuß Durchmesser, an dem sowohl die Fleckensvertretung als auch die Gesamtheit der Nachbarn tagte. Einige hundert Schritte von Petersdorf entfernt, am Wege nach Dänschendorf, lag der Galgenberg, das Hochgericht der Landschaft Fehmarn. Die Erhöhung ist noch zu sehen und wird im Volksmunde als „Koppenberg" bezeichnet. Petersdorf, auf alten Seekarten auch „Peters-

Digitized by Google

horn" genannt, hat seinen Namen von Petrus von Kallundborg, einem Dienstmann des dänischen Königs Waldemar II., der die Gemarkung des Ortes als Lehen erhielt. 1329 tritt Petersdorf schon als Kirchort auf. Als vorreformatorische Geistliche werden genannt im Jahre 1336 der Plebanus Werner, 1457 der Vikar Johannes Thode, 1493 Johann Meigkrans.

Unter den kirchlichen Kunstdenkmälern sind Stücke von hervorragendem Interesse. Der alte und recht wertvolle Altar, der dem Burger und dem Landkirchener im Thaulow-Museum gleichaltrig ist, ist ziemlich gut erhalten, nur etwas sehr hoch an der linken Seite im Chor angebracht. Die viel spätere Krönung im Ohrmuschelstil sowie die untere Randleiste sind hinzugesetzt. Der Mittelteil und die beiden Seitenflügel haben in der oberen und höheren Abteilung 13 Figuren, darunter Maria mit dem Kinde, das einen Vogel hält, und die 12 Apostel, in der unteren niederen Abteilung stehen die Oberkörper von 13 weiblichen Heiligen. Alle Figuren sind aus Eichenholz und von hinten ausgehöhlt. Die Attribute sind z. T. verloren gegangen. Von den weiblichen Heiligen haben die 1. und 2. ein Buch mit Schließen, die 3. und 9. haben ihre Attribute verloren, Figur 4 trägt in der Linken eine Kirche, Figur 5 in der Rechten einen kleinen Teufel, Figur 6 hält die Reste eines Ankers und den Griff eines anderen Geräts, Figur 7 ragt durch gekräuseltes weißes Haar hervor, das sich wie ein Wulst um den Kopf legt und auf die Schultern herabwallt. Sie hält in der Linken einen Pokal. Figur 8 trägt in der Linken ein Schaf, Figur 10 hat den Stumpf eines Geräts und das Gewand in Händen, Figur 11 geht mit einem Henkelkorb, Figur 12 faßt mit der Rechten das Gewand, die Linke ist verloren, Figur 13 trägt ein Tabernakel. Unter der Bemalung der Figuren findet sich ein auf Leinen gelegter Kreidegrund.

Über die Datierung der besonders in ihrem unteren Teile stark verstümmelten und übermalten Kanzel herrscht wunderbare Uneinigkeit. Michler und J. Voß nennen das Jahr 1587 als das ihrer Entstehung; Haupt meint, „sie möchte jedoch etwa 20 Jahre jünger sein," und dabei steht in einer Frührenaissancekartusche über der Christusfigur im 5. Felde deutlich die Jahreszahl 1583 eingeschnitzt. Das schöne Werk ist dem Wurmfraß stark ausgesetzt und verdiente wie viele der recht guten Bilder der Kirche eine Rekonstruierung.

Unter den Epitaphien ist eines, das durch seinen schön geschnitzten Barokrahmen hervorragt. Haupt setzt es in das Jahr 1640. Die Unterschrift lautet: „Anno 1633, 12. Maius ist in Gott dem Herrn entschlafen der Ehrbar und wohl fürnehmer Jürgen Rauert, ist alt gewesen 49 Jahr und hat mit seiner Frau im Ehestande gelebet 24 Jahr und haben gezeuget ein Sohn und 7 Döchter, davon 1 Sohn und 2 Döchter todt. Ist dies Epitaphium zur Gedächtnis und dieser Kirchen zur Zier nachgesetzt." Das Grablegungsbild in diesem Epitaph ist unbedeutend; der Rahmen aber ist das Werk eines der bedeutendsten Meister der Zeit. Ich mußte unwillkürlich an Hans Gudewerth denken und wünschte nichts sehnlicher, als Dr. Gustav Brandt zur Stelle zu sehen, um aus dem Munde des ersten Gudewerth-Kenners eine Bestätigung meiner Vermutung zu erhalten. Unter den vielen interessanten Bildern ist das auf der Orgelempore von der alten Frau Anna Lafrentz aus dem Jahre 1800 höchst anziehend. Sie trägt die fehmarnsche Frauentracht mit der Brokathaube und den breiten seidenen Bändern, das geblümte Damasttuch und die echten Spitzen, wie alles im Burger Museum noch so schön erhalten ist.

In der Sakristei steht verloren in einer Ecke das bronzene Kohlenschaff aus dem Jahre 1493, das dem Landkirchener bis auf die Inschrift gleicht. Die Frauen Fehmarns hatten in früheren Zeiten die Gewohnheit, am Sonntage ihre blanke Messingfeuerkieke mit in die Kirche zu nehmen. Der Küster hatte rechtzeitig das

Schaff mit Holzkohlen gefüllt und dieselben durchglühen lassen. Am Eingang in die Kirche bekam jede Frau das nötige Quantum Kohle in ihre Kieke. Der Küster erhielt für seine Mühwaltung jährlich eine kleine Gratifikation.

Die gegen die anderen Kirchen Fehmarns bedeutend kleinere in Bannesdorf war wohl früher eine Filiale der Burger. Sie besitzt auch wenig Kunstdenkmäler. Eigenartig ist der Klingbeutel. Er ist aus Silber und trägt die Inschrift: „Sel. Herr Jochen Rauert Potgarn auff Femern 1732." Das Meisterzeichen IR und der Doppeladler findet sich auf verschiedenen Silbergeräten der Burger Kompagnie und weist auf Lübecker Gold- und Silberschmiede hin.

Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852.

Von v. Osten in Uetersen.

Dieses merkwürdige Aktenstück wurde vor 50 Jahren in Tagesblättern und fast allen geselligen Zusammenkünften lebhaft besprochen. Durch dasselbe war ja die schleswig-holsteinische Angelegenheit, wie es schien, für immer zum Abschluß gelangt.

Nach dem Londoner Protokoll, unterzeichnet nicht nur von Österreich und Preußen, sondern auch von Frankreich, England, Rußland und Schweden, wird die Integrität oder der Vollbestand der dänischen Monarchie verbürgt und der Prinz Christian von Glücksburg als Thronfolger in dem Gesamtstaate anerkannt.

Die Großmächte huldigten nämlich der Ansicht, daß die „bisherige Größe der dänischen Monarchie zur Sicherung des europäischen Gleichgewichts und zur Erhaltung des Friedens" notwendig sei, daß also die Herzogtümer nie von dem eigentlichen Königreich getrennt werden dürften. Nach dem Aussterben der älteren königlichen Linie müsse also Prinz Christian von Glücksburg nicht nur als König von Dänemark, sondern auch als Herzog von Schleswig und Holstein den Thron besteigen.

Nach dem Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung, den der König Christian VIII. noch vollendete und sein Nachfolger Friedrich VII. am 21. Januar 1848 bekannt machte, sollte in der bestehenden Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nichts geändert werden; nach dem Londoner Traktat mußte man sich aber mit dem Gedanken vertraut machen, daß der alte Wahlspruch „up ewig ungedeelt" seine Geltung verlieren sollte.

Die Schleswig-Holsteiner fügten sich mit stillem Schmerz in ihr trauriges Los. Auf die Zeit freudiger Erregung und Anspannung aller Kräfte war überhaupt im deutschen Volke eine Zeit der Ermattung und kraftloser Ergebung eingetreten. Wer wollte auch ändern, hieß es, was alle europäischen Großmächte beraten, beschlossen und unterschrieben haben!

Und doch hat sich das Londoner Protokoll, wie jetzt allgemein bekannt, nach einem Ausdruck Napoleons als ein „ohnmächtiges Werk" erwiesen. Schon nach Verlauf von 12 Jahren sagte sich Preußen und mit ihm auch Österreich von demselben los, ohne daß die übrigen Mächte es zu einem ernstlichen Protest kommen ließen.

Wir werden nun im Nachstehenden zunächst zeigen, wie dieses Protokoll entstand, und sodann, durch welche Umstände es seine Gültigkeit verlor.

I.

Die schleswig-holsteinische Frage, die zu Lorusens Zeiten in Deutschland kaum beachtet wurde, bildete im Jahre 1848 schon den Angelpunkt der ganzen Bewegung von den Alpen bis zur Königsau. Unser kleines meerumschlungenes Vaterland blickte in dem Kampfe gegen Dänemark mit Vertrauen und Hoffnung auf Preußen, ja, auf ganz Deutschland, denn es war doch überall „ein Frühling im Lande, wie die Welt noch keinen sah." Seit dem 18. Mai tagte in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. die deutsche Nationalversammlung, die als eine erhabene Verkörperung der großen Idee eines einigen und freien Deutschlands begrüßt wurde. Hier vertraten Dahlmann und andere Männer die Ansicht, daß die Zukunft Schleswig-Holsteins mit der Ehre und Würde des deutschen Reiches in inniger Verbindung stehe, und daß der deutschen Frage „das Haupt abgeschlagen sei," wenn man nicht mit Entschiedenheit für die Rechte der Herzogtümer eintrete. Der deutsche Bundestag, der seit 1815 das Ruder in Händen gehabt hatte, entsprach den Wünschen der Zeit und löste sich auf.

Im Frühling 1850 war aber bereits eine rückgängige Bewegung eingetreten. Die deutsche Nationalversammlung, auch das deutsche Parlament genannt, hatte ein trauriges, ruhmloses Ende genommen. Preußen war freilich noch bemüht, durch Vereinbarung mit den deutschen Fürsten und freien Städten ein neues Deutschland aufzubauen; aber die Sterne der Hoffnung, die den deutschen Patrioten in dem großen „Völkerfrühling" aufgegangen waren, strahlten nicht mehr in ihrem früheren Glanze, und schon drohten dunkle Wolken, die am südlichen Himmel aufstiegen, sie gänzlich wieder einzuhüllen.

Österreich nämlich, welches in den Jahren der Erhebung durch innere Unruhen so geschwächt war, daß es in äußeren Angelegenheiten keine entscheidende Stimme führen konnte, fühlte sich wieder berufen, als leitende Macht in Deutschland aufzutreten. Nachdem es im August 1849 mit russischer Hülfe die Ungarn besiegt hatte, war sein Hauptstreben darauf gerichtet, das „Traumbild deutscher Einheit" zu zerstören und in Schleswig-Holstein „vormärzliche Zustände" wieder herzustellen. Es gelang ihm, mehrere deutsche Staaten auf seine Seite zu ziehen und mit ihnen am 1. September den alten Bundestag in Frankfurt wieder zu eröffnen. Welcher Geist in dieser Versammlung herrschte, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß der dänische Gesandte als Vertreter für Holstein und Lauenburg wieder zugelassen wurde, und daß dieser es wagen durfte, den Antrag zu stellen, „der deutsche Bund möge die Herzogtümer, die sich gegen ihren Landesherrn empört hätten, zwingen, die Waffen niederzulegen."

Da dieser Vorschlag, wie zu erwarten stand, durch Stimmenmehrheit angenommen wurde, so übersandte der österreichische Graf v. Thun als Vorsitzender des Bundestages am 30. Oktober ein Schreiben an unsere Statthalterschaft, in welchem er verlangte, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen Die Statthalterschaft lehnte ein solches Verlangen ab; sie wollte es erwarten, ob es möglich sei, daß der deutsche Bund das Recht des Landes, für welches Deutschlands Söhne geblutet hatten, in so unerhörter Weise niedertreten werde. Ihre Erklärung vom 5. November schließt übrigens mit den Worten: „Falls es uns bestimmt sein sollte zu fallen, so ist es für uns am ehrenvollsten, wie schmachvoll es für Deutschland sein mag, durch Deutsche zu unterliegen." [1])

Noch war es jedoch fraglich, ob der undeutsche Geist, der sich in Frankfurt wieder regte, zur Herrschaft gelangen werde. Preußen hatte den deutschen Bund nicht anerkannt und wollte auch nicht zugeben, daß Schleswig-Holstein durch Gewalt

[1]) W. Beseler: Die schleswig-holsteinische Sache. Braunschweig 1856. S. 189.

zur Unterwerfung gezwungen werde. Nach der Konferenz in Warschau am 25. Oktober, in welcher der Kaiser von Rußland sich entschieden für die Herstellung des Bundestages erklärte und das beabsichtigte Verfahren gegen die Schleswig-Holsteiner billigte, zeigte sich die preußische Regierung geneigt, ihren Widerstand aufzugeben. So kam es denn am 29. November zu der Konferenz in Olmütz, in welcher der preußische Minister v. Manteuffel gänzlich den österreichischen Forderunden nachgab. Um seinen Gegner recht auffällig zu demütigen, hatte Fürst Schwarzenberg nicht nur verlangt, daß Preußen den nach Holstein bestimmten österreichischen Truppen den Durchgang gestatte, sondern auch, daß es in Gemeinschaft mit Österreich gegen die Herzogtümer vorgehe.

Am 6. Januar 1851 erschienen der österreichische Kommissar v. Mensdorf und der preußische Kommissar v. Thümen in Kiel und forderten von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, Zurückziehung der Truppen hinter die Eider und Verminderung derselben auf ein Drittel ihrer Stärke. Ein österreichisch-preußisches Exekutionsheer von 50000 Mann war auf dem Marsche, um ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen.

Der Kriegsrat, zu welchem die Statthalterschaft jetzt die höheren Offiziere berief, hielt es für bedenklich, gegen die Dänen und zugleich gegen den deutschen Bund zu kämpfen. Auch die Landesversammlung beschloß nach langer, sehr bewegter Debatte (mit 47 gegen 28 Stimmen), das Schwert ruhen zu lassen.

Der Statthalter W. Beseler nahm jetzt seinen Abschied, weil er für die Fortsetzung des Kampfes gestimmt hatte. Dem Grafen F. v. Reventlou blieb also die schwere und schmerzliche Pflicht, das Werk zu Ende zu führen.

Am 1. Februar, als die gestellten Forderungen erfüllt waren, legte Graf Reventlou sein Amt in die Hände der beiden deutschen Kommissare nieder, denen sich am folgenden Tage als dänischer Kommissar Graf Heinrich Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei Männer setzten nun für Holstein eine „oberste Zivilbehörde“ ein, welche die Aufgabe hatte, das Land im Namen des Königs von Dänemark und des deutschen Bundes zu verwalten. — Das Herzogtum Schleswig wurde dagegen wehrlos seinem Erbfeinde übergeben. Der Kammerherr v. Tillisch, ein eifriger Eiderdäne, herrschte hier mit schrankenloser Willkür und verletzte alle Rechte des Landes, ohne daß die deutschen Großmächte Einspruch dagegen erhoben.

So wurde es im Anfange schon klar, daß das 400jährige Band, welches die Herzogtümer bisher verbunden hatte, gelöst werden sollte.

Das Regiment, welches die oberste Zivilbehörde unter Aufsicht der Kommissare in Holstein führte, darf, von Ausnahmefällen abgesehen, als ziemlich milde und erträglich bezeichnet werden. Graf v. Blome aus Heiligenstedten, der den Vorsitz führte, suchte so viel wie möglich das Nationalgefühl der Bewohner zu schonen. Die Holsteiner würden überhaupt die Behandlung, die ihnen zuteil wurde, nicht so drückend empfunden haben, wenn nicht der Blick auf Schleswig sie mit tiefer Betrübnis erfüllt und die schlummernden Funken des Hasses gegen Dänemark immer neu wieder angefacht hätte.

Während dieser Zeit wurden zwischen Dänemark und den beiden deutschen Großmächten Verhandlungen geführt, um die politischen Verhältnisse neu zu gestalten. Anfänglich gingen die Ansichten recht weit auseinander, indem einerseits die Einverleibung Schleswigs in das Königreich, andererseits für jedes der beiden Herzogtümer eine selbständige und mit Dänemark gleichberechtigte Stellung gefordert wurde. Nach längeren Beratungen lenkten die Dänen ein, so daß eine Einigung erzielt werden konnte. Am 28. Januar 1852 erließ darauf der König Friedrich 7. als Endergebnis aller Vereinbarungen eine Bekanntmachung über die künftige Ordnung der Monarchie, welche die Zustimmung der beiden deutschen Großmächte fand.

Was die übrigen Großmächte betrifft, so waren auch diese längst in dem Wunsche einig, daß der dänische Gesamtstaat erhalten bleibe. Es wurde „die Weisheit der Absichten" anerkannt, welche den König von Dänemark bestimmten, die Thronfolgeordnung neu zu regeln, weil ja nach den bestehenden Gesetzen eine völlige und bleibende Trennung der Herzogtümer in Aussicht trat. Schon am 2. August 1850 hatten sie durch ihre Bevollmächtigten in London ein vorbereitendes Protokoll unterzeichnet und ihre Bereitwilligkeit erklärt, an weiteren Verhandlungen teilzunehmen. Österreich war am 23. August 1850, Preußen erst im Anfange des Jahres 1852 dem Protokoll beigetreten. Die Vereinbarung mit Dänemark über die Stellung der Herzogtümer zum Königreich hatte man den beiden deutschen Großmächten überlassen.

Als Hauptinhalt der vorhin erwähnten königlichen Proklamation vom 28. Jan. 1852 ist hervorzuheben, daß jedes Herzogtum eine besondere ständische Verfassung erhält, daß der deutschen und dänischen Nationalität im Herzogtum Schleswig völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz zugesichert wird und daß eine Inkorporation Schleswigs in Dänemark nicht stattfinden darf. Es wird noch bemerkt, daß die Herzogtümer Holstein und Lauenburg auch ferner dem deutschen Bunde angehören sollen.

Bald nach dieser Bekanntmachung, nämlich am 18. Februar, erhielt der König von Dänemark auch die volle Regierungsgewalt in Holstein wieder zurück. Graf Reventlow-Criminil, der bisherige dänische Kommissar, wurde zum Minister für Holstein, Graf K. v. Moltke, ein im ganzen Lande verhaßter Mann, zum Minister für Schleswig ernannt.

Ihre Besiegelung sollte nun die neue Ordnung durch die Gemeinsamkeit der Thronfolge erhalten. Daß die Regelung dieser Angelegenheit ohne Rücksicht auf die Rechte des deutschen Bundes, auf die Rechte der schleswig-holsteinischen Stände und auf die Rechte der Agnaten, überhaupt ohne Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit ihrer Begründung erfolgen werde, ließ sich nach den gemachten Erfahrungen mit Bestimmtheit erwarten. — Die Dänen wünschten, daß die im Königreich berechtigte weibliche Linie übergangen, jedenfalls aber das in Schleswig-Holstein zunächst berechtigte Haus Augustenburg gänzlich ausgeschlossen und der Prinz Christian von Glücksburg, der in den Kriegsjahren auf dänischer Seite gekämpft hatte, zum Nachfolger Friedrich VII. bestimmt werde. Da dieser Plan schon früher zwischen Dänemark und Rußland in recht eigentümlicher Weise zur Reife gelangt war (am 5. Juni 1851, bei einer Zusammenkunft in Warschau), so hielt es nicht schwer, die übrigen Mächte für denselben zu gewinnen.

Auf Grund und unter Voraussetzung aller getroffenen Vereinbarungen kam es endlich am 8. Mai 1852 in London zu einem Traktat, nach welchem das Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie als ein dauerndes hingestellt und der Prinz Christian von Glücksburg zum Thronfolger berufen wurde.

Die schleswig-holsteinischen Farben.

Mitgeteilt von **Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Blau, wie der Himmel über uns sich ziehet,
Blau, wie das sanfte Veilchen auf dem Feld,
Blau, wie das Auge, womit Liebchen siehet,
Ist in der Fahne unser erstes Feld.
Wir denken dran im blutigen Gefecht,
Denn Blau bedeutet Glauben an das Recht.

Weiß, wie der Schnee, den uns der Winter bringet,
Weiß, wie das Bild der Unschuld uns erscheint,
Weiß, wie das Lämmchen auf der Weide springet,
So unsre Fahne in der Mitte scheint.
Wir harren auf Errettung mit Geduld,
Denn Weiß bedeutet leiden ohne Schuld.

Rot, wie das Blut, das in den Adern rinnet,
Rot, wie des Weines dunkle Purpurpracht,
Rot, wie die Liebe, die das Herz gewinnet,
Rot ist die Farbe, die den Schluß nun macht.
Wir lassen gern fürs Vaterland das Blut;
Die rote Farbe, die bedeutet Mut.

O Blau-Weiß-Rot, ihr teuren Landesfarben
Von Schleswig-Holstein, führt's zum Guten nun,
Auf daß die Helden, die vor Jahren starben,
Geehrt und sanft im freien Lande ruhn.
Und gebt uns das, was uns so lang gefehlt:
Das Schleswig-Holstein „ewig ungedeelt."[1])

Über Köcherfliegen und ihre Entwicklung.

Von **Georg Ulmer** in Hamburg.
Mit Zeichnungen von **P. Ulmer.**

Um die Köcherfliegen und ihre Larven kennen zu lernen, lassen Sie uns an einem schönen Frühlingstage hinausgehen ins Freie. Unser Weg möge uns von Hamburg über Eppendorf nach dem Dorfe Großborstel führen. Wir gehen bis zu dessen Nordende, am Feuerteich vorbei und halten uns dort, wo rechts der Weg nach dem „Grünen Jäger" abzweigt, stets in derselben Richtung. Die Straße geht hier nach wenigen Schritten in einen breiten Heckenweg über, den wir weiter verfolgen. Nach etwa einer Viertelstunde gabelt sich der Weg; an dieser Gabelung verlassen wir den Pfad, um nach links hin in das von niedrigen Büschen umsäumte kleine Moor einzutreten. Einsam ist es hier und still, nur die Mücken umschwirren uns, den schuldigen Tribut für das Eindringen in ihr Reich von uns zu fordern. Wir packen jetzt unser zusammenlegbares Wassernetz aus, befestigen es an unserm Spazierstocke und legen auch ein mitgebrachtes größeres Glasgefäß zurecht. Dann wenden wir uns einer der vielen mit Wasser gefüllten Vertiefungen (Tümpel) zu, in denen nur wenige Wasserpflanzen gedeihen. Zuerst thun wir einen kräftigen Zug durch die freie Wasserfläche und besehen das Netz; außer einigen Schwimmkäfern und vielen Mückenlarven (Culex) haben wir nichts erbeutet, wenigstens ist uns nichts bisher Unbekanntes, Fremdartiges aufgefallen. Wir versuchen jetzt unser Glück an den Wasserpflanzen selbst, streifen kräftig mit dem Netz durch das Röhricht im Wasser und betrachten nun unsern Fang. Anfangs bemerken wir nichts weiter als eine Menge zerbrochener gelber oder bräunlicher Schilfstengelchen. Halt! eins scheint nicht aus einem Stück zu bestehen, ist nicht eine einfache Röhre; dies Stück sehen wir genauer an und erkennen jetzt auch seine Bauart: kleine braune Pflanzenteile sind regelmäßig spiralig angeordnet

[1]) Das Lied ist auch enthalten im Liederbuch für Kriegervereine usw. von Organist Bevensee in Hohenwestedt, S. 36. Außer geringen Abweichungen von dem hier gegebenen Texte hat es dort den abgeänderten Schluß:

Jetzt haben wir, was uns so lang gefehlt:
Ein Schleswig-Holstein „up ewig ungedeelt."

(Fig. 1).[1]) Wir nehmen die Röhre heraus und schauen in die Öffnung hinein; im Innern bemerken wir eine Bewegung. Schnell füllen wir Wasser in unser Gefäß und werfen den Fund hinein; urplötzlich fast und überraschend kommt aus der Röhre ein grünliches Tier mit hartem Kopf und 6 Beinen etwa bis zur Hälfte des langen weichen Leibes hervor, kriecht mit seiner Last am Boden umher oder klettert an hineingefallenen Wasserpflanzen hin und her. Das ist eine Köcherfliegenlarve (Neuronia ruficrus Scop.). Wir durchsuchen jetzt noch die übrigen Stengel im Netze und finden noch mehrere solcher Häuschen. Nach dem vollständigen Entleeren des Fangapparates begeben wir uns an einen Tümpel, welcher mit grünenden Pflanzen besetzt ist; an diesen streifen wir kräftig entlang und sehen nun nach der Herausnahme zwischen abgerissenen Blättern ein wirres Haufwerk zusammengefügter Stengelstückchen (Fig. 2); auch in diesem steckt eine Köcherfliegenlarve, Limnophilus flavicornis F. — Ein dritter Tümpel ist rings von Büschen umstanden; auf seinem Grunde liegt eine dicke Schicht abgestorbener, verfaulender Blätter. Mit dem Netz oder auch mit der Hand fahren wir hinein, holen eine ziemliche Menge heraus und legen sie auseinander. Da fallen uns einige Blätter auf, welche, mit Daumen und Zeigefinger gefaßt, sehr dick erscheinen; betrachten wir ein solches Objekt genauer, so nehmen wir wahr, daß wir nicht nur ein, sondern mehrere übereinander gelegte Blätter in der Hand halten, in deren Mitte sich eine Röhre befindet (Fig. 3). Auch sie ist die Wohnung einer Larve, des Glyphotaelius pellucidus Ol., auch sie findet mit ihren Geschwistern Platz im Sammelgefäße.

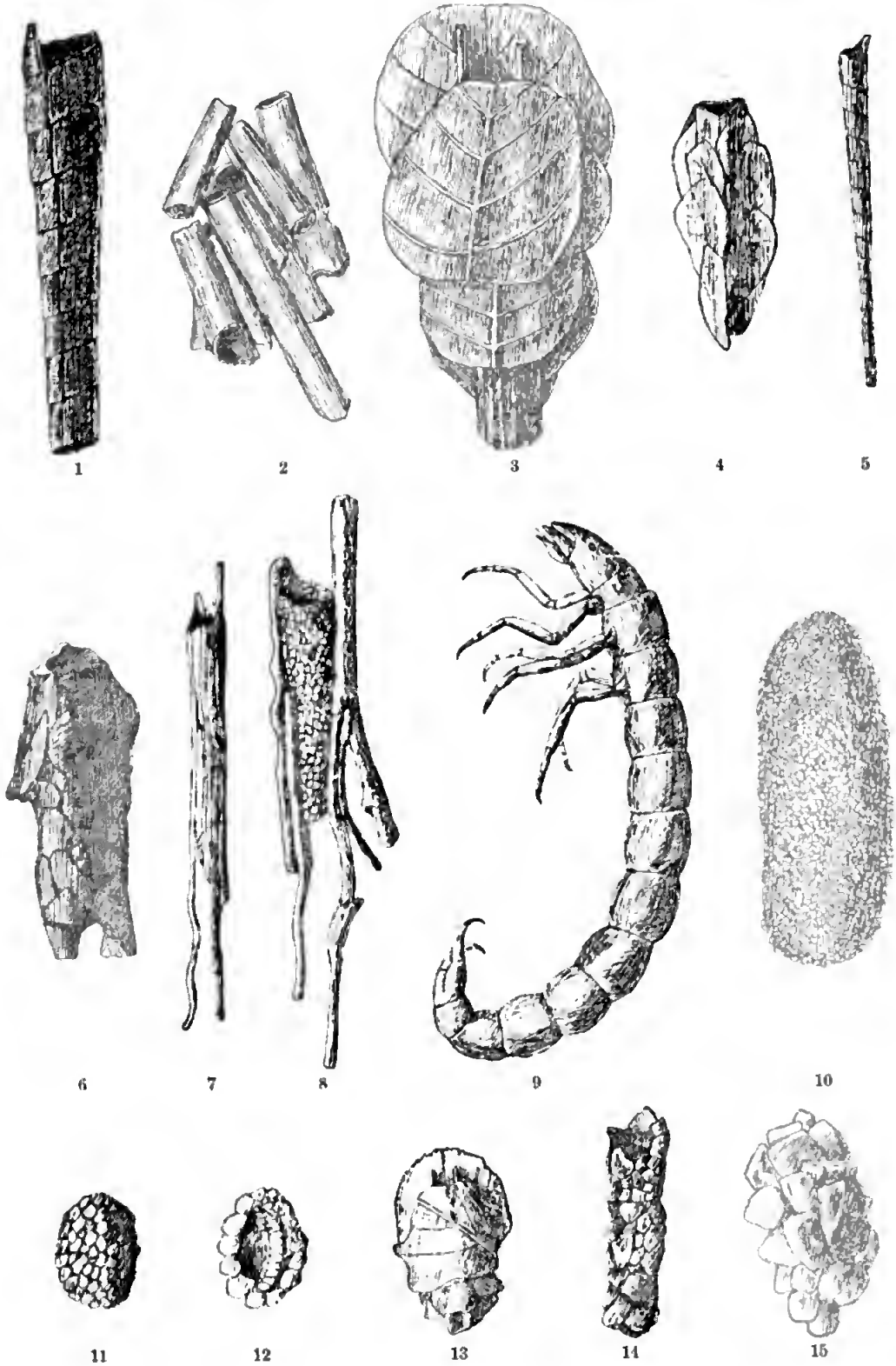
Nun geht's weiter, wieder auf den Weg zurück, von dem wir gekommen sind, und dann auf seine rechte Seite hinüber. In dem Winkel der oben genannten Gabelung stehen zahlreiche Büsche, welche eine Anzahl kleiner Wasserflächen umgrenzen. Fast alle Tümpel hier sind pflanzenlos, an ihrem Boden aber sehen wir wieder zahlreiche faule Blätter; wir greifen wiederum hinein, nehmen wieder die Blattmassen auseinander und stoßen jetzt auch auf Gehäuse von Köcherlarven: hübsch regelmäßig zu einem dreiseitigen Prisma angeordnet (Fig. 4), liegen zahlreiche kleine Blattstückchen dachziegelartig übereinander, so eine Röhre bildend, welche den Insassen schützt; es ist die Larve von Limnophilus decipiens Kol. — Jetzt halten wir auch an den Büschen Umschau und sehen da vielleicht einige unscheinbare, mottenähnliche, grau oder gelblich gefärbte Insekten (mit vier Flügeln und langen Fühlern) sitzen; wir fangen eins und bringen es in ein kleines Gefäß mit Watte, auf welche wir etwas Schwefeläther gegossen haben, um es zu Hause wie einen Schmetterling zu spannen. „Wie einen Schmetterling," sage ich, denn das gefangene Tierchen ist eben kein Schmetterling, sondern eine Köcherfliege (Trichoptere), Limnophilus; sie hat sich aus ähnlichen Larven entwickelt, wie wir sie vorher (Fig. 2) gefangen hatten.

Auch diesen Ort verlassen wir dann; auf dem links abzweigenden Wege gehen wir weiter, der Pfad wird immer schmäler und biegt vor einer eingezäunten Wiese, an einem blühenden Apfelbaume vorüber, rechts um. Er ist jetzt so eng geworden, daß kaum noch ein Heuwagen hindurchfahren kann; den tiefen Wagenspuren folgen wir und gelangen nach etwa vier Minuten an einen wenige Meter breiten Bach, den Tarpenbek. Hier wollen wir weiter suchen. Wir nehmen wieder unser Netz zur Hand und fahren damit in die feinen Blättchen des dort massenhaft wachsenden Wasserhahnenfußes hinein; eine Untersuchung des Netzinhaltes fördert uns dann schlanke Gehäuse von niedlicher Bauart (Fig. 5, ähnlich wie Neuronia) zu Tage. Kaum fühlen diese Larven (Triaenodes conspersa Rbr.) sich wieder in

[1]) Fig. 1, 2, 8 und 13 sind ganz wenig (etwa $1^1/_2$fach) vergrößert.

Erklärung der Figuren.

Fig. 1: Gehäuse von Neuronia ruficrus Scop. Fig. 2: Gehäuse von Limnophilus flavicornis F. Fig. 3: Gehäuse von Glyphotaelius pellucidus Ol. 1/1. Fig. 4: Gehäuse von Limnophilus decipiens Kol. 1/1. Fig 5: Gehäuse von Triaenodes conspersa Rb. 2/1. Fig. 6: Gehäuse von Halesus tesselatus Rb. 2/1. Fig 7: Gehäuse von Anabolia nervosa Lch., jung. 2/1. Fig. 8: Gehäuse von Anabolia nervosa, alt. Fig. 9: Larve von Polycentropus flavomaculatus P. 2/1. Fig. 10: Gehäuse von Hydroptila sparsa Ct. 2/1. Fig 11 u. 12: Gehäuse von Agapetus fuscipes Ct. 2/1. Fig. 13: Gehäuse von Stenophylax nigricornis P. Fig. 14: Gehäuse von Stenophylax latipennis Ct. 2/1. Fig. 15: Gehäuse von Rhyacophila septentrionis M'L.



Digitized by Google

ihrem Lebenselement, so beginnen sie, mit Hülfe ihrer langen, bewimperten Beine im Wasser des Transportglases herumzurudern, bald sind sie unten, bald wieder direkt an der Oberfläche; endlich haben sie sich einen Ruhepunkt ausgesucht an der hinzugefügten „Wasserpest" (Elodea canadense), bald beginnen sie daran zu fressen. Da kommt uns der Gedanke, es könnten auch noch andere Larven Geschmack finden an dieser Speise, ein Zug mit dem Netze durch die Elodeapflanzen zeigt uns, daß wir recht vermutet haben, ja, wir haben dieses Mal sogar 2 Arten auf einmal gefangen. Das Gehäuse beider ist röhrenförmig; während aber das eine hauptsächlich aus kurzen, braunen Borkenstückchen zusammengesetzt ist (Fig. 6: Halesus tesselatus Rbr.), stellt das andere eine Röhre aus feinen Stengelteilchen, die der Länge nach angeordnet sind, dar (Fig. 7: Anabolia nervosa Lch.) Wenn wir im August wieder an dieselbe Stelle kämen, würden wir diese letztere Gehäuseart nicht wiederfinden, statt ihrer aber ein röhrenförmiges Gehäuse aus feinem Sand, welches an den Seiten mit einigen Schilfstengelstückchen belastet ist (Fig. 8). Dieses Gehäuse beherbergt aber dieselbe Larve; Anabolia baut also in der Jugend einen Pflanzen-, später einen Sandköcher. — Wir gehen jetzt etwa 50—100 Schritte bachaufwärts und gelangen an einen Ort, an welchem der Lauf des Wassers ein ziemlich schneller ist, zahlreiche Steine, mit Algen (Batrachospermum) besiedelt, liegen auf dem Grunde. Hier wächst hauptsächlich eine Laichkrautart (Potamogeton); die zu Tausenden daran sitzenden Puppenkokons einer Stechmücke (Simulia) interessieren uns für heute weniger. Wir nehmen einige Steine heraus und betrachten sie recht eingehend. An ihnen fallen uns mehrere schleimige, mit wenigen Pflanzenfasern durchwobene, hügelige Massen auf. Aus ihnen kommen, sobald wir den Stein oder auch nur das vorsichtig abgelöste Häufchen in unser Glas bringen, lange Larven heraus, die auf den Steinen umherkriechen (Fig. 9: Polycentropus flavomaculatus P.); es sind ebenfalls Köcherlarven, die ihren Namen aber eigentlich zu Unrecht tragen, denn sie besitzen ja keine Köcher. Daß wir aber trotzdem wirklich Köcherfliegenlarven (Trichopterenlarven) vor uns haben, könnten wir erweisen, wenn wir sie zu Hause in ein mit Durchlüftung versehenes Aquarium brächten; dort würden sie sich nach etwa 2 bis 3 Monaten in eine Puppe verwandeln. Vorher aber bauen sie sich ein wirkliches Gehäuse als Schutz und zwar aus kleinen Steinchen oder groben Sandkörnchen, die sie als Wölbung auf größeren Steinen befestigen (ähnlich Fig. 15). Nach weiterer etwa vierzehntägiger Puppenruhe würden dann die fertigen Insekten ausschlüpfen und sich als Köcherfliegen leicht erkennen lassen (vgl. Rostock, Neuroptera germanica. 4 *M*. — Doch nun zurück zu unsern Steinen! An einzelnen Stellen derselben bemerken wir kleine, gelblich gefärbte und ganz flache Gebilde (Fig. 10), die ebenfalls eine Köcherfliegenlarve beherbergen; in ihnen stecken die winzigen Larven von Hydroptila sparsa Ct. Auch diese bringen wir in unser Sammelglas und sehen ihrem Treiben einen Augenblick zu. Sie marschieren im Wasser an den Steinen und Pflanzen umher; aber beinahe möchte man lachen: es sieht wirklich ungemein drollig aus, wie ihr Gehäuse, das ihnen viel zu weit und zu schwer ist, bei jeder Bewegung hin- und herschwankt. Noch dazu tragen sie es nicht auf einer der beiden Seitenflächen, sondern schleppen es auf der schmalen Kante hinter sich her; sie kommen aber doch so wenigstens weiter und sind zugleich geschützt.

Unser Tagewerk für heute ist fast gethan; wir besehen uns nur noch die Seggen und Rohrstengel, welche am Ufer des Baches stehen, fangen die dort sitzenden Köcherfliegen (eine schwarze, Notidobia ciliaris L., und eine braune, samtartig behaarte mit goldenen Flecken, Pol. flavomaculatus P., s. vorher), und töten sie in unserm Ätherglase. Zu Hause angekommen, durchmustern wir unsern

Fang noch einmal, spannen die Insekten, suchen aus den Larven die für die Sammlung bestimmten Stücke heraus (die wir in Formol-Alkohol, einer Mischung von 20 Teilen Wasser, 20 T. Alkohol und 1 T. Formalin, konservieren) und verteilen den Rest der Larven auf verschiedene Aquarien, damit sie sich weiter entwickeln.

Noch einmal lassen Sie uns an einem andern Tage einen Bach aufsuchen. Wir fahren vom Berliner Bahnhof in Hamburg nach dem hamburgischen Städtchen Bergedorf; durch den Ort gehen wir auf der Straße nach Geesthacht weiter bis dahin, wo linker Hand die Häuser aufhören und sich am Geestabhang ein kleines, viel betretenes Wäldchen hinaufzieht. Wir steigen hinauf auf den Landrücken und auf diesem etwa $^3/_4$ Stunden weiter, an der Dampfziegelei vorbei, hinunter zu dem alten Gehöfte (zugleich Wirtshaus) „Rotenhaus." Von hier aus gelangen wir in zwei Minuten auf der Chaussee an die Waldbrauerei Börnsen und dann in einer Viertelstunde zu einer Stelle der Landstraße, die links und rechts mit einem weißen Balken abgegrenzt wird; dieser stellt das Brückengeländer dar für einen unter der Chaussee hindurchfließenden und von der Geest in die Marsch strömenden kleinen Bach, den Dalbek. An ihm zieht sich sowohl westlich wie östlich ein wenige Meter breiter Fußpfad in den prächtigen Laubwald hinein. Der Bach hat in seiner ganzen Ausdehnung einen steinigen Grund, munter plätschert das Wasser über alle die zahllosen Kiesel hinab. Sie betrachten wir jetzt; kommen wir in der zweiten Hälfte des Mai hinaus, so sehen wir alle Steine bedeckt mit rundlichen Häuschen zusammengeballter Sandkörnchen (Fig. 11 und 12). Öffnen wir ein solches Häuschen, so erblicken wir darin eine rötliche Köcherfliegenlarve oder ihre Puppe (Agapetus fuscipes Ct.); zu Millionen müssen die Individuen dieser Art im Bache vorhanden sein. — Nun lassen Sie uns auch noch den abgefallenen Blättern im Wasserlaufe unsere Aufmerksamkeit schenken; zwischen ihnen leben zahlreiche Larven von Stenophylax nigricornis P.; deren Gehäuse (Fig. 13) besteht etwa zur Hälfte aus Pflanzenstoffen (Blattstückchen), zur anderen Hälfte aber aus Sandkörnchen. Noch mehrere andere Arten, die ich hier garnicht einmal alle nennen kann, würden noch zu finden sein. — Wenn wir etwa im August dann noch einmal dieselbe Örtlichkeit besuchen, sind die Agapetus-Gehäuse ganz verschwunden, auch St. nigricornis-Larven finden wir dann nicht mehr; wohl aber sitzen dann an der Unterseite und an den Seitenflächen der größeren Steine im Bache Dutzende von aus Sand zusammengefügten Gehäusen (Fig. 14: Stenophylax latipennis Ct.) und neben ihnen, aber seltener, buckelig gewölbte, große Gehäuse (Fig. 15) aus kleinen Steinchen, welche die Larven oder Puppen von Rhyacophila septentrionis M'L. beherbergen.

Ich würde die Freundlichkeit meiner Leser zu sehr in Anspruch nehmen, wenn ich noch mehr Fundorte aus der Umgebung von Hamburg und aus Holstein skizzieren wollte; so könnte ich Ihnen z. B. eine Beschreibung des dicht an der Stadtgrenze belegenen „Eppendorfer Moores" geben und von dort allein etwa 20 Arten nennen.

Lassen Sie mich zum Schlusse nur noch eine Bitte aussprechen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat nämlich die Absicht, alle Köcherfliegenlarven, welche in Holstein vorkommen, in einem Buche zusammenzufassen und zu beschreiben. Er hat schon etwa 60 Arten gefunden und bestimmt; doch sind für Holstein etwa 90 Arten anzunehmen, so daß ihm also noch 30 zur Vollständigkeit fehlen. Deshalb richtet er an alle Herren, welche bereit sind, ihm aus ihrem Heimatsorte Köcherfliegen-Material zu senden, die Bitte, die stehenden und fließenden Gewässer in dieser Hinsicht zu untersuchen und die Funde ihm mitzuteilen. Er ist jederzeit bereit, brieflich und durch Übersendung weiterer „Anleitungen" usw. den Sammler zu unterstützen.

Hamburg, Rutschbahn 29.

Digitized by Google

Kulturhiſtoriſches aus alten Rechenbüchern.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

III.

Nicht nur den Handel und den Handelsverkehr, ſondern auch den Haushalt ziehen die alten Rechenbücher in ihren Bereich, und ſie geben uns z. B. Aufſchluß über Lebensmittelpreiſe in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. So finden ſich in der „Grund-Legung" Seite 70 und 71 angegeben: Mehl à 6 Mark 2 Schilling die 100 Pfd. = 1 Schilling oder 7½ Pf. pr. Pfd. Reis à 14 Mark 8 Schilling die 100 Pfd. = 2½ Schilling oder 15 Pf. pr. Pfd. Ochſenfleiſch und Schweinefleiſch = 2 Schilling 2 Pf. = 16—17 Pf. pr. Pfd. Kalbfleiſch dagegen 3 Schill. 6 Pf. = 26 Pf. pr. Pfd.

Die Butterpreiſe ſchwanken zwiſchen 3 Schill. (22½ Pf.) und 5 Schill. (37½ Pf.); Eier giebt es 5—6 Stück für 1 Schill. (7½ Pf.) Dies ſind zwar Preiſe bei Einkäufen in größeren Mengen; wenn wir aber ¼ bis ⅓ noch hinzurechnen, ſo erhalten wir eine ungefähre Vorſtellung von den Preiſen im Kleinverkehr.

Hinſichtlich der Lebensmittelpreiſe möchte ich noch zwei Aufgaben aus der „Grund-Legung" mitteilen. Dort heißt es S. 63, Nr. 4: „Wann ein 6 Schilling-Brod damals als der Wiſpel Rogken 57 Mark gekoſtet, 9 Pfund wägen müßte, Wie viel muß es dann wägen, wann der Wiſpel nur 48 Mark koſtet? Fac.: 10 Pfund 22 Loth."

S. 64, Nr. 6: „So ein Schillings-Rundſtück [1]) 24 Loth wägen muß, wann die Laſt Waitzen 65 Rthlr. gilt, Wie viel muß es wägen, wann die Laſt 60 Rthlr. koſtet? Fac.: 26 Loth."

Beſonders intereſſant aber iſt folgende Aufgabe: „Als der Wiſpel Rogken 38 Mark galt, da ward ein 6 Schilling-Brod, nach gegebenen Raths-Gewicht auff 13½ Pfund gebakken. Da nachmals der Wiſpel 34 Mark höher geſtiegen, werden einem Bekker einige 5 Schilling-Stükke (näml. Brot) bey der Viſitation genommen, und confiſquiret, weil jedes Stück ⅛ Pfund zu leicht befunden. Wieviel hat jedes Brod gewogen? Antw.: 5 Pfund 26 Loht."

Dazu iſt Folgendes zu bemerken: In Hamburg beſtand ſeit 1483 die ſog. Brotordnung, derzufolge allmonatlich zwei Herren des Rates in die Backhäuſer gehen und das Brot beſehen ſollten; ungenügendes Brot wurde konfisziert. Seit 1548 fanden dieſe Beſichtigungen wöchentlich, ſeit 1603 alle 14 Tage ſtatt. Im Jahre 1674 ward eine Deputation von 16 Bürgern erwählt, von denen „4 allwöchentlich umgehen, das Brot wägen, und danach ſehen ſollten, daß es nach der monatlichen Taxe gewichtig ausgebacken und von gutem Mehle ſei, das nicht muglich rieche oder ſchmecke." Dieſer letzte Zuſatz läßt ziemlich ſicher auf fatale Erfahrungen ſchließen, die die viſitierenden Bürger bei der Kontrolle gemacht haben müſſen. — 1712 ward dieſe Deputation etwas anders eingerichtet; aber erſt im Oktober 1797 ward die Brottaxe aufgehoben und Gewicht des Brotes der freien Konkurrenz überlaſſen. Die Deputation beſtand zwar fort, hatte jedoch keine beſonderen Funktionen mehr; bei der Neuordnung der Verhältniſſe nach der Befreiung Hamburgs von der franzöſiſchen Herrſchaft fiel auch die Deputation für die Brotordnung weg.

Zu dieſen den Haushalt betreffenden Partieen gehören auch die Berechnungen über Ochſen- und Schweineſchlachten, die Kerzengießer- und Zinngießer-Rechnung. Hierüber möchte noch einiges zu ſagen ſein. Wie es auf dem Lande, hie und

[1]) „Rundſtück: weiß Brodt von runder oder länglicher Figur, theils überſchnitten, theils nicht überſchnitten, ſo zu ½ bis 1 Schilling gemeiniglich gebacken wird." (Richey, Idiotic. hamb., Seite 218.)

da auch wohl in kleinen Städten, noch jetzt üblich ist, pflegten in früherer Zeit größere Haushaltungen auch in Hamburg zu Ende des Herbstes einen Ochsen oder ein Schwein zu schlachten, um für den Winter gepökeltes und geräuchertes Fleisch vorrätig zu haben. Der Ochsenhandel fand noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Pferdemarkte statt, während der Schweinehandel noch bis zu Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Schweinemarkte geschah, und zwar auf dem Platze, wo jetzt das naturhistorische Museum steht. Wir ersehen nun aus den alten Rechenbüchern nicht nur die Kaufpreise für Ochsen und Schweine, sondern auch die Unkosten, die zu berechnen waren, um zu wissen, wie hoch das Pfund Fleisch zu stehen kam. Der Preis für 1 Ochsen ist je nach der Größe 38—54 Thaler à 2 Mark 1 Schilling; 1 Schwein kostete ungefähr 10 Mark (= 12 ℳ). Ich teile eine Aufgabe mit: „A. kauffet, mit seinem Nachbarn zu theilen, 10 Schweine, das Pfd. Haken-rein [1]) zu 18 Pf.; selbige wägen 1024 Pfd., zahlte an Unkosten aufs Stükk, als: herzutreiben 2½ Schilling, dem Treiber-Jungen 6 Pf., dem Finnen-kiker 6 Pf., dem Schlachter vor das Bren-Küsen 6 Pf., Schlachter-Lohn 8 Schilling, Accise vor die Mark 1 Schilling; vor Specerey in die Würste 2 Mark 4 Schilling, vor Trink-Geld und Bier vor die Schlachters 1 Mark 4 Schilling, vor Feurung und andere Unkosten berechnet er 1 Mark. Wie viel muß jeder bezahlen, und was kommt das Pfund mit allen Unkosten zu stehen? Antw.: 57 Mark, das Pfund gestehet 21⅜ Pf.", das wären etwa 13½ ₰ nach jetzigem Gelde. Aus der Aufzählung der Unkosten ist u. a. zu ersehen, daß schon zu Ende des 17. Jahrhunderts (und vielleicht schon noch früher) eine Art Gesundheitspolizei hinsichtlich der Schweine geübt wurde. Der Finnen-kiker war nämlich ein Mann, „der die Schweine auf dem Marckte, beim Kauffe, besiehet, ob sie Zungen-rein sind, oder Finnen haben." In letzterem Falle durften sie nicht verkauft werden. Diese Untersuchung, die stets unter großem Geschrei des betreffenden Tieres stattfand, wurde noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Schweinemarkt vorgenommen, bis sie dann durch die Trichinenschau ersetzt wurde.

Der Ochsentalg (oder Tallig, wie die ältere Schreibweise ist,) wurde entweder an die Kerzengießer verkauft, oder aber diese stellten für eine bestimmte Vergütung daraus Lichte für den betreffenden Haushalt her. Wenn man sich im Museum hamburgischer Altertümer die alte Küche ansieht, so wird man dort auch die „Lichtlade," sowie die messingenen Leuchter nebst dazu gehöriger „Lichtschere" finden. In der Lichtlade lagen die Lichte, bei denen man gegossene und gezogene unterschied; beide waren in verschiedenen Stärken zu haben. Die Leuchter hatten einen Schieber, mittels dessen das allmählich kürzer werdende Licht in die Höhe geschoben werden konnte. Die Lichtschere war zum „Putzen" des Lichtdochtes erforderlich, ohne welches das Licht weniger hell brannte. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat das Petroleum die Talglichte ganz verdrängt, und das Kerzengießergewerbe ist eingegangen.

Dasselbe Schicksal teilen die Zinngießer, wenigstens soweit ihre Thätigkeit für den Haushalt in Betracht kommt. Das viele Zinngeschirr, welches auf der „alten Diele" des erwähnten Museums ausgestellt ist, sowie die zahlreichen großen und kleinen Humpen in der „Amtsstube" daselbst sind noch heute Beweise dafür, in welchem Maße Haus und Gewerbe die Thätigkeit der Zinngießer in Anspruch nahmen. Schadhaft oder unmodern gewordenes älteres Geschirr ließ man auch wohl zu neuem umgießen, oder gab es gegen solches in Zahlung.

---

[1]) „Haken-rein: geschlachtet und ausgeweidet, so wie es der Fleischer zum Verkauf am Haken hengen hat. Wird demjenigen entgegengesetzet, was man lebendig einkauffet, und selber einschlachtet." (Richey, Idiotic. hamb., Seite 84 u. 85.)

Aber nicht nur Handel, Verkehr und Haushalt haben Stoff zu der Einkleidung der Aufgaben geliefert, auch die kriegerische Zeit des 17. Jahrhunderts findet sich angedeutet. So heißt es in Lambecks Rechenbuch, S. 26, Aufg. 4: „Item, 5 Reuter [1]) erlangen eine Beute von 375 Cronen, [2]) wie viel gebühret jedem?" In der „Schatzkammer" heißt es S. 127 Nr. 18: „Eine benahmte Stadt läßt ein Fortifications-Werk verfertigen, gebraucht dazu 1000 Mann, welche 18 Wochen daran arbeiten, und jeder des Tages 11 Schilling (82½ ₰) bekommt. Wann denn in selbiger Zeit, ohne die Sonntage noch 5 Festtage eingefallen daran nicht gearbeitet, so fragt man: Wie viel die gesammte Lohnung außtrage? Antwort: Mark 70 812: 8 Schilling (= 84 971 ℳ)."

Man könnte hierbei an das 1679 erbaute Neue Werk, d. h. die östliche Befestigung St. Georgs von der Alster zum Hammerbrook und durch diesen bis zur Bille, oder auch an die 1682 errichtete Sternschanze denken, welch letztere im Jahre 1686 bei der Belagerung durch die Dänen so erfolgreichen Widerstand leistete. — Nebenbei ist noch die Angabe betreffs des Tagelohns (11 Schilling = 82½ ₰) interessant.

Im Anschluß an diese Aufgabe mahnt Heins:

„Starker Wall und feste Mauren sind mit nichten zu verachten,
Aber dann erst was zu schätzen, wann des Höchsten Gnaden-Schutz,
Wider aller Feinde Wüten, ist ein sichrer Hort und Trutz;
Das magstu, ach liebes Hamburg, dir zum Vortheil auch betrachten."

In demselben Abschnitt, S. 128 Nr. 23, findet sich noch folgende Aufgabe: „Eine Stadt, die eines Unwillens sich befürchtet, lässet zu ihrer Versicherung 1200 Soldaten werben; als solche 4 Monat gedienet, werden abermahl 1500 Mann geworben, und wiederum nach 2 Monaten 1300 Mann. Weil dann die Manatl. Gage eines jeden (wann die Offiecirer mit eingerechnet) durchgehends 6 Rthlr. belaufft: Wie viel will die Unterhaltung sothaner Mannschafft tragen, wann, von Zeit der erstgeworbnen Völcker an zu rechnen, ein Jahr zu Ende ist? Antwort: 205 200 Rthlr." Auch hier liegen wohl bestimmte Thatsachen zu Grunde; denn Hamburg war während des 17. Jahrhunderts wiederholt zu größeren Truppenanwerbungen genötigt, die ebenso wie die großartigen Festungsanlagen der Stadt schwere Geldopfer auferlegten; diese aber mußten durch nicht unerhebliche Steuern seitens der Bürger aufgebracht werden.

Mit den gegebenen Beispielen ist der Stoff jedoch keineswegs erschöpft; es findet sich, namentlich in der „Schatzkammer," die ihren Namen mit Recht trägt, noch manche Aufgabe, die fast eine kleine kulturhistorische Skizze genannt werden könnte. Ich will jedoch nur noch eine solche Aufgabe vorlegen, die dem eigenen Wirkungskreise der Verfasser, der Schule, entlehnt ist. Sie lautet: „Vor 4 Knaben im Schreiben und Rechnen zu informiren, sind im Viertheil Jahr 25 Mark bezahlet worden. Wann dann vor 32 solcher Knaben, und vor noch einen, der nur im Lesen und Schreiben unterrichtet, und davor halb so viel, als vor einen der obigen gegeben worden, zusammen 359 Mark 6 Schilling eingehoben seyn; So frage: wie lange vermeldte Knaben davor unterrichtet worden? Antwort: 23 Wochen." Danach betrug das Schulgeld für einen „Rechnens-Knaben," wie Val. Heins die älteren Schüler nennt, 6 Mark 4 Schilling (7,50 ℳ) pr. Vierteljahr, für einen Leseschüler oder Elementarschüler aber nur 3 Mark 2 Schilling (3,75 ℳ). Bei den geringen Nachrichten, die wir über das ältere hamburgische

[1]) Reuter, Bezeichnung für einen schweren Reiter, im Gegensatz zu den leichten bewaffneten und berittenen Dragonern.

[2]) Vermutlich sind hier „dänische Cronen" gemeint, die etwa 4 Mark 12 Schilling = 5,70 ℳ wert waren.

Schulwesen haben, ist diese Aufgabe von ganz besonderem Interesse, weil sie etwas Aufschluß über die pekuniäre Stellung der Lehrer im 17. Jahrhundert giebt.

Indem ich nun schließe, bitte ich, einerseits diese Arbeit nur als einen Versuch betrachten zu wollen, die kulturhistorische Bedeutung der alten Rechenbücher zu würdigen, andererseits nach folgenden Versen des alten Valentin Heins beurteilen zu wollen:

„Nachdem ein Ding bewandt, so wills seyn vorgetragen;
Man kann mit wenigem nicht eben alles sagen.
Die Kürtz ist angenehm, doch nicht, wann sie verhehlt,
Daß es bald hier, bald dort an Licht und Nachdrukk fehlt."

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

X. Handewitt, Sundewitt, Wiesharde.

Tief in Angeln und westwärts selbst auf der Nordsee ist sichtbar die hoch liegende Kirche des Dorfes Handewitt. In Waldemars Grundbuch (1232) begegnet uns der Name in der ältesten Fassung: Hanœwith. Höchst wahrscheinlich ist damit die Waldung gemeint, deren Erträgnisse für den Unterhalt der Könige bestimmt waren. Hanœwith ist hier nämlich dem Krongut — Konunglef — eingereiht. Später treffen wir auf folgende Formen: 1285 Handwith, 1286 Hanewith, 1433 Hantwit, 1517 und 1523 Handewit, 1514 und 1558 Handewitt, 1556 Handtwitt. Die verschiedenen Schreibweisen besagen, daß wir hier die Stammsilbe with vor uns haben, auf welche wir in alten Urkunden oft stoßen.

So wird in der nämlichen für die Kulturgeschichte unserer engeren Heimat so wichtigen Sammlung als Krongut auch Jarnwith aufgeführt. In einer Rede des Esbern Snare (1190), worin er zur Teilnahme an einem Kreuzzuge auffordert, gedenkt er der großen Wüste, die das Land der Slaven, Holstein und Dänemark verbindet (S R D V 348). Hierunter ist zu verstehen der südliche Teil Schleswigs, vornehmlich die Mitte, die noch viel später geringen Anbau aufwies. Aus dem Grundbuch erhellt, daß das Land im Süden der Schlei aus Jarnwith, Fräflet, Svansö und Kamp bestand. In einem Schriftstücke vom 12. Mai 1260, laut welchem die Königin-Witwe Mechthild und deren Söhne den Grafen Johann und Gerhard von Holstein den Landstrich zwischen Schlei und Eider nebst Rendsburg verpfänden, heißt es: tota terra nostra inter Sliam et Eidriam. videlicet Svansio. Frethslet. Stapeleholm. Nemus Jernewith et oppidum Reinoldesburgi. Hier ist Jernewith ausdrücklich als „nemus" bezeichnet. Der Name ist gleich dem in der Edda vorkommenden (Jarnviði), der Ort, wo Angerbode saß und das Geschlecht des Fenriswolfes gebar. Wir wissen, daß der deutsche Name der Waldung Isarnho war. Schon 1307 ist die Bezeichnung silva danica (dänischer Wohld) aufgekommen. Jarnwith (Isarnho) ist eiserner Wald. Der Sinn ist natürlich: großer, undurchdringlicher Wald. Man vergleiche das deutsche eisern in der Bedeutung dauernd.

Im Grundbuche des dänischen Königs finden wir zur Bezeichnung einer Landschaft auch den Namen Sundwith, unser Sundewitt. Daß die an den Sund grenzende Halbinsel ehemals zum weitaus größten Teile mit Holz bestanden war, darauf deuten unverkennbar noch in neuerer und neuester Zeit bestehende Verhältnisse und Bezeichnungen.

Die Grundsilbe der genannten Ortsnamen entspricht dem neudänischen ved,

altnordisch viðr, d. h. Holz, Wald. Die Silbe wurde verhältnismäßig schon früh zu wi, wy, it, eb, de und e abgeschliffen. Vergl. u. a. O. Linnet (1340 Lynwy, 1458 Lenwith, 1482 Lynwet, 1492 Lenedt) und Moldenit (1523 Moldenet).

Was den ersten Teil des Namens Hanœwith betrifft, so bildet er den Genitiv des im Mittelalter nicht seltenen Personennamens Hani, ahd. Hano im 12. Jahrhundert, Hane Zuname im 14. und 15. Jahrhundert (SRD), Hane, Knappe, Satellit der Lübecker um 1300 (Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urk. s. I), Clawes Hane, mecklenburgischer Knappe 1329, 1348 (ebd.) — Der Name Handewitt bedeutet also Waldung des Hani. In Hani werden wir also wohl den Namen des ersten Besitzers jener ausgedehnten Waldung zu suchen haben, die später dem Dorfe den Namen lieh.

Handewitt liegt in der alten Wiesharde, deren Name uns ebenfalls 1232 begegnet: Vizhœreth. Das hier auftretende z pflegt zufolge der Schreibweise des Grundbuches ts oder ths zu bedeuten. Hinge der Name mit Wi (= Heiligtum) zusammen, so müßte man die Schreibung Wishœreth erwarten. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert begegnen wir dieser Fassung oft (Flensb. Dipl.) Kok glaubt, in wi with sehen zu sollen. Auf der anderen Seite lautet der Genitiv von with withar und nicht withs. Doch wäre denkbar, daß die Harde zu einer Zeit entstand, da der Übergang von -ar zu -s sich bereits vollzogen, was schon früh geschehen sein kann. (O. Nielsen, Oldbanske Personnavne). Im Volksdialekt lautet die Silbe jedenfalls lang. Hagerup bezeichnet die Aussprache als Stovih mit dem Ton auf der letzten Silbe. Dieser Umstand könnte vielleicht zu der Annahme berechtigen, daß wir es mit einem Wi, der Stätte eines heidnischen Tempels, zu thun haben.

Einem unzweifelhaften Wi stehen wir jedenfalls gegenüber in der Bezeichnung Wiehöi, die auf der Gemarkung Gram aus dem Jahre 1638 genannt wird. „Wiehöi, item Stensrögel, auf welcher ein großer flacher Stein von etwa 15 Ellen Umfang sich findet, der in früherer Zeit als Opferstätte gedient haben soll. (D. Saml. 2. R. IV, 15.)

In einer dem Jahre 1271 entstammenden Handschrift, worin Graf Gerhard I. die Grenze zwischen der Stadt Kiel und dem ehemaligen Dorfe Kopperpahl bestimmt, treffen wir ebenfalls den Namen Vi an. Hier heißt es: Vi quod est inter Hertze et Hassendorpe. Nach der Erklärung in der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urk.-Samml. bezeichnet der Name die Wiesengegend nördlich von Hassee auf der Kieler Stadtfeldscheide. Inwieweit der Name dieser Örtlichkeit mit unserm Wiehe in Verbindung gebracht werden könnte, mögen Wissende entscheiden.

XI. Twedt.

Mit der Endung -with den Ortsnamen Twedt zu identifizieren, ist noch in unseren Tagen versucht worden. Mit welchem Rechte Twedt als Holz, Waldung auszulegen ist, wird sich aus der folgenden Darstellung ergeben.

In Schleswig finden wir sechs Örter, deren Name die Silbe -twedt aufweist: im Kirchspiel Oster-Lindet einen Hof Twedt, im Kirchspiel Tondern ein Dörfchen Twedt und nordöstlich von der Stadt an der Wind-Au einige Höfe Korntwedt, im Kirchspiel Adelby Twedt und Twedterholz und im Kirchspiel Tolk das Dorf Twedt. Da die älteren Schreibweisen des Namens wesentlich ebenso lauten wie heute — 1232 Thwedt-Twedt, Kirchspiel Tolk; 1423 Tuete-Twedt, Kirchspiel Tondern; 1450 Tuwete-Twedt, Kirchspiel Adelby; Meier und Danckwerth überall Twede —, so dürfen wir annehmen, daß das Wort ursprünglich ebenso lautete wie heute und nicht, wie bei einem bei Svendborg liegenden Tved, durch Zusammenziehung von Twywath entstanden sei.

Der Name ist im ganzen Norden verbreitet, selbst in Großbritannien hat

Worsaae nicht weniger als 83 Ortsnamen nachgewiesen, die auf -thwaite ausgehen. In Schweden hat das Wort vielfach die Form thwet, in Norwegen oft tvedda angenommen. Vielleicht ist unser plattdeutsches Twiete, Twete damit verwandt. Worsaae stellt das englische thwaite mit dem altnordischen thveit zusammen und meint es als ein durch Anbau abgesondertes Stück Land erklären zu sollen. Werlauff leitet es vom angelsächsischen thwitan, thweotan ab, welches dem deutschen abschneiden entspricht. Outzen sagt in seinem Fries. Gloss. S. 371 bezüglich des Wortes: „Hierzulande wird es oft auf Dänisch in beiden Bedeutungen gebraucht, bald als urbar gemachtes Land oder Wiese, bald als Grenze der Feldscheide." Letztere stimmt zum angelsächsischen thwitan, zerschneiden, trennen, worauf auch N. M. Petersen den Namen Tved zurückführt. In Nordengland bezeichnet, nach Cravens Dial. II. 205, Thwaite „a field, cleared of wood," also gerodetes Land. Molbech (Dialekt-Lexikon S. 614) meint, daß das schleswig-holsteinische Twedt und das englische Twait = gerodeter Waldboden, hochgelegenes Land, das vormals mit Wald bestanden war — vielleicht zu einer anderen Erklärung führen könne. Ein anderer Forscher, Hansen, der sich im Jahrg. 1879 der „Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie" mit den seeländischen Ortsnamen beschäftigt, leitet Tvedt vom altnordischen tveier, in der Zusammensetzung tve-, ab und erklärt es als eine Landzunge, die durch den Zusammenfluß zweier Wasser gebildet wird. Diese Deutung würde sich mit der Lage unserer Twedt-Örter nur selten vereinen. Am ehesten könnte man bei dem Tolker Twedt versucht sein, diese zu acceptieren: hier haben wir in der That ein Stück Land, das innerhalb der Gabelung eines Baches und der Loiter Au liegt. Auch die Höfe, welche den Namen Korntwedt führen, liegen unter allen Ortschaften dem Zusammenfluß von Galgenstrom und Wied-Au am nächsten. Bezüglich des Adelbyer und Tondernschen Twedt ist sie zu verwerfen. Annehmbar erscheinen mir überhaupt die übrigen Erklärungen, die ich, unter Berücksichtigung der Etymologie, wie folgt zusammenfasse: Twedt bedeutet ursprünglich entweder gerodeter Waldboden, der infolge Anbaues von seiner Umgebung sich absonderte, oder Grenze, Feldscheide.

Die Dinggerichte in Holstein.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Das Wort „Ding", skandinavisch: thing — in Dinggericht, Dingstätte, Dingvogt usw., hängt etymologisch mit dem althochdeutschen dingôn — reden, verhandeln zusammen, einem Verbum, welches in seiner heutigen Form: dingen die ursprüngliche Bedeutung noch nicht eingebüßt hat. Während man in Skandinavien unter Thing (vgl. Storthing und Folkething) schlechtweg eine Verhandlung, Volksversammlung, Parlament versteht, hat sich in Deutschland der ausschließliche Begriff der Gerichtsverhandlung herausgebildet, und zwar ist das Dinggericht ein Volksgericht, in welchem das Volk, bezw. auserwählte Männer aus demselben das Urtheil zu fällen haben. Im Grunde sind unsere modernen Geschworenengerichte nichts weiter als eine Wiederaufnahme der alten Dinggerichte, die hier in Holstein noch bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit der Zeit immer seltener, gelegentlich abgehalten worden sind.

In den ältesten Zeiten richtete zu Friedenszeiten das ganze Volk, bezw. der Gau oder eine kleinere Gemeinde unter Leitung des Herzogs, des Fürsten, des Ältesten — im Kriege das Heer. Die Verhandlung fand unter freiem Himmel statt, und die Versammelten waren, auch zu Friedenszeiten, bewaffnet. Das von

den leitenden Männern vorgeschlagene Urteil wurde von der Menge durch Zuruf gebilligt oder verworfen.

Da die Urgeschichte Holsteins — abgesehen von einigen Streiflichtern, welche die Sage auf die Zeit zwischen der Auswanderung der Angelsachsen und Karl dem Großen gelegentlich wirft — völlig im Dunkeln liegt, so läßt sich nur ein Analogieschluß dahin ziehen, daß mit der fränkischen Herrschaft auch fränkische Grafen und Vögte den Vorsitz über die Volksgerichte übernommen haben. Während wir über die Gerichtsverfassung in den Städten Holsteins (über Kiel z. B durch das neuerdings herausgegebene „Varbuch"), wo ebenfalls ein gräflicher Vogt (lat.: vocatus, niederdeutsch: vaged) den Vorsitz führte, schon aus dem 13. Jahrhundert ziemlich gute Nachrichten besitzen, fällt auf die auf dem Lande abgehaltenen Dinggerichte im Grunde erst mit der Regierung der Oldenburger ein helleres historisches Licht. Für die frühere Zeit ist man auf Rückschlüsse angewiesen.

Man unterschied Loding (Lodding) und Göding (= Gauding, Gaugericht) und zwar bildete dieses die Berufungsinstanz für das erstere. Loding und Göding entsprachen also einigermaßen dem Nieder- und dem Obergericht in den Städten.

Das Präsidium führte der Vogt, später der kgl. Amtmann, der aber nicht stimmberechtigt war. Das eigentliche Gericht bestand aus dem Dingvogte, dem sog. „Vorsprach" und dem „Abfinder" sowie aus den 32, später 16, bezw. 12 „frommen Holsten". Dingvogt, Vorsprach und Abfinder galten alle drei als Dingvögte und sie wurden samt den übrigen Beisitzern vom Amtmann aus dem Bauernstande ernannt. Das Amt des ersten Dingvogtes war häufig in einer Familie erblich. Die Verhandlung fand ursprünglich, dem alten Herkommen gemäß, unter freiem Himmel und auf freiem Felde statt, mit Vorliebe auf einem mit Bäumen bewachsenen Hügel mit weitem Blick, häufig auch in der Nähe von Hünengräbern. Eine solche Lage hatte beispielsweise der „Jahrsche Balken," eine uralte Dingstätte bei dem Dorfe Jarsdorf (vormals Geresthorp) im Kirchspiel Hohenwestedt. Der Name „Balken" erklärt sich wahrscheinlich aus dem Skandinavischen, vergl. „Wikingerbalk," wo Balk der Name für einzelne Abteilungen des alten schwedischen Gesetzbuches ist. Ob er mit dem Gebrauch, lange Holzlatten oder Balken im Geviert auf den Boden zu legen, zusammenhängt, ist sehr zweifelhaft. Innerhalb des so eingehegten Raumes saßen die Dingleute, auf der einen Seite die Dingvögte mit Schwert bezw. Hellebarde, auf den drei anderen Seiten die „Holsten," ursprünglich wohl auch bewaffnet. Rund herum drängten sich die Zuschauer. — Daneben finden wir auch den Gebrauch, daß die Dinggerichte im Dorfe selbst unter der Dorflinde gehegt wurden (Bordesholm).

Es sei auch noch an den „Obstallbom" bei Aurich erinnert, der, wie der Name anzudeuten scheint, möglicherweise gar kein grünender Baum, sondern eine aufgestellte Stange gewesen ist.

Das „Ding und Recht" begann mit einer langen, mindestens eine halbe Stunde [1]) in Anspruch nehmenden Zeremonie zwischen dem Dingvogt und dem Vorsprach, während welcher der erstere auf seinem Dingstein oder Dingstuhl sitzen blieb. Nur bei den Worten:

„Dat Schwerdt, dat vor my ligt, dat thom Krütz geteknet iß, unde thom Schemel myner Föten iß, off ick mag nich schuldig africhten hoch effte siede na de Klage, als eth sick veröffnet in de Herren Register — — —"

erhebt er sich von seinem Sitz, setzt sich aber gleich wieder, nachdem er das Schwert in die Scheide zurückgestoßen. Die Rede des Dingvogtes beginnt meistens mit den Worten:

„De Lyde synd vorbannet thom Ordel —"

[1]) Nach der Ausgabe von Fuchs: Holsteinisches Ding und Recht — umfaßt das Formular 8 Druckseiten in Quart, freilich in großem Druck.

die des Vorsprach:

„Herr Vagt, will jy dat Ordel unde Landrecht weten? — — —“

und der langen Rede kurzer Sinn war der, daß man nun daran gehen wolle, das Gericht nach Holsten-Landrecht ordentlich zu hegen.

Nach diesem Einleitungs-Zeremoniell begannen die streitenden Parteien ihre Sachen vorzutragen. Hatten sie geendet, so verließen die Holsten den Kreis und begaben sich mit dem Abfinder „in die Acht,“ um über das zu fällende Urteil zu beraten. Waren sie zum Entschluß gekommen, so kehrten sie in den Kreis zurück, und der Abfinder (vergl. den „Obmann“ der Geschworenen) verkündete die getroffene Entscheidung. Der Dingvogt und anscheinend auch der Vorsprach stimmten nicht mit ab, ebenso wenig der überwachende königliche Beamte.

Die vor dem Dinggerichte zur Verhandlung kommenden Fälle waren in späterer Zeit fast ausschließlich Streitsachen, keine Polizei- oder Kriminalfälle.[1]) Die Klage wurde zuerst dem Amtmann eingereicht, und wollte man sich bei seiner Vorentscheidung nicht beruhigen, so ging man weiter an das Loding und von diesem ev. an das Göding. Die letzte Entscheidung hatte der König. In Holstein bildete das 1560 eingerichtete Oberamtsgericht, das nachher, mit dem 1648 eingeführten, vierteljährlich abgehaltenen Kanzleigericht verbunden, in Glückstadt zusammentrat, die letzte Instanz, indem der König es fast immer bei dem hier gefundenen Urteil bewenden ließ. Vor 1560 ging die Appellation vom Göding an den König, Prälaten und Ritterschaft.

Wie lange man Ding und Recht unter freiem Himmel abgehalten hat, läßt sich für das ganze Holstenland nicht mit einer bestimmten Jahreszahl oder auch nur mit einem Jahrhundert angeben, wie es denn überhaupt sehr schwierig ist, bei der Verschiedenheit in den einzelnen Ämtern ein allgemein gültiges Bild der Dinggerichte zu geben. Sie bestanden in den ehemaligen Ämtern Kiel, Bordesholm, Neumünster, Rendsburg, Steinburg, den stormarnschen Ämtern, in der Herrschaft Pinneberg, der Grafschaft Ranzau und der Herrschaft Herzhorn. Die folgenden Darlegungen gelten indessen in der Hauptsache für den ehemals königlichen Anteil des Landes.

Im Amte Rendsburg sind die Hegungsformalitäten am frühesten in Fortfall gekommen. Ob das am 14. März 1542 in Sachen Wieben Peters, des ditmarscher Landesfeindes, von dem Amtmann Cay Rantzau zu Rendsburg abgehaltene Loding drinnen im Amthause oder draußen stattgefunden hat, ist nicht ersichtlich. Dagegen ist ein 1671 zu Schenefeld von 32 Holsten gehegtes Dinggericht wahrscheinlich noch im Freien zu denken. Eine königliche Verfügung für das Amt von 1709 besagt jedoch, daß von nun an alle Dinggerichte auf dem Amthause zu Rendsburg zur Ersparung der Unkosten abgehalten werden sollen. Im Freien tagte noch bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1560 das alljährlich abgehaltene und deshalb der „jarige oder jahrsche Balken“ genannte Göding, das im Kirchspiel Hohenwestedt abgehalten wurde. C. v. Cronhelm (s. u.) meint dagegen, daß es zu Bramstedt auf dem Bleek neben dem Roland stattgefunden habe. An dieser Stätte pflegten auch die Brabanter Kaufleute und Ochsenhändler, altem Brauche gemäß, wie z. B. in Wedel, ihre Kontrakte zu schließen und in Streitigkeiten rechtliche Entscheidung zu treffen.

Lange hat man jedenfalls auch noch in Bordesholm unter der großen Linde Gericht gehalten; denn die Bezeichnung „Tilian- oder Tilialgericht“ — vom lat. tilia = Linde, also Lindengericht — fand dort im Anfang des 19. Jahrhunderts noch allgemeines Verständnis, bevor sich die Litteratur der Sache bemächtigte und

[1]) Wenn ein solches Gericht einmal in Kriminalsachen fungierte, so hieß es wohl ein Notrecht oder „Notding.“

sie auffrischte. Für die Mitte des 18. Jahrhunderts historisch bezeugt ist ferner die Abhaltung des Dinggerichts unter freiem Himmel in Wilster durch Carl von Cronhelm, Historischer Bericht von den alten und neuen Rechten und Gerichten in Holstein, Altona 1750. Ich lasse die betreffende Seite, die zugleich über die im Laufe der Jahrhunderte geschehenen Änderungen Aufschluß giebt, im Wortlaut folgen:

„Es wird dasselbe in der Stadt Wilster am Marckte, nahe bey der Kirchen, unter blauem Himmel gehalten, doch wenn es regnet, befestigen sie ein großes Tuch an das Wirtshaus und an zwey auf der Gassen stehenden Stangen. Die 16 Gerichtspersonen sitzen auf 4 im Quadrat gesetzten Bänken, und kommt das Formular der Hegung mit dem gedruckten Holsten-Land-Recht mehrenteils überein. Die Hegung pflegt von dem Dingvogt und dem ältesten zu solchem bestellten advocato ordinario verrichtet zu werden, und wie alle Gerichtsleute beeidiget sein müssen, so nimmt vorher der Ding-Voigt denen, so noch keinen Eyd geleistet, denselben ab. Wenn die Gerichtspersonen sich gesetzet, treten die Advokaten mit den Partheyen, so vor sollen, zwischen die Bänke unter sie, und wird die Sache, ohne daß desfalls etwas zu Protocoll genommen wird, mündlich placidiret. Nach geschlossenen Recessen gebiethet der Ding-Voigt die Gerichtsmänner und den Abfinder, dem die Documente zugestellt werden, in die Acht. Alsdann gehen sie auf den Kirchhof, vor der Kirch-thüre, in die Acht; kommen, nachdem sie votiret, wieder zu den Bänken und der Abfinder spricht, wenn sie alle mit bloßem Haupt stehen, zu dem Ding-Voigt: Ick gröte mines Herrn Recht; der Voigt antwortet: Ick dank juw vor mines Herrn wegen; der Abfinder: Herr Vagd, jie hefft mi de Acht befahlen; der Voigt: De Acht gestah ick; darauf der Abfinder folgendergestalt fortfähret und die Urtheil publiciret: So sprekt de 16 mit mie und ick mit se ꝛc. — — Appelliret jemand von diesem Spruch, so muß er die Gravamina und Appellation zu Protocoll geben. Der Protocolliſt ist ein Gevollmächtigter des Amtsverwalters und sitzet in der Stuben vor offenem Fenster. Muß eine Parthey einen Eyd schweren, so nimmt der Dingsvoigt solchen ab und zwar daselbst, wo man über das eisern Trallwerk auf den Kirchhof gehet, dergestalt, daß der Voigt auf der einen, der aber schweren soll, auf der anderen Seite des Trallwerkes steht." — —

Die Krempe r Marsch hatte ein Loding für sich, das im Vogteihause zu Krempe gehalten wurde. Teils hier, teils auf der Paaschburg zu Itzehoe (vor 1560 in Bramstedt) tagte das für beide Marschen gemeinschaftliche Göding, zu dem aus der Wilster und Kremper Marsch je 6 auf Lebenszeit bestellte „sichere Holsten" zusammentraten. Außer diesen beiden Gerichten gab es für die beiden Marschen noch ein sog. adeliges Lod-Göding für die Unterthanen in den adeligen Marschgütern, welches — ähnlich wie in den Ämtern — in Funktion trat, wenn jemand sich bei dem Spruche des Gutsherrn, bezw. dessen Justitiars (Gerichtshalters) nicht beruhigen wollte. Dieses wurde auf dem Gutshofe oder in einem anderen Hause gehalten und zwar gewöhnlich von den drei Dingvögten und 16 Holsten; falls die Gutsherrschaft interessiert war, von 7 unparteiischen Männern aus der Umgegend. — Zuweilen hielten Loding und Göding gleichzeitig Sitzung in zwei aneinander stoßenden Zimmern. Der Advokat stand dabei in der offenen Verbindungsthür und führte die Sache, so daß beide Gerichte zuhören konnten. Wenn dann die das Loding bildenden Holsten aus der Acht kamen und das Urteil abgaben, so machte das Göding solange die Thür zu, um im Falle der Appellation selbständig urteilen zu können (vgl. Cronhelm, Hist. Bericht).

Es würde zu weit führen, die Dinggerichte in Holstein erschöpfend zu behandeln. Der Verfasser würde seine Absicht denn auch erreicht zu haben glauben, wenn er zu einer weiteren Sammlung von Einzelheiten in den einzelnen Ämtern, auch den ehemals fürstlichen, die Anregung gegeben hätte. So mögen denn nur noch einige

Angaben folgen über die Wahl der Dingvögte und Holsten, sowie über die ihnen gewährte Entschädigung.

In den älteren Zeiten sind die Dingleute wahrscheinlich aus freier Wahl der Gemeinde, nach Maßgabe des Alters und der Würdigkeit, zusammengetreten. Seitdem die Dinggerichte aber ein staatlich geregeltes Institut wurden, kam dem kgl. Amtmanne, vorher vielleicht schon dem gräflichen Vogte, die Ernennung sowohl der Dingvögte wie der Holsten zu, obwohl bei der Auswahl der letzteren der Dingvogt dem Beamten zur Hand ging. Die Dingvögte wurden meistens auf Lebenszeit angestellt und das Amt erbte sich häufig in einer Familie fort oder haftete an einer bestimmten großen Bauernstelle. Das habe ich in den Akten des Rendsburger Landratsamtes durch viele Beispiele bestätigt gefunden. Der Dingvogt genoß völlige Freiheit von allen kommunalen Abgaben.[1]) So kam es im Amte Rendsburg schließlich dahin, daß die Regierung in Anbetracht der großen Zahl der Dingvögte — 1710 waren es 15 im Amte statt der 1695 vorgesehenen 6 — und des dadurch bedingten Ausfalls an Einnahmen verfügte, daß in Zukunft nur Viertel- und Achtelhufner, also Kätner, zu Dingvögten genommen werden sollten. Es war dies also nicht etwa eine soziale Maßnahme.

Die „Holsten" waren gleichfalls ausschließlich Landleute und wurden auf Lebenszeit gewählt. Jede Dingsperson erhielt täglich eine Mark Lübsch für Reise- und Zehrkosten aus der gemeinen Anlage des betreffenden Kirchspiels. (Vgl. das Corpus constitutionum Regio-Holsaticarum ed. C. v. Cronhelm.) Ihr Amt war also ein Ehrenamt, wie noch heute das der Geschworenen. Wer indessen unentschuldigt ausblieb, mußte eine Buße von 20 Reichsthalern bezahlen. In unserem Jahrhundert sind, im Amt Neumünster wenigstens, Barzahlungen an die Dingleute überhaupt nicht Sitte gewesen, sondern Fuhren und Bespeisung wurden in natura geleistet. Nur die Dingvögte erhielten in Appellationsfällen von dem Schoßmahl einen Thaler (vgl. Francke, Über das Neumünstersche Ding und Recht, staatsbürgerl. Magazin Bd. IV, Kiel 1845.) Die Kosten eines Termins, für die Bespeisung, beliefen sich auf 5 Reichsthaler 16 ß, die nur bei außerordentlichen Terminen von den Parteien, sonst von der Staatskasse getragen wurden. Teuer wurde ein Prozeß erst durch die Annahme von Advokaten, und wenn jemand, von Lod- und Göding bereits abgewiesen, auch beim Oberamtsgericht unterlag, dann waren 50 Rthlr. sog. „Succumbentz-Gelder" zu erlegen. In den Elbmarschen sollen auch schon 100 Rthlr. Brüche vorgekommen sein.

Das letzte in der Litteratur erwähnte Dinggericht hat im Jahre 1843 zu Neumünster getagt, und zwar in dem Saale eines dortigen öffentlichen Gasthauses. Der Dingvogt ist dabei noch mit dem Schwert, Vorsprach und Abfinder sind mit der Hellebarde bewaffnet gewesen und die sämtlichen Hegungsformalitäten haben noch stattgefunden. Francke, welcher den Vorgang im Staatsbürgerlichen Magazin Bd. IV (s. oben) beschreibt, hebt ausdrücklich hervor, daß das zahlreich anwesende Publikum sowohl die altertümlichen, nur halb verstandenen Zeremonien, wie auch den Gang der eigentlichen Verhandlung sehr aufmerksam und ruhig verfolgt habe. Allerdings wird von Augenzeugen in einigen Fällen auch das Gegenteil bezeugt, daß man lose Redensarten im Umkreise und sonstigen Unfug gemacht habe, und das kann bei dem eigentümlichen Anblick der bewaffneten Dingvögte und bei dem Anhören der, wenn auch mit noch so ehrbarem Gesicht vorgebrachten Formalitäten in einer so weit fortgeschrittenen Zeit nicht wunder nehmen. Wie bekannt, haben die Dinggerichte bis zur Übernahme der Herzogtümer durch Preußen bestanden.

[1]) Falck, Handbuch des schleswig-holst. Privatrechts Bd. III, 2 spricht auch von einem jährlichen Gehalt der Dingvögte, allerdings ohne Belege zu geben. Bisweilen seien auch allen Dingleuten gewisse Abgaben erlassen gewesen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilhelm Wisser** in Eutin.

30. Dumm' Hans un klôk Klas.*)

Dgr 's mal ins 'n Bur'n weß, de hett twê Söns hatt. De ên is so dumm weß, de hett Hans hêten. De anner hett Klgs hêten.

Klgs hett de Schgp hött. Un Hans hett em meddgs ümmer wat ęten [1]) ngbringen müßt.

Nu ên'n Dach, do schall he em uk mal Meddach [2]) ngbringen, do kümmt he bi 'n Börn [3]) verbi, un do ropt de Pogg'n [4]) ümmerlos ‚ünk. ünk.'

Do mênt Hans, se ropt ‚Klümp, Klümp.' Un do kricht he 'n Klümp [5]) ut 'n Putt un ‚dgr hebbt ji 'n Klümp,' sech' 'e.

'n Obenlick [6]) sünd se still, gwer gliks fangt se weller an ‚ünk, ünk.'

‚Hebbt ji den' al up?' sech' 'e. ‚Na, denn wi' 'k ju man noch ên'n gęben.'

Un so smitt he ęr all' de Klümp ên na 'n annern hen. Un as hê bi Klgs kümmt up 'e Koppel, do hett he niks mêr in 'n Putt as de dünn' Supp.

Up 'n anner Mal, as he Klgs Meddach ngbring'n schall, do kümmt he in 'n Redder [7]) helank, un de Sünn schin't em so vun blang' tô [8]) int Gesich.

Do ward he sin'n Schatten wgr, dat dê an 'n Knick ümmer achter em an geit.

Do mênt hê, dat dat 'n frömm'n Mann is, un do steit he still un secht: ‚Mann, wat wullt du? Bliw du man trüch.'

De Schatten kümmt em gwer je doch wa' ng. Do dreit he sik wa' üm un secht: ‚Kanns wul rüken, dat ik wat in 'n Putt heff? Na, de Grütt kanns krigen. Klgs hett uk sachs [9]) nog an de Pannköken.'

---

*) Besondere Klugheit legt Klas nirgends an den Tag; er hat auch kaum Gelegenheit dazu. Die Überlieferung nennt ihn offenbar nur aus dem Grunde den ‚klugen,' weil er nicht so dumm ist wie sein Bruder Hans.

Die Zusammenstellung des hier mitgeteilten Märchens rührt von meiner Hand her. Bei Frau Schl. bilden die beiden Motive ‚Schap up 'n Dutt hol'n' und ‚Klümp' (vgl. Grimm Nr. 7. ‚Der gute Handel') zwei besondere Geschichten, bei Frau L. sind die beiden Motive ‚Schatten' und ‚Schap up 'n Dutt hol'n' zu einer Geschichte vereinigt. Beide Erzählerinnen lassen übrigens Hans den Schafen nicht die Kehle, sondern den Kopf abschneiden. Außerdem erzählt Frau L. so: ‚As Klas wech is, lopt de Schap all' ut 'n annern: een löppt hier hen un dat anner dar. Do haut Hans ęr all' den Kopp af un stickt de Köpp all' up Pal'n, all' dich een bi 'n annern.'

Wie ich mir das Märchen kürzlich von Frau L. noch einmal wieder erzählen ließ, vermutete sie, die Geschichte gehe noch weiter. Klas und Hans hätten sich nicht wieder nach Hause getraut und seien fortgelaufen. Wie es ihnen dann aber ergangen sei, habe sie vergessen.

Diese Vermutung ist möglicherweise nicht unbegründet. In Müllenhoffs hdschr. Nachlaß findet sich nämlich eine von einem Georg Reimers geschriebene Fassung folgenden Inhalts. Hans hält seinen Schatten für den Teufel und wirft mit den Schüsseln danach. Während Klas fort ist, um zu Hause zu essen, schneidet H. den Schafen den Kopf ab und wirft die Köpfe alle auf einen Haufen. Wie dann Kl. zurückkommt, meint dieser, sie wollen nur fortlaufen. Abends kommen sie in einen Wald und klettern in einen Baum. Da kommen drei Räuber, um ihr Geld zu zählen. H. läßt vor Angst die mitgenommene Kruke mit Wasser fallen, und die Räuber entfliehen (vgl. Grimm Nr. 59. ‚Frieder und Catherlieschen'). H. fängt dann an zu flöten (pfeifen). Der eine Räuber kommt zurück. Dem will H. mal zeigen, wie das Flöten gemacht wird, und sagt ihm, er müsse die Zunge ausstecken. Der Räuber thut es, und H. schneidet ihm rasch die Zunge ab, worauf der Räuber schreiend davon läuft. Die beiden Brüder nehmen dann das Geld und kaufen sich Schafe wieder.

Auch in einer von dem Hufner Hinr. Howe in Sagau stammenden Geschichte — sonst ganz anderen Inhalts — übernachten ‚dumm' Haus un klook Klas', hier zwei reisende Musikanten, zuletzt auf einem Baum und verjagen die Spitzbuben durch das Hinabwerfen der mitgenommenen Thüren.'

Un dgrmit smitt he em den Putt mit Grütt hen, pledunns [10]) na 'n Grgben rin.

De Schatten kümmt em gwer je doch wa' ng.

Do dreit he sik noch mgl wa' üm un secht: ‚Grütt machs wul ne? Büß am Enn' mit Lussen [11]) na de Pannköken.'

Un dgrmit smitt he em dat Töller [12]) mit de Pannköken uk noch hen, batz na 'n Grgben rin.

As hê nu up 'e Koppel kümmt, do secht Klgs: ‚Na, Hans, du brings mi je kên Meddach'.'

‚Ja,' secht Hans, ‚dar güug' ümmer 'n ol'n Kêrl achter mi an, de wêr so hungeri, den' he' 't [13]) dat all' gęben. Sü, dar is 'e al weller.'

‚Gott, Hans,' secht Klas, ‚dat 's din Schatten je.'

Nu hett Klgs je niks to ęten hatt, un do secht he: ‚Na, Hans, denn wi' 't [14]) man hen to Hus gan un ęten dgr wat. Denn muß du so lang' de Schgp hôden. Muß ęr gwer uk gôt up 'n Dutt [15]) hol'n.'

‚Jg,' secht Hans.

As Klgs wech is, kricht Hans sin Meß rut un snitt all' de Schgp de Kęl [16]) af, un do smitt he ęr all' up ên'n Dutt hen.

Naß [16]) kümmt Klgs je wa' trüch.

‚Hans, Hans,' sech' 'e', ‚wat heß nu wa' utôwt!' [17])

‚Ja,' sech' 'e, ‚ik schull de Schgp je gôt up 'n Dutt hol'n. Nu sünd se je doch up 'n Dutt.' —

Nach Frau Lembcke, früher in Sagan, jetzt in Eutin, geb. 1826, *) Frau Stina Howe**) geb. Kloth (aus Sagan) in Kaffeedorf, geb. 1826, und ihrer Schwester Frau Anna Schlichting in Sagan, geb. 1828.

Anmerkungen: [1]) was (zu) essen. [2]) Der oder das Mittag, d. h. Mittagsessen. dd wird fast wie rr gesprochen, von Frau L. genau wie rr. Das ch am Schluß ist vielfach schon geschwunden; Frau L. spricht es noch deutlich mit: ‚Merrach.' [3]) Wasserloch, angelegt zum Tränken des Viehs. [4]) Frösche, hier Unken. [5]) Kloß. [6]) statt Ogenblick. [7]) sprich ‚Keller.' [8]) ‚von beilängs zu' d. h. von der Seite, schräg. [9]) eigentlich sachte, vielleicht, am Ende. [10]) verdauz. [11]) mit Gelüsten, lüstern. [12]) Töller ist sächlich. [13]) sprich ‚heck,' st. hess ik. [14]) sprich ‚wick,' st. will ik. [15]) auf dem Haufen d. h. zusammen halten. [16]) st. tonaaß, eigentl. zunächst, nachher. [17]) ausgeübt, angerichtet. [18]) so allein Frau Howe.

Die schleswig-holsteinische Enthaltsamkeits-Bewegung im Jahre 1901.

Von Dr. med. Fock in Hamburg.

Unsere Provinz hat ihren bisherigen ersten Platz in der Bekämpfung des Alkoholismus auch in diesem Jahre sich bewahrt. Von Dänemark aus ist ja die Enthaltsamkeitsidee zu uns gekommen und allmählich und sicher dringt sie nach Süden vor. Schleswig-Holstein — für unsern Zweck können wir Hamburg, Lübeck und Fürstentum Lübeck dazu rechnen — ist mit einem engen Netz von Abstinenzvereinen überzogen; ähnlich steht es in einem großen Teil der Provinz Hannover; im übrigen Deutschland finden sich vorläufig nur erst kleinere oder größere Inseln.

Unter den verschiedenen Abstinenzvereinigungen ist der Mitgliederzahl und der Wichtigkeit nach in erster Linie zu nennen der Guttemplerorden (Independent order of good templars, I. O. G. T.). Er arbeitet in 2 Großlogen; im dänisch redenden Nordschleswig „Deutschlands Großloge I" mit dänischer Geschäftssprache,

*) Nähere Angaben im Oktoberheft 1900.

**) Ihre Geschichte enthält nur das Motiv ‚up 'n Dutt hol'n.'

naturgemäß, weil auf einen kleinen Teil des Landes beschränkt, nicht sehr groß; sie stiftete im Laufe des Jahres verschiedene neue Logen und machte gute Fortschritte. „Deutschlands Großloge II" zählte am 1. Januar 1901 in dem genannten Gebiet 216 Logen, 31. Dezember 255 Logen. Die neu hinzugekommenen 39 Logen verteilen sich auf die Orte: Achtrup, Altona, Bramstedt, Dörpum, Elmshorn, Flensburg, Geesthacht, Hamburg, Heiligenhafen, Itzehoe, Jübek, Kappeln, Lübeck, Luschendorf, Maisborstel, Nahe, Neumünster, Nordschl. Weiche, Norstedt, Osterbordelum, Pellworm, Quickborn, Reinbek, Schwabstedt, Schwarzenbek, Seestermühe, Sophie-Magdalenenkoog. Das Großlogenfest ward im Juli in Lübeck gefeiert und nahm unter sehr großer Beteiligung, auch von seiten der nicht abstinenten Einwohnerschaft Lübecks, einen großartigen Verlauf. Der Senat war offiziell vertreten und begrüßte und beglückwünschte den Orden. Da eine Reihe anderer Abstinenzvereinigungen ihre Jahresversammlung mit dem G.-L.-Fest zusammenzulegen pflegt, so bildet sich dies immer mehr zu einem allgemeinen Abstinenztage heraus. Als Festort für 1902 wurde Kiel gewählt, 19.—21. Juli. Neue Kinderlogen entstanden 5, in Altona, Lunden, Sonderburg, Hamburg. Verschiedene eigene Häuser erwarb die Großloge zu den schon in ihrem Besitz befindlichen, so in Hamburg, Eutin, Apenrade, Lokstedt bei Hamburg u. a. Am 22. September gab der Orden den Teilnehmern der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in Hamburg ein großes Fest in Sagebiels Etablissement, welches sehr dazu beitrug, den Orden in Ärztekreisen immer weiter bekannt zu machen und ihm unter den Ärzten neue Mitglieder zu gewinnen. Wie in früheren Jahren haben auch in 1901 eine Reihe von Behörden, Sparkassen ꝛc. in richtiger Würdigung des Wertes der Ordensarbeit für die Allgemeinheit dessen Bestrebungen zu fördern gesucht durch öffentliche Anerkennung und durch pekuniäre Unterstützung, z. B. in Altona (5000 ℳ), Bergedorf und andern Orts. Die Ordenszeitung, der „Deutsche Guttempler", erweiterte seinen Leserkreis auch in unserer Provinz bedeutend. In ganz Deutschland zählte Großloge II am 31. Dezember 1901 435 Logen.

Der „Alkoholgegnerbund" gründete 5 neue Ortsvereine, in Albersdorf, Altona, Bredstedt, Flensburg und Hamburg. Seine Jahresversammlung fand in Lübeck anläßlich des G.-L.-Festes statt. Der Verein abstinenter Lehrer gründete eine eigene Ortsgruppe in Hamburg und gewann eine große Zahl neuer Mitglieder. Die Vereinszeitschrift „Die Enthaltsamkeit" wurde in ausgiebigster Weise zur Agitation benutzt (Auflage 1000—4000) und die Arbeit besonders auf die Schulaufsichtsbehörden ausgedehnt. Der Verein abstinenter Ärzte tagte gelegentlich der Naturforscherversammlung in Hamburg. Er verteilte bei dieser Gelegenheit 4000 Exemplare seines Vereinsorgans: „Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten." Eine zwanglose Versammlung wissenschaftlichen Charakters fand statt in Lübeck beim G.-L.-Fest. Der Verein abstinenter Kaufleute wurde gegründet im November 1901 und gewann bald mehrere Hundert Mitglieder; eigene Vereinszeitschrift: Kaufmännische Abstinenzblätter. Der Verein abstinenter Eisenbahner wurde vorbereitet; zur Gründung kam es aber erst 1902. Für einen abstinenten Arbeiterverein wurden in Hamburg Vorarbeiten gemacht. Das blaue Kreuz vermehrte ebenfalls seine Mitgliederzahl. Bei Schluß der letzten Statistik vom 1. September 1901 zählte der Nordbund ca. 1000 Mitglieder und Anhänger in folgenden Orten: Hamburg, Elmshorn, Kaltenkirchen, Neumünster, Rendsburg, Bredstedt, Itzehoe, Kiel, Ütersen, Frörup, Moorburg, Sonderburg, Glückstadt, Niebüll, Tondern, Wyk. Der Deutsche Guttemplerorden, der sich vor Jahren vom I. O. G. T. abzweigte und ca. 12. Logen zählt, verdoppelte seine Mitgliederzahl im Jahre 1901; sein

Hauptarbeitsfeld ist Hamburg. Über verschiedene kleinere Vereinigungen mehr lokalen Charakters liegen mir keine statistischen Angaben vor; im allgemeinen machten auch diese gute Fortschritte. Unter den Kieler Studenten finden sich noch immer erst vereinzelt Enthaltsame; doch soll in verschiedenen studentischen Verbindungen die Alkoholfrage des öfteren privatim und offiziell ernstlich diskutiert worden und stellenweise eine Aufhebung oder Durchbrechung des Trinkzwanges erreicht sein. Die ganze Bewegung ist also im Jahre 1901 in unserer Provinz ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Mitteilungen.

1. Als Ergänzung zu den in Nr. 1 und 3 dieser Zeitschrift gebrachten **Wanderliedversen des Schustergesellen** darf ich aus schriftlichen Aufzeichnungen von 1859 noch folgende Varianten bringen. Der Titel lautet in meiner Handschrift:

Krischan sin Reis' in't Holsteensche 1859.
Nix för ungod, seggt he.

Außer dem von Prange gebrachten Verse über Niestadt findet sich der folgende:

Un Niestadt, seggt he, is 'n Stadt;
Hebbt's nich veel, seggt he, ist 't doch wat;
Un de Steen sünd dor bannig hart
Un de Schosteensegers geiht dor swart.

Für Lütjenburg finde ich noch den Vers:

Un in Lüttenborg makt se Köm,
Den'n will männicheen gar nich lö'm;
Un dat Rathus steiht dor bannig scheef:
Wenn 't man blos keen Gewitter geew!

Unter Büsum findet sich in meiner Handschrift deutlich „vör de Flöten" geschrieben.

Altenkrempe in Ostholstein. Rulffs.

2. **Bemerkungen zum Artikel „Lichtstippen"** in Nr. 3 der „Heimat" 1902. So, wie hier beschrieben, wurden auch bei uns (in Angeln) die Lichte gemacht. Wir sagten aber Lichtstüppen, hin und wieder auch wohl stöpen (stippen, stüppen = (dänisch dyppen) = eintunken) — den Lichtspät nannten wir Lichtpit (Spieß). — Die hier beschriebene Lichtform kenne ich nicht. Unsere Lichtform war eine lange, reichlich fingerdicke Blechröhre, in welche der Docht zu einem Lichte gefügt, und dann der Talg dazu hineingegossen wurde. Es kamen auch Formen vor von zwei oder mehr solcher Röhren, welche durch eine oben hinlaufende trogartige Fassung vereinigt waren, also es ermöglichten, mehrere Lichte auf einmal zu gießen. Ein so gegossenes Licht war besser, aber auch teurer als ein gestüpptes und prangte nur bei festlichen Gelegenheiten auf dem Tische. Die „Schnöterkatten" hießen bei uns Praas (dänisch). — Der Kienspan hat wohl hier zu Lande kaum die Rolle gespielt wie in bewaldeten Berggegenden. Dennoch habe ich eine Familie gekannt, von der erzählt wurde, daß in den ersten Jahren ihres Haushalts der Mann abends Späne schnitt, bei deren Licht die Frau gesponnen habe. Ihre sorgsame Wirtschaft machte indessen bald diese Beleuchtung entbehrlich. In anderer Weise habe ich den Kienspan benutzen sehen, auch angefertigt und gebraucht. Wir schnitten nämlich fußlange, etwa 2 cm breite Späne aus „Moorholz," d. h. aus dem vom Torfmoor geborgenen Fichtenholz. Diese Späne wurden getrocknet und dann zu allen den Zwecken verwendet, denen der Praas diente. In kleine Bündel gebunden, bildeten diese Späne einen Handelsartikel, wie Klaus Harms sie in seinem „Gnomon" S. 356 beschreibt unter dem Namen Carlum Lys (Carlumer Lichte, aus dem Kirchspiel Carlum). In meinen Knabenjahren traf man noch in Flensburg in den Wirtshäusern diese Späne an, die hier als Fidibus dienten. Sie haben später den langen und breiten Schwefelhölzern Platz machen müssen, die auch schon längst verschwunden sind. — Der Provit hatte meistens statt eines Dornes deren drei, zwischen welche der Lichtstumpf eingeklemmt wurde. — Die Talglichte gaben das beste Licht; die Thranlampe war schlechter, aber billiger, und brauchte nicht jeden Augenblick geputzt zu werden. — Im ganzen war dazumal die Stube schlecht erleuchtet. Wir wußten es aber nicht besser und befanden uns in diesem Halbdunkel — behaglich!

Flensburg. J. J. Callsen.

3. **Flensburger Hochdeutsch.** Mit Vergnügen las ich das Flensburger Hochdeutsch in Nr. 2 der „Heimat." und möchte noch einen Beitrag dazu liefern, eine Kaiser-Anekdote, die ich Sr. Majestät dem Kaiser selbst zu erzählen Gelegenheit hatte. Die Geschichte ist

wörtlich nachgeschrieben, gleich nachdem sie gehört, und besteht in einem Gespräch zweier alter Damen, die 1898 bei Anwesenheit Sr. Majestät in Flensburg einen Dampfer benutzten, um die Kriegsschiffe auf der Föhrde zu sehen, und sich dabei über den Kaiser unterhielten.

Erste Dame: Säg mål, wo is das duch eigentlich, wenn der Kaiser was ßu essend håben wil?

Zweite Dame: Djå, då hat er sonn Hofmarschall dåzu, der muß das allns perbieren, ob das auch woll vergift is.

Erste: Mein Chodd duch! denn werd das djå åber allns kalt!

Zweite: Djå, das wird allns kalt.

Erste: Man ßullte duch denken, so Einen war hoch genug und kunnten ßehn und kriegen ßein Essend warm!

Berlin. Harro Magnussen.

4. **Der Totenkopf, Acherontia atropos** L. a. Im Anschluß an die Mitteilung über den Totenkopf, die Herr O. Lindemann in Nr. 11 der „Heimat" 1901 veröffentlichte, kann ich eine Angabe über eine noch nördlichere Beobachtung dieses Schwärmers im Jahre 1899 machen. In diesem auch ungewöhnlich trocknen und warmen Jahre wurde mir in Norburg auf Alsen am 1. August die ausgewachsene Raupe gebracht, die sich am nächsten Tage schon zur Verpuppung in die Erde begab und am 7. November den Schmetterling ergab. Damit bestätigt sich die Angabe von Prof. Taschenberg, daß die Puppen vom Totenkopf in unserer Gegend nicht überwintern. Als Merkwürdigkeit teile ich weiter noch mit, daß in einem Garten damals eine Raupe an einem Birnbaum gefunden wurde, also an einer für diese Raupe bisher wohl nicht beobachteten Nährpflanze.

Hamburg. Friedrich Hipp.

b. Mit der Bemerkung, daß bereits im III. Jahrgang der „Heimat" S. 89 sich Angaben über das Vorkommen des Totenkopfes in Schleswig-Holstein veröffentlicht finden, verbinde ich die Mitteilung, daß Raupen und Puppen dieses unseres größten deutschen Schwärmers im letzten Sommer auch mir von Schülerinnen gebracht worden sind, die diese ihnen unbekannten Objekte auf Kartoffelland in Gärten in Dietrichsdorf an der Schwentine und in den städtischen Pachtgärten Kiels gefunden hatten. Das häufige Vorkommen der Raupen und Puppen im letzten Sommer dürfte Veranlassung sein, daß sich in diesem Jahre auch Gelegenheit zu Beobachtungen des Schwärmers selbst bieten wird. Möchte die obenstehende Abbildung zu weiterer Beobachtung anregen, die bei häufigerem Vorkommen den Imkern, in deren Bienenstöcke der Totenkopf als Honigräuber eindringt, und den Gartenbesitzern, deren Jasmin- und Geißblattblüten er in den Dämmerstunden umschwärmt, um den Nektar der Blumen fliegend zu saugen, nicht schwer fallen dürfte. Um weitere Mitteilung wird gebeten. Eine interessante, inhaltsreiche Monographie des Totenkopfes, die eingehend seine Geschichte, die Biologie, die Stimme und die Schädlichkeit behandelt, ist von Ludw. Aigner-Abafi in Band III—V der „Illustrierten Zeitschrift für Entomologie" veröffentlicht.

Kiel. F. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 6. Juni 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Harzen-Müller, Büsum und sein Wattenmeer. I. (Mit Bildern.) — 2. v. Osten, Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852. II. — 3. Brandt, Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. I. — 4. Voigt, Flensburg um das Jahr 1600. — 5. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 6. Barfod, Der Biber in Schleswig-Holstein. (Mit Bildern.) — 7. Mitteilungen. — 8. Anfragen.

Bücherschau.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. IV. Band: Stärlinge, Stare, Pirole, Rabenvögel, Würger, Fliegenfänger, Schwalbenvögel, Segler, Tagschläfer, Spechte, Bienenfresser, Eisvögel, Racken, Hopfe, Kuckucke. Mit 49 Chromotafeln. Gera-Untermhaus: Fr. Eug. Köhler, 1901. VI u. 432 S.; gr. Fol. — Langsam aber stetig schreitet dies Prachtwerk seiner Vollendung zu; jeder neue Band bietet neue Überraschungen. Alles, was ich daher früher schon zu Lobe schreiben durfte, trifft hier wieder in vollstem Maße zu. Könnte der selige Naumann doch nur eine flüchtige Stunde den Anblick seines wiedererstandenen Lebenswerkes genießen: das wäre schon Seligkeit genug für ihn. Lobenswert ist es, wie außerordentlich dezent die korrigierende Feder des Stabes der Mitarbeiter an dem Texte ihres großen Meisters gearbeitet hat. Ich mache mir beim Erscheinen eines jeden Bandes ein kleines Privatvergnügen daraus, zu sehen, was unser Freund Rohweder aus dem Schatzkästlein seiner Beobachtungen und seines Wissens in den Naumannschen Text hinein verwoben hat. So überraschte mich die Notiz, daß Rohweder das Absuchen von Insekten aus den Haaren der Schafe und Rinder durch die „reitenden" Stare für eine irrtümliche Vermutung Naumanns hält; er meint vielmehr, daß die genannten Tiere von den Staren nur als Ruheplatz benutzt werden. Ich erwähne dies, um unseren Naturfreunden eine Perspektive nutzbringender Beobachtungen zu eröffnen. Für den Nutzen der Stare spricht die von Rohweder berichtete Thatsache, daß die früher alljährlich in den schleswig-holsteinischen Marschen auftretende Plage des Graswurmfraßes seit ein paar Jahrzehnten infolge der Thätigkeit der Stare ganz aufgehört hat. — Für das Bestreben, mit peinlichster Sorgfalt alle neueren Beobachtungen dem Naumannschen Texte einzugliedern, spricht u. a. auch der Umstand, daß des im Juni 1899 bei Kiel erlegten Rosenstares (Pastor roseus L.), der sich in meinem Besitze befindet (vergl. auch meine in der „Heimat" 1899 veröffentlichte Notiz), erwähnt wird. — Mit wehmütigem

Blick sieht der Naturfreund einen der schönsten Vögel unseres Vaterlandes, den Kolkraben (Corvus corax L.), verschwinden; nicht lange wird es mehr dauern, und er und der Uhu sind bei uns verschollen. Das Verbreitungsgebiet des Kolkraben hat sich seit Naumanns Zeiten bedeutend verändert, an manchen Stellen ist er überhaupt nicht mehr zu finden. Nicht ganz so schlimm scheint es für unsere Heimat zu sein; denn nach Rohweders Bericht ist er bei uns nicht eigentlich selten. Er benutzt in den Marschen oft einzelne hohe Bäume bei menschlichen Wohnungen als Brutstelle. Überhaupt ist er im Westen unserer Provinz häufiger als in den Walddistrikten des Ostens. Im Winter hat Rohweder ihn bei Husum auf mit Dünger befahrenen Äckern bisweilen in größeren Gesellschaften, bis zu 20 Stück, angetroffen. — Des weiteren korrigiert Rohweder die von Matschie gegebene Grenze des Krähen-Raben (Corvus corone L.) Es heißt darüber wörtlich: „In Holstein bewohnt die Nebelkrähe (Corvus cornix L.) als Brutvogel nur den östlichen Winkel (Land Oldenburg, daher „Oldenburger Krähe") mit der gegenüberliegenden Insel Fehmarn. Das ganze übrige Holstein ist Brutgebiet der Rabenkrähe (daher dänisch „Holsteensk Krage"), die überall und häufig vorkommt. In Schleswig wird die Grenzscheide der beiden Arten ungefähr bezeichnet durch eine Linie, die man von der Eckernförder Bucht nach Nordnordwesten bis zum nordwestlichsten Punkt (an der Königsau) zieht. Auch hier ist die Rabenkrähe westlich von dieser Linie sehr häufig; selbst auf den größeren Nordseeinseln nistet sie regelmäßig, auf Sylt z. B. in der alten Vogelkoje, auf Nordstrand und Pellworm in Baum- und Obstgärten. Den baumlosen Halligen fehlt sie natürlich." — Entgegen der Naumannschen Bemerkung, daß die Rauchschwalbe (Hirundo rustica L.) in den Marschländern des nördlichen Deutschlands selten sei, konstatiert Rohweder das häufige Vorkommen in unseren Marschen sowie auf den vor dieser Küste liegenden Inseln, selbst auf den meisten Halligen. An den Schwalben, die seit vielen Jahren unter der Decke des Balkons vor Rohweders Zimmer nisten, hat dieser die Erfahrung gemacht, daß sie das alte Nest nicht gern wieder benutzen. Er bricht daher in jedem Frühjahr die alten Nester bis auf den untersten Rand ab, und das scheint den Vögeln am besten zu passen. — Wo der hohe Preis des Lieferungswerkes den allermeisten Naturfreunden die Anschaffung desselben verbietet, ist es Pflicht der Bibliotheken, dasselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Besitzenden aber verrichten ein gutes Werk, wenn sie ihrerseits durch Ankauf des Prachtwerkes den Verleger des gewaltigen Risikos, das er auf sich geladen hat, entlasten: das herrliche Bilderwerk ist eine Zierde jedes Salons! Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Bad Albersdorf, Holstein, am Kaiser Wilhelm-Kanal

romantisch, unmittelbar an grossen, prächtigen Laub- und Nadelwaldungen belegen. **Luftkurort** ersten Ranges, herrliche **Sommerfrische,** kräftige **Stahlbrunnen, alle Arten Bäder,** erfolgreiche Kuren.

Illustrierten Prospekt und Auskunft gratis durch den

Vorstand des Kurvereins.

Ostseebad See- und **Borby** **Eckernförde** Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommer-Aufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer Stunde, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Schüchternheit, Verlegenheit,

Befangenheit, Angst, Furcht, Verwirrung, Schwinden der Gedanken, Aufregung (vor Höherstehenden, vor dem anderen Geschlecht, in Gesellschaft ꝛc.) und ihre sofortige Unterdrückung durch die Methode „Zoism:" Keine bloßen moralischen Ratschläge. Kostenloses (Garantie!) überall anzuwendendes Verfahren. Broschüre **gratis und franko.** (23)

F. W. Gloeckner & Co., Leipzig 197a, Alexanderstraße.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 6. Juni 1902.

Büsum und sein Wattenmeer.

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

I.

Ums Jahr 1500 war Busen eine kleine Nordseeinsel von fast rundlicher Gestalt, zwischen Eider- und Elbmündung, südwestlich von Heide und nordwestlich von Meldorf gelegen und zum ditmarsischen Freiheitsstaate gehörig. Der Hauptort war das Kirchdorf Norddorp, das jetzige zum Kreise Norderditmarschen gehörige holsteinische Nordseebad Büsum; östlich davon lagen die Kapelldörfer Dykhusen (Dorf Deichhausen) und Warven (Dorf, Hafen und Nordseebad Warverort), nördlich das Dorf Fyfflusen und die Stellen Westereggemede und Wærholm. Das Busener Kirchdorf Süderdorp war bereits von der Insel abgerissen und vom

Ansicht von Büsum.

Meere verschlungen worden, Middelsdorp folgte nach, seit 1450 von den gierigen Wellen der Nordsee benagt und durch Krieg mit den Hamburgern zerstört; der Wart- oder Wahrstrom trennte die Insel vom Festlande, bis in den Jahren 1585 bis 1609 Deiche gezogen wurden, wodurch Busen landfest wurde. Kein geringerer als Klaus Groth hat das holsteinische Vineta in seinem Gedichte „Ol Büsum" folgendermaßen besungen:

Ol Büsum liggt int wille Haff,
De Flot de keem un wöhl en Graff,
De Flot de keem un spöl un spöl,
Bet se de Insel ünnerwöhl.
Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water schael dat all hendal.

Dar weer keen Beest, dar weer keen Hund,
De ligt nu all in depen Grund.
Un allens, wat dar lev un lach,
Dat deck de See mit depe Nach.
Mitünner in de holle Ebb
So süht man vunne Hüs' de Köpp.
Denn dukt de Torn herut ut Sand,
As weer't en Finger vun en Hand.
Denn hört man sach de Klocken klingn,
Denn hört man sach de Kanter singn,
Denn geit dat lisen dær de Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft!"

Das Gedicht ist von Groths Freund, dem sehmarnschen Organisten Leonhard Selle, dem Vater des plattdeutschen Kunstliedes, im Jahre 1853 in Musik gesetzt und veröffentlicht worden.

Gegen das Jahr 1560 hörten die fortwährenden Kriege der Busener mit Hamburg und den Hansestädten, mit Dänemark und Holstein auf, und die Inselbewohner verloren trotz der tapfersten Gegenwehr, an der sich sogar die Frauen und Kinder mutig beteiligten, zusammen mit den Ditmarschern ihre Freiheit an den König von Dänemark und die Grafen von Holstein.

Während Büsum als Kirchspiel bereits 1140 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Hamburg und Bremen erwähnt wird, stammt die jetzige alte Kirche zu Büsum, einst dem heiligen Clemens geweiht, aus dem Jahre 1442; sie wurde besonders im Jahre 1728 stark renoviert, und Dachreiter und Uhr wurden nach

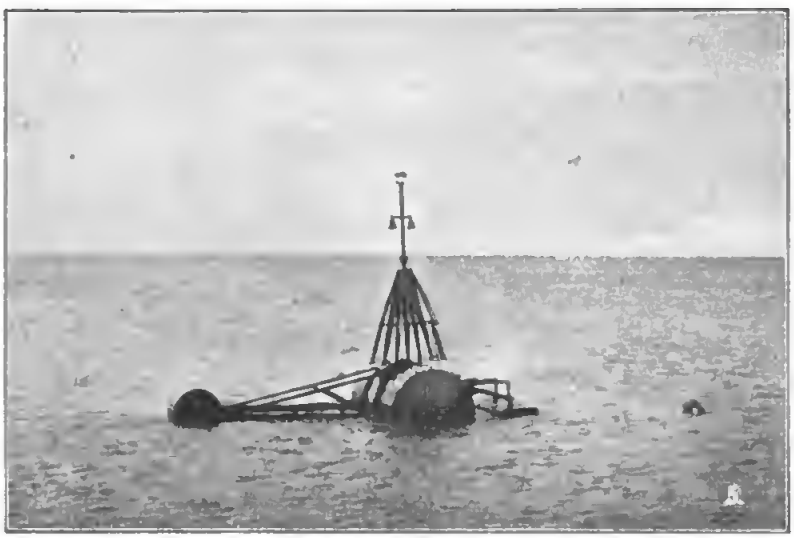
Ansicht des Büsumer Hafens.

einem Brande 1863 wiederhergestellt, wie die Daten an der Kirche angeben. Sie besitzt als altertümlichstes Kunstgerät ein aus dem 13. Jahrhundert stammendes Taufbecken, welches einst von der Insel Pellworm geraubt sein soll, in Wirklichkeit aber aus Holstein herrühren dürfte; es hat eine eingekratzte, schwer leserliche Spiegelinschrift. Die eine der vier Glocken stammt aus St. Petersburg; von den in der Kirche befindlichen holzgeschnitzten Figuren sind viele durch Anstrich mit Ölfarbe oder mit Kalk leider verdorben worden. Im Jahre 1533 wurde in Büsum die Reformation eingeführt, — ein schön geschnitztes Gestühl zeigt ein Brustbild Martin Luthers mit der Jahreszahl 1564 — und ums Jahr 1600 war daselbst Kapellan und später Diakon Johannes Adolf Köster, genannt Johann Adolfi oder Neocorus, der berühmte und hochverdiente Chronist Ditmarschens.

Digitized by Google

Es gab eine Zeit, da galten die Büsumer für Abderiten und Schildbürger,[1]) denen man alles weismachen, von denen man nichts Gescheites erwarten konnte; jetzt sind sie sehr helle, und das aus 1200 Einwohnern bestehende Dorf ist ein vielbesuchtes Nordseebad geworden, hat Eisenbahn, Telegraph und Telephon, einen Badearzt und einen Apotheker, zwei Photographen, eine Krabbenfabrik und zwei Zeitungen, Theater und Réunions und eine Segelregatta, in seiner Kirche Dampfheizung, in seinen sauberen, zumeist mit Alleen bestandenen Straßen elektrisches Licht und zu seinem Schutze und als Auge des Gesetzes, welches über alles und über alle wacht, einen Mann, der den friedlich-frommen Namen Engel führt, dazu einen Nachtwächter, der den, der's nicht gewohnt ist, trotz seiner milden Stimme dennoch aus dem Schlummer weckt.

Wenn man den Büsumern früher nachsagte, daß sie arge Seeräuber waren, so sind sie jetzt friedliche Landwirte, Handwerker, Schiffer und Fischer, die sich im Nebenamt redlich von den „Bodegästen" ernähren, die ihnen der Sommer beschert; und wenn sie früher durch falsche Feuerzeichen die armen Schiffbrüchigen anlockten, um sie auszuplündern, so schützt jetzt neben dem niedrigen, alten Petroleumleuchtturm, welcher an warmen Sommerabenden von Ohrwürmern dicht bekrabbelt und von den Einheimischen umstanden wird, ein mächtiger elektrischer Leuchtturm und eine elektrische Leuchtboje, von den Schiffern respektvoll „die Schwiegermutter" genannt, Strand und Wattenmeer; ersterer, dessen Licht in die Seekarten noch nicht eingezeichnet ist und nur zu Versuchszwecken vorübergehend einmal brennt, steht auf dem sog. Horst, südwestlich der Hafeneinfahrt; sein 3000 Kerzen starkes Blinklicht entsteht ebenso wie das der elektrischen Straßenbeleuchtung durch Benutzung und Ausnutzung des Windes, welcher amerikanische Windräder treibt. Die elektrische Boje, die im Meeresboden verankerte erste Ansegelungstonne, hat ebenfalls Blinklicht, welches hier jedoch durch die Bewegung und durch die Kraft der Wellen erzeugt wird. Diese elektrische Beleuchtungsart ist von der Firma M. Gehre u. Co. in Rath bei Düsseldorf erfunden und aufgestellt und derselben patentiert worden. Von dem elegant gebauten, hohen eisernen Leuchtturmgerüst aus genießt man eine herrliche Weitsicht über Land und Meer: nach Norden zu liegt in der fruchtbaren Marsch das Städtchen Wesselburen mit einer russischen Zwiebelkuppel auf seinem hohen Kirchdache, an die Verbindung des holsteinisch-gottorpischen Fürstenhauses mit Rußland erinnernd; Wesselburen nahm zuerst in Ditmarschen die Reformation an; hier wurde am 18. März 1813 der große Dramatiker Friedrich Hebbel geboren, dessen



Die elektrische Boje.

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Schleswig-Holsteins Schildbürger" im Sonntagsblatt Nr. 17 der „Itzehoer Nachrichten" vom 28. April 1894.

Denkmal seit 1887 den Platz vor der neuen Schule schmückt. Im Nordosten ragt der spitze Kirchturm der ditmarsischen Hauptstadt Heide empor, auf deren nicht weniger als 27 000 qm großem Marktplatze einst die Landesversammlungen der alten Ditmarsen tagten, und in deren Stadtteile Lüttenheide die Wiege Klaus Groths stand; im Osten dehnt sich das Schlachtfeld von Hemmingstedt aus, wo sich im Jahre 1500 der Kriegesruf der Dänen und Holsten und ihrer schwarzen Garde „Wahr di, Buer, de Garde kummt!" in den Siegesruf der Ditmarsen „Wahr di, Garde, de Buer de kummt!" verwandelte. Im Südosten sieht man die geistige Hauptstadt Ditmarschens, Meldorf, liegen mit seiner aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammenden Kirche, der ältesten Ditmarschens, seinem 1540 gegründeten Gymnasium und dem sehenswerten neuen Landesmuseum; der Hainbunddichter Heinr. Christian Boie (1744—1806) war ein Meldorfer Kind. Im Süden schweift der Blick über das Wattenmeer und den Friedrichskoog, im Westen über das offene Meer bis nach Helgoland; abends sieht man deutlich zwei Leuchtfeuer

Das Wattenmeer bei Büsum zur Ebbezeit.

von Cuxhaven und das der Elbinsel Neuwerk aufleuchten. Zu Füßen des elektrischen Leuchtturmes liegt ein mächtiger erratischer Steinblock, dem Andenken sechs dänischer Matrosen, welche den 3. September 1813 hier für ihr Vaterland fielen, von ihren Kameraden im Jahre 1860 gesetzt. Auch der neue Kirchhof zeigt dem Wanderer zwei soldatische Massengräber; das eine, dessen Hügel mit Epheu dicht bewachsen ist, und dessen Grabstein eine Kanonenkugel krönt, ist die Grabstätte für die im Seegefecht vor der Eider am 17. Sept. 1850 gefallenen Marinesoldaten Dütsch, Gerber, Blunck und Eckhoff; das andere hat die Besatzung S. M. S. „Albatroß" ihren am 12. Juli 1896 im Dienst und in treuer Pflichterfüllung gebliebenen Kameraden, dem Obermatrosen Wermelskirchen und den Matrosen Borgaes und Meinerling, errichtet; die Unglücklichen, deren Boot von einer Böe erfaßt und zum Kentern gebracht wurde, ertranken vor dem Büsumer Hafen auf der Rückfahrt nach dem draußen ankernden „Albatroß," auf den sie die angekommene Post bringen wollten.

Klein ist Büsum[1]) nur, klein sind die Häuser, die Stuben, die Fenster, die Betten, klein, aber sauber und niedlich, klein seine Schiffe, klein sein Hafen, klein die Fische, besonders Bütt und Aal, die dort gefangen werden, sehr klein sind die Semmeln, — wenigstens während der sommerlichen Badesaison — und sehr klein sind die Krabben, welche dem Binnenländer, besonders dem ungeduldigen und nicht fingerfertigen, wahre Tantalusqualen bereiten können; ich glaube nicht, daß sich jemand an ihnen schon einmal satt gegessen hat.

Das Seebad besteht seit dem Jahre 1820 und ist in stetem Aufblühen begriffen; zuerst waren einige wenige Badekarren vorhanden, die sich nicht bewährten; seit 1840 gab es feste, unmittelbar am Meere stehende Badehäuschen, welche jetzt gegen 90 Badezellen enthalten; während im Jahre 1879 nur 180 Badegäste gezählt wurden, kommen jetzt 2- bis 3000, darunter viele Sachsen, auch Süddeutsche und Österreicher. Während man noch in Büchern vom Anfange des vorigen Jahrhunderts liest, daß Büsum auf einem Sande an der Westsee, wie bekanntlich Dänen und Norweger die Nordsee nennen, liege, „welcher hier also den Deich entbehrlich macht," schützt nunmehr ein mit kolossalen Kosten aufgeführter Meerdeich den Ort vor den nagenden Gelüsten der See. Er schließt nach der Meeresseite zu mit einer mächtigen Felsendossierung ab, der sogenannten Steinschlag-Steindecke, und der Raum zwischen dieser Dossierung und dem Fuße des Deiches, die sogenannte Berme, eine sammetweiche, staubfreie, grüne Rasenfläche von weiter Ausdehnung bildet den eigentlichen Sammel- und Tummelplatz der Badegäste; hier sind die Strandkörbe aufgestellt, die offiziellen Scheuklappen des modernen Strandmenschen; hier stehen Schutzhütten und Ruhebänke und Erfrischungsbuden und unmittelbar an der See die Badehäuschen für Männlein und Weiblein, fein reinlich geschieden durch die Hafeneinfahrt. Von diesem höchst sauberen, durch Auswürfe und Anspülungen aus dem Meere niemals verunreinigten und verunzierten Strande weicht das Wasser zur Ebbezeit fast 2 km weit zurück, die seichten an der Küste sich entlang ziehenden Stellen, die Untiefen des Meeresbodens, bloßlegend und zurücklassend, die sogenannten Watten oder Wadden oder Schoren, wie der Holländer sagt. Die mittlere Fluthöhe beträgt im Büsumer Hafen etwas über 3 m. Auf den dem Herrenstrande vorgelagerten Watten spielt sich nun das für Büsum so charakteristische Wattenlaufen ab, dem boshafte Spaßvögel auch den Namen Wadenlaufen gegeben haben — honny soit, qui mal y pense! Was wäre Büsum ohne dieses, womit sollte sich der Badegast sonst die Zeit vertreiben, zumal da seine Hauptthätigkeit, das Baden selber, nur vor und nach dem höchsten Stande der Flut oder während desselben geschehen kann, also innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitdauer, welche täglich wechselt! Sobald also das Meer zurückgetreten ist, und die Watten freiliegen, entledigt sich alt und jung, Mann und Frau und Kind, in den Strandkörben oder in den eigens zu diesem Zwecke aufgestellten Buden der Stiefel und Schuhe. Diese Buden, von einem Strandwärter treu bewacht, ähneln mit ihren vielen, zum Aufbewahren des Schuhzeugs bestimmten Fächern den römischen Massengräbern, den Kolumbarien oder Taubenhäusern, welche in ihren Wänden mit vielen Reihen kleiner Nischen für Aufnahme der Aschenkrüge versehen waren; es giebt am Büsumer Strande zwei derartige Stiefelkolumbarien, eines für männliches und eines für weibliches Schuhzeug, und die Fächer in letzterem sollen galanterweise etwas kleiner sein als die in ersterem! Nachdem man noch seine Hose aufgekrempelt resp. seine Röcke und Kleider hochgeschürzt hat, begiebt man sich, mit einem Wattenstocke à la Saint

[1]) Die Klischees zu den Bildern auf S. 125 u. 128 sind uns von der Verlagshandlung Lipsius & Tischer in Kiel freundlichst überlassen worden; die Bilder auf S. 126, 127 u. 136 verdanken wir der Freundlichkeit der Direktion des Nordseebades Büsum. E.

Wattenläufer.

Christophe ausgerüstet, auf die von den Sonnenstrahlen durchwärmten, feuchten und sandigen Watten, um hier stundenlang spazieren zu gehen, Krebse zu greifen oder von ihnen sich kneifen zu lassen, Muscheln, Seesterne und Seemoos zu suchen, kurz die Natur im großen und im kleinen zu studieren oder sonstwie sich zu vergnügen. Seinen Höhepunkt erreicht das Wattenlaufen, wenn ein Wattenball arrangiert wird, was gewöhnlich alle 8 Tage einmal geschieht; dann zieht eine aus 5 Bläsern und einer großen Trommel bestehende Musikbande — gottlob! keine offizielle Kurkapelle, sondern biedere Büsumer, die sich in freien Stunden der Musik widmen, und deren Lungenthätigkeit eine so ausgezeichnete ist, daß, wenn sie in dem eine Stunde von Büsum entfernten Deichhausen zum Tanze aufspielen, man Takt und Melodie auch in Büsum ganz gut hören kann — natürlich ebenfalls mit nackten Beinen voran über den Meeresgrund, und alles Gebein, groß und klein und dick und dünn, bisweilen 800 bis 900 Beine, trabt „im gleichen Schlick und Tritt," wie es in der Wattensprache heißt, hinterher; unter den Klängen von „Schleswig-Holstein, meerumschlungen," der „Wacht am Rhein" oder von „Ich hatt' einen Kameraden" wird marschiert und polonäsiert bis an das Meer heran oder vielmehr bis an die Miele, einen von Osten nach Westen gerichteten Meeresstrom, an dessen östlichem Ende Meldorf, Mieleudorf liegt, dem er den Namen gegeben hat; an besonders ebenen und trockenen Stellen wird ein Tänzchen probiert, wobei dann von den Photographen, solchen von Beruf und solchen von Liebhaberei, tüchtig geknippst wird, um die feschesten Wattentänzerpaare auf die Platte zu bannen. Bei der Rückkehr — ein am Strande aufgezogener schwarzer Signalball giebt den Wattenläufern das Zeichen — kommt es nun darauf an, durch den Priel, eine im Meeresboden befindliche Wasserrinne, die auch bei Ebbe nie ohne Wasser ist, hindurchzuwaten, ohne auf Kosten der Kleidung allzunaß zu werden; wer nun zu weit zurückgeblieben ist und zu spät kommt, der muß tief ins Wasser hinein und tief hindurch, wobei die Zauderer von den auf dem Trockenen Stehenden liebevoll gehänselt und nach glücklichem Durchmarsch mit freudigem Hurra empfangen werden. Auch Klaus Groth hat sich gelegentlich einer auf Büsums Watten zusammen mit einem Freunde unternommenen Jagd einmal in einer solchen Situation befunden, wo den Jägern die Flut bis an den Hals stieg, und ihr Hund ertrinken mußte; ein köstliches plattdeutsches Gedicht giebt davon Kunde. Es ist eben ein Gedicht, in Wirklichkeit steigt die Flut außerordentlich langsam, so daß für die Wattenläufer nicht die geringste Gefahr vorhanden ist, von ihr einmal überrascht zu werden. Abgesehen aber von dem täglich sich wiederholenden, harmlosen Vergnügen, welches das Wattenlaufen bietet, ist es ein nicht zu unterschätzendes Abhärtungsmittel für den Bewegung, Stärkung und reine Luft suchenden Sommerfrischler; es ist eine verbesserte Kneipp-Kur, den Stoffwechsel des Körpers belebend und befördernd, Nervosität und Kongestionen nach dem Kopfe mildernd und beseitigend.

Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852.

Von v. Osten in Altersen.

II.

Wie aber konnte ein Vertrag, den sämtliche europäischen Großmächte mit Dänemark geschlossen hatten, wieder ungültig werden?

An der Hand der Geschichte werden wir leicht auf die einfache, richtige Antwort geführt: Weil die dänische Regierung fast alle Zusicherungen, auf welche das

Londoner Protokoll sich gründet, unerfüllt gelassen hat, also in keiner Weise ihren Verpflichtungen nachgekommen ist.[1])

Die Zusicherungen, welche der König von Dänemark in seiner Proklamation vom 28. Januar zusammenfaßte, stehen nämlich in unmittelbarer Beziehung zum Protokoll. Nur in diesen Bürgschaften erblickten Österreich und Preußen die Rechtfertigung für ihr Verhalten. Solch wesentliche Voraussetzungen aber, welche den Abschluß eines Vertrages entscheiden, gehören nach Dr. G. Beseler S. 34. 35 mit zum Inhalt desselben, auch wenn sie nicht ausdrücklich in die bezügliche Urkunde aufgenommen sind. Anfänglich hat auch die dänische Regierung den unzertrennlichen Zusammenhang der getroffenen Vereinbarungen von 1851 und 1852 mit dem Londoner Protokoll anerkannt und sich demgemäß im Reichstage geäußert. Nur die Eiderdänen, welche nach Wahrheit und Recht nie gefragt haben und welche die Stimmung in Kopenhagen beherrschten, werden gewiß auch jetzt noch bei ihrem Losungswort geblieben sein.

Bekanntlich häuften sich nun in dem Zeitraum von 1852 bis 1863 von Jahr zu Jahr die Beispiele dänischer Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit.

Im Jahre 1853 wurden die holsteinischen Stände nach Itzehoe, die schleswigschen Stände nach Flensburg berufen. Schon die ersten Vorlagen der Regierung in Betreff der neuen Staatseinrichtung ließen die Arglist der Dänen erkennen. In der königlichen Kundgebung wird Holstein als „ein selbständiger Teil unserer dänischen Monarchie", Schleswig als „ein unzertrennliches Zubehör unserer dänischen Krone" bezeichnet. Mit Bezug auf beide Länder heißt es, daß hinsichtlich der Erbfolge das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853, welches der dänische Reichstag genehmigt hatte, als Richtschnur diene. Gegen diese Sätze wäre jedenfalls sogleich protestiert worden, wenn man sie nicht der ständischen Beratung entzogen hätte. Aber auch die übrigen Paragraphen der Verfassungsurkunde fanden nicht den Beifall der Stände, weil nach dem Inhalt derselben den Herzogtümern keine Selbständigkeit und Gleichberechtigung innerhalb der Monarchie zugesichert wurde. Überhaupt sah sich die Landesvertretung ähnlich wie vor dem Jahre 1848 nur selten in Harmonie mit der Regierung, indem die Dänen stets darauf bedacht waren, die Freiheiten des Landes einzuschränken. Im Ständesaal zu Itzehoe war man fast immer einstimmig; in Flensburg behauptete sich trotz aller Beschränkung der Wahlfreiheit und trotz aller Einschüchterung eine entschieden deutsche Majorität.

Die Behandlung, welche das Land erfuhr, stand im geraden Widerspruch mit den Abmachungen von 1852 und war nicht geeignet, der neuen Ordnung einen Halt zu geben. Auf die deutschen Bundesländer Holstein und Lauenburg wurde zwar einige Rücksicht genommen; aber in Schleswig war man mit leidenschaftlichem Eifer bemüht, alles deutsche Wesen auszurotten und allen Einrichtungen ein dänisches Gepräge aufzudrücken. Die Beamten, welche sich deutscher Gesinnung verdächtig gemacht hatten, Pröpste, Prediger, Lehrer und Gerichtsbeamte, waren schon im Jahre 1851 unter dem Kammerherrn v. Tillisch des Landes verwiesen oder doch ihrer Stellen entsetzt worden. Geborene Dänen, darunter manche ganz unwürdige, sittlich verkommene Subjekte hatten die leer gewordenen einflußreichen Stellen wieder eingenommen. Graf Moltke räumte noch weiter auf, indem er auch mehreren deutsch gesinnten Landwirten und Gewerbetreibenden den Aufenthalt

[1]) Die Geschichtsforscher haben nachgewiesen, daß der Londoner Vertrag auch in sich nichtig ist, weil er die Rechte Dritter verletzt, nämlich die Rechte des deutschen Bundes, die Rechte der Herzogtümer und die Rechte der Agnaten. (Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 in seiner rechtlichen Bedeutung geprüft von Dr. Georg Beseler. 1863. — Deutschlands Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Traktat. Von A. v. Warnstedt, Doktor der Rechte und der Philosophie. 1863.

in der Heimat so unleidlich machte, daß sie es vorzogen, sich außerhalb des Landes ein neues Heim zu gründen.

Ungeachtet der königlichen Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 wurden die unter Tillisch 1851 erlassenen Sprachreskripte mit schonungsloser Härte durchgeführt. In einem großen Teil des Herzogtums Schleswig, wo die Kirchen-, Schul- und Gerichtssprache deutsch gewesen war, mußte jetzt abwechselnd dänischer und deutscher Gottesdienst gehalten, aller Schulunterricht aber in dänischer Sprache erteilt werden. Sogar in den Kreisen des Hauses und der Familie machte sich dänischer Einfluß geltend, indem alle Hausgottesdienste und deutschen Privatstunden strenge verboten wurden. Es ist nicht zu beschreiben, wieviel Unheil die Sprachverordnungen angerichtet und wie nachteilig sie auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinden eingewirkt haben.

Bei dem Streben der Dänen, die Trennung Schleswigs von Holstein vollständig durchzuführen, war ihnen kein Wort so verhaßt wie der alte Name Schleswig-Holstein. Wer es wagte, sich dieses Ausdrucks zu bedienen oder gar unser Nationallied anzustimmen, konnte erwarten, von den Polizeidienern, die in großer Anzahl öffentlich und heimlich thätig waren, als Aufrührer zur Anzeige gebracht und bestraft zu werden. „Über Schleswig wurde", wie der Historiker G. Waitz mit Recht bemerkt, „das ganze Maß willkürlicher, recht- und rücksichtsloser Fremdherrschaft ausgeschüttet".[1])

Die Schleswig-Holsteiner leisteten Widerstand gegen dänische Übergriffe soweit es in ihren Kräften lag und gaben durch ihre männliche Beharrlichkeit ein schönes, leuchtendes Beispiel. Berührt von dem wohlthuenden Umschwunge, der sich nach dem Regierungsantritt des Prinzen Wilhelm von Preußen im deutschen Volke vollzog, und von der innigen Teilnahme für die „norddeutschen Brüder", die überall sich regte, forderten die Stände mit wachsender Zuversicht ihr altes Recht. Sogar die schleswigschen Stände wagten es 1860, über die Verletzung aller Zusicherungen und namentlich über die frevelhafte Unterdrückung der deutschen Sprache Beschwerde zu führen. Die holsteinischen Stände von 1861 hoben hervor, daß der wahre Friede des Landes nicht wiederkehren werde, so lange nicht dem Verlangen nach der Verbindung mit Schleswig Genüge geschehen.

Wie aber verhielt sich während dieser Zeit der deutsche Bund, dem doch die Zustände in den Herzogtümern bekannt sein mußten? Und was thaten die deutschen Großmächte, die sich durch dänische Hinterlist hatten verleiten lassen, dem Londoner Protokoll beizutreten?

Schon im Jahre 1856 begannen höchst umständliche und fruchtlose Verhandlungen zwischen dem deutschen Bundestage in Frankfurt und der dänischen Regierung, die sich bis zum Jahre 1863 hinzogen. Wenn die Dänen an ihre Verpflichtungen in Bezug auf das Herzogtum Holstein erinnert wurden, so gaben sie scheinbar nach, handelten jedoch bald wieder nach eigenem Belieben. Als später aber auch das Verhältnis Holsteins zu Schleswig berührt wurde, antworteten sie höhnisch, daß der hohe Bundestag doch kein Recht habe, sich in schleswigsche Angelegenheiten zu mischen, da Deutschland ja nur bis an die Eider reiche. In ihrem Übermut errichteten sie am 25. Juli 1862 zur Erinnerung an die Schlacht bei Idstedt auf dem Kirchhofe zu Flensburg das bekannte Löwendenkmal, um anzudeuten, daß das dänische Volk einen Kampf mit dem südlichen Gegner nicht scheue.[2]) — Da fühlten sich die beiden deutschen Großmächte doch veranlaßt, etwas ernstlicher aufzutreten. Eine österreichische Denkschrift vom 26. August 1862 ruft der dänischen Regierung die Zusicherungen von 1852 ins Gedächtnis zurück.

[1]) Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz. Kiel 1864. S. 189.
[2]) Kam 1864 nach Berlin. Die Dänen jammerten: „Loven han er dod."

„Nur unter diesen Bedingungen," heißt es, „war die frühere Verbindung Schleswigs mit Holstein aufgegeben, die Mitwirkung der deutschen Mächte zur Regelung der Erbfolgefrage zugestanden." Eine gleichzeitig überreichte preußische Denkschrift fordert von Dänemark die Beantwortung der einfachen Frage, ob es überhaupt den bindenden Charakter der Vereinbarungen von 1852 und namentlich in Bezug auf Schleswig anerkenne. — Die Erwiderungsnote vom 6. November bezeugt, daß die dänischen Machthaber vor Deutschland nicht die geringste Achtung hatten. „Jene Verhandlungen," antworteten sie, „sprechen nicht auf Grund irgend welcher Verpflichtung, sondern lediglich aus eigener Machtvollkommenheit nicht bindende Zusagen, sondern Absichten aus." Von einem internationalen Recht, meinte der Minister Hall, könne sicherlich nicht die Rede sein, zu der Einverleibung Schleswigs in das Königreich sei eine Zustimmung der Mächte nicht erforderlich ꝛc.

Schon jetzt wären Österreich und Preußen berechtigt gewesen, mit Gewalt gegen Dänemark einzuschreiten. Nach dem Völkerrecht giebt nämlich der Vertragsbruch des einen Teils dem anderen Teile die Wahl, ob er die Erfüllung erzwingen, oder auch seinerseits von dem Vertrage zurücktreten will. (Beseler S. 36, Warnstedt S. 10. 14.) Die deutschen Großmächte mußten jedoch mit großer Vorsicht auftreten, weil England und Rußland, die beiden Schutzmächte der Dänen, immer neue Versuche machten, auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen.

Bekannt ist nun der weitere Gang der Geschichte: Der dänische Reichstag vollendet den Gesetzentwurf über die Inkorporation Schleswigs am 13. November 1863, König Friedrich VII. stirbt, ehe er die letzte Hand an das Werk des Unrechts gelegt hat, sein Nachfolger Christian IX., der sogenannte Protokollkönig, wird durch die Kopenhagener Bevölkerung gezwungen, zu unterschreiben, der Erbprinz Friedrich von Augustenburg erläßt vom Schlosse Dolzig eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in welcher er, gestützt auf die rechtmäßige Erbfolgeordnung, als Herzog Friedrich VIII. seinen Regierungsantritt erklärt, im deutschen Volke lodert die Flamme der Begeisterung für Schleswig-Holstein wieder auf, Sachsen und Hannoveraner rücken als Exekutionstruppen in Holstein ein, Preußen und Österreichee ziehen am 1. Februar 1864 über die Eider, das Danewerk wird genommen, Düppel erstürmt, eine neue Konferenz der am Protokoll beteiligten Mächte wird in London eröffnet, die Dänen bestehen auch hier hartnäckig auf ihren Forderungen, Preußen und Österreich sagen sich daher von ihren früheren Zusicherungen los und fordern die völlige Trennung der Herzogtümer von Dänemark (18. Mai), die übrigen Mächte ließen es zu einem ernstlichen Widerspruch nicht kommen: Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 war aufgehoben.[1])

Es folgte nun die Fortsetzung des Krieges, der Wiener Friede, der Krieg von 1866, der Prager Friede, die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen, der Krieg gegen Frankreich und die Gründung des deutschen Reiches.

Wer hätte im Jahre 1852, als Schleswig von Holstein getrennt werden sollte, als Preußen so manche Demütigung von seiten Österreichs erleiden mußte und als Deutschland ein Bild der Zerrissenheit und Ohnmacht darbot, daran gedacht, daß man nach kaum 20 Jahren würde sagen können: Schleswig und Holstein, Schleswig-Holstein und der preußische Staat, Preußen und das Deutsche Reich up ewig ungedeelt!

[1]) Die Großmächte hatten durch den Vertrag nur Dänemark gegenüber eine Verbindlichkeit übernommen; unter einander waren sie in kein Rechtsverhältnis eingetreten. Sie bildeten keine Sozietät, waren sich also gegenseitig nicht verpflichtet. Keine Großmacht war befugt, von der anderen die Fortdauer des Vertrages zu fordern. (G. Beseler S. 16—18.)

Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.[1])

Von Dr. Gustav Brandt in Kiel.

Es ist bekannt, daß die Kunst Thon zu formen und im Feuer zu härten, die Keramik, zu den ältesten gewerblichen Bethätigungen des Menschengeschlechts überhaupt gehört.

Auch in unserer Heimat ist die Töpferkunst frühzeitig bekannt gewesen. Schon die ältesten Bewohner des Landes, von denen uns Spuren erhalten sind, die Menschen der frühen Steinzeit, kannten irdene Gefäße, die in der Form nicht weniger elegant und reizvoll sind, als ihre Steinwaffen. Nicht nur Urnen sind es, die in den Gräbern den Toten beigegeben wurden. Noch eine Menge anderer verschiedenartig geformter Gefäße: Töpfe, Schalen, Becher, Krüge, sind uns erhalten geblieben und bekunden die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse an Geschirr und die Kunstfertigkeit in ihrer Herstellung. Die Gefäße waren ohne Töpferscheibe, mit der Hand geformt aus einem im Scherben groben graubraunen Thon. Zu der oft gefälligen Form gesellt sich frühzeitig ein primitiver Schmuck durch in den noch weichen Thon eingeritzte Strich- und Punktmusterung oder durch mittels einer Schnur hergestellte Parallelringe. Später erfährt der ornamentale Schmuck zuweilen eine wesentliche Bereicherung, indem das eingeritzte Muster durch eine weißbrennende Masse emailartig ausgefüllt wird.

In der Bronzezeit geht die Töpferei zurück. Die Gefäße sind weniger schön als in der Steinzeit und fast alle schmucklos. Sie können nicht wetteifern mit den reichen Verzierungen, die man den offenbar bevorzugten Bronzegefäßen zu geben wußte.

Die Eisenzeit, die Zeit der Cimbern und Teutonen, giebt ihren Thongefäßen wieder reicheren Schmuck, sogar figürliche Darstellungen, Menschen und Tiere in naiver Zeichnung finden sich an Urnen der Eisenzeit.

Nachdem die großen Verschiebungen der Völkerwanderung sich vollzogen haben, finden wir in unserm Lande slavische Wenden ansässig. Sie scheinen nicht reizlose Töpfereien erzeugt zu haben, doch ist das eine noch nicht völlig geklärte Frage.

Als dann nach langem, wechselvollem Kampf gegen das slavische Heidentum das Land dem Christentum und dem Deutschtum wieder erobert war, zog mit den deutschen Kolonisten unter den Schauenburger Grafen auch deutsche Kultur ein. Was sie an Gefäßtöpferei mitbrachte, wird allerdings kaum von Bedeutung gewesen sein. Die Gefäße im frühen Mittelalter sind, soweit es sich um keramische Erzeugnisse handelt, von großer Einfachheit. Wo man irgend Wert auf ein Gefäß legte, zog man als Material eben das Metall vor.

Sicher haben die deutschen Ansiedler des 12. Jahrhunderts die Töpferscheibe und die Bleiglasur gekannt. — Die Töpferscheibe ist bekannt. Sie besteht aus zwei durch eine senkrechte Welle verbundenen Scheiben, deren untere, größere, die Tretscheibe, der Töpfer mit den Füßen in wirbelnde Bewegung setzt. Auf die obere kleinere Scheibe legt er den Thonklumpen in Form eines runden, breiten Kegels, drückt beide Daumen in dessen Mitte und folgt mit der von Thonschlicker naß gehaltenen Handfläche der äußeren Wandung des durch die Schwungkraft sich bildenden Hohlkörpers, so die Wandung hochziehend und formend. Das fertig aufgedrehte Stück wird mit einem Draht von der Scheibe geschnitten. Gefäße, die dünnwandig sein sollen, werden, wenn sie lufttrocken sind, abgedreht. Um nun einen porösen, im Brande nicht versinternden Thon undurchlässig zu machen, umschmolz man ihn

[1]) Litteratur: Justus Brinkmann, Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. — J. Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. — Max Metzger, Lübecker Ofenkacheln der Renaissancezeit. Das Museum zu Lübeck 1900.

mit einer Glasur. Die Bleiglasur, eine durchsichtige, glasige, durch Metalloxyde leicht zu färbende Masse, war schon den Römern bekannt und konnte von den Erben ihrer Kultur, den Germanen, übernommen werden. Doch hat das frühe Mittelalter, wie gesagt, die ererbte Technik jedenfalls nur in primitiver Weise verwandt und wenigstens in seinen Gefäßen keine künstlerischen Ziele verfolgt und erreicht.

Aber auf einem anderen Gebiet, im Dienst der Backsteinarchitektur, beginnt die Keramik im Anfang des 13. Jahrhunderts in unseren Landen mit Erfolg das zu erstreben, was sie in der Gefäßtöpferei verschmähte, künstlerische Wirkung. — Schon die romanische Zeit bringt den nordelbischen Landen hervorragende Bauten. In der Zeit des Übergangsstils, um das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, beginnt man den Formstein zu reicherer Profilierung von Portalen und Fenstern, sowie als Simsfries zu verwenden. Glasierte Steine werden zur Belebung der Wandflächen, als „Wechselziegel," benutzt. Farbige Bodenfliesen tragen zum Innenschmuck der Kirchen bei. Gegen Ende der Gotik geht man teilweise dazu über, der Sandsteinarchitektur entnommene Bauglieder: Fialen, Krabben und Kreuzblumen in gebranntem Ziegel nachzubilden. — Auch die Profanbauten der Gotik sind stattlich mit ihren hohen Treppengiebeln, der reichen, schöngegliederten, oft durch Glasursteine belebten Fassade und der reichen Profilierung der Thür- und Fensterumrahmung, mit den aus glasierten Formsteinen gebildeten, tauartig gedrehten Rundstäben. Den Mittelpunkt der Entwicklung für unsere Gegend bildet die mächtige Hansestadt Lübeck; ihre Dome und Kirchen, ihre stolzen Bürgerhäuser aus dem Mittelalter, wie aus der frühen Renaissance legen noch heute ein beredtes Zeugnis davon ab. Das Burgthor mit seinen Friesen, vor allem das prächtige, 1477 erbaute Holstenthor in Lübeck werden stets unter den schönsten Backsteinbauten mit aufgeführt werden. In der Renaissancezeit findet das Reliefornament, in unglasiertem, gebranntem Thon, in den Terracottaformsteinen, für die Häuserfassaden eine immer üppigere Anwendung. Friese mit den Ranken- und Groteskwerk der Frührenaissance, mit runden Porträtsmedaillons, mit allegorischen Figuren, Fabeltieren und allerhand Emblemen gliedern die Hausfassaden in horizontaler Richtung. Auch die größeren Fassadenglieder: Pilaster und Karyatiden wagte man in gebranntem Thon der Sandsteinarchitektur nachzubilden. Diese vielseitig entwickelte keramische Ornamentik wurde nicht nur in Terrakottaformsteinen, sondern auch farbig glasiert, — verschiedentlich an Lübecker und Lüneburger Häusern sogar mehrfarbig glasiert — zu wirkungsvollem Schmuck benutzt. Solche farbig glasierten Formsteine in den Fassaden der Häuser erinnern unmittelbar an die farbigen Kachelöfen in den Häusern selbst. In der That sind Material und sogar oft der figürliche wie der ornamentale Schmuck die gleichen. Sie entstammen nachweislich denselben Lübecker Werkstätten. Die hervorragendsten Töpferwerkstätten Lübecks im 16. Jahrhundert sind die des Statius von Düren und die ebenfalls in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts blühende Konkurrenzmanufaktur im „Töpferhaus" unter Leitung des Franz von Stiten. Beide lieferten nicht nur Ziersteine für die Backsteinarchitektur in weite Umgegend: Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Lüneburg usw., sondern auch Kachelöfen. Seit dem 12. Jahrhundert sind die Ofenkacheln meist mit einer durch Metalloxyde, vorwiegend grün gefärbten Bleiglasur versehen. In der Renaissancezeit wurde der Ofen immer liebevoller ausgestaltet; seine Kacheln zeigen in plastischer Arbeit und oft vielfarbigen, prächtigen Glasuren, wie sie dem bekannten Nürnberger Meister Hiesvogel zugeschrieben werden, Porträtköpfe von fürstlichen Personen, biblische Darstellungen u. a., uns aus der reichen Holzplastik unserer Heimat bekannte Motive, — ein Umstand, der vielleicht Beachtung verdient, wenn man bedenkt, daß die Reliefs, über denen die Matrizen hergestellt wurden, aus Holz geschnitzt sind. Weiter finden sich allegorische Bilder, z. B. die vier Lebensalter,

Figuren in Zeittracht, besonders Figuren des Hochzeitszugs von Aldegrever von 1538. Überhaupt dienten für die Darstellungen auf den Kacheln — grade wie für diejenigen in den Füllungen unserer Truhen und Schränke — Stiche und Holzschnitte von Dürer, Holbein, Aldegrever, Behom, Lucas Kranach, Virgil Solis u. a. als Vorlagen. Die Blütezeit der Backstein- und Ofenkeramik, die wir eben kennen lernten, fällt in die Zeit von der Mitte des 13. bis 17. Jahrhunderts.

Während Lübecks Töpferei um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Verfall geriet, hatte sich Hamburg zu einer neuen Produktionsstätte keramischer Erzeugnisse im Lande entwickelt. Doch handelte es sich nicht mehr, wie in Lübeck um Thonwaren mit Bleiglasur, sondern um solche mit Zinnglasur, um Fayencen. — Die Zinnglasur ist nicht, wie die Bleiglasur an sich farblos und durchsichtig, sondern undurchsichtig und weiß; die Bleiglasur kann man als eine Glashaut, die Zinnglasur als eine Emailhaut charakterisiren. Töpfereien, die mit dieser Emailhaut, mit der Zinnglasur überzogen sind, nennt man Fayencen. Auf die Technik bei Herstellung und Dekoration der Fayencen werde ich einzugehen später Gelegenheit haben.

Mit Fayenceflieſen bekleideten Jahrtausende vor Christi Geburt Babylonier und Assyrer ihre Wände. Durch die Mauren kam im frühen Mittelalter die Fayence nach Spanien, dann nach Italien und verbreitete sich über Europa. In Holland entwickelte sie sich zu einer den Weltmarkt erobernden Industrie. Wir alle kennen und schätzen die auch in unserem Lande ehemals weit verbreiteten Delfter Fayencen, die blau dekorierten Delfter Vasen mit ihrem frischen, sauberen Glanz. Die Blüte der Delfter Platelbacker fällt in die zweite Hälfte des 17. und in das 18. Jahrhundert. — Schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts kommt in unserem nordelbischen Lande eine Gruppe von Fayencen vor, die Justus Brinckmann in seinem Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe als Hamburger Erzeugnisse nachgewiesen hat. Es sind vornehmlich Kannen von eigentümlich schlanker Birnenform, mit gut geflossener Zinnglasur überschmolzen. Sie sind mit Blau und für Einzelheiten mit kräftigem Gelb bemalt. Ihre sehr charakteristische Dekoration besteht in Blumenranken, die unterhalb des Henkelansatzes wurzeln und sich über das Gefäß verbreiten, vorne ein Feld umspinnend, das Wappen, allegorische Figuren, Adam und Eva und Ähnliches, meist flott gemalt, enthält. Die Deckel der Kannen sind aus Zinn und haben oft den Beschaustempel von Hamburg. Außer den Kannen wurden kleine zweihenkelige Kummen für Kaltschale mit durchlöchertem Mundeinsatz angefertigt. — Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts hat sich die Fayencetöpferei Hamburgs zu höchster Blüte in der Fabrikation der berühmten blau dekorierten Öfen entwickelt. Diese prächtigen, stattlichen Öfen haben sich, nachdem sie als „altmodisch" aus den Bürgerhäusern vertrieben waren, in die Bauernhäuser der Vierlande und der Alten Lande geflüchtet. Dort finden wir das helle Blau und Weiß der Öfen mit dem dunklen Getäfel der niedrigen Stuben noch zuweilen zu vorzüglicher Wirkung vereint. — Auf vier ornamental verzierten Füßen ruht der Unterbau aus einzelnen, auch in ihrer Dekoration als abgeschlossene Einheit behandelten Kacheln. Der verjüngte Oberbau hat eine im Laufe der Zeit immer reicher mit perspektivischen Malereien ausgemalte Nische, die mit baldachinartigem, plastischem Überhang verziert ist. Ein reich profilierter Sims mit wuchtiger Aufsatzkartusche schließt den stattlichen Aufbau ab. Die bildlichen Motive der Kachelbemalung sind der biblischen Geschichte entnommen, oder stellen allegorische oder mythologische Szenen dar. Das Ornament gehört noch zunächst dem Barockstil an: Akanthusblattranken, verschlungene Bänder, architektonische Motive, Volnten und Baldachine, Zierformen, die von Nürnberg aus durch die Ornamentstiche Schüblers weite Verbreitung ge-

funden hatten, sind hier üppig und flott über Flächen und plastische, architektonische Teile der Öfen verbreitet. Dann dringt mit seinem unsymmetrischen Muschelornament der Rocaillestil ein. Die Kachelbilder zeigen jetzt oft Szenen in Zeittracht, dem Leben der Gegenwart entnommen, nach Stichen beliebter Maler, doch mit eigenmächtigen, den Verhältnissen sich anpassenden Änderungen. Die Nischen lassen uns in perspektivisch äußerst geschickt vertiefte Hallen und Säle mit wandelnden Kavalieren und Damen blicken. Auch die Form der Öfen selbst wird zierlicher. Der massive Unterbau wird durch einen eisernen Kasten ersetzt, bis endlich die blau dekorierten Kachelöfen überhaupt durch einfarbig matte, zuweilen goldgetönte, zuweilen ganz weiße Öfen vertrieben werden. Von Hamburger Töpfermeistern ist uns eine Reihe von Namen bekannt. Ich nenne Cord Michael Müller, Henning Detlef Hennings, Volgrath u. a. m.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts trat ein Ereignis ein, das für die ganze europäische Keramik von nachhaltigster Bedeutung war und auch in unserem Lande die tiefgehendste Wirkung ausübte. Das war die Erfindung des Porzellans für Europa. Schon frühzeitig war in einzelnen Stücken das ostasiatische Porzellan nach Europa gekommen, hatte sich durch seine schönweiße, durchscheinende, harte, klingende Masse ebensosehr wie durch seinen reichen Dekor die Wertschätzung der Europäer gewonnen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Liebhaberei für die kostbare Porzellanware eine allgemeine, und Holland, das damals den Seehandel beherrschte, nahm ungeheure Summen ein durch den Import chinesischen und japanischen Porzellans. Der Wunsch, wenigstens die äußere Erscheinung jener wertvollen ostasiatischen Gefäße nachzuahmen, wenn man den edlen Stoff derselben auch nicht herzustellen vermochte, führte die Fayence-Manufakturen, voran Delft, zu einem unter japanisch-chinesischem Einfluß stehenden, oft direkt chinesische Vorbilder kopierenden Dekor. An Versuchen, die Porzellanmasse selbst herzustellen, fehlte es natürlich nicht. In Italien, in Frankreich bemühte man sich vergeblich. Da gelang es 1709 in Meißen dem Johann Friedrich Böttger, das große Geheimnis zu entschleiern durch die Entdeckung, daß zur Porzellanmasse als wichtigster Bestandteil die weiße kaolinhaltige Thonerde gehöre. Auf diese Entdeckung wurde die Weltruf genießende Meißner Porzellanfabrik gegründet. Eine Zeitlang konnte sie ihr Geheimnis wahren, dann aber drang es doch hinaus, und nun wuchsen, wie die Pilze nach dem Regen, die Porzellanfabriken in deutschen Landen auf. Es entstand — zunächst noch nach „ostindianischem Muster," wie man derzeit sagte, doch bald in eigenem, europäischem Stil arbeitend — die schönste, herrlichste Blüte der Keramik in Deutschland mit ihrer wunderbaren Kleinplastik voll feinen, graziösen Lebens. In Meißen war man in der Rokokozeit zu einem reizvollen Dekor mit natürlichen heimischen Blumen gelangt, den man im Gegensatz zu den „ostindianischen Blumen" als „teutsche Blumen" bezeichnete; dazu traten dann zierlich anmutige Figuren in Zeittracht, Schäfer- und Liebesszenen im Geschmack der Zeit. Jeder deutsche Souverän glaubte es nun sich und seinem Ländchen schuldig zu sein, eine eigene Porzellanfabrik zu besitzen. Für die Fayencefabriken war das Emporblühen der deutschen Porzellanmanufakturen von größter Bedeutung, denn wie man bemüht war, durch die billigere Fayence das ostasiatische Porzellan zu ersetzen, so versuchte man nunmehr auch das deutsche Porzellan zu imitieren, und eignete sich seinen Dekor an. Unzählige Fayencefabriken entstanden. Auch in Schleswig-Holstein wuchsen nun Fayencefabriken in größerer Anzahl empor. Zuerst 1755 in Schleswig, dann in Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf werden Fabriken gegründet, deren Leistungen technisch wie künstlerisch zum Teil sehr hoch stehen und den Vergleich mit keiner anderen deutschen Fayencemanufaktur zu scheuen brauchen. In Flensburg und Oldesloe kam es über Versuche nicht hinaus. In Plön und

Altona, in letzterem unter Anschluß an Hamburgs blühende Manufaktur, wurden Fayenceöfen fabriziert. Kellinghusen und Rendsburg nahmen eine Sonderstellung ein. In Kellinghusen blühte eine mehr bäuerliche Bedürfnisse befriedigende, aber höchst eigenartige Manufaktur, welche die übrigen Fabriken des Landes lange überlebte. In Rendsburg wurde in erster Linie nicht Fayence hergestellt, sondern englische Steingut- und Weadywoodware imitiert.

Flensburg um das Jahr 1600.[1])

Von **Christian Voigt** in Flensburg

An dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, den die Erfindungen und Entdeckungen des späten Mittelalters, die Befruchtung des Geisteslebens durch das Studium der Alten und die Erneuerung des Glaubens durch die Reformation unserem deutschen Vaterlande brachte, hat auch Flensburg teilgenommen. Freilich ist die Saat hier im Norden etwas später aufgegangen als im Süden, doch ist auch hier um das Jahr 1600 die Hauptblütezeit schon vorbei und die Zeit eingetreten, in welcher man in dem Genuß der reichen Ernte schwelgt. Es treten schon solche Erscheinungen in großer Zahl hervor, wie jede reiche Zeit sie im Gefolge hat, und welche unsern Vätern den Spruch in den Mund legten: Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen.

In den uns erhaltenen Denkmälern jener Zeit, in Häusern, Hausgerät und allen den Dingen, mit denen die Wohlhabenheit sich gern umgiebt, besonders aber auch in den obrigkeitlichen Verordnungen, welche teils auf ein Erhalten und Fördern des Bestehenden, teils auf ein Beseitigen der sich zeigenden Auswüchse gerichtet sind, tritt uns die damalige Zeit mit einer Deutlichkeit entgegen, die es uns ermöglicht, auch jetzt noch ein Bild derselben zu entwerfen.

Von Wohnhäusern aus jener Zeit ist jetzt freilich keine große Anzahl mehr vorhanden. Die aber noch erhalten sind, zeugen meistens von behäbigem Wohlstand ihrer Erbauer. Das alte Pastorat in St. Marien, 1595 erbaut, darf wohl als Typus eines Patrizierhauses der damaligen Zeit hingestellt werden. An öffentlichen Gebäuden aus dem 16. Jahrhundert besitzen wir noch das Norderthor (1595), das Kompagniegebäude (1583) und die sog. Schrangen am Nordermarkt (1595).

Doch würde man zu einem ganz falschen Bilde kommen, wollte man nach den genannten Gebäuden sich das Aussehen der Stadt vorstellen. Solche Häuser waren die Wohnstätten reicher Kaufherren, deren Sinn für schöne Bauten und behagliche Wohnräume auf den vielen geschäftlichen Reisen gebildet war, deren oft zu langer Lagerung aufgespeicherte kostbare „Kaufmannsgüter" des Schutzes feuerfester Gebäude bedurften, und deren Mittel es ihnen erlaubten, daß sie ihrem Heim eine ihrem Ansehen entsprechende Ausstattung gaben.

Ganz anders baute der mittlere Bürger, der Handwerker und der Landwirt —

[1]) Quellen: Christians III. Polizeiverordnung vom Jahre 1558 in H. C. P. Seidelins Diplomatarium Flensborgense, Kopenhagen 1873. — Christians IV. Polizeiverordnung vom Jahre 1600, im Corpus statutorum slesvicensium Bd. II. — Schleswig-Holsteinische Kirchenordnung. Systematische Sammlung der für die Herzogtümer erlassenen Verordnungen und Verfügungen. — Allgem. Landrecht für Schleswig-Holstein, ebendas. — O. H. Moller, Nachrichten, Flensburg 1759. — Claeden, Monumenta Flensburgensia. — O. M. Brasch, Flensborgs Latin- og Realskoles Historie, Schulprogramm 1861. — Schatzbuch der Stadt Flensburg vom Jahre 1620. Manuskript im Besitze des Herrn Professor H. Hansen in Flensburg.

und damals war fast jeder Hausbesitzer in der Stadt auch Landwirt, wenn nicht im Haupt-, so im Nebengewerbe. (Darauf deutet u. a. eine ganze Reihe von Gemeindebeschlüssen jener Zeit über Austeilung des Gemeindelandes und außerdem die Bestimmung der Polizeiordnung von 1558 hin, daß die Brandkommission die Darren usw. besichtigen solle, wenn Heu und Korn eingebracht sei. Diese Ackerbau treibende Bevölkerung hatte aber nicht das Interesse an einem mehrstöckigen, geräumigen, festen Wohnhause, wie der Handelsherr es wünschte. Sie wohnten in leichter gebauten, meist mit Stroh gedeckten Häusern, die infolgedessen längst vom Erdboden verschwunden sind. Vielleicht können wir als Typus eines guten kleinbürgerlichen Wohnhauses jener Zeit das freilich etwas jüngere Stiftshaus in der Marienstraße hinstellen, welches auf einem alten Bilde noch einen hölzernen Oberbau hat. So gut wie dieses waren aber sicher nur wenige Häuser, wenn auch die Anwendung von Strohdach im Jahre 1600 verboten wurde.

Noch deutlicher vielleicht als aus den Gebäuden tritt uns der Wohlstand jener Zeit aus dem mannigfachen reichen Hausrat und den alten Kunstschätzen unserer Kirchen entgegen, welche ihre Entstehung zumeist der Kunstfertigkeit hiesiger Handwerker verdanken.

In das Handwerk war durch die Renaissance ein neuer belebender Geist gedrungen, der die ehernen Fesseln der Zunft lockerte.[1]) Die Schablone fiel. Das Handwerk wurde unter der Hand eines begnadeten Meisters zur Kunst — und zwar zu einer Kunst, welche in dieser reichen Zeit auch ihren Lohn fand. Flensburg hat eine Menge reicher Schätze und eine große Anzahl bedeutender Meister aus jener Zeit aufzuweisen. Wir werden ihrer später gedenken.

Natürlich äußerte sich der Wohlstand auch in Kleidung und Lebensführung der Bürger. Der flatter- und geckenhaften Mode des vorigen Jahrhunderts war eine solidere, geschmackvollere, aber vielfach auch kostbarere gefolgt. Seide und Samt fanden reiche Verwendung, und an Ketten und Ringen wußte man sich kaum genug zu thun. Mit dem Wohlstande wuchs das Selbstbewußtsein des Bürgers. Nur anerkannter Überlegenheit beugte er sich. Der blinde Respekt vor dem Adel schwand, und auch von dem ehrsamen Rat wollten die Bürger nicht wie eine einsichtslose Herde behandelt sein. Sie forschten nach ihren Rechten und verlangten von dem Stadtregiment den Nachweis der Gesetzlichkeit seiner Handlungen. Da dieses aber ein ebenso großes Interesse daran hatte, der Bürgerschaft das Stadtrecht und sonstige Privilegien zu verschweigen, kam es zwischen beiden zu scharfen Auftritten, wobei die Bürger nicht immer „mit sittsamer Bescheidenheit, als gehorsamen Bürgern geziemet, sondern mit großem Trotze und Ungestüm (ihr Begehren) ausgeschüttet, auch etliche mit ausdrücklichen Worten einer Rottirischen Verbündtniß sich verlauten lassen und wenig gefehlet, daß etzlicher bosshaften Menschen rasenden wütenden Begierden nach thätliche Verletzungen gegen uns (den Rat) wären vorgenommen und verrichtet worden."

Um nun die Stadt in ihrem Wohlstande zu erhalten, war das Stadtregiment besorgt, die Quellen desselben, besonders Handel und Schiffahrt zu schützen, ihre Ergiebigkeit zu erhöhen und die üblen Erscheinungen, welche die „guten Tage" im Gefolge hatten, durch Verbesserung des Rechtsverfahrens und durch besondere polizeiliche Vorschriften zu beseitigen. Die Schiffbrücke, zuerst die Süder-, dann die Norderbrücke, als der wichtigste Platz für den heimischen Handel, wurde verbessert. Vor allen Dingen aber richtete der Rat der Stadt sein Augen-

[1]) Beseitigt wurde diese Fessel freilich noch lange nicht. Unserem berühmten Bildhauer Heinrich Ringerink wurde z. B. wohl erlaubt, einen Gesellen zu halten, doch durfte er ihn nicht auf „Börgerdehlen" (in Bürgerhäusern) und nicht für schlichte Arbeit verwenden, und zwar weil Meister Heinrich kein vollgültiger „Amtsmeister" war.

Digitized by Google

merk auf den Schutz und die Erweiterung der Handelsprivilegien. Mit Argusaugen wachte man über dem der Stadt gewährten ausschließlichen Handelsrecht im Amte Flensburg, auf Alsen, Sundewitt und Ärrö. Einen Bewohner des Stadtfeldes, der den Landleuten ihre Produkte abkaufte, um sie in der Stadt zu verwerten, vertrieb man und riß ihm das Haus ein. Für jede der fünf Harden des Amtes Flensburg wurden zwei Bürger bestimmt, welche umherreisen mußten, die Übertreter jenes Privilegiums ausfindig zu machen und auf den Hardesdingen zu verklagen. Daß die Flensburger in ihrem Eifer für die Hebung des Handels auch bisweilen zu verkehrten Mitteln griffen, zeigt das Vorgehen gegen die Husumer, das mit dem Aufgeben der durchaus verfehlten Anlage des Hafens in Ockholm endete.

Selbstverständlich hatte diese alte Zeit auch ihre Schatten, und zwar treten die Auswüchse und Ausartungen immer mehr hervor, je mehr wir uns dem Ende des Jahrhunderts nähern. Das Wohlleben wurde zur Schlemmerei, die Kleidung wurde protzig, das Selbstbewußtsein artete in Rangsucht und Gewaltthätigkeit aus, wobei der schädliche Einfluß des Stadtadels unverkennbar ist. Zudem zog der Wohlstand der Stadt eine Menge von Schmarotzern heran, die als Diebe, Betrüger oder Bettler die Bürger nach Kräften aussog. Aus den Begründungen, welche verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen beigefügt sind, können wir uns diese Zustände noch genauer ausmalen.

Vor allen Dingen riß eine bedenkliche Rangsucht ein, die sich sowohl in Kleidung wie auch in der Lebensweise äußerte, und zwar stand kein Stand dem andern in diesem Stücke nach. Der bürgerliche Patrizier sah mit scheelen Augen auf den Adeligen; der Amtsmeister suchte es dem reichen Kaufherrn gleichzuthun, und die Frau des Arbeiters wollte nicht geringer erscheinen, als die Meisterin. Man kleidete sich nicht mehr „nach Standes Gebühr," sondern „verschimpfte sich" wohl selbst, indem man mit „vielen Strichen um den Schurz einhertrat, wie die Landsknechtsweiber," oder andern Ärgernis gab durch „verächtliche Trachten." Bei den Kösten (Schmäusen), welche bei Hochzeiten, Beerdigungen und anderen Anlässen üblich waren, wurde solcher Überfluß getrieben, daß die Bürger „in ihrer Nahrung zum Höchsten geschwächt und viele ehrliebende Leute, die solche Unkosten zu unterschiedlichen malen verrichten mußten, dadurch in das äußerste Verderben gerieten."

Auch die Schmäuse bei Einführung der Handwerksmeister in ihr Amt waren so üppig, daß die Meister „sich untereinander im Grunde verderben, und sich und die Ihrigen in Armut bringen." Um diesem Übel abzuhelfen, schärfte man eine Rangordnung ein, nach welcher die Ratsverwandten, die 24 Vertreter der Bürgerschaft, die Geistlichen in die erste, „Handwerksleute mit Amt und Gilde" und „mittlere Bürger" in die zweite, Handwerksleute-Kinder, Bootsmänner, Arbeitsleute und Dienstmägde in die dritte Gruppe rangierten.

Ob die Neigung, sich selbst Recht zu verschaffen, auch auf eine dem Wohlstande zuzuschreibende Entartung des Selbstbewußtseins zurückzuführen ist, bleibe dahingestellt. Thatsache ist, daß aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders viele Fälle bekannt sind, in denen der Bürger sich gleich mit der Faust an dem rächte, der ihm mit „Scheltworten oder mit der That" unrecht gethan hatte, und nicht erst bei der Obrigkeit klagte. Selbst von dem Bürgermeister Peter Pommerering und von dem Stadtschreiber Blasius Eckenberger wissen wir, daß sie auf offener Straße mit dem Degen auf ihre Feinde eingedrungen sind.

Das selbstbewußte Auftreten der Bürger scheint besonders den Adel gereizt zu haben. Die Polizeiordnung von 1600 und eine Reihe überlieferter Fälle erzählen, daß „etliche junge Mutwillige vom Adel um geringer und lider-

licher Dinge willen, auch wohl ohne alle gegebene Ursachen den Bürgern Thüren und Fenster gewaltsamerweise eingeschlagen, auch in den Häusern mit langen Büchsen eingeschossen."

Mußte unter solchem Verhalten der maßgebenden Kreise schon die öffentliche Sicherheit leiden, so geschah dies doch noch mehr durch all das Gesindel, welches der Wohlstand der Bürger heranlockte. Besonders hatte sich „in den Wohnungen auf den Gärten und Plätzen außer der Stadt allerhand los- und leichtfertiges Gesindel eingeschlichen zur Verkürzung gemeines Stadtwohlstandes, mit Veruntreuung und Plackerei sich ernähret, auch viele landstreichende Buben und leichtfertige Weibspersoueu ihren Unterschlupf und Versammlung daselbst gehabt, und allerhand Frevel und Mutwillen unartiger Leute, auch auf den gemeinen Straßen allerhand Meuchelmord vernommen worden." Zu diesem Gesindel gesellten sich Betrüger, von denen es heißt, daß sie „den Leuten ihr Korn und andere Kaufmannswaren abgeborget, und so hoch und teuer es die Verkäufer anschlagen — sintemalen sie nicht aufrichtig gedenken zu bezahlen — an sich genommen."

Solchen Saufbolden, Dieben, Betrügern war durch eine strengere Handhabung der Gesetze und eine Vermehrung der polizeilichen Aufsicht beizukommen. Anders aber stand es mit der Armut, die, wie es scheint, nicht minder groß gewesen ist als der Wohlstand. Die Polizeiordnung sagt, daß „fast eine langwierige große Beschwerde des vielfältigen und unaufhörlichen Bettelns vor den Thüren, beydes, von den Einheimischen, und auch hereinschleichenden fremden Bettlern, mit großer Verdrießlichkeit sich erhalten hat, dergestalt, daß niemand abends oder morgens die Thüren vor dem mühseligen Überlauf der Bettler hat können sicher haben." Die Bettelei wurde durch polizeiliche Bestimmungen eingedämmt; um aber die Armut selbst einzuschränken, verfingen die Mittel, über welche der Rat der Stadt verfügte, nicht. Man hielt zwar darauf, daß auch die Kinder der Armen die Schule besuchten, und erleichterte Begabten den Besuch der lateinischen Schule. Die Kirche ermahnte zur Wohlthätigkeit. Auch der Staat half, indem er die meisten der bei der Reformation eingezogenen Kirchengüter zur Unterstützung der Armen zur Verfügung stellte. Das meiste aber geschah vonseiten wohlhabender Mitbürger, welche nicht nur reiche Almosen gaben, sondern auch Armenhäuser bauten und Legate stifteten, deren sich die Bedürftigen unserer Tage noch erfreuen. Überhaupt treten Beweise von dem Vorhandensein des Gefühls der Pflicht, die wirtschaftlich Schwächeren zu schützen, in manchen Bestimmungen wohlthuend zutage. Zu dem Zweck war z. B. auch der „Vorkauf" (das Einkaufen außerhalb der Thore) verboten; es war ferner nicht erlaubt, andern „in den Kauf zu fallen," d. h. beim Handeln ihn zu überbieten und dadurch „den Hausleuten die Waren über die billige Gebühr zu ersteigern." Endlich sei daran erinnert, daß „einerley Gewicht und Maaße" gefordert wurden, damit die „Armut mit falscher Maaße und Gewicht nicht beschnitten werde."

Am Ende des 16. Jahrhunderts sind die schädlichen Auswüchse des Wohlstandes: Rangsucht, Verschwendung, Starrsinn, Gewaltthätigkeit, so geil emporgeschossen, daß sie den Wohlstand selbst und die öffentliche Sicherheit bedrohen und Wegelagerei, Betrug und frechem Bettlertum den Nährboden schaffen. Daneben aber zeigt sich das ernste Bemühen der Obrigkeit, jene Auswüchse zurückzuschneiden, ihnen jede weitere Nahrung zu entziehen, und ferner ein, wie es scheint, bisher nicht wieder dagewesener Wohlthätigkeitssinn der reichen Bürger besonders gegen unverschuldete Armut.

Diese rohe Skizze der Zustände in unserer Stadt um das Jahr 1600 werden wir durch ein näheres Eingehen auf das Stadtregiment, auf die kirchlichen und die Schulverhältnisse, auf Armenpflege und Handel weiter auszuführen suchen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wilhelm Wisser in Oldenburg.

31. De klôk Bur.

Dgr is mal 'n Bur'n weß, de plôgt up sin Koppel un plôgt dar 'n Grapen mit Geld rut.

As hê in 'n Hus' kümmt, do vertell't he sin Fru dat. Se schall dat awer jo un jo ne nasegg'n,[1]) sech' 'e, süß mŏt se dat Geld je aslewern.

Sin Fru kann awer ne swigen un snackt dat je doch ut.

Do mutt de Bur hen to Amt kam'n.

Do fragt de Amtmann em, hê schall je wiß[2]) 'n Grapen mit Geld funn'n hebb'n bi'n Plôgen, wat dat war is.

Ne, sech' 'e, dat 's ne war, hê hett niks funn'n.

Ja, secht de Amtmann, sin Fru hett dat je doch vertell't.

Och, sech' 'e, sin Fru, de hett er'n rech'n Witz ne.

Do lat se em êrs so wa' gan.

Do geit he bi 'n Bäcker vör un köfft sik 'n ganz Patschon[3]) Kringeln. De nimm't he mit to Hus. Un 'sabens, as dat düster is, do streit he de Kringeln allerwegens up 'n Dörp hen.

Do ward dat 'snachs so fürchterli regen.

Do mênt de Lü' den annern Mornk, as se all' de Kringeln finn't, dat dat Kringeln regent hett.

'n par Dag naher, do mutt de Fru hen to Amt.

Do secht de Amtmann, er Mann schall je wiß Geld funn'n hebb'n bi'n Plôgen, wat dat war is.

‚Ja,' sech' se, ‚dat 's war, Geld hett he funn'n.'

Woner[3]) as dat denn weß is.

‚Ja,' sech' se, ‚dat wêr so wat 'n ach Dag[4]) vö' de Tit, as dat 'snachs Kringeln regen dö.'

Do mênt de Amtmann je, dat dat so is, as de Bur secht hett, dat se er'n rech'n Schick ne hett. Un do secht he to er, se schall man wa' hen to Hus gan, hê wêt nu al nog.

Do hett de Bur sin Geld je behol'n.

Nach Hans Bensien in Sagan.*)

Anmerkungen: [1]) nachsagen d. h. weiter erzählen. [2]) gewiß, dem Vernehmen nach. [3]) wann. [4]) so was ein acht Tage d. h. ungefähr 8 Tage. [5]) Portion.

Der Biber in Schleswig-Holstein.

Von H. Barfod in Kiel.

„Nichts ist beständig als der Wechsel."

Mit dem Ausroden der Wälder schwanden die Riesen unter seinen Bewohnern: Auerochs und Elch, und mit diesen jene, die damals mit ihnen in stetem Kampfe lagen: Bär, Wolf und Luchs. Die goldene Kulturſteppe der Getreidefelder und die grüne Weide sind das Produkt systematisch betriebener Meliorations-

*) Hans Bensien, geb. in Kasseedorf 1813, gedient in Griebel, Kasseedorf, Fissau und Sagan, seit 1848 ständig in Sagan als Arbeiter. Seine Geschichten hat er von seiner Großmutter in Kasseedorf. ‚De weer 85 Jahr, as se dot bliben dö. Do weer it so 'n Jung vun 'n Jahrer tein.'

arbeiten, und diese wurden besonders den Bewohnern der Sümpfe, Seeen und Teiche verhängnisvoll, u. a. auch dem Biber (Castor fiber), der in unserer Heimat gänzlich verschollen, im großen deutschen Vaterlande bekanntlich auf ein räumlich sehr eng begrenztes Gebiet, nämlich an der Elbe, etwa von Wittenberg bis gegen Magdeburg, und an der unteren Mulde, beschränkt ist.

Fig 1.

Wenn wir auch verschiedene Zeugnisse für das ehemalige Vorkommen des Bibers in unserm Lande besitzen, so scheint er dennoch zu allen Zeiten bei uns recht selten gewesen zu sein; denn in den „Kjøkkenmoddingen" werden nur spärliche Reste gefunden, und nur selten stößt man beim Torfgraben auf Knochenreste. Einen Schädel besitzt das Zoologische Museum in Kiel aus einem Torfmoore bei Kappeln. Andere Funde wurden gelegentlich der Baggerarbeiten für den Bau der Kaiserlichen Werft am Kieler Hafen bei Ellerbek, bei der Ausschachtung des Kaiser Wilhelm-Kanals und bei der Ausbaggerung des Elbe-Trave-Kanals gemacht. Obenstehende Abbildung (Fig. 1) zeigt uns den Schädel von einem nahezu vollständigen Skelett, das 1893 im Forstreviere Charlottenthal (Provinz Westpreußen) gefunden wurde. Herr Prof. Conventz, Direktor des Westpreußischen Museums in Danzig, dessen Liebenswürdigkeit wir die leihweise Überlassung der Klischees für die beiden Abbildungen verdanken, hat zur Beachtung der bei Kultur- und Wegebau-Arbeiten aufzufindenden Fossilien angeregt, und Zweck dieser Zeilen ist, unsere Landsleute zu gleichem Thun zu ermuntern.

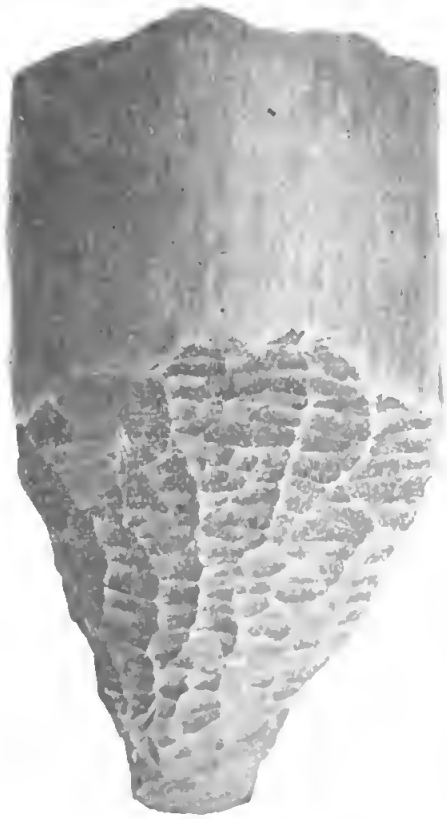


Fig 2.

Bekanntlich hat der Biber die Gewohnheit, am Ufer stehende Laubbäume, besonders Erlen, am Grunde so zu benagen, daß sie in den Fluß stürzen müssen; dort verwendet er sie dann zu seinen kunstvollen Bauten. Fig. 2 zeigt uns einen Baumstamm, der vom Biber benagt worden ist. Subfossile Hölzer dieser Art hat J. Steenstrup in dänischen Torfmooren nachgewiesen; später fanden Nathorst, Andersson, Sernander, Kjellmark und Conventz einzelne Exemplare auch in schwedischen Mooren. Aus dem Torflager von Klinge unweit Kottbus werden Biß- und Nagespuren des Bibers von Prof. Nehring erwähnt. Mitglieder unsers Vereins, die Gelegenheit haben, Torfbackern bei ihrer Arbeit zuzusehen, wollen sich bitte die Mühe nicht verdrießen lassen, die aufgedeckten Stämme einer Revision zu unterziehen; vielleicht glückt es, auch in unserer Provinz solche Nagespuren des Bibers aufzufinden.

Auch Flur- und Ortsnamen beweisen die ehedem weite Verbreitung des Bibers. Professor Conventz hat etwa zweihundert deutsche sowie zahlreiche ausländische Ortsnamen dieser Art gesammelt. Für unsere Provinz kommen wahr-

scheinlich folgende in Betracht: Beveroe (= Biberinsel) im Kreise Flensburg, Bevern bei Barmstedt, Bever (Kreis Tondern).

Angesichts der Wertschätzung, die dem Biber in früheren Jahren mit Rücksicht auf seinen kostbaren Pelz sowie namentlich auch auf das offizinelle Bibergeil zugesprochen wurde, kann es uns nicht wunder nehmen, wenn dem rücksichtslosen Vertilgen des Bibers durch gesetzliche Vorschriften Einhalt geboten und hier und da der Versuch gemacht worden ist, den Biber künstlich zu hegen. Von einem Ansiedelungsversuch hierzulande erzählt uns Schonevelde in seiner „Ichthyologica et Nomenclaturae animalium marinorum, Fluviatilium, Lacustrium, quae in Florentissimis Ducatibus Sleswigi et Holsatiae celeberrimo Emporio Hamburgo occurunt trivialis" (Hamburg). In der Übersetzung lautet der Passus folgendermaßen: „Oberdeutschland nährt überall viele Biber, besonders in dem mittleren und südlichen Teile. Viele leben noch in Schweden. In den Herzogtümern sind die Biber fast unbekannt oder wenigstens Fremdlinge gewesen, bis Se. Durchlaucht Prinz Johann Adolf (regierte als Herzog zu Gottorf 1590—1616) löblichen Angedenkens, nachdem er sie aus dem Innern Deutschlands geholt und überführt hatte, ihnen eine Ansiedelungsstätte in dem Amte Hütten nahe bei dem Schlosse Gottorp (Schleswig) bereitet hat. An diesem Orte bewirkte die an Futter reiche, zwischen Flüssen und Strömen gelegene, mit Bäumen und Sträuchern bestandene Gegend leicht, daß sie ihre Wohnung anlegten und befestigten und die Familie der Biber und Taucher sich alljährlich vermehrte. Es wollte aber der kluge und betriebsame Herzog nicht, daß sich die Biber über die beiden Herzogtümer zahlreich vermehrten; denn solches könnte dazu beitragen, daß es seiner Jagd und seinem ehrenwerten Vergnügen fehle. Auch sei zu befürchten, daß die Schlei, ein Busen des Baltischen Meeres, von den unsäglichen Mengen der gelobten, berühmten und verschiedenartigen Fische entblößt würde."

Die Akklimatisationsversuche scheinen doch wohl nicht geglückt zu sein; die Tiere gingen auf dem ungewohnten und wenig ruhigen Terrain, auf dem sie nur Höhlen gruben, aber keine eigentlichen Burgen errichteten, bald ein.

Man hielt den Biber früher nicht nur für einen Fischräuber sondern rechnete ihn ohne weiteres zu den Fischen; in der Ichthyologie von Schonevelde zählten außer dem Biber auch die Wasserratte und der Fischotter zu den beschuppten Bewohnern des feuchten Elements.

Mitteilungen.

1. **Ein origineller Beichtschein.** In dem kleinen Kirchspiel Neukirchen in Angeln amtierte in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts der aus dem Sundewitt gebürtige Prediger Nikolaus Oest. Über 50 Jahre, von 1744—1798, hat er daselbst als treuer Seelsorger gewirkt und sich die Liebe und Achtung seiner Gemeinde erworben. Sein Dienst war wenig anstrengend; denn Neukirchen war und ist noch heute mit seinen 150—160 Seelen das kleinste Kirchspiel der Landschaft. Es mangelte ihm denn auch keineswegs an Mußestunden, die er aber durch fleißige Lektüre, schriftstellerische Arbeiten, Unterricht und nicht zuletzt durch die Pflege der edlen Dichtkunst auszufüllen strebte. Die Erzeugnisse seiner Muse, größtenteils Gelegenheitsgedichte, Kantaten, Epigramme und Stegreifverse, zeichnen sich allerdings weniger durch poetischen Wert aus als dadurch, daß sie den Verfasser charakterisieren. Die meisten derselben atmen Frohsinn und Heiterkeit, manche auch Witz und Laune. Originell ist ein Beichtschein, den er einer Anzahl Pfarrangehöriger ausstellte, die nach Schwansen zu verziehen beabsichtigte, und der folgendermaßen lautete:

„Der Trieb, sein Schicksal zu verbessern
und sein Vermögen zu vergrößern,
vom Fron und Ausschuß frei zu sein,
ist hier in Angeln allgemein.
Auch dieser Trieb bewegt vor andern
Vorzeig're dieses auszuwandern
und jetzt nach Schwansen hinzuziehn.
O, möchte dort ihr Glück recht blühn!
Da sie, nach unsers Landes Sitten,
geziemend um den Beichtschein bitten,
so geb' ich ihn in genere,
damit ihr neuer Pfarrherr seh',

daß sie — bis auf zwei junge Knaben,
denn die sind noch nicht konfirmiert, —
hier insgesamt kommuniziert,
auch sonst sich so betragen haben,
daß selbst des Teufels Advokat
hiergegen nichts zu sagen hat.
Nun, alle diese achtzehn Seelen —
ein Achtteil meiner Parochie —
will ich dem lieben Gott befehlen;
er segne und geleite sie!"

Ob wohl die 18 Auswanderer das Glück, das sie suchten, in der neuen Heimat sollten gefunden haben? Daß sie es nicht verdient gehabt hätten, das kann nach vorstehendem Zeugnis ihres Beichtvaters ja gar keine Frage sein. — Oest starb 1798 in einem Alter von fast 80 Jahren. Seine Biographie nebst einer Auswahl seiner Gedichte, herausgegeben von seinem Schwiegerenkel, dem Glücksburger Prediger und späteren Propsten zu Grundhof G. Jakobsen, erschien 1800 bei Mohr in Kiel. Die Erinnerung an Oest lebt bis auf den heutigen Tag in der Gemeinde und darüber hinaus fort.

Quern. E. Schnack.

2. **Das Fehmarsche Lied.** (Mitgeteilt nach: „Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte von Joh. Friedr. Schütze, königl. dänischem Kanzlei-Sekretaire. Bd. IV. Altona 1806.)

Melodie: g = 1. Zärtlich und mit Heimweh.

$^{2}/_{4}$ | 1 | 5 5 4 | 3 3 5 | 6 4 4 3 | 3 2 4 | 3 3 3 2 | 1 1 1 2 | 3 3 2 2 | 1 1 |

Ach Wulne, ach Wulne! du liggst wohl in dem Grunde,
To Avendorp, to Avendorp, da hebben se grote Munde.
Ach Blieschendorp :,: da heft se 't schier vergeeten,
To Struckamp :,: da sünd se wol geseeten.
Ach Alverdorp :,: da fangen se veele Vische,
To Teschendorp :,: da dreegen see 's to Dische.
Ach Mummendorp :,: da hebben se veel grot' Göse,
To Satjendorp :,: da drinkt se nut de Kröse.
Ach Nei-Jellingsdorp :,: da plögen se deep in de Eerde,
To Lemkenhafen :,: da fören se blanke Sweerde.
Ach Ol-Jellingsdorp :,: du liggst wol an dem Wege,
Op Sült-bi Ort :,: da sünd de Kladdermägde.
To Merkelsdorp :,: da sünd de Herren Viese,
To Hinrichsdorp :,: da mögen se geern kiesen.
To Todendorp :,: da hebben se gröne Straten,
To Putgarn :,: da fört se blanke Plaaten.
Ach Preesen :,: da bouwen se veele Hokken,
To Banstorp :,: da lüden se mit de Klokken.
Ach Clasdorp :,: du liggst wol an de Fleeten,
Ach Goolendorp :,: da könt se lieke scheeten.
Ach Vizdorp :,: du liggst wol an de Loopen,
To Staversdorp :,: da hört man 'n Kukuk roopen.
Ach Meeschendorp :,: da is de Akker düre,
To Sarensdorp :,: da liggt se bi dem Füre.
Ach Niendorp :,: da sünd de schönen Jungfrouwen,
Wohl zu Burg :,: da laten se sik beschouwen.
Ach Glambek :,: du büst fast eereurike,
To Niendorp :,: da sütt man Segel strieken.
Ach Fehmerland, ach Fehmerland! ik segg di Pries un Eere,
In aller Land, wo ik man kam, will ik din Loff vermeeren!

Bramstedt. W. Ehlers.

3. **Pferdeköpfe unter Dreschtennen.** Im Oktoberhefte des 2. Jahrgangs der „Heimat" ist der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die unter Dreschtennen vergrabenen Pferdeschädel Bauopfer seien. Dieser Meinung möchte widersprochen werden dürfen schon aus dem Grunde, weil der Kopf eines Pferdes an sich keinen Wertgegenstand darstellte. Man hat immer nur Köpfe, nie ganze Kadaver gefunden. Der Gedanke des Opfers beruhte aber doch darauf, daß etwas Wertvolles hingegeben wurde, daß der Opfernde sich eine Entsagung auferlegte, sich selber gewissermaßen strafte, elend machte, um das Mitleid und die Gnade der Gottheit zu erringen. Die Menschen stellten sich den Gott als zürnend, mißgünstig vor. „Mir grauet vor der Götter Neide," läßt Schiller den ägyptischen König zu seinem Freunde Polykrates sprechen. Später schob das Volk Mißgunst und Haß gegen menschliche Unternehmungen dem Teufel zu. So treffen wir in vielen Sagen die Andeutungen, daß der Teufel durch allerlei Künste und Gewaltthaten den Bau der Kirchen, Kapellen und anderer Bauwerke zu hindern versucht habe. Um ein Bauopfer handelte es sich also, wenn, wie der Büsumer Pastor Neocorus erzählt, die Delver bei der Wasserflut des Jahres 1597 einen Deichbruch

dadurch mit Erfolg stopften, daß sie einen lebendigen Hund in den Bruch warfen. „De Olden seden, animam quaeri," es werde eine Seele verlangt. Wollte man aus den Pferdeschädeln auf ein Bauopfer schließen, so müßte nachzuweisen sein, daß man Pferde zu dem Zwecke tötete, um sie zur Günstigstimmung Gottes oder des Teufels in dem Bau zu vergraben. Über einen so kostspieligen Brauch müßte es Überlieferungen geben. Es giebt aber keine, obwohl das Alter der zuweilen gut erhaltenen Schädel sich höchstens auf 200 Jahre bemessen läßt. Im Jahre 1892 wurden in Plön drei Pferdeschädel unter der Diele eines Hauses gefunden, das frühestens aus dem 16. Jahrhundert stammte. Könnten die vergrabenen Pferdeköpfe aber nicht ebendieselbe Bestimmung gehabt haben, welche die Pferdeköpfe auf den Giebeln unserer Bauernhäuser hatten? Diese in ganz Norddeutschland verbreitete Giebelzierde bestand ursprünglich zweifellos aus natürlichen Pferdeschädeln. Erst dann, als das Schlachten und Verzehren der Pferde von der christlichen Kirche verboten wurde, mag man allmählich zu Nachbildungen in Holz gegriffen haben. Es ist bekannt, daß bei den Niedersachsen (auch bei anderen Völkern) das Pferd in hohem Ansehen stand, daß weiße Pferde für heilig gehalten worden sind, daß aus ihren Bewegungen, aus dem Wiehern usw. geweissagt wurde (vergl. Tacitus). Das Pferd galt für ein Geschöpf, welches den guten Gottheiten besonders nahe stand. Des Pferdes Kopf auf dem Hausgiebel wird als etwas Segenbringendes, Unheilabwehrendes angesehen worden sein. In Polen hängt noch heute der Bauer einen Pferdeschädel in den Zaun, damit das Kraut (Kohl) gut gedeihe, und auch wohl über die Hausthür, damit die Pest nicht ins Haus komme. Wenn wir uns den Bau des sächsischen Bauernhauses vergegenwärtigen, so lag die Tenne in der Mitte des Gebäudes. Auf der einen Seite standen die Pferde, auf der anderen Seite befand sich das Rindvieh, am Ende der Herd. Die unter der Tenne vergrabenen Pferdeschädel konnten von hier aus ihren Einfluß auf das ganze Haus erstrecken, Pest und Viehsterben abwehren. Eine Dreschtenne, die immer aus Lehm gestampft war, hielt wohl selten länger als 30 Jahre aus. Bei der Erneuerung fand sich dann die Gelegenheit, mehr erreichbare Schädel von krepierten oder verunglückten Pferden unter der Tenne zu vergraben. So läßt sich eine Erklärung dafür finden, daß zuweilen neben gut erhaltenen Schädeln fast ganz verwitterte lagen. Auch unter den Herd des Hauses pflegte der Erbauer ehemals vielerlei segenverheißende Dinge zu vermauern oder zu vergraben: Eier als Zeichen der Fruchtbarkeit, Hühner, Lämmer, oder wenigstens deren Knochen. Ja, es hat Leute gegeben, die durch Eingrabung eines lebendigen Katers unter dem Schweinetroge die Ratten fernzuhalten vermeinten. Mit dem Glauben an die schützende Kraft des Pferdeschädels mag in Verbindung stehen das Vertrauen in das glückspendende Hufeisen, welches man heutzutage noch über vielen Hausthüren angenagelt oder aufgehängt sieht. Fragt man nach dem Warum, so erhält man Antworten, welche beweisen, daß klare Vorstellungen über die Wirkungen des Eisens nicht mehr existieren, daß aber ein unbestimmtes Vertrauen in den Segen des Brauches gesetzt wird. Das Hufeisen ist ebenfalls ein Amulett, ein Fetisch, ein Talisman.

Plön. Kinder.

4. **Verwehte Schmetterlinge** hat Herr Emil Lorenz zu Anfang des Herbstes vorvorigen Jahres am Strande der Neustädter Bucht von Timmendorferstrand bis Scharbeutz und weiter bis Haffkrug und Auguftusbad angetroffen. Wo er ging und stand, fand er den weißen Sand und das angespülte Seegras namentlich mit Vanessa jo (Tagpfauenauge), Pieris brassicae (Gr. Kohlweißling) und Argynnis Aglaja (Gr. Perlmutterfalter) und wenigen anderen Faltern förmlich überfät. Herr Lorenz nahm mehrere dieser Tierchen in die Hand und fuchte sie durch Anhauchen zu ermuntern: sie klappten höchstens die zusammengefalteten Flügel ein wenig auseinander. In die Luft geworfen, taumelten sie wie trunken mit flatternden Flügeln in der Luft umher, um bald wie ein Stück Papier zur Erde zu fallen. Unser Gewährsmann nahm einige Schmetterlinge und trug sie in der hohlen Hand in die nächsten Gärten, setzte sie dort auf Blumen und ins Gras: siehe da! alsobald erholten sie sich und flogen lustig von dannen. Hatte die Strandluft sie betäubt? War mit der Wahrnehmung des Blumendufts der Lebensmut erwacht? Die Schmetterlinge mußten nach der Meinung des Beobachters von der schwedischen Küste herübergetragen worden sein. (Nach einem Referat der „Societas entomologica," Organ für den internationalen Entomologenverein in Zürich, April 1901.) Barfod.

5. **Über einige Fälle von Albinismus.** Das eigentümliche Auftreten von bedeutend heller gefärbten Individuen unter normal gefärbten derselben Art nennt man Albinismus. Dieser Albinismus kommt nicht nur bei der weißen Menschenrasse vor, sondern er ist auch bei allen andern Rassen beobachtet. Ebenso kommt er öfters bei Tieren vor. Unter den Säugetieren sind die weißen Kaninchen und Mäuse allgemein bekannt, hier an der Nordseeküste kann man auch manchmal Albinos unter den Seehunden beobachten. Bei Vögeln und den noch niederen Thierklassen ist der Albinismus vielleicht noch häufiger, als bei den Säugetieren. Unter den Vögeln sind weiße Krähen und Stare besonders auffallend, und Nachrichten von solchen seltenen Tieren machen ja alljährlich die Runde durch die Zeitungen.

In der Vogelwelt habe ich in letzten Jahren verschiedene interessante Fälle von Albinismus beobachtet, die hier kurz erwähnt sein mögen. 1. Vor einigen Jahren erblickte ich eine Schar von Sumpfohreulen, Otus brachyotus, auf der öden Heide dicht am Nordseestrande sitzen. Unter der großen Menge fiel besonders ein Tier auf, das von ganz heller Farbe war, während alle andern die gewöhnliche braune Färbung zeigten. Natürlich waren meine Bemühungen jetzt darauf gerichtet, dies Tier in Schuß zu bekommen, was mir auch glückte, so daß ich die fast weiße Eule erlegen konnte. Da es sich hier nicht um eine junge Eule handelt, so kann es nur ein Albino sein. Das ausgestopfte Tier ist in meiner Sammlung. 2. Im Winter 1890 beobachteten ich und meine Schüler einen fast weißen Sperling; die Versuche, diesen zu fangen, schlugen leider fehl. Da sich verschiedene Finkenarten allerdings gelegentlich kreuzen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß es sich hier um einen Bastard handelt, doch bin ich eher geneigt, den hellen Vogel für einen Albino zu halten. 3. Noch interessanter ist das Vorkommen einer weißen Lerche dicht bei dem Dorfe Utersum auf Föhr. Sie hielt sich zwei Jahre auf demselben Feld auf, und man konnte sie regelmäßig aus dem Klee aufjagen. Meine Schüler hatten die helle Lerche mehrfach beobachtet, auch verschiedenen Landleuten war sie aufgefallen. 4. Am eigentümlichsten waren zwei Albino von dem Schilfrohrsänger, die beide aus der Marsch bei Borgsum auf Föhr stammten. Im Sommer 1900 wurde mir von einem hiesigen Einwohner ein kleiner gelber Vogel gebracht, den er in der Borgsumer Marsch mit einem Spaten erschlagen hatte, als sich derselbe von vielen kleinen Vögeln verfolgt in seine Nähe flüchtete. Da es mir nicht möglich war, den beschädigten Vogel zu bestimmen, so sandte ich ihn an Herrn Rohweder in Husum, aber auch vergeblich. Nun aber, merkwürdiger Zufall, im vorigen Sommer 1901 wurde an derselben Stelle wieder ein kleiner gelber Vogel gefangen und mir gebracht. Noch lebend kam er in meine Hände; sein Gefieder war kanariengelb, die Augen rot, also ein kleiner Albino, der dem vorjährigen Vogel vollständig gleich war und von Rohweder als Schilfrohrsänger, Salicaria phragmitis, bestimmt wurde. Wenn schon das Auftreten eines Albino merkwürdig ist, so ist doch dieser letztere Fall besonders interessant, da durch denselben die Annahme an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß beide Fälle auf eine Ursache zurückzuführen sind, die aber nicht sicher festgestellt werden kann, da es mir nicht vergönnt war, die beiden Vögel lebend in der Freiheit zu beobachten.

Utersum a. Föhr. Philippsen.

Anfragen.

1. M. in S.: Die „Heimat" hat bisher über Torfindustrie nichts gebracht. Einen Aufsatz des Inhalts finden Sie in der Zeitschrift: „Mutter Erde" (Spemanns Verlag, Berlin. 1899), S. 234—236. — E. in M.: Das eingesandte Objekt ist die Larve einer Phryganide (Köcherfliege), die sich ihre Behausung aus feinen Sandkörnern erbaut hat. Näheres brachte das vorige Heft der „Heimat." Hole Dir doch einige dieser Larven herbei, thu sie in einen kleinen Glashafen und stelle denselben auf die Fensterbank Deiner Schule: Du wirst Deinen Schülern eine große Freude bereiten. — Wenn man auf „Biologie" schwört, soll man sich hüten vor Dummheiten, wie die eine ist, daß ich behauptet habe, die Mistel habe eine Zwitterblüte. Nein, sie ist zweihäusig. Mein Irrtum ist verzeihlich, weil ich wohl Beeren der Mistel, niemals aber eine Mistelblüte gesehen habe. Ich werde in Zukunft etwas vorsichtiger sein. Barfod.

2 Eine Leserin der „Heimat" wünscht eine Erklärung des Ausdrucks: „Der Fuchs braut." E.

3. Die „Heimat" dürfte als Sammlerin alter Volksbräuche geeignet sein, folgender Mitteilung ihre Spalten zu öffnen: In meiner Vaterstadt Neustadt i. H. bestand in meiner Jugend in Kinderkreisen der Brauch, bei Abschluß eines Tauschgeschäftes folgendes Sprüchlein herzusagen:

„Enmal geben,
Stick op Stäben,
All' sien Dag ni werrergeben."

Dieses Sprüchlein hatte den Zweck, einen abgeschlossenen Tausch unwiderruflich zu machen. Nach einer in der Methodik von Ostermann und Wegener vorhandenen Fußnote pflegten unsere Vorfahren bei ihren Tauschgeschäften einen Brauch zu üben, der wahrscheinlich zu obigem Kinderreim in Beziehung steht. Sie schnitten nämlich nach Verabredung eines Tauschgeschäftes zwei gleich lange Hölzchen, die sie mit einer gleichen Anzahl von Querschnitten versahen, und von denen sie jedem Teilnehmer am Tausche eins aushändigten als Beweis für den verabredeten Tausch. — Da unter obigem „Stick op Stäben" wahrscheinlich die Querschnitte auf den Hölzchen zu verstehen sind, dürfte in dem oben angeführten Kinderreim ein Rest jenes alten Volksbrauches zu suchen sein, der sich durch die Jahrhunderte hindurch in Kinderkreisen erhalten hat. — Sehr interessant wäre es mir, zu erfahren, in welchen Gegenden unserer Provinz sich dieser oder ein ähnlicher Brauch erhalten hat.

Kiel-Gaarden. W. Franck.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 7. Juli 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Harzen-Müller, Büsum und sein Wattenmeer. II. (Mit Bild.) — 2. Brandt, Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. II. — 3. Mühlke, Der Neubau der Reichsbank in Schleswig. (Mit Bild.) — 4. Schnitger, Zahlenlotto und Silentiumspiel. — 5. Hansen, Eine Fahrt nach Süderoogsand. — 6. Mitteilungen. — 7. Barfod, Die 12. Generalversammlung unsers Vereins.

Bücherschau.

1. **Geschichte von Altona und Umgegend,** bearbeitet von Rektor H. Ehlers in Altona. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover und Berlin. Steif geh. 40 Pf. — Herr Rektor Ehlers bietet uns in dem vorliegenden Buche ein heimatliches Ergänzungsheft zur deutschen Geschichte von H. Weigand und A. Tecklenburg sowie zur Geschichte der Provinz Schleswig-Holstein von T. H. Thomsen in Altona. Selbst wenn man auch mit den Grundsätzen Weigands und Tecklenburgs nicht in jeder Beziehung einverstanden ist, so muß man doch diesen Herren das Verdienst lassen, daß sie zu dem Unternehmen, die Heimatgeschichte im Schulunterrichte durch geeignete Verbindung mit der Geschichte des weiteren Vaterlandes mehr in den Vordergrund zu stellen, einen mächtigen Anstoß gegeben haben. In zehn Provinzen sind in kurzer Zeit die stammesgeschichtlichen Ergänzungshefte — für Schleswig-Holstein von Thomsen-Altona bearbeitet, das uns in 45 Abschnitten einen vorzüglichen Überblick über die schwer darzustellende schleswig-holsteinische Geschichte, vornehmlich über die kulturhistorischen, kirchlichen und sozialen Verhältnisse gewährt, — erschienen. Daneben ist uns bereits in verschiedenen heimatgeschichtlichen Ergänzungsheften gezeigt, wie die betreffenden Heimatorte und ihre Umgegend mit ihrer Geschichte in planmäßiger Weise für den Unterricht bearbeitet und verwendet werden können. Rektor Ehlers, der sich bereitwillig in die Reihe der Männer gestellt hat, welche die Geschichte ihrer engsten Heimat für den Unterricht bearbeitet haben, bietet uns mit seiner Geschichte von Altona und Umgegend, als das 8. heimatgeschichtliche Ergänzungsheft, einen vortrefflich bearbeiteten, in großer Klarheit gehaltenen Stoff. In acht interessanten Bildern der alten Zeit werden uns im ersten Teil die Vorgänge in der Gegend bis zur Entstehung Altonas geschildert. Der zweite Teil behandelt den Ort unter der schauenburgischen Herrschaft. Gleichfalls in acht Abschnitten wird hier ein klares Bild des damaligen Lebens der Bewohner, ihres Armen-, Schul- und Kirchenwesens gegeben und womöglich an noch vorhandene Gegenstände

oder Namen wie „Palmaille," „Freiheit" usw. angeknüpft. In gleicher Weise ist der dritte Teil behandelt, der uns Altona unter der dänischen Herrschaft zeigt. In zwölf Abschnitten oder Bildern wird unter anderm geschildert, wie bei den drückendsten Verhältnissen, bei den schweren Heimsuchungen des nordischen Krieges wie des Befreiungskrieges, die Stadt sich dennoch allmählich entwickelte. Wohlthuend berührt das hier entrollte Bild des früheren Oberpräsidenten Konrad v. Blücher, des Schutzengels von Altona. Überhaupt scheint das persönliche Moment bei manchen Bildern absichtlich — und auch ohne Frage mit Recht — in den Vordergrund gedrängt zu sein. Die zwölf Bilder im vierten und letzten Teil zeigen Altona unter der preußischen Herrschaft. Die städtischen Behörden, Handel und Verkehr, Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, Gesundheits- und Sicherheitseinrichtungen, selbst die Geschichte des dort in Garnison liegenden Infanterie-Regiments Nr. 31, überhaupt alles, was für das gegenwärtige öffentliche Leben von Bedeutung ist, hat in diesen Bildern gebührende Berücksichtigung gefunden. Die ganze Arbeit, auf 75 Seiten zusammengedrängt, bietet in ihren 40 Bildern nicht nur das Wissenswerteste, sondern auch zugleich eine übersichtliche Geschichte der Stadt Altona, die es jedem Bewohner des Ortes ermöglicht, sich ohne Aufwand an Kosten und Mühe mit der geschichtlichen Entwickelung seiner Vaterstadt vertraut zu machen. Besonders aber sind es die Lehrer, die diese Arbeit mit Freuden begrüßen. Wie viele von ihnen werden es aus der eigenen Erfahrung bestätigen können, daß oft gerade bei einer gelegentlichen Betrachtung der Gegenstände oder Einrichtungen in der nächsten Umgebung eine erklärende oder unterweisende Besprechung bei dem Unterricht unterbleiben mußte, weil ihnen selbst der betreffende Stoff zu fremd oder gar ganz unbekannt war. Sich selbst aber den nötigen Stoff aus Quellen und größeren Werken zusammenzutragen, ist eine Arbeit, die nicht jedem zusagt und auch nicht jedem, was allein den erforderlichen Zeitaufwand anbetrifft, gestattet ist. Rektor Ehlers bietet mit diesem Büchlein den dortigen Kollegen einen Vorratsschatz, aus dem sie beim Unterrichte mit vollen Händen schöpfen können. Wie sehr man dem einzelnen Lehrer in die Hand zu arbeiten sucht, läßt klar das Inhalts-Verzeichnis erkennen. Hinter den angeführten 40 Abschnitten sind zwei Spalten, eine für die schleswig-holsteinische und eine für die deutsche Geschichte freigelassen, in welche die Nummern der betreffenden Geschichten einzutragen sind, denen man die hier im Hefte gegebenen Abschnitte oder Bilder beizufügen gedenkt.

Wir können den Altonaern zu dieser kleinen, jedenfalls für den Schulunterricht von großer Bedeutung werdenden Geschichte ihrer Vaterstadt gratulieren und nur wünschen, daß sich recht bald auch in andern Örtern unseres engeren Vaterlandes Männer wie Rektor Ehlers bereit finden lassen, diese Arbeit für ihren Heimatort zu übernehmen. Der Erfolg in unterrichtlicher Beziehung wird nicht ausbleiben können. Wenn Wilh. Jensen in den Erinnerungen an seine Vaterstadt seine Lehrer anklagt, daß sie ihren Schülern nicht gestatteten, sich um heimatliche Dinge zu kümmern, daß sie mit den Straßen Athens und Korinths vertrauter wurden als mit den Gassen ihrer Heimatstadt, die sie doch täglich durchwanderten, daß ihm einst die Frage nach den perstanischen Häusern seines Ortes mit einer derben Ohrfeige seitens seines Lehrers beantwortet wurde, so sollte uns das zur Warnung gereichen, daß wir uns solcher Anklagen nicht noch jetzt schuldig machen. Solche und ähnliche Beschuldigungen werden aber nur dann verstummen können, wenn überall der betreffende Stoff für die einzelnen Örter gesammelt und für den Unterricht wie in dem vorliegenden Buche planmäßig verarbeitet vorliegt.

Ellerbek. Jul. Prange.

2. **Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein.** Was die Sache selbst betrifft, wolle man aus meinem im 10. Jahrgang unserer Monatsschrift „Die Heimat" (1900, S. 235 u. 236) erstatteten Referate ersehen. In Ergänzung dessen teile ich mit, daß sich der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten in Berlin auf Anregung des Professors Dr. Conwentz in Danzig im Juni 1900 u. a. auch an den Naturwissenschaftlichen Verein für Schleswig-Holstein gewandt hat mit dem Ersuchen, auch für unsere Provinz ein ähnliches Werk herauszugeben, wie das des Professors Conwentz für Westpreußen. Der Naturwissenschaftliche Verein hat von dem Provinzial-Landtag eine einmalige Beihülfe von 1000 M. erwirkt und Oberstabsarzt a. D. Dr. Prahl in Lübeck für die Übernahme der umfangreichen Arbeit gewonnen. Zahlreiche Fragebogen sind bereits versandt worden, und die Königl. Regierung zu Schleswig hat bereitwilligst ihre Unterstützung zugesagt. Ich wünsche dem Werke gedeihlichen Fortgang, baldige Lösung und guten Erfolg! Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 7. Juli 1902.

Büsum und sein Wattenmeer.[1])

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

II.

Krabbenfischer in der Nordsee.

Für Segelfahrten stehen mehrere seefeste Kutter unter sicherer Leitung stets zur Verfügung. Für den Jäger giebt's am Strande und auf dem Wattenmeere verschiedene Arten von Möven, Regenpfeifer und den zu dieser Familie gehörenden Kiebitz, dessen in den Handel gebrachte, wohlschmeckende Eier lange nicht immer Kiebitzeier sind, sondern häufig von Möven und anderen Vögeln herstammen, ferner die kleine graue Wildente und die größere, braun und weiße Bergente, welche, bei uns nur Strichvogel, während des Sommers die nordischen Fjorde verläßt, um bei uns zu mausern;

[1]) Das Klischee zu dem Bild auf S. 149 ist uns von der Verlagshandlung Lipsius und Tischer in Kiel freundlichst überlassen worden. E.

sie kamen früher in solchen Mengen vor, daß sie mit Netzen gefangen wurden; sie ist eine brillante Taucherin, kann aber während der Mauser natürlich schlecht fliegen, weshalb sie vom Schiffe aus leicht zu schießen ist; aber sie ist kaum das Pulver wert, da das Fleisch thranig und nur dann genießbar ist, nachdem man sie ganz abgezogen und in Milch gelegt hat. Höchstens sind die schönen, weichen Daunen für Kissen und Betten zu benutzen; früher kostete das Stück 80 Pf., jetzt höchstens 30 oder 40 Pf. Auch kann man Jagd machen auf die zu den Delphinen gehörigen und den Schiffen folgenden Tümmler, die Thran und Leder liefern, und deren Fleisch wohlschmeckend sein soll, sowie auf Seehunde, deren Fell allein benutzt wird.

Während einige der in Büsum beheimateten Fischer nach der kleinen Insel Helmsand oder nach dem Sandgrund, der Küste des Friedrichskoogs, hinüberfahren, um Seemoos zu holen,[1]) welches das Pfund mit 1 ℳ. bezahlt und zu industriellen Zwecken benutzt wird, — wer kennt nicht die vor einigen Jahren in den Handel gebrachten, zum Aufhängen an Kronleuchtern oder an Fensterkreuzen bestimmten kleinen Muscheln, aus denen dieses gekämmte und präparierte, gefärbte und imprägnierte Moos in zierlichen, feinen Ranken herabfällt? — andere wiederum auf den Büttsang, der übrigens auch auf den Watten mit Stellnetzen betrieben wird, geht das Gros derselben auf den Krabbenfang aus. Die Büsumer Krabbenfischerflotille zählt 36 Kutter, zumeist einmastige, mit einem Schwerte versehene seetüchtige Schiffe, welche auf den Werften von Tönning an der nahen Eidermündung oder auf Finkenwerder bei Hamburg gebaut worden sind; sie gehen gewöhnlich acht, mit dem Schwerte zwölf Fuß tief. Die Besatzung besteht aus dem Besitzer, der Schiffsführer ist, und einem Knechte; es giebt auch einige wenige zweimastige Fischerkutter und einen, welcher einen Petroleummotor an Bord hat, um unabhängig vom Winde zu sein. Sie fahren tagtäglich oder allnächtlich, sobald die Flut steht, mit dem Strom hinaus aufs Wattenmeer, um Krabben oder Kraut zu fischen, auch Porren oder Garneelen, Granaten, Crevetten genannt; während diese Nordseekrabben nach dem Kochen, denn dies giebt den durchsichtig-glasigen Tierchen erst die Farbe, braunrot werden, sind die Ostseekrabben rosarot; jene schmecken mehr wie Krebse, diese mehr wie Hummer. Früher wurden die Krabben unmittelbar am Strande gefangen, indem Fischer und Fischerinnen mit einem großen an einer Stange befestigten Netze ins Wasser stiegen und den Meeresboden abfischten; jetzt kommen die Krabben nicht mehr so nahe ans Land, der Fischer muß ihnen im Schiffe folgen bis nach der Insel Buschsand oder Trieschen, in deren einzigem auf einer Wurt stehenden Hause ein Schäfer mit seiner Schafherde wohnt; auch ein Seezeichen, ein hoher schwarzer Holzturm, ragt aus der niedrigen Insel empor, ähnlich seinem nordwärts auf der Insel Blauortsand stehenden Bruder, welcher noch den hülfreichen Zweck zu erfüllen hat, daß er für Schiffbrüchige die notwendigste Nahrung enthält: frisches Trinkwasser und Brot, dazu die nötigen Signalflaggen. Zur Instandsetzung und -haltung der im Büsumer Wattenmeere liegenden Seezeichen, Tonnen und Baaken ist im Büsumer Hafen der Tonnenleger „Tertius“ stationiert; er hat auch die Sommerzeichen einzuziehen und durch die Winterzeichen zu ersetzen.

Die Krabbenfischer gehen ihrem bei steifer Brise keineswegs leichten Gewerbe nach auf dem Mittgrund, dem Bielshöven, der Mittelplate oder der Marner Plate, Untiefen, welche südlich resp. südöstlich der Miele, des Flackstroms, in dem das einstige Kirchdorf St. Andreas begraben ruht, der Norder- und der Süderpiep und des Tertius liegen.[2])

Das zum Krabbenfang benutzte Netz ist ein großes Baumschleppnetz, ein nach

[1]) Vergl. „Heimat,“ Jahrgang 1899, S. 19: „Das Seemoos“ von Barfod.
[2]) Vgl. „Heimat,“ Jahrgang 1899, S. 143: „Der Krabbenfang in Büsum“ von Kinder.

unten trichterförmig ſich verengendes feinmaſchiges Gewebe, welches, während der Kutter mit halbgebraßten Haupt- und Fockſegeln beidreht und ohne Steuerung nur im Strome treibt, auf Luvſeite an einem langen Drahtſeile in See geworfen wird, niedergehalten durch zwei große Eiſenbügel und an der Schiffsſeite durch einen langen ihr parallel laufenden Baum befeſtigt. Nachdem es eine geraume Weile und eine ziemliche Strecke weit über den Grund nachgeſchleppt worden iſt, wird es durch ein mittſchiffs ſtehendes Spill an dem Drahtſeile langſam herangewunden, über Bord geholt und ausgeſchüttet oder mit einem Ketſcher ausgeleert. Jetzt wird's auf dem Heck, welches bei den meiſten Kuttern plattgattet iſt, lebendig; die Ruderpinne verſinkt ganz in der lebendigen und beweglichen Meeresbeute und iſt nicht mehr drehbar. Die Hauptbeute ſind Krabben, daneben unzählige Taſchenkrebſe verſchiedenſter Färbung und in allen Größen, bis zu 4 Pfund ſchwer und bis zu 30 cm breit, Einſiedlerkrebſe, Seeigel und Seeſterne, Quallen verſchiedener Art, Heringe, Weißfiſche, Hornfiſche, Seeaale und Quappen, Bütt und Knurrhähne, Seegras und bisweilen kleine Stücke Bernſtein. Jetzt beginnt die mühſelige Arbeit des Ausleſens und Sichtens; außer den Krabben wird alles Getier wieder ins Meer zurückgeworfen, den kreiſchend hinterherfliegenden gefräßigen Möven eine leichte und willkommene Beute. Die Krabben werden in Siebkäſten über Bord geſiebt und lebendig in einen großen vorher gereinigten und angeheizten Keſſel geworfen, in welchem Seewaſſer, durch vier bis fünf Pfund Salz verſtärkt, kocht. Nachdem ſie nach kurzer Zeit Farbe bekommen haben und gar ſind, werden ſie mit einem Ketſcher aus dem kochenden Salzwaſſer herausgefiſcht, wieder auf einem Siebkaſten ausgebreitet und an der Luft getrocknet, um alsdann in Körbe geſchüttet zu werden. Bei ruhigem Wetter iſt die Arbeit nicht anſtrengend; bei ſteifer Briſe, und wenn das Wetter „ordentlich ſmeert," iſt es ſchon unangenehmer, da der Fiſcher außer auf ſeine Fangarbeit ſtets auf Segel, Wind und Wetter, Untiefen und Strömungen achten muß. Nach drei bis ſechs Zügen geht's mit der kommenden Flut wieder dem Hafen zu, wo die Körbe mit Krabben ſofort verpackt und zum Bahnhof gebracht werden, um mit dem nächſten Zuge ins Inland verſchickt zu werden; das Schleppnetz aber wird zum Trocknen am Maſt aufgezogen. Die Krabben ſind ſehr empfindlich gegen die ſommerliche Sonnenhitze, und es kommt vor, daß ſie ſchon unterwegs während der Rückfahrt in den Hafen verderben. Nicht zu warme Witterung iſt am günſtigſten für den Fang und für den Verſand. Der Erlös für einen Fang beläuft ſich auf 20 bis 40 *M.* und mehr; die meiſten Fiſcher haben ihren beſtimmten Abnehmer, der ihnen die Ware zu dem feſtſtehenden Preiſe ſtets abkauft. In Büſum ſelber, wo die Krabben früher gar keinen Wert hatten, erhält man für 10 Pf. eine große Schüſſel voll, und man hat eine gute halbe Stunde mit der größten Fingerfertigkeit zu arbeiten, um die kleinen wohlſchmeckenden Tiere aus ihrer Schale zu befreien und zu verſpeiſen. Die Krabbenfiſcher bringen es bei Fleiß und Sparſamkeit in einigen Jahren zu Wohlſtand; ſie haben dann ihr eigenes Schiff, welches durchſchnittlich 3000 *M.* koſtet, und bauen ſich bald ihr eigenes Häuschen für 4- bis 6000 *M.* mit Garten und Stallgebäude. In der Badeſaiſon behelfen ſie ſich wie faſt alle Büſumer mit dem allernotwendigſten Platz für ſich und ihre Familie; die Stuben werden an die Badegäſte vermietet, die gut und preiswert aufgehoben ſind. Wenigſtens ging's mir ſo, der ich kein Freund von Hotelzimmern und Hotellärm bin: an keinem Tage fehlte die wohlgehäufte Krabbenſchüſſel und ein Blumenſtrauß auf meinem Tiſche in der Veranda; und als ich eines Spätnachmittags von einer zehnſtündigen Seefahrt heimkehrte, da fand ich das Mittageſſen für mich aufbewahrt und warmgehalten — in meinem Bette! Ich mußte an Wilhelm Buſch's Verſe denken:

„aufbewahrt in einem Hafen,
wo die lieben Eltern ſchlafen."

und verzehrte die „Einlage" mit Heißhunger, Appetit und Dankbarkeit.

Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.

Von Dr. **Gustav Brandt** in Kiel.

II.

Bevor ich dazu übergehen kann, die heimischen Manufakturen zu charakterisieren, werden einige Erläuterungen über die Technik bei Zubereitung und Dekoration der Fayence nötig sein. — Ich habe vorhin schon gesagt, daß das Wesentliche der Fayence die undurchsichtige, weiße, emailartige Zinnglasur ist. Die Masse für die Zinnglasur wird als dünner, weißer Brei angemacht. Das gebrannte Gefäß wird in diesen Brei eingetaucht, der nach dem Herausnehmen als dichter, mehlartiger Überzug haftet. Es bedarf eines scharfen Feuers, um den pulvrigen Überzug zur emailglatten Glasur zu schmelzen. Bei der Dekoration der Fayencen ist daher zu berücksichtigen, daß nur wenige Metallfarben ein so scharfes Feuer vertragen. Die meisten werden unscheinbar oder verflüchtigen sich ganz in der Glut des Vollbrandes. Die dem Scharffeuer standhaltenden Farben sind vor allem Kobaltblau, ferner Manganviolett, dann ein Gelb, auch ein helles Graugrün und Eisenrot kommen vor. Mit diesen Scharffeuerfarben wird vor dem Brande, in welchem die Glasur schmilzt (also vor dem zweiten Brande, im ersten wurde ja das lufttrockene Thongefäß hart gebrannt), direkt auf den pulvrigen Überzug gemalt. Das erfordert große Sicherheit, da Korrekturen schwierig sind. Im Brande überschmilzt die Glasur dann die Bemalung. Man nennt die Scharffeuerfarben daher auch Unterglasurfarben. Soll das Gefäß einen reicheren Farbenschmuck empfangen, so malt man auf die schon fertige Glasur und befestigt die Dekoration in einem dritten schwächeren Brande, bei dem das Gefäß nicht dem offenen Feuer ausgesetzt, sondern durch eine Kapsel aus feuerfestem Thon, die Muffel, geschützt wird. Die Muffelfarbenpalette hat den Vorzug eines großen Farbenreichtums, dagegen sind die mit Scharffeuerfarben dekorierten Fayencen billiger herzustellen, da ein Brand gespart wird. Daraus erklärt sich die größere Verbreitung blau dekorierter Fayencen.

Während wir bei den Hamburger Fayencen ausschließlich mit Scharffeuerdekor zu thun hatten, entfalten die schleswig-holsteinischen Fayencefabriken nun den ganzen Reichtum der Muffelfarbenpalette. Sie folgen dabei den beiden Hauptrichtungen der Meißner Porzellandekoration im Rokokostil, sowohl mit Figuren und Szenen aus der Zeit, als auch mit dem „teutschen Blumendekor." Letzterer hatte sich in der unter den Hannung's in den vierziger Jahren aufblühenden Straßburger Fayencefabrik zur Vorbildlichkeit für alle die Muffelfarbenmalerei pflegenden Fabriken entwickelt und wurde auch für unsere schleswig-holsteinischen Manufakturen vorbildlich. Große Blumen: Tulpen, Rosen, Nelken, Päonien, Aurikeln wurden in schönem Karminrot, Violett, Gelb, Braunrot, Graublau und einem oft ins Bläuliche gehenden Blattgrün in flottem, etwas konventionellem Naturalismus auf die milchweiße Glasur gemalt. Zu den unregelmäßig verstreuten Blüten, die bei ihrer sparsamen Verwendung die Flächen nicht decken, sondern deren schönes Weiß nur hervorheben, kommen wie bei den Meißner Porzellanen allerhand Insekten, Schmetterlinge u. dgl. hinzu. Die Malerei ist, namentlich bei den Erzeugnissen aus der Blütezeit der Kieler und Stockelsdorfer Fabriken, eine sehr feine. Der Pinselstrich schmiegt sich der Bewegung des Blattes an. Die Insekten, Spinnen in ihrem Netz, kleine Käfer und Fliegen sind von minutiöser Feinheit. Häufig werden sie, wie auch kleine Streublätter benutzt, um Fehlstellen in der Glasur zu decken. Bei Waren zweiter Güte begnügte man sich, schwarze Umriß- und Schattenzeichnung einfach farbig auszufüllen. — Wie die besseren Blumendekors sind auch

die bildlichen Darstellungen oft sehr fein ausgeführt, meist in bunten Farben, zuweilen einfarbig, z. B. in Karminrot. Szenen aus dem Leben der Rokokozeit werden uns auf Vasen, Theetischplatten und Fayenceöfen geschildert: Kavaliere und Damen im Rokokogarten promenierend oder unter dem Laubdach der Bäume ein Dejeuner einnehmend; eine Dame, die vor einem Gebüsch mit dem typischen, vasenbekrönten Denkmal sitzend, die Laute spielt, während ein Kavalier lauschend ihr zur Seite steht, oder zärtliche Schäferpaare. Auch die Freuden der Geselligkeit werden nicht vergessen. Auf einer Kieler Bischofsbowle im Hamburger Museum sind zwei Szenen gemalt, die uns Herren und Damen an fröhlicher Tafelrunde beim Trank der Bowle vereint zeigen. Zuweilen sind solche Szenen mit Hogartscher Derbheit geschildert. Überhaupt kommt die Freude an dem Derben, Naturwüchsigen neben dem Graziös-konventionellen der Zeit zu vollem Ausdruck in tanzenden Bauern, Zigeunern und fahrendem Volk an Lagerfeuern, und Szenen aus dem Leben des Landmannes. Außer den Gruppen finden einzelne Figuren in Zeittracht zum Schmuck von Vasen und Schalen Verwendung. — Doch haben die Künstler all' das nicht dem Leben um sich nach eigener Beobachtung entnommen, sondern sie geben uns Bilder, die nur den allgemeinen Zeitcharakter, nicht aber ein spezifisch schleswig-holsteinisches Gepräge tragen. Die Mode, welche eine besondere Vorliebe für das Reich der Mitte besaß, wurde auch berücksichtigt, indem man fremdländische Landschaft mit Chinesenfiguren ausstaffierte, und auch hier wieder keine Chinesen der Wirklichkeit, sondern konventionelle Phantasiechinesen. Dementsprechend finden wir auf den schleswig-holsteinischen Fayencen denn auch keine heimische Landschaften, sondern sogenannte Ideallandschaften, die in sich möglichst alles vereinigen, was der Zeitgeschmack schön fand. Endlich ließen die heimischen Fayencenmaler den damals so beliebten Motivenkreis der antiken Mythologie natürlich auch nicht unbeachtet. — Den plastischen Schmuck der Gefäße bildet, wie in anderen Fayencefabriken der Zeit, so auch in den schleswig-holsteinischen ein dem Material entsprechend schweres, aber häufig flott und gut modelliertes Rocaille-Ornament, dazu vollplastisch behandelte, naturalistische Zweige und Früchte, namentlich die Zitrone, als Deckelknauf. — Die mannigfaltigsten Geschirre, Gebrauchs- und Luxusgegenstände wurden hergestellt: Tafelservice mit prächtigen Terrinen und stattlichen Bratenschüsseln; Tafelaufsätze, Fruchtkörbe mit flechtwerkartig durchbrochener Wandung; Fruchtteller mit durchbrochenem Rand; kleine, runde, bauchige Töpfe mit drei Füßen und einem zierlichen Rocaillegriff; Leuchter, Tintenfässer, Uhrbehälter und viele andere Geräte. Als ein für die Zeit charakteristisches, heute nicht mehr im Gebrauch befindliches Gefäß ist die Potpourrivase in erster Linie zu nennen, eine umgekehrt birnenförmige Vase mit durchlöchertem Deckel. In ihr wurde Lavendel und Wohlriechendes bewahrt, um das Zimmer zu parfümieren. In Kiel und namentlich Stockelsdorf wurden hervorragend schöne Stücke davon hergestellt, Gefäße mit doppelter Wandung, deren äußere Wand gitterartig durchbrochen ist, in einer Feinheit der Ausführung, wie sie nur bei wenigen Fayencefabriken überhaupt vorkommt. Ein anderes Gefäß, die Bischofsbowle, in Gestalt einer Bischofsmütze, die für ein derzeit beliebtes Getränk, den Bischofspunsch, besonders erfunden ist, erwähnte ich schon. Unter den größeren Stücken sind die reichgezierten Rokokoöfen und die Wandbrunnen mit Becken zu nennen. — Neben der eben geschilderten, künstlerisch ausgestatteten, besseren Ware wurde in den Fabriken auch eine meist in Scharffeuerfarben, blau oder manganfarbig dekorierte Verbrauchsware hergestellt. — Nachdem ich so den künstlerischen Gesamtcharakter der schleswig-holsteinischen Fayancefabriken vorgeführt habe, muß ich zur Ergänzung des Bildes das nachtragen, was die einzelnen Fabriken im besonderen charakterisiert. Dabei werde ich Gelegenheit haben, kurz

die nötigsten historischen Daten zu geben. Ausführliche Angaben darüber finden sich im Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe.

Die erste Fayencefabrik im Lande selbst wurde 1735 von Ludwig von Lücken in Schleswig gegründet. Der Bürgermeister Otte und der Zollinspektor Rambusch traten als Teilhaber hinzu. 1758 erwarb letzterer die am Lollfuß belegene Fabrik. Aus Stralsund ließ er Former und Maler kommen. Später verkaufte er die in Verfall geratene Fabrik, welche 1814 einging. — Schleswig hat vorwiegend manganviolett dekoriert. Die Schüsseln, Teller und Terrinen zeigen flott modellierte Rocaillerändер und zeichnen sich oft durch gefällige Formen aus. Besonders ist eine blaßseegrüne, manganviolett umgrenzte feine Malerei, die an Fayence von Moustier erinnert, Schleswig eigen. In der bunten Muffelfarbenmalerei hat es dagegen nur wenig und Unbedeutendes geleistet.

Bürgermeister Otte gründete nach Verkauf der Schleswiger Fabrik an Rambusch auf seinem Gute Krisеby eine Fayencefabrik, an die er zwei Männer berief, welche die schleswig-holsteinische Fabrikation künstlerisch und technisch auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit brachten: Johann Buchwald als Leiter und Abraham Leihamer als Maler. Ein zweiter tüchtiger, in Meißen geschulter Künstler war der Maler Jahn. 1763 wurde die Fabrik nach Eckernförde verlegt, wo ihr vorm Kieler Thor ein Platz angewiesen ward. Doch bald ziehen Buchwald und Leihamer nach Kiel, die Fabrik sinkt zur Produktion gewöhnlicher Gebrauchsware herab und 1785 ist sie geschlossen. — Die erste Periode der Produktion ist durch einen vorwiegend plastischen Stil ausgezeichnet. Tafelaufsätze und Uhrgehäuse aus Rocaille-Ornament mit natürlichen Muschelformen und oft nicht gelungenen menschlichen Figuren. Besonders Terrinen, Butterdosen u. a. m. in Form natürlicher Kohlköpfe, Melonen oder in ähnlichen Formen wurden vortrefflich ausgeführt. Die Eckernförder Manufaktur liebte es, die Terrinen, Schüsseln und Theetischplatten in auffallender Größe herzustellen. Zunächst wurde in Scharffeuerfarben, in Blau, Manganviolett, Blaugrün und Gelb gearbeitet, dann geht man zur Muffelfarbendekoration über, um schließlich in der Verfallzeit die Scharffeuerfarben wieder aufzunehmen.

In Flensburg wurde vor dem Norderthor in der Ziegelbrennerei des Hans Jacobsen Braderup vor 1764 Fayence fabriziert, doch ist über die Art der nur kurze Zeit hergestellten Ware Zuverlässiges nicht bekannt. Auch im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden in Flensburg von einem dortigen Töpfermeister vorübergehend Fayencegefäße und Fayencefiguren gemacht.

In Kiel richtete 1758 Peter Grafe eine Fayencefabrik ein, die jedoch bald in großfürstliche Verwaltung übernommen werden mußte und unter Leitung des Fabrikanten Tännich fortgeführt wurde. Sie lag auf dem Schnackenkrug (Sophienblatt, dem Thaulow-Museum gegenüber). Die Fabrik ging 1766 an Hamburger Kaufleute über, die Buchwald als „Directeur," Leihamer als Maler beriefen. Unter diesen Männern stieg die Fabrik technisch wie künstlerisch zu ihrer Blüte empor. Die Muffelfarbenmalerei bildet den Glanz der Fabrik, ihr Karminrot erreicht fast die Schönheit des Straßburger Karmin. Charakteristisch ist ein schwarz schattiertes Kupfergrün an Tellern mit durchbrochenem Rand, an Jardinieren und anderen Gefäßen. Auch Vergoldung wird in bescheidenem Maße angewandt. Die Blumenmalerei wird in Anlehnung an die Straßburger Fayencen, doch auch von eigenen Naturstudien geleitet, ausgeübt. Während von dem mit P. zeichnenden Maler der Tännichschen Periode mythologische Motive viel verwandt werden, malt Leihamer Zeitbilder nach Darstellungen beliebter Kupferstiche und Landschaften in idealistischem Charakter. — Leider fand dieser glänzende Aufschwung schon 1769 ein Ende, indem Buchwald und Leihamer, wieder gemeinsam, Kiel verlassen.

Digitized by Google

Anfang der 70er Jahre finden wir beide Meister in Stockelsdorf thätig. Dort war etwa zehn Jahre vorher nach heftigem Kampf gegen die Lübecker Töpfermeister um die Niederlassung in Lübeck selbst von Peter Graff eine Fayenceofenfabrik gegründet. Auch in Kiel wurden Öfen fabriziert, doch in Stockelsdorf wird die höchste künstlerische Vollendung in den aus wenigen großen Stücken zusammengesetzten reizvollen Rocailleöfen erreicht. Ebenso führen Buchwald und Leihamer, später an des letzteren Stelle ein Maler Kreutzfeld, die Gefäßtöpferei, im Charakter der Kieler Fabrikation zur Höhe künstlerischer Vollkommenheit. Unter Buchwalds Sohn Haus Jürgen wurde die Ofenfabrikation noch während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts betrieben.

Alle diese Fabriken arbeiteten im Rokokostil und für das Bürgerhaus der Städte. In Kellinghusen suchte man die Bedürfnisse des Bauern auf dem Lande zu befriedigen und fand für die derbe Gebrauchsware einen in Formen und Farben kräftigen, dekorativ wirksamen Schmuck. Und während die Fayencen der übrigen schleswig-holsteinischen Städte in künstlerisch geleiteten Fabriken hergestellt wurden, waren es in Kellinghusen mehr handwerksmäßig betriebene Werkstätten, die für das Land in weiter Umgebung arbeiteten.

Die erste derartige Werkstatt wurde um die Mitte der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts in Verbindung mit anderen von Sebastian Heinrich Kirch eingerichtet. Er war bereits an einem ähnlichen Unternehmen zu Jever in Oldenburg beteiligt gewesen und brachte den dort herrschenden plastischen Stil mit nach Kellinghusen. Andere Unternehmen folgten, und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts blühte in Kellinghusen die Fayencemanufaktur. — Vor allem sind es die Teller, Kummen und Schüsseln, die mit ihrem leuchtend gelben Rand, den im Spiegel breit und sicher aufgesetzten, straff stilisierten Blumen und Fruchtzweigen in Ocker, Braunrot, Blau und Blaugrün noch heute die Freude aller bilden, die Sinn für gesundkräftige dekorative Wirkung haben. Kleinere Zierstücke: Wandblumenbehälter in Gestalt fliegender Engel mit einem Füllhorn, kleine Pantoffeln, Zierkacheln mit Häusern und Schiffen fanden weite Verbreitung in den Bauernhäusern. Oft besonders schön sind die Gehäuse für Taschenuhren in Form eines Clytiakopfes mit einer Sonnenblume darüber, deren freies Mittelrund das Zifferblatt der Uhr sehen läßt.

Der Neubau der Reichsbank in Schleswig.[1])

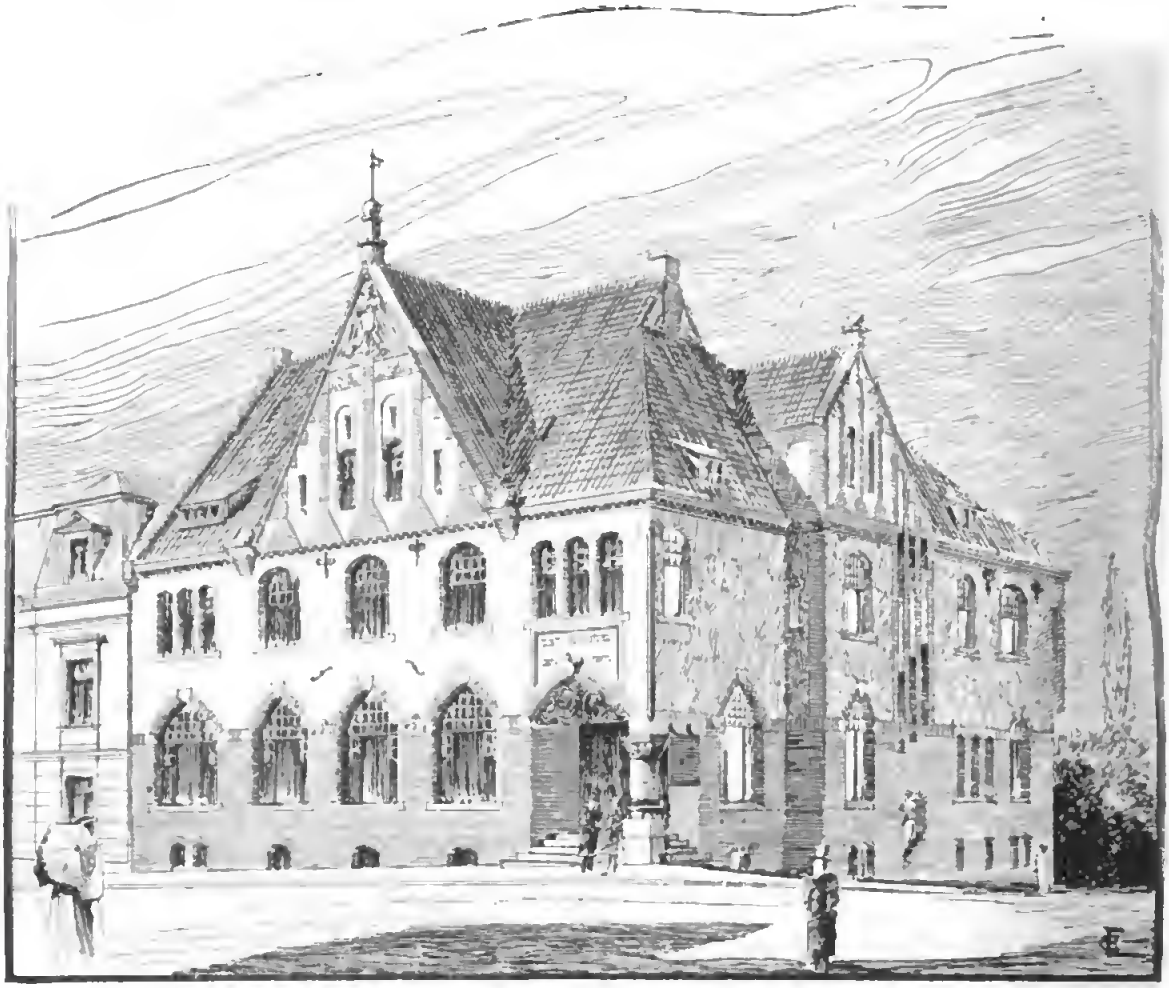
Von Regierungs- und Baurat C. Mühlke in Schleswig.

Die Reichsbank geht jetzt auch in den kleineren Städten, in welchen sie Nebenbankstellen unterhält, mit dem Bau eigener Gebäude vor. Das in Schleswig z. Z. im Bau begriffene Haus ist im Schaubild wiedergegeben.

Die Stadt Schleswig hatte in früheren Jahrhunderten als Residenz der Landesfürsten und später noch als Wohnsitz der dänischen Statthalter eine größere Bedeutung für die schleswig-holsteinischen Lande als zur Jetztzeit. Während die Schwesterstädte Kiel und Flensburg sich zu einer Großstadt oder wenigstens zu einer achtbaren Mittelstadt entwickelt haben, ist Schleswig im wesentlichen Kleinstadt geblieben, trotzdem es Sitz der Regierung ist und eine starke Garnison besitzt. Die alten schlichten Bürgerhäuser und die stattlicheren Bauten der Patrizier und

[1]) Der Aufsatz ist mit Erlaubnis des Verlags dem Zentralblatt der Bauverwaltung unter Erweiterung desselben entnommen.

Adligen wurden daher erst in jüngster Zeit und in geringerem Grade durch Umbauten verunziert oder durch Neubauten verdrängt. Letztere erweisen sich fast ausnahmslos als Ableger eines großstädtischen Baugewerbes. Vielfach macht sich Afterkunst breit, die mit denkbarst unechtem Baustoff arbeitet. Man sieht Giebel ohne Dächer hinter denselben, Werkstein wird in Stuck und Zement nachgeahmt. Eisensäulen lösen ganze Häuser von der Mutter Erde los und stellen sie auf Stelzen. Kahle Brandmauern machen sich zwischen dem Grün der alten Hausgärten bemerklich. Von einer Beziehung der Formen und Zierate zum Hausherrn oder zur Bestimmung des Hauses ist keine Rede. Vielmehr wollen diese Häuser mehr scheinen, als sie enthalten.



Im Gegensatz hierzu weisen die alten Schleswiger Bauten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine große Schlichtheit der Formen auf. Nur vereinzelt findet sich Haustein mit echter Meißelarbeit. Im übrigen wurde Backstein und Holzfachwerk verwandt. Vor allem zeigten die Dächer der Häuser, welche mit ihren roten Ziegelflächen noch heute die Farbenstimmung der Altstadt beherrschen, eine vornehme, schlichte Ruhe. Bei den einfachsten Bauten wurde aber auf die liebevolle Ausbildung von Einzelheiten, so namentlich der Hausthür, ein besonderer Wert gelegt. Es muß im Tischlerhandwerk eine gute Überlieferung sich noch bis Anfang des verflossenen Jahrhunderts erhalten haben.

Bei der Entwurfsbearbeitung des Reichsbankgebäudes hatte ich es mir zur

Aufgabe gestellt, das Gute aus diesen alten Bauten zu übernehmen, um zu zeigen, daß mit denselben einfachen Mitteln auch für das Bedürfnis der Neuzeit ein brauchbarer und in der Erscheinung ansprechender Bau zu errichten sei. Glücklicherweise ermöglichte es die Lage des Grundstücks neben einer schmalen Sackgasse und einem angrenzenden Garten einer alten Stiftung, des Präsidenteuklosters, drei Seiten des Hauses frei zu entwickeln. So ergab sich die Grundrißausbildung mit der Treppe und den Nebenräumen an der Gasse und dem Eingange an der Straßenkreuzung nahezu von selbst. Da von der Rückseite des Hauses der Ausblick auf das Wiesenthal und die Wasserfläche der Schlei ebenfalls unverbaut bleiben wird, lag es nahe, hier einen Austritt und einen Sitz-Erker anzubauen.

Die Außenmauern werden schlicht, ohne jede Gesimsteilung hochgeführt. Selbst ein Sockelgesims ist vermieden, da jeder Gesimsvorsprung bei dem feuchten Klima zur Durchfeuchtung des Mauerwerks Veranlassung giebt. Das untere Drittel der Mauern wird mit roten Handstrichsteinen aus Kappeln verblendet und weiß gefugt, der Rest mit hydraulischem Mörtel glatt verputzt. Nur in den Giebelbauflächen und am Treppenvorsprung wird der Wechsel von Putz und Ziegel eine reichere Farbenwirkung ergeben. Haustein ist auf die Fensterfohlbänke, die Eckfäule und die Giebelkrönungen beschränkt. Das obere Feld des Straßengiebels wird von dem in Stein gemeißelten Reichsadler geschmückt. Auch das Kapitäl der Eckfäule hat einen reicheren Skulpturschmuck erhalten, bei welchem die heimische Tier- und Pflanzenwelt die Motive hergegeben hat. Das Dach wird mit roten Ziegeln gedeckt. Es sind flache altdeutsche Biberschwänze als deutsches Kronendach verwendet. Selbst die Dachkehlen sind ohne Verwendung von Mörtel mit besonders gebrannten Kehlsteinen eingedeckt. Gleichwie bei den alten Bauten der Stadt überdecken die Dachziegel auch alle Giebel und Gesimse. So überzieht eine einheitliche Ziegelfläche alle Teile des Hauses und ist die beste Gewähr gegeben, daß das Bauwerk den Unbilden der Witterung Jahrhunderte lang trotzen wird. Auf Grund der günstigen Erfahrungen, welche am Bau des Kunstgewerbemuseums in Flensburg mit derselben Bauweise gemacht wurden, werden sämtliche Mauern mit hydraulischem Kalk, der aus Saldern bei Braunschweig stammt, gemauert. Die wenigen Formsteine wurden mangels der genügenden Zeit für die Herstellung aus Handstrichsteinen gehauen und geschliffen, ein Verfahren, das dem in England üblichen nahekommt, nach welchem die Formsteinglieder nachträglich am fertigen Mauerwerk mit dem Meißel ausgearbeitet werden.

Die Baukosten sind auf 93 000 ℳ, d. h. 280 ℳ für ein 1 qm bebauter Fläche veranschlagt, eine im Verhältnis zu den einfachen Bautechniken hohe Summe. Die Gesamtbauausführung ist von den Bauräten Havestadt und Contag übernommen. Denselben liegt auch die technische Durchbildung der konstruktiven Einzelheiten ob, während dem Architekten v. Gerlach in Flensburg, der bereits bei der Ausarbeitung des ausführlichen Entwurfs mitgewirkt hatte, die Bearbeitung der künstlerischen Einzelheiten übertragen ist. Die Oberaufsicht über den Bau wurde von dem Entwurfverfasser geführt. Das binnen kurzem fertiggestellte und seiner Bestimmung zu übergebende Gebäude paßt sich vortrefflich dem alten Stadtbilde an und führt uns hoffentlich einen Schritt weiter auf dem Wege zur Gewinnung einer eigenartigen, neuen provinziellen Kunstrichtung, die nicht im Fahrwasser der Internationalen fährt, sondern ihre eigenen berechtigten Sonderheiten zur Grundlage ihres Schaffens macht.

Zahlenlotto und Silentiumspiel.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

Den beiden in Nr. 1 und 3 dieses Jahrganges der „Heimat“ veröffentlichten Aufsätzen über das Altonaer Zahlenlotto möchte ich noch einige Ergänzungen hinzufügen und ein paar Notizen über das sog. Silentiumspiel anschließen.

1. Dr. Borcherdt sagt in seinem interessanten Buche: „Das lustige alte Hamburg,“ 1. Band, S. 84 ff. u. a., daß das Zahlenlotto aus Genua stamme und daher anfangs „Lotto di Genua“ geheißen habe. Ich füge hinzu, daß in dem „Königl. Dänischen Lotto-Calender für das Schaltjahr 1820“ auf Seite 6 unter „Zeitrechnung“ angegeben ist: „Von Einrichtung des Lotto di Genova oder Seminario von Benedetto Gentile 1620 das 200. Jahr.“ Dr. Borcherdt hat diese Angabe nicht, sagt aber weiter, das Zahlenlotto sei etwa 1752 zuerst in Österreich, 1763 zuerst in Preußen gespielt worden. Danach hat sich dies Spiel allmählich wohl über ganz Deutschland verbreitet und viel Unheil gestiftet. Eine im Jahre 1818 in Hamburg anonym erschienene Flugschrift [1]) nennt dies Zahlenlotto an einer Stelle „eine moralische Pest,“ an einer andern: „ein von der Hölle ausgebrütetes Gewebe einer teuflischen Bosheit.“ Große und kleine Staaten und selbst einzelne Städte richteten solches Lotto ein, weil es der öffentlichen Kasse viel Vorteil zu bringen versprach und auch in der That wohl oft brachte.

Auch in Hamburg hat, wenn auch nur kurze Zeit, ein solches Lotto bestanden. Am 17. Mai 1770 erhielt, wie Dr. Borcherdt in seinem vorhin angeführten Buche, S. 88 ff., erzählt, ein wohlhabender hiesiger Bürger. F. P. Hiß, das Privilegium, ein solches Zahlenlotto auf 10 Jahre hier in Hamburg einzurichten. Er hatte eine sehr große Kaution, vermutlich als Sicherheit für etwaige große Gewinnansprüche, zu stellen, jährlich eine bedeutende Abgabe an die Stadt zu zahlen, und sich zur Zahlung eines größeren Betrages zu verpflichten, falls er vor Ablauf der 10 Jahre von der Ausnutzung des Privilegiums zurücktreten würde. Am 11. Juni 1770 fand in prunkvoller Weise die erste Ziehung dieses Lottos auf dem Gänsemarkt statt, ähnlich, wie es von Herrn Jensen für die Altonaer Ziehung geschildert ist. Grenadiere und Dragoner sorgten für Aufrechthaltung der Ordnung. Hiß hat jedoch aus dem Lotto nicht den erhofften Gewinn gezogen, da bald unprivilegierte Unternehmer Lottos einrichteten, so jedoch, daß sie möglichst wenige Unkosten hatten, auch nicht selbst eine Ziehung veranstalteten, sondern die in dem Hißschen Lotto gezogenen Nummern benutzten. Kleinere Gewinne zahlten sie meistens prompt aus; bei größeren indes, die jedoch nicht oft kamen, stockten ihre Zahlungen. Der Schaden, den Hiß durch diesen „unlauteren Wettbewerb“ erlitt, veranlaßte ihn, vielleicht zu Anfang des Jahres 1776, von seinem Privilegium zurückzutreten, obwohl es noch bis Mai 1780 galt. Eine Fortsetzung des Lottos für Rechnung des hamburgischen Staates lehnte die Bürgerschaft ab. — Zur französischen Zeit hat dann noch die Kaiserlich französische Zahlenlotterie in Hamburg bestanden, und zwar vom 1. Juli 1811 bis zum 11. Mai 1814, wahrscheinlich mit kurzer Unterbrechung während der Besetzung Hamburgs durch die Russen unter Tettenborn.

Schon sehr bald nach der Einrichtung des Zahlenlottos in Hamburg durch Hiß ist, vielleicht dadurch beeinflußt, das dänische Lotto eingerichtet worden, zunächst in Altona, wo die 1. Ziehung bereits am 18. April 1771 stattfand, dann

---

[1]) „Das Lotto und die Klassenlotterieen. Ein unentbehrliches Büchlein für Lotto- und Lotterie-Kollekteurs, sowie für Lotto- und Lotterie-Spieler. (Motto) Wahrheit! nichts als Wahrheit!“ Hamburg 1818 (ohne Verfasser, Drucker und Verlag). 31 S. 8°.

in Kopenhagen, 1. Ziehung am 18. Juli 1771, endlich in Wandsbek, 1. Ziehung am 6. Januar 1774.

Die Spieler setzten gewöhnlich mehrere Nummern, 2 bis 4, und gaben dabei an, ob sie einen Auszug (d. h. für die Chance, daß eine ihrer Nummern unter den fünf Gewinn-Nummern war) besetzen wollten, oder eine Ambe (2 Nummern), oder eine Terne (3 Nummern) oder eine Quaterne (4 Nummern). „Auszug" und „Ambe" wurden am meisten, „Terne" und „Quaterne" seltener besetzt.

Die Gewinne wurden folgendermaßen berechnet:

Bei einem Auszug wurde der Einsatz			15	mal	bezahlt;
bei einer Ambe	„	„	270	„	„
bei einer Terne	„	„	5 300	„	„
bei einer Quaterne	„	„	60 000	„	„

Die Chancen für einen Gewinn waren allerdings nur sehr gering, und darin lag einerseits die Möglichkeit des großen Vorteils für den Unternehmer, andererseits aber auch die große Gefahr für den Spieler. Dr. Borcherdt giebt folgende Berechnung der Gewinnchancen:

Bei einem Auszug fallen	5	Treffer auf	85	Nieten,
bei einer Ambe	„ 10	„	„ 4005	„
bei einer Terne	fällt 1	Gewinn in	117 448	Fällen,
und bei einer Quaterne	„ nur 1	„	„ 511 038	„

Die Spieler, die sich fast ausschließlich aus den sog. kleinen Leuten rekrutierten, kannten diese Berechnung freilich nicht, legten aber in abergläubischer Weise mehr Wert auf Träume usw., und ein Traumbuch hatte damals besonderen Wert, wenn es die Träume zu „Nummern" ausdeutete. „Nummers drömen" war lange eine gebräuchliche Redensart.

Erwähnen möchte ich noch, daß Dr. G. N. Bärmann[1]) ein „Burenspill" Kwatern geschrieben hat,[2]) in welchem durch den Gewinn einer Quaterne ein junges Liebespaar, Anngretjen, die Tochter des reichen Bauern Harm Joost, und Hans Peter, der Sohn der armen Witwe Trynilf' Röhrs, den Starrsinn des reichen Joost überwindet, der anfangs nichts von einer Heirat der jungen Leute wissen will, dann aber durch schweren Geldverlust einerseits, andererseits durch den großen Gewinn einer Quaterne, der der Mutter Hans Peters zufällt, gefügig wird. Das Geld für das Los hat Joost seiner Tochter geschenkt, und diese hat wiederum das Los an die Witwe Röhrs geschenkt, so daß diese nun durch den Gewinn, der auf das Los fällt, reich wird, während Joost zur selben Zeit den Verlust seines Reichtums erfährt. Dies „Burenspill" war seinerzeit sehr beliebt, und ist, wie Dr. Bärmann dem Titel des Stückes hinzufügt, „Hupenmal up'm Theater in Hamborg spält." — Dr. Bärmann läßt freilich das Los gleich fix und fertig verkaufen, ohne daß die Käuferin die Nummern wählt. Es kostet 26 Schillinge (1,95 ℳ.); es wird aber nicht gesagt, welche Gewinnchancen besetzt sind. M. E. entspricht das alles nicht der Wirklichkeit.

Am 30. August 1853 fand die letzte Ziehung des dänischen Lottos statt. Der Schluß des Jensenschen Aufsatzes läßt nun vermuten, daß danach erst in Dänemark eine Klassenlotterie eingeführt worden sei, gleichsam als Ersatz für das aufgehobene Lotto. Das ist aber nicht der Fall; denn die schon erwähnte, 1818 in Hamburg anonym erschienene Broschüre nennt auf Seite 13 Dänemark mit unter den Staaten, die eine Klassenlotterie haben.

---

[1]) Siehe über ihn das Lexikon hamburgischer Schriftsteller.

[2]) Abgedruckt in: Dr. Jürgen (Georg) Niklaus Bärmann, Dat groote Höög- un Häwel-Book, Hamborg, by Hoffmann & Campe, 1827. S. 223 ff.

Eine Abart des Zahlenlottos war das sog. Silentiumspiel. Nach Dr. Borcherdt a. a. O. S. 96 könnte es scheinen, als wäre es erst nach Aufhebung des dänischen Lottos aufgekommen; in Wirklichkeit aber hat es schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts hier in Hamburg bestanden; denn der Verfasser der eben genannten Broschüre klagt über den schlimmen Einfluß, den dieses Spiel ausübte. Am 16. Februar 1839 erließ das Patronat der hamburgischen Vorstadt St. Pauli einen Befehl, der das Spiel wesentlich einschränken sollte. So sollte kein „Billet" mehr als ½ Schilling (= 3¾ Pfg.) kosten, und kein Mitspieler durfte mehr als 2 „Billette" zu einer Partie erhalten. Der Anteil des Wirtes an den Einsätzen war sehr beschränkt, und Ausspielungen jeglicher Art (von Karpfen, Gänsen usw.) waren verboten; auch sollte das Spiel um 11½ Uhr abends gänzlich aufhören. — Einen fast wörtlich gleichen Befehl erließ das Patronat der andern Vorstadt, St. Georg, am 11. Oktober 1844, mit dem Unterschiede nur, daß in diesem Befehl der Schluß des Spiels auf 11 Uhr abends festgesetzt wurde. In beiden Befehlen wird der Wirt bei einer verhältnismäßig hohen Strafe persönlich für Innehaltung der betreffenden Verordnungen haftbar gemacht. [1])

Aus diesen obrigkeitlichen Verordnungen geht hervor, daß das „Silentium" vielfach in Wirtschaften gespielt ward, und daß die Spielwut zu vielfachen Unzuträglichkeiten geführt hatte, denen durch jene Befehle gesteuert werden sollte. Die Einsätze, vielleicht durch eine Art Versteigerung der „Billette" zusammengebracht, mögen im Verhältnis zu den Vermögensumständen der Spieler recht hoch gewesen sein; der Wirt mag sich einen ungebührlich hohen Anteil an diesen Einsätzen ausbedungen haben, [2]) und die Ausspielungen werden die Spielwut nur noch mehr angereizt haben, ganz noch von dem abgesehen, was die Spieler im Laufe des Abends verzehrten.

Nun glaube ich, daß Herr Jensen das Zahlenlotto mit jenem Silentiumspiel verwechselt, wenn er die Beinamen einzelner Nummern erwähnt; [3]) wenigstens sind mir diese Beinamen ganz unbekannt, obwohl ich in meiner Kinderzeit öfter vom Zahlenlotto gehört habe, bei dem übrigens, wie erwähnt, gewöhnlich *mehrere* Nummern gesetzt wurden.

Beim Silentiumspiel waren Karten (die vorhin genannten „Billette") erforderlich, die gewöhnlich 4 Reihen hatten. Jede Reihe enthielt 10 Felder, 5 waren mit Zahlen versehen, die andern 5 waren frei. Nach Verteilung der Karten begann das Spiel damit, daß derjenige, der den Beutel mit den Nummern hatte und das Ausrufen besorgte, „Silentium!" rief; [4]) die ausgerufenen Nummern wurden von den einzelnen Spielern auf ihren Karten mit kleinen, viereckigen Glasstückchen („Tanters") belegt, und wer bereits 4 Nummern in einer Reihe belegt hatte, sagte dann wohl erwartungsvoll: „Ick luur all!" [5]) Wer zuerst alle 5 Nummern belegt hatte, war der Gewinner der Partie.

Bei diesem Ausrufen sollen nun, nach mir gemachten Mitteilungen, jene Beinamen gebraucht sein, und zwar

für 11: Twee Veerlannerbeen,
„ 22: twee fette Göös,

[1]) Die beiden Befehle sind abgedruckt in: J. M. Lappenberg, Dr. und Archivarius. Sammlung der Verordnungen der freien Hanse-Stadt Hamburg seit 1814, Bd. 15, S. 366 und 367, bezw. Bd. 18, S. 355 und 356.

[2]) Schon der anonyme Verfasser der oben erwähnten Broschüre von 1818 klagt über den unverhältnismäßigen Gewinn der Wirte durch die Duldung des Silentiumspiels.

[3]) Dasselbe geschieht in einem Aufsatz von H. Philippsen, „Vom Altonaer Zahlenlotto" in der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" Nr. 2, vom 15. Oktober 1900.

[4]) Danach war das Spiel benannt worden.

[5]) Nach Dr. Borcherdt a. a. O. S. 97.

für 77: twee Plünnenhaken,
„ 88: twee Siropskringeln,
„ 90: de Olsch, auch „Grotvadder" oder „Grotmoder."

Sehr fein sind diese Bezeichnungen nun gerade nicht; aber die Leute, die sich zum Silentiumspiel in den Wirtschaften zusammenfanden, hatten an solchen etwas derben Scherzen nichts auszusetzen.

Die Behörden suchten, wie die oben erwähnten Befehle von 1839 und 1844 erkennen lassen, die Spielwut möglichst einzuschränken. Einen besonderen Erfolg scheint dies Bemühen aber nicht gehabt zu haben, und als im August 1853 das dänische Lotto aufhörte, ist vielleicht dem „Silentium" noch mehr gefrönt worden, so daß der Hamburgische Senat sich veranlaßt sah, in einem eigenen „Mandat" vom 11. November 1853 das Silentiumspiel „in Stadt und Vorstädten, sowie auf dem Gebiete ernstlich und bei Strafe von 10 Rthlrn. (= 36 ℳ.), welche in Wiederholungsfällen bis zu 100 Rthlr. (= 360 ℳ.) gesteigert werden können, oder bei angemessener Arreststrafe zu untersagen." [1])

Ist es nun infolge dieses Verbotes aus den Wirtschaften verschwunden, so hat das Silentiumspiel (Lottospiel) sich als Gesellschaftsspiel im häuslichen Kreise viel länger erhalten, und existiert als solches noch heute. Besonders bei den Kindern war es beliebt und ist es noch jetzt; den Einsatz bilden aber weiße Bohnen, und die Gewinne sind Äpfel, Nüsse oder ähnliche gute Dinge.

Eine Fahrt nach Süderoogsand.

Von H. Hansen auf Pellworm.

Wenn man zur Ebbezeit von einem der hohen Außendeiche Pellworms oder Nordstrands hinaussieht in die Watten, so erblickt man lauter untergegangenes Land. Nordfriesland ist ja sehr viel größer gewesen, als es jetzt ist. Es sollen an die 60 Kirchspiele von dem gierigen Element verschlungen sein. Betrachtet man die bekannte Geerzsche Karte von Nordfriesland, so wird einem klar, welche ausgedehnten Flächen fruchtbaren Landes, welche Summe von Reichtum und Wohlstand in dem grauen Schlick der Nordsee begraben liegt. Öde und einsam liegt das Watt vor uns, von kleineren oder größeren Prielen durchflossen; Möven und andere Seevögel fliegen mit melancholischem Geschrei darüber hin, als klagten sie um alle die verlorene Herrlichkeit.

Von den alten untergegangenen Kirchen und Kirchspielen wissen wir nur wenig Gewisses; diesem Wenigen aber hat sich viel Sagenhaftes beigemischt. In älterer wie in neuerer Zeit haben Altertumsforscher hier einen sehr anziehenden Gegenstand ihrer Forschung gefunden, aber die Resultate sind verhältnismäßig geringe gewesen. In Pompeji, in Troja hat man durch Ausgrabungen viel zu Tage gefördert; das ist aber im friesischen Wattenmeer ausgeschlossen, denn was einer mit großer Mühe im nassen, bindigen Schlick zur Ebbezeit gräbt, das zerstört die Flut wieder, abgesehen davon, daß man nur sehr kurze Zeit graben könnte und sich bald vor dem „blanken Hans" salvieren müßte. Vielleicht, wenn infolge der dankenswerten Fürsorge der preußischen Regierung durch Lahnungen und Dämme das Watt im Laufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten trockner und fester geworden ist, vielleicht, sage ich, wird dann einigermaßen von Ausgrabungen die Rede sein können. Zu finden wäre jedenfalls genug, auch „Schätze."

[1]) Abgedruckt bei J. M. Lappenberg a. a. O., 23. Band, S. 319 und 320.

Aber könnte man nicht auch jetzt schon kleinere Expeditionen machen? so habe ich mich manchmal gefragt. Es liegen doch manche der untergegangenen Ortschaften nicht im Schlick, sondern im Dünensande begraben. Von St. Peter über Amrum und Sylt und weiter zieht sich eine ununterbrochene Dünenkette. In diesem Gebiet ließen sich daher leichter Nachforschungen anstellen, als im Schlick, zumal einige Stellen, wie z. B. die Gegend bei der großen Seebake auf Süderoogsand, zur gewöhnlichen Flutzeit nicht überschwemmt sind.

Westlich von Pellworm hat in alten Zeiten eine nicht unbedeutende Insel gelegen, in König Waldemars Erdbuch Hwaëloe minor,[1]) d. i. Klein-Strand (im Gegensatz zu Nord-Strand) genannt. Die Halligen Süder- und Norderoog, vielleicht auch Hooge, sind jedenfalls Trümmer dieser Insel. Sie wird untergegangen sein in der großen Flut von 1362, zum Teil aber wohl schon früher. Zwischen dem jetzigen Süderoog und Norderoog sind, soviel man weiß, die beiden Kirchspiele Flerdebüll (beim jetzigen „Rummelloch") und Godmersbüll 1362 untergegangen, aber man erzählt sich noch von anderen Kirchen. Wie in der Pfarrchronik der alten Kirche auf Pellworm bemerkt steht, hat vor Jahrzehnten der Strandvogt Jens Paulsen auf Süderoog in der Nähe der jetzigen großen Bake nach einer heftigen Sturmflut die von der Wucht der Wellen bloßgelegten Fundamente einer untergegangenen Kirche gesehen. Von der Südwand, die nach innen eingestürzt war, waren noch die runden (also romanischen) Fenster- und Thürbogen zu erkennen gewesen. Nach Paulsens Erzählung soll es die Kirche von Ohlby gewesen sein; aber diese Namensform ist durchaus unfriesisch. Vielleicht, wenn durch die jahrhundertelange Tradition der Klang des Namens einigermaßen festgehalten ist, hieß der Ort Oldebüll oder Uldebüll (spr.: Uhlebüll), aber Gewisses läßt sich nicht sagen. Man hat übrigens später nicht wieder Gelegenheit gehabt, die Fundamente der Kirche zu sehen. Der Dünensand hat die versunkene Kirche in kurzer Zeit wieder zugedeckt. Vielleicht, daß es später einmal möglich wird, nach einer starken Sturmflut dieselbe Beobachtung zu machen. Es kommt auch sonst vor, daß gewisse Gegenstände zu gewissen Zeiten sich zeigen und hernach nicht wieder. Der jetzige Besitzer von Süderoog berichtete mir, er habe einmal in der Nähe von Süderoog Reste einer alten Brücke gesehen, seitdem aber nicht mehr. Ebenso soll nördlich von Pellworm im Schlick zuweilen eine große Brücke gesehen worden sein; auf der Geerzschen Karte sieht man auch bei Buphever einen starken Sielzug verzeichnet. Solche Wahrnehmungen sind offenbar das Thatsächliche, das den alten Sagen von zuweilen auftauchenden untergegangenen Städten und Kirchen (z. B. Vineta, bei uns Rungholt und Büsum) zu grunde liegt, wie ja überhaupt Sagen immer einen, wenn auch noch so kleinen Kern geschichtlicher Wahrheit enthalten.

Doch, um nach diesen etwas lang geratenen Bemerkungen auf mein Thema zurückzukommen: ich beschloß, nach Süderoogsand in die Gegend der großen Bake mich zu begeben und, wo möglich, den Ort, wo die vorhin erwähnte Kirche gestanden hat, ausfindig zu machen. Ich schrieb daher an den Besitzer von Süderoog, er möchte mich mit dem Wagen holen und mir vergönnen, eine Nacht bei ihm zuzubringen, um am folgenden Tage eine ganze Ebbezeit zur Ausführung meines Planes benutzen zu können. Meinem Pellwormer Kollegen schickte ich eine Aufforderung zu, an dieser Reise, der ich den hochtönenden Namen „wissenschaftliche Expedition" gab, teilzunehmen. Er sagte zu und sprach lachend die Hoffnung aus, wir möchten Schliemanns Ausgrabeglück noch verdunkeln.

So holte uns denn der freundliche Herr Paulsen mit seinem Wagen ab.

[1]) Vgl. zum Namen: A. Sach, Das Herzogtum Schleswig, 2. Abteilung, S. 140.

Zur Ebbezeit fährt man nämlich auf dem zwischen Pellworm und Süderoog nicht schlickigen, sondern festen, sandigen Meeresboden mit dem Wagen. Hier und da ist zwar eine „Lei," d. h. tiefere Stelle,[1]) wo auch zur Ebbezeit Wasser sich befindet und der Wagen hindurchwaten muß, sonst aber ist der Meeresboden trocken. Für Süderoog ist eigens ein Postbote bestellt, der regelmäßig von Pellworm aus zu Fuß die Bestellungen ausrichtet. Nach einer etwa einstündigen Fahrt kamen wir auf Süderoog an, wo wir sehr gastfreundlich empfangen wurden. Die Hallig gehört zu meiner Gemeinde.

Wir hatten einen ganzen Nachmittag Zeit, die Hallig uns näher zu betrachten. Die Hallig ist reichlich 100 ha groß und hat recht schöne Weiden. Durch vorgelagerte Dünen ist sie besser als manche andere Hallig gegen die „Mordsee" geschützt. Unzählige Seevögel nisten am dünigen Strande. Einige junge Möven, die sich während der Ebbezeit dick gefressen hatten und nun schwerfällig beim Herannahen der Flut einem bergenden Loche zutorkelten, um dort gemütlich zu verdauen, griffen wir auf, um sie näher zu besehen; eine spie in ihrer Angst einen großen Meeraal aus. Mein Kollege versuchte, in einer von den in die Hallig sich hineinziehenden Prielen Butt zu greifen, doch „dies wollte ihm nicht glücken." Auch Enten wollte er schießen, und: „fürwahr, er hätte sie getroffen, wären sie nur nicht fortgeloffen!" Ich meinte, das müsse doch eine schlechte Vorbedeutung sein für unser Unternehmen, und variierte obigen Vers aus Wilhelm Busch: „Fürwahr, er hätt' was ausgegraben, aber erst finden und dann haben!"

Doch, ich will dem Ergebnis nicht vorgreifen und der Reihe nach erzählen, was uns begegnete auf unserer „Expedition." Am andern Morgen in der Frühe fuhren wir mit dem Wagen der Bake zu. Die Ebbezeit war zwar noch nicht da, aber auf Süderoogsand ist es schon früher trocken, einige Teile werden, wie schon bemerkt, von den gewöhnlichen Fluten nicht bedeckt. Einen Spaten hatten wir natürlich mitgenommen, wenn wir auch mit Augurenlächeln ihn zuweilen betrachteten. Die Fahrt nach der Bake war ähnlich derjenigen von Pellworm nach Süderoog. Fast überall sandiger Grund. Es war eine weite ebene Fläche. Ich meinte, sie wäre famos zum Exerzieren für ein Bataillon Infanterie oder zu gymnischen Spielen, wie weiland „auf Korinthos Landesenge." Doch waren es auch ernste Gedanken, die wir aussprachen. Wir konnten uns ja nicht verhehlen, daß wir auf einer untergegangenen Geestinsel uns befanden. In Waldemars Erdbuch wird eine Insel Geestenack genannt; wo die gelegen hat, ist nicht ermittelt. Geestinseln sind ja auch Amrum. Föhr und Sylt und auf dem Festlande Risummoor, Garding und Tating, denn diese letzteren sind von Marsch umgeben. Was mag denn diese Geestinsel, über die wir fuhren, für eine Bezeichnung gehabt haben? Und wie lange ist es her, daß sie bewohnt war? Nur die Menschen, die im Sande seit Jahrhunderten begraben liegen, könnten, wenn sie jetzt auferständen, uns darüber Bescheid geben. Einst haben sie vielleicht hier der Viehzucht und Fischerei obgelegen oder sind als kühne Wikinger aufs Meer gefahren; einst hat vielleicht Willibrord mit seinen Genossen hier zuerst das Evangelium gepredigt und den Grund zu der Kirche gelegt, von deren Existenz kaum etwas bekannt ist, weil der ruhelose Dünensand sie schon lange bedeckt. Untergegangene Zeiten, untergegangene Länder! Alle irdische Herrlichkeit ist vergänglich!

In einstündiger Wagenfahrt erreichten wir die Bake. Diese steht ungefähr am äußersten Westende der großen Süderooger Sandbank. Hier sind viele Schiffe

[1]) Das Wort, nur auf den Halligen bekannt, hängt wohl mit dem friesischen leeg (niedrig), holländisch laag, englisch low, dänisch lav, zusammen. Auf dem Festlande scheint das Wort nur hier und da in Zusammensetzungen vorzukommen in der Bedeutung: Grenze, Fahrweg oder dergl. (s. Outzen, Glossar der friesischen Sprache).

gestrandet. Hin und wieder ragte noch etwas von untergegangenen Schiffen aus dem bedeckenden Dünensand hervor, u. a. besonders ein langer eiserner Schornstein. Hier strandete nämlich im Kriegswinter 1870/71, weil die Bake, die auch ein wichtiges Seezeichen ist, umgehauen war, ein großer spanischer Dampfer. Der damalige Besitzer von Süderoog, Vater des jetzigen, barg Mannschaft und Ladung; die Gallion des Schiffes ist noch über der Eingangsthür des Süderooger Hauses zu sehen. Auch in den letzten Jahren sind Strandungen vorgekommen, trotz des Amrumer Leuchtfeuers.

Die Bake selbst, die wir dann bestiegen, hat oben eine Stube für Schiffbrüchige. Hier befanden sich 3 Betten oder vielmehr Strohlager, eine Kiste mit hartem Brot, ein Gefäß mit Süßwasser, ein Ofen und etwas Feuerung, ja, auch eine Dose mit gemahlenem Kaffee und Streichhölzer. Ferner lag dort eine Notflagge zum Aufhissen. Von Husum kommt regelmäßig ein Regierungsdampfer, um nachzusehen und die Vorräte zu erneuern. Wir betrachteten alles mit großem Interesse, versuchten auch, das harte Brot zu genießen, und „verewigten" uns an einem Balken, wo viele Besucher, namentlich Seehundsjäger, ihre Namen angekritzelt hatten. Von der Bake aus hat man einen weiten Ausblick auf die eigentliche Nordsee, die mit ihren grünlich-grauen Wogen an die mordgierigen Augen einer Katze erinnert.

Südlich von der Bake soll die alte Kirche gestanden haben. Dort ist eine hügelartige Erhöhung, vielleicht also die alte Kirchwerft. Aber genau wußte unser Führer den Ort nicht anzugeben. Wir gruben mit dem Spaten aufs Geratewohl darauf los. Es war alles richtiger Dünensand. Wir gruben einen halben Meter tief; immer Sand! Natürlich war es von vornherein aussichtslos, überhaupt auf die Fundamente der alten Kirche zu stoßen, geschweige denn, größere Entdeckungen zu machen. Wir begnügten uns also damit, daß wir einmal gegraben hatten. Da wir zur Ebbezeit noch nach Pellworm zurückkehren wollten, mußten wir bald aufbrechen und fuhren nach kurzer Rast auf dem gastlichen Süderoog unseren Peuaten zu.

Und was war das faktische Ergebnis unserer „Expedition"? Es war gleich Null, aber jedenfalls hat die Besichtigung der Gegend uns in mehr als einer Beziehung angeregt. Ich möchte hierdurch auch die Leser angeregt haben zu ähnlichen Expeditionen, auch wenn sie aussichtslos erscheinen. Wer z. B. etwa 8 Tage seiner Ferien- oder Urlaubszeit daran wenden will, der könnte mit einigen Freunden auf der Süderooger Bake zubringen (Lebensmittel mag er lieber selbst mitnehmen, da ihm Brot und Wasser wohl nicht behagen wird) und alle Tage fleißig kreuz und quer graben, bis er etwas findet. Dann ist eine Expedition nicht aussichtslos.

Der Husumer Rektor Matz Paysen machte (1635) eine solche Expedition nach dem sagenhaften Rungholt und hat dies in einem eigenen Buche (in lateinischer Sprache) beschrieben. Hier sagt er, nachdem er über allerlei berichtet hat, was er wahrgenommen: Quae ipse — — his oculis usurpare volui. Ja, darauf kommt es an: mit eigenen Augen betrachten! Möchten sich viele finden, die das thun und darüber berichten!

Mitteilungen.

1. **Über den großen Staubfall vom 9.—12. März 1901** ist in den „Abhandlungen des Königlich Preußischen Meteorologischen Instituts, Bd. II, Nr. 1 von G. Hellmann und W. Meinardus (Berlin: Asher & Co., 1901. Preis 8 M.) eine ausführliche Arbeit erschienen, aus denen einige Ergänzungen zu meinem Referat im Aprilhefte der „Heimat" willkommen

sein dürften. Der Staubfall hatte dem Meteorologischen Institut eine freudig begrüßte Gelegenheit gegeben, die Beweiskraft der meteorologischen Untersuchung eines derartigen Phänomens bezüglich seines Ursprungs ins rechte Licht zu stellen. Zu diesem Zwecke waren die zahlreichen Regenstationen Norddeutschlands (ca. 2000) zum Bericht aufgefordert worden. Uns interessiert, was aus Schleswig-Holstein berichtet worden ist. Der meteorologische Beobachter in Bargteheide, Lehrer Schröder, schrieb: „Am 11. d. Mts. nachmittags 4½ Uhr begann hier ein leichter Hagelschlag, der sich allmählich verstärkte bis gegen 6 Uhr nachmittags. Nachdem erfolgte ein ziemlich starker Schneefall, der auch die Nacht hindurch währte. Eine wunderbare Erscheinung war es, daß der gefallene Schnee ein gelbliches Aussehen hatte, als wenn er mit Lehm vermischt sei. Als ich darauf das Wasser des Regenmessers betrachtete, fand ich ebenfalls eine gelbliche Färbung, woraus ich schließen mußte, daß mit dem Schnee feiner, gelblicher Staub verbunden gewesen war. Auch mein Hut, der am Abend zuvor einige Hagelkörner aufgefangen hatte, zeigte gelbliche Flecke, so daß ich nunmehr zu der Annahme kam, daß bereits im Hagel der feine Staub vorhanden sein mußte, und doch hatte derselbe jedenfalls im Anfang ein klares, bläuliches Aussehen. Auch Fenster, Laternen und Dächer zeigen hier überall ein gelbliches, zuweilen fast rötliches Aussehen. Ähnliches habe ich bereits aus anderen Nachbarorten vernommen." Der meteorologische Beobachter, Oberlehrer a. D. Dr. P. Buttel (Ehrenmitglied unsers Vereins), schrieb unter dem 15. März 1901: „Beifolgend einige Proben des dem am 11.—12. III. gefallenen Schnee beigemischten Staubes. Am 11. III. trat eine kurze, heftige Regenböe um 3 Uhr nachmittags auf, welche bei NE 6 große Mengen Staub mit sich führte, so daß die Fenster nach dem Abtrocknen fast undurchsichtig waren. Später von 6—7 Uhr fielen feine Graupeln, die dann in Schnee übergingen, der bis 7 Uhr vormittags am 12. III. anhielt und 5 cm Höhe erreichte. Eine genauere Untersuchung der senkrechten Schnitte der Schneeschicht an verschiedenen Punkten zeigte am Boden eine ½ cm hohe Graupel-Schneeschicht; scharf abgesetzt folgte eine 2½ cm hohe gelbbraun gefärbte Schneeschicht und darüber 2 cm eine fast weiße Schneelage. Die Schnitte, an verschiedenen Punkten vorgenommen, zeigten genau dieselben Färbungen. Bei vorsichtiger Wegnahme der oberen weißen Schicht wurde die gelbbraune Schicht gesammelt und langsam eingedampft. Die übrig bleibenden festen Bestandteile sind von zwei verschiedenen Punkten beigelegt. Die dunklere Masse Nr. 1 ist innerhalb der Stadt, die hellere Nr. 2 außerhalb der Stadt von einem flachen Dach gesammelt." Dr. Flögel-Ahrensburg fand große Mengen kleiner Quarzkörner bis 0,001 mm Durchmesser. Eine vorläufige chemische Prüfung zeigte mit Sicherheit Eisen an und Spuren von Mangan. Nach seinen Berechnungen soll auf 1 qm gerade 1 g Staub entfallen sein. Der Staub ist stellenweise sehr unregelmäßig zu Boden geschlagen. Man nimmt an, daß der obere Luftstrom nicht so gleichmäßig mit Staub besetzt gewesen ist, wie z. B. die Abwässer einer chemischen Fabrik mit Farbstoff erfüllt sind. Viel eher müsse man den Luftstrom einem Flusse vergleichen, der Wiesen mit gemähtem Gras überschwemmt und das Gras in Form größerer oder kleinerer Grasflächen auf seiner Oberfläche dahintreiben läßt. Die Geschwindigkeit des Cyklons ist auf 70 km pro Stunde berechnet worden. Das mit Staub überdeckte Gebiet umfaßt 25 Breitengrade (30—55°), mithin einen 2800 km breiten Gürtel, mit 767 500 qkm Flächeninhalt (1½ mal so groß als das deutsche Reich). Die Menge des gefallenen Staubes ist auf 1 782 200 Tonnen berechnet worden; dazu kommt der Staub, der ins Mittelmeer niedergeschlagen ist. Diesen und den in Afrika selbst noch gefallenen Staub hat man mit dem übrigen zusammen auf 100 Millionen cbm = 150 000 000 Tonnen veranschlagt. Ein Quarzkörnlein des in Norddeutschland gefallenen Staubes hatte durchschnittlich ein Gewicht von $^1/_{2\,000\,000\,000}$ Gramm.

Kiel. Barfod.

2. **Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901.** In Nr. 4 der Monatsschrift „Die Heimat" für April 1902 nimmt unter der vorstehenden Überschrift Herr H. Barfod in Kiel Bezug auf den hochinteressanten Staubfall vom März v. J. Berichterstatter stützt sich auf Professor Dr. Hapkes Veröffentlichungen im XVII. Bande der „Abhandlungen, herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen." Obwohl diese Quelle einige Beachtung verdient, ist sie doch nicht ausreichend, um als maßgebend für die Beurteilung der großartigen Naturerscheinung anerkannt werden zu können. Voll und ganz dagegen verdient das die wissenschaftliche Arbeit, welche kürzlich von dem Königlich Preußischen Meteorologischen Institut zu Berlin in dessen Band II Nr. 1 unter dem Titel: „Der große Staubfall vom 9.—12. März 1901 in Nordafrika, Süd- und Mitteleuropa von G. Hellmann und W. Meinardus" im Verlag von A. Ascher & Co, Berlin, erschienen und ungebunden für 8 M. zu beziehen ist. Auf dies hervorragende meteorologische Werk möchte ich die Aufmerksamkeit unserer Vereinsmitglieder um so mehr lenken, weil in demselben aus den 356 Originalberichten an das genannte Institut auch 30 (Nr. 317—347) aus Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck verwertet worden sind. Die wichtigsten der zahlreichen Berichte sind a. a. O. wörtlich oder auszüglich zum Abdruck gelangt. Viele Berichterstatter hatten auch Staub- bezw. Schlammproben an das Königl. Preußische Meteorologische Institut geschickt.

Da außerdem ein dichtes Netz von mehr als zwei Tausend Regenstationen zur Klärung des Ereignisses mitwirken konnten, so gestaltete sich der Gesamtbericht des Instituts zu einem hochwertvollen meteorologischen Werke. Selbiges hat folgenden Inhalt: Einleitung. Die räumliche Verbreitung des Staubfalls vom 9.—12. März 1901, und zwar Originalberichte über den Staubfall, Verzeichnis der Orte mit Staubfall. Die Witterungsverhältnisse während des Staubfalls vom 9.—12. März 1901. Die Beschaffenheit des Staubes. Der Staubfall vom 19.—21. März 1901. Hauptergebnisse der vorliegenden Untersuchung. — Den 93 Textseiten im Atlasformat folgen 6 wertvolle Karten. Tafel I veranschaulicht die Verbreitung des Staubfalls am 11. März 1901 in Nord- und Mitteldeutschland nach dem Wohnort der 356 Erstatter von Originalberichten, außerdem im kleinen Maßstabe eine Karte, in welcher der Ausgang des Sandsturmes in den Sandwüsten Süd-Algeriens (El Erg) dargestellt ist und die Gebiete des Staubfalls in Europa. Tafel II bringt in farbiger Darstellung die Verteilung der am 12. März 1901 früh 7 Uhr gemessenen Niederschläge, welche von weniger als 0,1 mm bis 35 mm betragen haben und im Nordwesten Deutschlands am reichlichsten gewesen sind. Tafel III zeigt den Beginn der Niederschläge am 11. März im ersten und zweiten Schauer. Tafel IV bringt 12 Karten, 8 derselben enthalten die Luftdruckverteilung im Meeresniveau vom 8.—12. März, 4 die Luftdruckverteilung in 2500 m Höhe vom 9.—11. März. Tafel V enthält in 4 Karten die Wind- und Luftdruck-Verteilung am 11. und 12. März. Tafel VI veranschaulicht die Temperaturverteilung im Meeresnivoau am 11. und 12. März. Aus den Ergebnissen der Untersuchungen des Königlich Preußischen Meteorologischen Instituts sei hier kurz folgendes erwähnt. Das Gebiet des Staubfalls vom 9.—12. März erstreckte sich vom südalgerischen Wüstengebiet nordwärts bis zu den süddänischen Inseln über mehr als 25 Breitengrade oder 2800 km. Versprengte Staubfäbe sind noch in den russischen Gouvernements Kostroma und Perm festgestellt, die, in der Luftlinie gemessen, mehr als 4000 km vom südlichen Algier entfernt liegen. Manche Gebiete blieben staubfrei, so z. B. der größte Teil Süddeutschlands, wie aus den Karten deutlich ersichtlich ist. Der Flächeninhalt des vom Staub betroffenen Ländergebiets wird auf 800 000 qkm geschätzt, derjenige der Meeresfläche im Mittelmeergebiet auf 450 000 qkm. Die auf europäischen Boden niedergefallenen Staubmengen werden auf rund 1 800 000 Tonnen veranschlagt. Davon kommen auf Holstein, Hamburg usw. 3500 qkm mit 2,2 g pro 1 qm 7700 Tonnen. Zwei Drittel der Staubmassen fielen südlich der Alpen. Die Farbe des Staubes war im allgemeinen rötlich — gelb — bräunlich. Die mineralogischen Bestandteile des Staubes sind: Hauptbestandteil überall Quarz, ferner Thon (Glimmer und Feldspat), Calcit und Eisenoxyde, letztere die färbende Substanz (Limonitüberzug). Vulkanische Gemengeteile fehlen durchaus. „Der Staub ist terrestrischen Ursprungs, stellt ein äolisches Sediment dar und wird von den meisten Sachverständigen nach seiner mikroskopischen Struktur und seiner Zusammensetzung als trockenes Verwitterungsprodukt, als feinste Abwehung von Wüstensand, als Löß bezeichnet." Die im Norden gefallenen Staubmassen sind feinkörniger als die im Süden gefallenen, zeigen eine Abnahme des Quarzgehalts, eine Zunahme des Thongehalts. In Palermo hatte die Mehrzahl der Staubteilchen eine Größe von 0,011—0,013 mm, in Bergedorf bei Hamburg von 0,0038—0,009 mm. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Staub nordwärts getrieben wurde, betrug rund mindestens 70 km in der Stunde. Der Unterzeichnete sandte Mitte März eine von ihm aufgefangene Schlammprobe (die Hälfte derselben besitzt er noch) an das Königl. Preußische Meteorologische Institut in Berlin. Die chemische Untersuchung ergab: „Braust etwas in Salzsäure; Eisenreaktion. Bestandteile: Thon, kohlensaurer Kalk, Eisenerz, Quarz." Die übrigen aus hiesigem Gebiet eingelieferten Proben hatten dasselbe Analysenergebnis. Weniger bekannt als der Staubfall vom 9. bis 12. März 1901 ist hier derjenige vom 19.—21. März. Hellmann und Meinardus berichten über dies Phänomen Seite 82—88 des genannten Werkes. Die Meldungen erstrecken sich von Algier, Sicilien, Süd-Italien bis nach Nordost-Deutschland. Auch dieser zweite Staubfall ist afrikanischen Ursprungs und wird a. a. O. eingehend erörtert. — Der Zweck dieser Zeilen ist der, auf die bedeutende Arbeit von G. Hellmann und W. Meinardus weitere Kreise aufmerksam zu machen.

Neuhof bei Reinfeld i. Holstein. L. Danger.

3. **Die schleswig-holsteinischen Farben.** a. Vor mir liegt das erste Merkbuch, das ich anlegte nach Abschluß der Schuljahre. Eingetragen ist das Lied „Die drei Farben." Der Name des Dichters fehlt, wie in Nr. 5 der „Heimat." Mein Gedächtnis trügt mich nicht. Ich bekam das Lied von einem Besucher des „ersten Turnfestes der vereinigten Turnvereine der Herzogtümer Schleswig-Holstein zu Rendsburg am 13. und 14. Juli 1862." Auf dem Feste ist das Lied vorgetragen von einem jungen Rendsburger Buchdrucker, Friedrich Wendel. Er soll selbst gesagt haben, daß ihm eine ältere Deutung der Farben vorgelegen habe, doch ist er der Dichter. Bald darauf soll Wendel gestorben sein. Vor meinem Geiste stand er stets neben Sophie Detlefs, der ich beim Tode nachrief: „Das Morgenrot der aufgehenden Freiheit leuchtete ihr zur ewigen Ruhe." Abweichungen von

meiner Abschrift sind: Titel: „Die drei Farben." Strophe 1, Vers 3: womit's Liebchen. Str. 2, V. 3: Lämmchen, das da munter. Str. 2, V. 5: Errettung in Geduld. Str. 2, V. 6: Leiden (Hauptwort) ohne Schuld. Str. 3, V. 2: wie der Rose dunkle. Str. 3, V. 4: So ist die Farbe, die. Str. 3, V. 5: lassen für das Vaterland. Str. 3, V. 6: sie bedeutet. Str. 4, V. 2: führt zum Guten. Str. 4, V. 5: das, was uns anuoch so fehlt, Str. 4, V. 6: daß Schleswig-Holstein ewig ungedeelt.

Eppendorf-Hamburg. Friedrich Ketelsen.

b. Hinsichtlich der in Nr. 5 der „Heimat" befindlichen „schleswig-holsteinischen Farben" dürften die folgenden Zeilen ein heimatliches Interesse haben. Die erste Kunde von diesem Vaterlandsliede bekam ich auf dem am 2.—4. August 1862 in Lüneburg stattgefundenen „Niederdeutschen Gauturnfest," an dem ich als Delegierter des Itzehoer Turnvereins teilnahm. Auf diesem großartig verlaufenden Feste wurde natürlich auch viel gesungen und im Umzug durch die Straßen sehr oft „Schleswig-Holstein" angestimmt; aber von allen patriotischen Liedern wurde am meisten das in Rede stehende Gedicht gesungen, welches Rendsburger Turner in Hunderten von Exemplaren unter die Festgenossen verteilten. Über die Herkunft des neuen Liedes konnte ich in Lüneburg nichts weiter erfahren, als daß es schon am 13. und 14. Juli auf dem „1. Turnfest" in Rendsburg sehr viel gesungen worden sei. Nach der Rückkehr vom Lüneburger Fest erfuhr ich von meinem verstorbenen Jugendfreund und Turnbruder Ludolf Maaß („Flensb. Nachr."), der an dem Rendsburger Fest teilgenommen hatte, über unser Lied Folgendes: Dasselbe ist bei Gelegenheit des 1. Turnfestes von dem damals in Rendsburg lebenden Schriftsetzer Wehde gedichtet und auch komponiert worden. — Bezüglich des Textes sei noch bemerkt, daß das Lied ursprünglich schloß:

„Und gebt uns bald, was uns bis jetzt noch fehlt:
Das Schleswig-Holstein ewig ungedeelt!"

Itzehoe-Sude. Hans Wieck.

4. **Höhlenheuschrecke.** a. Berichtigung. Mein Artikel über die Höhlenheuschrecke in Nr. 4 der „Heimat" bedarf insofern einer Berichtigung, als es sich nach Bestimmung des Herrn Hofrats Brunner v. Wattenwyl in Wien nicht um Cavicola, sondern um die allerdings recht ähnliche, in der Nachschrift erwähnte Dieslrammena marmorata handelt, die an verschiedenen Orten Mitteleuropas mit Pflanzen aus Japan in Gärtnereien eingeschleppt wurde und sich dort völlig eingebürgert hat. Da Herr Hofrat Brunner v. Wattenwyl als bester Orthopterenkenner Deutschlands und Österreichs gilt, ist an der Richtigkeit dieser letzten Bestimmung nicht zu zweifeln. Unsere Fauna hat sich demnach in den letzten Jahren um diesen exotischen Gast, der auch in Hamburg, Lübeck, Kiel und vielleicht noch an einigen anderen Orten beobachtet wurde, bereichert.

Wandsbek. W. Timm.

b. Zu der Nachschrift des Artikels über die Höhlenheuschrecke in Nr. 4 der „Heimat," S. 87, teile ich mit, daß die bei Danzig gefundene Art sowohl im hiesigen Provinzialmuseum als im Museum für Naturkunde in Berlin, Abteilung für Zoologie (Direktor: Professor Dr. Möbius) mit Sicherheit als Diastremmena unicolor bestimmt worden ist, eine falsche Bestimmung also ausgeschlossen sein wird.

Danzig. v. Hedemann.

XII. General-Versammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am 21. Mai 1902 zu Lauenburg a. E.

Mit dem „Wonnemonat" Mai war's schon lange nichts mehr, aber heuer setzte er seiner Tücke doch die Krone auf. Statt der Lobdichter auf den Mai kamen die Satyriker zu Wort:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da hab' ich meinen Ofen neu
Zu heizen angefangen."

Und darum blieben auch so viele, viele unserer Mitglieder daheim, als der große Tag unserer Generalversammlung nahte, trotz des verlockenden Programms, das unser Juniheft ausgegeben hatte, und trotz der freundlichen Einladung des Ortskomitees, das alles daran gesetzt hatte, uns die Tage der Generalversammlung so angenehm wie nur möglich zu machen, uns die Misere des verregneten Pfingstfestes vergessen zu lassen. So lange Jupiter

Pluvius nicht Mitglied unseres Vereins geworden ist, so lange müssen wir auch einmal Regenwetter in Kauf nehmen. Was schadet's auch. Otto Ernst hat nicht Unrecht, wenn er in seinen „Stimmen des Mittags" auf die Frage: „Wann soll man reisen?" also antwortet: „Auch im Winter, und wenn's regnet! Die Natur ist ein mordssauberes Weib, und das ist ja das Eigentümliche solcher Weiber, daß sie auch in einem langen, grauen Regenmantel mordsfauber sind." Als mein Freund L. und ich nach reichlich zweistündiger Wanderung durch die feuchten Wiesengründe der Vierlande in Bergedorf anlangten, waren wir nichts weniger als „salonfähig"; unsere Beinkleider waren mit Schmutzflecken mehr als genug beladen, und wir waren sehr darüber im Zweifel, ob wir in solcher Verfassung würdig wären, das landesherrliche Prunkzimmer und die „mehr zur Ruhe als zur Arbeit" einladende Amtsstube des Herrn Bürgermeisters Dr. Lange im Bergedorfer Schloß zu betreten. Und doch geschah es!

Am Mittwoch waren wir Gäste des „Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde" und nahmen teil an der Maifahrt durch die Vierlande. Vom Vorsitzenden, Pastor Holtz-Altengamme, am Bahnhof in Bergedorf liebenswürdig empfangen, begaben sich die Teilnehmer, unter denen wir auch Professor Brinckmann-Hamburg bemerkten, nach dem Bergedorfer Schloß, einer Wasserburg aus der Zeit Alberts von Orlamünde. Wir unternahmen einen Rundgang durch den Park und konnten die einstige Befestigungsanlage des Schlosses unschwer erkennen. Das Schloß selbst ist zum Teil renoviert worden und dient heute den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Unter Führung des Bürgermeisters Dr. Lange wurde zunächst das im Vierländer Stil eingerichtete Zimmer des Landesherrn besichtigt. Die Ausstattung des Zimmers ist äußerst vornehm; die getäfelten Wände und die mit Intarsien gezierten Möbel zeigen, welch' schöne Wirkungen der Vierländer Stil unter Zuhülfenahme der modernen Technik erzielen kann. In dem Zimmer erteilt der jeweilige Landesherr, ein Senator aus Hamburg, Audienz. Nicht minder vornehm, ja, recht behaglich ist das Arbeitszimmer des Bürgermeisters eingerichtet. Auch die Kirche, deren Emporen reichen Bilderschmuck zeigten, wurde besichtigt; gleich am Eingang interessierte die Besucher — es waren ca. 40 an der Zahl — ein alter Gedenkstein für den 1420 bei der Erstürmung des Schlosses gefallenen Diedrich Schreye, den Sohn eines Hamburger Patriziers.

Und dann begab sich das Schirm-Regiment zur Stadt hinaus, um auf dem Neuen Deich, der einen freien Blick über die Landschaft gewährt, die Wanderung über Curslak nach Neuengamme anzutreten. Ihren Namen tragen die Vierlande nach den vier Kirchdörfern: Kirchwärder, Curslak, Alten- und Neuengamme. Sonst ist dies schöne Land um diese Zeit wie in ein großes farbenprächtiges Blütenmeer getaucht; durch die Witterung hatte auch hier die Vegetation sehr gelitten, mithin die Obstbaumblüte (Apfel- und Birnbäume — das Kirschenland sind die Alten Lande) nicht jenes berückend schöne Gesamtbild darboten, das man sonst um diese Zeit zu sehen gewohnt ist. Die Vierländer sind zur Hauptsache Gemüsebauern; rationell treiben sie außerdem nur noch die Erdbeer- und Maiblumenzucht. Ihre ganze Arbeit ist darauf gerichtet, den Hamburger Markt möglichst früh mit Rhabarber, jungen Kartoffeln und Erdbeeren zu beschicken. Ihr Garten, zumeist von den Bauern gepachtet, liegt unmittelbar hinter den Häusern. Diese stehen zu beiden Seiten des Deiches und liegen so tief, daß man jedem Bewohner vom Deiche im Vorbeigehen bequem ins Fenster schauen kann. Namentlich bilden die Dörfer an der Elbe eine einzige Dorfstraße; Haus reiht sich an Haus, man wandert durch einen einzigen Garten. Über den Kartoffel- und Erdbeerbeeten sind etwa meterhohe Gerüste errichtet, über die zum Schutze gegen Nachtfröste Schilfmatten gerollt werden. Treibrhabarber wird im Dunkeln gezogen: die Gerüste sind mit schwarzer Dachpappe bedeckt, die Seiten mit Säcken behängt. Dunkelheit befördert das Wachstum der Pflanzen. Der Rhabarber schießt darum geil auf; die Blätter bleiben gelblich, entbehren des Chlorophylls (etiolierte Sprosse assimilieren nicht) und entfalten sich nur wenig. Die Blattstiele aber sind dunkelrot gefärbt, äußerst saftreich, das Gewebe ist so zart, daß bei dem geringsten Fingerdruck bläuliche Flecke auf der Oberfläche hervorgerufen werden. Der Saft liefert eine wirkliche „rote" Grütze. Hier und da sah man über die einzelnen Stauden eine Tonne gestülpt; vielleicht versucht es dieser oder jener Gartenbesitzer, sich auf diese Weise Treibrhabarber zu ziehen, um sich im zeitigen Frühjahr den Genuß einer roten Grütze zu verschaffen. Erdbeerbeete waren stellenweise mit Federkielen gedüngt, die als Abfälle aus Daunenfabriken bezogen werden. Die Obstbäume waren in bester Ordnung, alle mit Theerringen versehen. Alles in allem: wer Gartenbau erlernen will, der gehe zu den Vierländern und sehe ihre Weise.

Auch im Regenwetter kann man „Natur" genießen. Wem dieser Genuß etwas zweifelhaft erschien, weil er seine Blicke mehr auf seine Sohlen als nach links und rechts richten mußte, der fand am Kunstgenuß volle Befriedigung. Die Vierländer Bauernkunst repräsentiert sich schon draußen beim Anblick der stattlichen, zumeist strohgedeckten Häuser: die Pferdeköpfe auf den Giebeln sind zum Teil so verschnörkelt, daß der Unkundige sie als

solche kaum noch zu deuten vermag; die Steinverbände im Fachwerk zeigten vielfach reichen ornamentalen Schmuck. Leider scheint hier und da eine Ernüchterung einzutreten; denn wo die bessernde Hand des Maurers thätig gewesen war, da zeigte sich ein „moderner" Verband im altehrwürdigen Prunkkleide. Hoffentlich gelingt es dem erst vor kurzem erstandenen Verein zur Pflege der Vierländer Kunst und Heimatkunde, der alles nivellierenden Neuzeit bei Zeiten einen Riegel vor die Thür zu schieben. Glück zu! Donnerbesen aus Ziegelsteinen, in die äußere Wand gefugt, oder aus Holz geschnitzt und ringsum vermauert, wurden vielfach beobachtet.

Nach 1½stündiger Wanderung grüßte das Neuengammer Kirchlein herüber. Bevor wir uns nach dem Festlokale „Stadt Lübeck" begaben, war es uns vergönnt, zwei alte Bauernhäuser in ihrer inneren Einrichtung und Ausstattung zu besichtigen. Das Haus Nr. 158 gehört Heinrich Eggers, das andere Nr. 179 Hermann Eggers. Letzteres ist das nachweisbar älteste Bauernhaus in Neuengamme und stammt aus dem Jahre 1559, wie die Inschrift auf dem Hausbalken bezeugt; das untere Mauerwerk, die Ständer und die Seitenwände sind erneuert. Pastor Holtz übernahm die Führung, erklärte die Einrichtung des ursprünglich sächsischen Hauses und führte uns durch alle Ecken und Winkel hindurch. Respekt vor dem Wohlstand und Sinn für Behaglichkeit und Kunst seiner Bewohner verratenden Wohnzimmer! In dem einen Hause hatten uns die Besitzer die Ehre erwiesen, sich in ihrer nationalen Tracht, die von älteren Frauen auch heute noch in Ehren gehalten wird, zu präsentieren. Hoffentlich bot ihnen der Ausdruck der Bewunderung auf unsern Gesichtern hinreichend Genugthuung für die Mühe, die ihnen durch die Reinigung ihrer blitzblanken Stuben erwuchs.

Beim Einmarsch in Neuengamme zauberte uns der Photograph auf die Platte. In Lüttens Gasthof wurde gegessen. Für das freundliche Willkomm des Pastors Holtz dankte unser Vorsitzender, Rektor Peters. Nach dem Essen wurde die Besichtigung der im Lokale von Jakobsen („Zur Erholung") veranstalteten Ausstellung alter und neuer Vierländer Intarsia-Arbeiten unternommen. Den Mitgliedern unsers Vereins waren Eintrittskarten kostenlos eingehändigt worden. Der Saal war mit Möbeln aller Art (Tische, Stühle, Schränke, Laden, Kinderwiegen) dicht bestellt, und die ausgestellten Stücke zeigten die Intarsia in ihren verschiedenen Anwendungsformen. Daß die Kunst der Einlegearbeiten noch heute in den Vierlanden geübt wird, bezeugten die neuen, zum Teil vom sogenannten „Jugendstil" beeinflußten Arbeiten der Tischlermeister Ernst Timmann-Curslak, Neuwerck-Neuengamme, Hövermann-Altengamme und Puttfarcken-Kirchwärder. Pastor Natus-Geesthacht hatte außer einigen Vorlagen für Intarsia-Arbeiten einen kleinen, solid gearbeiteten Tisch mit Intarsien, von ihm selbst gefertigt, ausgestellt. An einem Servierbrett wurde die Technik der Intarsia-Arbeit veranschaulicht. Im Nebenzimmer hatte der Wirt des Ausstellungslokals Vierländer Trachten und alte, kunstvolle Stickereien ausgestellt. Es wurde uns versichert, daß diese Ausstellung ohne große Mühe und Umstände zustande gekommen sei; mithin ist dadurch bezeugt worden, daß in Vierländer Häusern noch zahlreiche Kunstschätze dieser Art gehütet werden. Leider wird auch sehr viel an Händler verschleudert. Wir besichtigten auch noch die Kirche St. Johannis zu Neuengamme. Das Gestühl zeigt reichen Intarsienschmuck. Besonderer Erwähnung wert sind noch die kleinen Schreine vor den Plätzen; sie dienen zur Aufbewahrung des Gesangbuches. Der Glockenturm steht neben dem Hauptgebäude.

Nachmittags gegen 3 Uhr versammelten sich die Festteilnehmer in Lüttens Gasthof, wo der Vorsitzende, Pastor Holtz-Altengamme die Versammlung eröffnete und nochmals die Mitglieder unsers Vereins herzlich willkommen hieß. Rektor Peters dankte und lud die Anwesenden zur Generalversammlung nach Lauenburg ein. Im ganzen zählte die Versammlung mehr als 100 Personen; unter den Anwesenden bemerkten wir auch Vierländer in ihrer Landestracht. Kunstzeichner O. Schwindrazheim-Hamburg erhielt das Wort zu seinem Vortrage über „Deutsche Heimatkunst." Referent charakterisierte die Heimatkunst als ein Produkt ihrer Scholle; wie der Charakter der Bewohner, Sitte und Lebensweise, Beruf, die Geschichte und die Staatsverfassung, so wird auch die Kunst von der Natur des Landes, auf dem sie erwachsen ist, beeinflußt. Dies gilt in erster Linie von der Baukunst. Es ist ein Unterschied, ob die Häuser in dem niedrigen Marschlande oder auf der Geest, ob in holzreichen oder holzarmen Gegenden, ob in der Nähe des Wassers oder im Binnenlande, ob in fruchtbaren oder in mageren Distrikten erbaut werden. Das Klima, die Beschäftigung der Bewohner beeinflussen gleichfalls äußeren Bau und innere Einrichtung. Der Einfluß der Natur des Landes und seiner Bewohner macht sich auch mit Bezug auf die Ausstattung der Möbel und Hausgeräte geltend. Das Material bestimmt die Art der Industrie, und man unterscheidet danach Holz-, Stein- und Schieferkunst. Auch die Trachten sind verschieden, je nach Charakter, Lebensweise, Reichtum und Beschäftigung der Bewohner. Am Schlusse seines an einer großen Zahl von Skizzen, Photographien rc. erläuterten, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrages zeigte Referent, welche Wege

zu beschreiten sind, die deutsche Heimatkunst zu erhalten und zu fördern. Einer der tüchtigsten Arbeiter auf dem Felde deutscher Heimatkunst ist Schwindrazheim. Hoffentlich wird er nicht unterlassen, auch in unserer Monatsschrift „Die Heimat" Belehrungen und Anregungen zu geben. Dann wird unser Verein auch der Forderung der Gegenwart: „Pflege künstlerischer Bildung und Erziehung" in der Heimat gerecht.

Leider mußten wir gegen 4 Uhr die Versammlung verlassen, damit wir rechtzeitig Altengamme erreichten; denn mit dem fahrplanmäßigen Dampfer sollten wir nach Lauenburg weiterfahren. Ich erachte es aber als Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich noch ganz kurz über den weiteren Verlauf der Versammlung des Vereins berichte, der mit uns auf demselben Acker pflügt und der uns einen so genußreichen Tag verschafft hatte. An den Vortrag schloß sich nämlich noch eine Besprechung des vom Vierländer Verein erlassenen Preisausschreibens betr. Gewinnung von Entwürfen für Landhäuser, die auf dem hamburgischen Landgebiet errichtet werden sollen und die einerseits allen technischen Anforderungen der Jetztzeit Rechnung tragen, andererseits sich nach Möglichkeit in Formen und Material dem Charakter der von altersher in der betreffenden Gegend üblichen Bauweise anschließen. Vom Vorsitzenden wurde mitgeteilt, daß die Aufforderung an 38 Bauunternehmer gerichtet worden sei, von denen sich acht bereit erklärt haben, an der Konkurrenz teilzunehmen. Ich erwähne diesen Punkt auch deshalb, weil sich vielleicht für unsere Provinz etwas Ähnliches schaffen ließe; daß es auch bei uns not ist, zeigen die „modernen" Landhäuser, die sich von unsern alten strohgedeckten Bauernhäusern höchst unvorteilhaft abheben. Dem Vorstande des Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde zollen wir für seine Bemühungen unsertwegen herzlichen Dank, für seine rührige Thätigkeit aufrichtigste Anerkennung und hoffen, daß beide Vereine einander in ihrer Arbeit treu zur Seite stehen.

Die Fahrt elbaufwärts am hohen Elbufer vorbei nach Lauenburg bot des Interessanten viel; unsere Lauenburger, Mitglieder des Ortskomitees, die es sich nicht hatten nehmen lassen, uns bereits in Bergedorf in Empfang zu nehmen, bedauerten nur, daß es uns nicht vergönnt war, die Reize der Landschaft im goldigen Sonnenschein schauen zu dürfen. Wir aber waren des Geschauten wohl zufrieden.

Im Hotel „Zum weißen Schwan" waren wir am Abend bei Lauenburgs trauten Bewohnern zu Gaste. Um 8½ Uhr wurde die Versammlung eröffnet. Baurat Thomany hatte die Leitung des Kommerses übernommen. Er entbot allen herzlichen Willkommensgruß und ließ seine Rede mit einem Hoch auf das Wohl unsers Vereins ausklingen. Unser Vorsitzender dankte und schloß mit einem Toast auf die schöne gastliche Stadt Lauenburg. Photograph Nissen-Lauenburg erfreute uns durch Vorführung von Lichtbildern aus Lauenburg und Umgegend und gab uns somit Gelegenheit, die Reize der Stadt „im Trockenen" zu schauen. Den Schluß seiner Darbietungen bildeten photographische Aufnahmen blühender Kakteen aus der Sammlung des Photographen, der sich uns als Freund und Kenner der Kakteen offenbarte. Fräulein Thomany entzückte die Anwesenden durch den künstlerischen Vortrag schöner Lieder, und unser Freund, Realschullehrer Wischer aus Kiel, war unermüdlich in seinen zumeist humoristischen Rezitationen plattdeutscher Mundart; des Beifalls war kein Ende. Nachdem der Rezitator somit erfahren hatte, daß auch in Lauenburg unsere niederdeutsche Muttersprache gewürdigt werde, nahm er als Vorsitzender des Verbandes plattdeutscher Vereine in Schleswig-Holstein die Gelegenheit wahr, auf die Bestrebung dieser Vereine hinzuweisen und den Hörern die Notwendigkeit der Pflege unserer Muttersprache recht warm ans Herz zu legen. Schulrat Castens, Seminardirektor in Hadersleben, der auch bei anderer Gelegenheit durch Reden humoristischen und ernsten Inhalts erfreute, stimmte dem Vorredner bei und betonte, daß unsere niederdeutsche Muttersprache im Norden einen wichtigen Faktor im Kampfe gegen das Dänentum bilde. Das sieht niemand mehr ein, als der Däne selbst; denn in einer dänischen Broschüre habe er gelesen, daß man jenseit der Königsau mehr als Polizeiverbot und Schule das Vordringen der plattdeutschen Muttersprache fürchte. — Bei Reden und Gesang flossen die Stunden trauten Beisammenseins schnell dahin; erst nach Mitternacht verlief sich der Schwarm der Gäste.

Am andern Morgen um 8 Uhr pilgerte ein Teil der Gesellschaft zur Stadt hinaus, um unter liebenswürdiger Führung des mit ganzer Seele an den Veranstaltungen der Generalversammlung beteiligten Ziegeleibesitzers Brand dessen Thongruben zu besichtigen. Im Durchstich des Thones sind die Stauchungserscheinungen deutlich sichtbar. Die Lagerungsverhältnisse charakterisieren sich von unten nach oben wie folgt: Dunkler, fetter Thon ohne Fossilien; Sande, stellenweis Vivianit führend; eine humose Süßwasserbildung, besonders reich an großen Schalenexemplaren von Anodonta; Braunkohle; fetter Thon mit Mytilus edulis; Cardium-Sand; unterdiluvialer Bänderthon; unterdiluvialer Spatsand; Grand- und Geschiebepackung. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß gerade diese Schichtenfolge wie besonders auch die des am Nachmittage besuchten Torflagers im sogenannten „Kuhgrunde" die Beachtung namhafter Geologen gefunden hat und zur Hauptstütze für die

Gliederung der Diluvialzeit in zwei Eiszeiten mit einer dazwischen liegenden Interglacialzeit geworden ist. —

Um 10 Uhr eröffnete der Vorsitzende unsers Vereins, Rektor Peters-Kiel, die Generalversammlung in „Stappenbecks Hotel" mit einem besonderen Willkommensgruß an alle Teilnehmer und führte im weiteren Fortgange seiner Ansprache etwa Folgendes aus: Man kann unsere Zeit die Zeit der Vereine nennen; wer einen guten Gedanken hat und ihn verwirklichen will, der gründet einen Verein. Wer seinen Unmut über diese Erscheinung in das Wort „Vereinsmeierei" zusammenfaßt, dem kann man das nicht verargen. Gegenüber unserm Verein wolle man aber das bedenken, daß er kein Neuling mehr ist, sondern bereits seit 1890 besteht. Aus dem Namen ist der Zweck ohne weiteres ersichtlich. Nur soll der dem Verein noch Fernstehende nicht denken, daß der Verein alles sammelt, was kreucht und fleugt und in Museen packt, daß er nur in alten Urkunden grabe, um Material für die Geschichtsforschung herbeizuschaffen. Das ist die Arbeit der wissenschaftlichen Gesellschaften. Unser Verein hat die Aufgabe, die gegrabenen Schätze dem Volke zu vermitteln, die Liebe zur Natur und Geschichte unseres Landes zu pflegen. Dies ist um so mehr not, als die Gegenwart alle Hebel daran setzt, um unsere Landsleute zu Weltbürgern zu machen also, daß sie ihre Heimat mit dem, was darin und daran ist, vergessen. Populär geschriebene Werke erschließen mehr und mehr dem Volke alle Zweige der Wissenschaft und Kunst. Das ist erfreulich. Nur läuft der eine oder andere Gefahr, sich zu verlieren, seine traute Heimat zu unterschätzen. In der Liebe zur Heimat aber wurzelt die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. —

Es folgte zunächst die Erledigung des geschäftlichen Teils:

I. Unser Kassenführer Fr. Lorentzen-Kiel erstattete folgenden Rechnungsbericht für das verflossene Geschäftsjahr 1901:

Einnahme und Ausgabe im Jahr 1901 balanzierten im Betrage von 5609,08 M.

Die Einnahme setzte sich zusammen aus folgenden Beträgen:

Nachgezahlte Jahresbeiträge	150,—	M.
Jahresbeiträge für 1901	5030,37	„
Ältere Jahrgänge und Einzelhefte	75,22	„
Verkaufte Klischees	35,—	„
Anzeigen im Jahrgang 1900	88,28	„
Anzeigen im Jahre 1901	193,24	„
Zinsen	36,97	„
	5609,08	M.

An Ausgaben waren zu verzeichnen:

Vorschuß des Kassenführers pro 1900	23,70	M.
Druckkosten der „Heimat"	2442,10	„
Klischees	106,08	„
Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1469,29	„
Honorar der Mitarbeiter	445,—	„
Honorar des Vorstandes	420,—	„
Honorar des Schriftleiters (Nachzahlung für 1900)	200,—	„
Porto und Reisekosten	186,50	„
Generalversammlung	58,90	„
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	20,75	„
Sonstiges	59,35	„
	5431,67	M.
Es verblieb ein Kassenbestand von	177,41	„
	5609,08	M.

Auf Grund der vorgelegten revidierten Rechnung wurde dem Kassenführer Entlastung erteilt.

2. Mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit verzichteten der Schriftführer und Schriftleiter auf Erstattung ihrer Berichte.
3. Der bisherige Schriftführer Barfod-Kiel wurde wiedergewählt.
4. Zum Rechnungsprüfer ernannte die Versammlung auf Vorschlag des Vorstandes den anwesenden Lehrer Bach-Kiel.

II. Vorträge:

Dieselben wurden in der Reihenfolge des Programms erledigt.

1. „Die Stadt Lauenburg." Referent war Lehrer Sager-Lauenburg. Der Vortrag wurde hier und da an Wandtafelskizzen erläutert und erntete lebhaften Beifall.
2. „Ehemalige Bauernkunst in Hamburgs Umgegend," illustriert durch eine große Anzahl von Skizzen und Aufnahmen aus Vierlanden, dem Alten Lande, Schleswig-Holstein, der Lüneburger Heide usw. Der Referent, Kunstzeichner O. Schwindrazheim-Hamburg, fand für seine Darbietungen ebenfalls reiche Anerkennung.

3. „Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein" von Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Hansen-Oldesloe. Der Vortrag entbehrte nicht der Würze eines gesunden Humors und wurde gleichfalls mit Beifall aufgenommen.

Sämtliche Vorträge werden in der „Heimat" zum Abdruck kommen, weshalb ich füglich auf ein Referat verzichten kann.

III. Mitteilungen:

Lehrer Ulmer-Hamburg (Rutschbahn 29) demonstrierte vier Abbildungen von Gehäusen der Köcherfliegenlarven, einen Kasten mit den häufigsten Köcherfliegen und die in seinem Aufsatz im Maiheft der Heimat 1902 erwähnten Larven in Spiritus. Referent beabsichtigt, im Jahre 1903 eine biologische Trichopterenfauna aus dem Nieder-Elbgebiet zu veröffentlichen, und bat, ihn durch Zusendung konservierten Materials aus Schleswig-Holstein zu unterstützen.

Nachdem der Vorsitzende mit einem Dank an alle Referenten die Versammlung geschlossen hatte, erläuterte Herr Schwindrazheim den Umstehenden die ausgehängten Skizzen.

Die Zeit bis 3 Uhr war für die Besichtigung der Stadt freigegeben. In verschiedenen Trupps und unter Führung von Mitgliedern des Ortskomitees wurden die Kirche, der Fürstengarten, das Torflager im Kuhgrund usw. besichtigt. Das hohe Elbufer gestattete einen weiten Fernblick ins Hannoverland.

Das Museum des Postmeisters Friese ist in der Amtswohnung des Besitzers untergebracht und außerordentlich reich an Wappen, Bildern, Gegenständen des Kunstgewerbes, Hausstandsgegenständen, Kleidungsstücken, prähistorischen Funden aller Art, so daß ich es mir versagen muß, auch nur annähernd eine Beschreibung derselben zu geben. Die Wände des Treppenhauses, der Boden und alle Zimmer sind zur Aufstellung herangezogen; Postmeister Friese wohnte inmitten seiner Schätze, die einem Kreismuseum alle Ehre machen würden; mit so viel Umsicht, Fleiß und Energie hat der Besitzer alles gesammelt, was nur irgendwie zu Lauenburgs Geschichte und Landeskunde in Beziehung steht. Hoffentlich bleibt die Sammlung dem Lande und der Stadt erhalten!

Das Festessen in Stappenbecks Hotel nahm seinen gewohnten Gang. Bürgermeister Volckmar-Lauenburg begrüßte die Versammlung im Namen der städtischen Verwaltung. Reden würzten das treffliche Mahl, und die Stimmung unter allen Festgenossen war so rosig, daß diese nach dem Spaziergang und einer Elbfahrt noch mehrere Stunden in angenehmster Unterhaltung und in Frohsinn zusammenblieben.

Am Donnerstagmorgen in aller Frühe rüstete sich ein kleiner Kreis der Teilnehmer zu einem Ausfluge in den Sachsenwald. Der zweistündige Marsch von Schwarzenbek durch den Wald nach Friedrichsruh war vom schönsten Wetter begünstigt. In Aumühle wurde der 28 m hohe Bismarck-Turm bestiegen, der eine herrliche Aussicht über den Villenort und die bewaldete Umgebung darbot. Der Turm ist aber zugleich ein Bismarck-Museum. Alles, was an Photographieen, Bildern, Büchern, Büsten und sonstigen Gegenständen auf den eisernen Kanzler Bezug hat, ist hier von dem Besitzer in pietätvoller Weise ausgestellt, so daß der Uneingeweihte garnicht darum gewahr wird, daß er eigentlich einen Wasserturm erstiegen hat. Mit einem herzlichen Dank für alle Mühen und Opfer, die unsere Lauenburger uns dargebracht hatten, verabschiedeten wir uns von ihnen und fuhren über Hamburg in die Heimat zurück, ohne jedoch die Gelegenheit zu versäumen, das Altonaer Museum, wenn auch nur auf eine flüchtige Stunde, zu besuchen, den Augenblick segnend, wo es uns vergönnt sein sollte, die dort aufgestellten, wohl arrangierten Schätze in Muße zu besichtigen. —

Es will mir fast so scheinen, als ob immer die eine Generalversammlung die vorhergehende an Darbietungen übertrifft. Wenn die Generalversammlung nur den Zweck hätte, Vorträge zu bieten, nun, dann kann ich es verstehen, wenn gesagt wird: „Weshalb soll ich die Versammlung besuchen; die Vorträge kann ich in der „Heimat" lesen." Der Schwerpunkt liegt m. E. in dem, was die Generalversammlung durch die Thätigkeit des Ortskomitees sonst noch zu bieten vermag: Besichtigung von Museen, Kirchen, geologisch merkwürdigen, geschichtlich denkwürdigen und ästhetisch wirksamen Punkten der betreffenden Stadt und Umgebung. Wer seine Heimat kennen lernen will, der besuche unsere Generalversammlung. Die diesjährige zumal hat uns wieder so viel Schönes und Anregendes geboten, daß ich wohl weiß, daß mein Bericht kaum imstande sein wird, unsern Mitgliedern eine richtige Vorstellung von allem Geschauten zu geben. Und das ist gut so, will mir scheinen; denn sonst könnte mancher auch noch sagen: „Warum soll ich zur Generalversammlung gehen, unser Schriftführer weiß uns alles so schön auszumalen, daß wir uns lesend denselben Genuß verschaffen können." Nein und aber nein: Nur die Augenschau gilt als Beweis!

Kiel, am 11. Juni 1902. Mit heimatlichem Gruße!

Barfod, Schriftführer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Katechismus der Mechanik von Huber, 7. Auflage bearbeitet von W. Lange, Preis 3,50 M., Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig. — Katechismus der Geologie von Hippolyt Haas, 7. Auflage, Preis 3,50 M., Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Katechismus der Mineralogie von Hussak, 6. Auflage, Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig. — Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung von Wiesengrund und Rußner, 5. Auflage, Preis 1 M., Verlag von Bechhold in Frankfurt a. M. — Putzi, Märchen-Komödie in 5 Akten von Gustav Falke, Preis 1,50 M., Verlag von Alfred Janssen in Hamburg. — Biologie der Pflanzen im Walde. Bilder aus der Pflanzenwelt. Von Paul Sänrich in Chemnitz. Verlag von Ernst Wunderlich in Leipzig. 1902. 3 M.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

112. Bach, Lehrer, Kiel. 113. Behrmann, Lehrer, Dörpling b. Pahlhude. 114. Eckert, Redakteur der „Heider Ztg.," Heide. 115. Flint, Lehrer, Schnakenbek b Lauenburg. 116 Dr Hämmerle, Probekandidat der Oberrealschule, Hamburg. 117. Hansen, Pastor, Altona-Ottensen. 118. Hartnack, Kaufmann, Signapam (Mexiko). 119 Holst, Oberlehrer, Altona. 120. Jensen, Hauptsteueramtskontrolenr, Wandsbek. 121 Lamp, Rechtsanwalt, Elmshorn. 122. Dr. phil. Möller, Oberlehrer an der Navigationsschule, Elsfleth. 123 Koop, Lehrer, Lauenburg. 124 Koop, Lehrer, Krüzen b Lauenburg. 125. Pieper, Architekt, Hamburg. 126. Sachse, Kaufmann, Lauenburg. 127. Schwerdtfeger, Schiffbau-Oberingenieur, Danzig. 128. Steffen, Lehrer, Siderdeich. 129 Stollenberg, Lehrer, Groß-Wittensee. 130 Tesdorf, Lehrer, Lauenburg. 131. Traeger, Hauptmann, Aachen. 132. Ulmer, Lehrer, Hamburg. 133. Voltmar, Bürgermeister, Lauenburg. 134. Weber, Wandsbek. 135. „Wikingia," Studentenverbindung, Kiel. 136. Winterfeld, Gasthof z. Ratskeller, Duisburg.

Berichtigung: Unter der Überschrift „Neue Mitglieder" des Maihefts lies 89. Hohbaum, Buchhändler (statt Buchhalter), Meldorf.

Kiel, am 24. Mai 1902. Geibelallee 2.

Der Schriftführer: Lehrer Barfod.

Anzeigen.

Ostseebad See- und **Borby** **Eckernförde** Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommer-Aufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer Stunde, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Schüchternheit, Verlegenheit,

Befangenheit, Angst, Furcht, Verwirrung, Schwinden der Gedanken, Aufregung (vor Höherstehenden, vor dem anderen Geschlecht, in Gesellschaft ꝛc.) und ihre sofortige Unterdrückung durch die Methode **„Zolsm:"** Keine bloßen moralischen Ratschläge. Kostenloses (Garantie!) überall anzuwendendes Verfahren. Broschüre **gratis und franko.** (23)

F. W. Gloeckner & Co., Leipzig 197a, Alexanderstraße.

Sommerfrische
Nieblum auf Föhr.

Aufenthalt gesund, billig und angenehm. 15 Min. vom Badestrand. Prospekte gratis und franko durch **J. J. Kertelhein.**

Technikum Eutin

(Ost-Holstein).

Maschinenbau, Hoch- und Tiefbau, Techniker- und Meisterkurse. **Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit.**

Prospekte gratis.

Karl Groth,

Weinhändler

Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.

Lager:

Mülheim a. d. Mosel.

Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)

Reine milde Cognacs

von M. 2.50 pr. Fl. an.

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(18) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

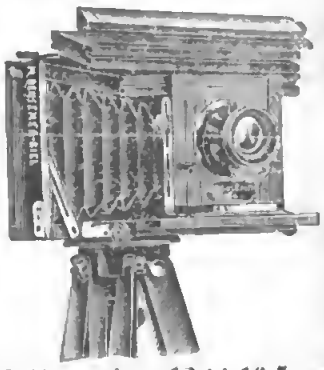
Für Vogelfreunde und Züchter.
Heckekäfige und Utensilien
für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall mit beinfrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl.
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko.

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum – Cognac – Whisky. (4)

Hand- u. Stativ-Apparat „Parvus"

Preis incl. Objektiv, Stativ und einer Casette 45.— M.



„Laboratorium" dazu kostet extra 10.— M.

Plattengrösse 12 × 16,5 cm.
liefert den Herren Lehrern gegen bequeme Ratenzahlungen

M. Bensemer,
Kiel, Holstenstrasse 22.

Anleitung zum Photographieren wird stets beigegeben, auch auf Wunsch genaue Unterweisung **in dem eigenen Atelier gratis.**
Illustr. Catalog I. Teil über photogr. Apparate, II. Teil über alle Bedarfsartikel gratis und franco! (34)

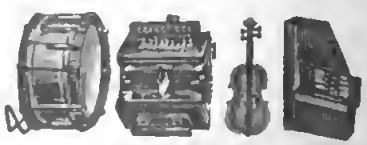
Joh. Jelden
Leer
Thee-Versand
Familien-Thee
M. 2 p. Pfd.
Gesellschafts-Thee
M. 2.50 p. Pfd.
Salon-Thee
M. 3. p. Pfd.
Bei 5 Pfd. franco Zusendung.
Specialität:
Ostfriesische Mischungen.
(19)

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 165, Seydelstr.
Längste Garantie. Allerh. Anerkennen.
Preisliste, Musterbuch umsonst.
(81)

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 8. August 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25% gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Prange, Über ehemalige Städte in Holstein. I. — 2. Brandt, Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. III. — 3. Stubbe, Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. I. — 4. Kirmis, Die Taufmedaillen. (Mit Bildern.) — 5. Christiansen, Dá trá Brauderne (Die drei Brüder). — 6. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 7. Mitteilungen.

Mitteilungen.

1. **Muschelbank.** Im 4. Jahrgang unserer „Heimat," S. 43 u. 44, findet sich eine Mitteilung über eine Muschelbank inmitten der Marsch. In den diesjährigen Osterferien nun hatte ich Gelegenheit, die Reste einer solchen Bank zu untersuchen. Eben östlich vom Kirchhof in Deezbüll (Nordfriesland) hatte man Erde fortgeschafft. Dabei war etwa 30 cm unter der Oberfläche die Muschelbank bloßgelegt. Ich fand folgende Arten vor: Hydrobia stagnalis, Litorina litorea, Cardium edule, Tellina sp., Mytilus edulis, Ostrea edulis. — Vor etwa 15 Jahren traf man in dem genannten Dorfe beim Ebnen eines Grundstücks ebenfalls eine Muschelschicht.

Hostrupholz bei Apenrade. D. N. Christiansen.

2. **Koog, Knug.** Eine annehmbare Etymologie dieses für der See abgewonnenes Marschland in Ditmarschen und Nordfriesland hat auf Ersuchen Herr Dr. Walther-Hamburg gefunden und wird demnächst die ausführliche Begründung veröffentlichen: Koog und Knug sind zusammengezogen aus dem sächsischen kohag und dem friesischen kuhag, der Kuhhagen, die eingehegte Weide. (Korrespondenzbl. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1902, Heft XXIII Nr. 1.)

Lunden. Heinr. Carstens.

3. **Satyriker Liskow aus Lübeck.** Zu allen Zeiten hat die Natur das Gemüt des Menschen erregt, sowie seinen Geist zum Nachdenken herausgefordert. Deshalb finden wir schon bei den Völkern des Altertums Kosmogenien (Entstehung und Zusammenhang des Weltalls) und Geogenien (Entstehung der Erde). Die erste Veranlassung zu genauen wissenschaftlichen Untersuchungen gaben die Versteinerungen, die man in den Apenninen bei Festungsbauten fand. Einige hielten sie für Überreste von Tieren, andere für mißglückte

Versuche der Natur, neue Geschöpfe hervorzubringen. Obwohl man gegen letztere Ansicht einen harten Kampf führte, so gewann sie trotzdem die Oberhand, da das Geheimnisvolle von jeher einen tiefen Eindruck auf den Menschen machte. Geister und Gnomen, Elfen und Nixen mußten auch zur Erklärung herhalten. Ja, selbst Steinen wurde die Kraft zugeschrieben, Naturspiele erzeugen zu können. Diese eigentümliche Ansicht kam auch nach Deutschland und fand hier Anhang. Im Jahre 1732 glaubte Siewers, ein Mitglied der preußischen Societät der Wissenschaften, einen Stein mit Noten gefunden zu haben. Da trat endlich ein geistreicher Satyriker, Liskow aus Lübeck, auf und versetzte jener Richtung den Todesstoß. Er gab nämlich eine witzige Schrift: „Ritter Roberts Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die nachdenkliche Figur, welche derselbe auf einer gefrorenen Fensterscheibe erblickte," heraus. Liskow machte die Anhänger der phantastischen Bewegung dadurch lächerlich, daß er die Figur auf einer gefrorenen Fensterscheibe durch den Anhauch der Gedanken einer gelehrten Gesellschaft entstanden erklärte. Hieran knüpfte er dann die Mahnung an die Regierungen, zur Winterszeit alle Morgen die Fenster in verdächtigen Häusern revidieren zu lassen, um hinter die Anschläge der Verbrecher zu kommen. Das fruchtete: man ließ ab von den Irrwegen der Phantasie und wandte sich wieder der Forschung und Beobachtung zu.

Lübeck. Karl Nikolaus.

4. **Fürstbischof Friedrich.** Wie unheilvoll das Eingreifen weltlicher Interessen in kirchliche Angelegenheiten wirken kann, lehrt die Kirchengeschichte, wie in sehr vielen andern Fällen, auch im Leben des Herzogs Friedrich, jüngsten Sohnes des 1533 verstorbenen Königs Friedrich I. Als der fromme Verehrer Luthers Christian III. gegen den Rat seines bewährten Führers Johann Rantzau die bekannte Teilung Schleswig-Holsteins 1544 mit seinen Brüdern Johann und Adolf vorgenommen hatte, verzichtete der noch unmündige 15jährige Friedrich unter der sicheren Aussicht auf das Bistum Schleswig, nach dem Abgange des vortrefflichen ersten protestantischen Bischofs Tilemann Huß. Da es in jenen Zeiten häufig vorkam, daß jüngere Söhne mit geistlichen Stiftungen abgefunden wurden und Herzog Friedrich schon früher Koadjutor von Bremen werden sollte, war diese Aushülfe durchaus nicht auffällig, und 1551 wurde denn auch dem Herzog Friedrich, als Nachfolger des verstorbenen Tilemann Huß, das bischöfliche Schloß Schwabstedt und somit das Bistum Schleswig vom Domkapitel übergeben. Die von Enling herausgegebene wertvolle Chronik des Hildesheimer Dechanten Johan Oldecop berichtet über den frivolen Herzog, der 1554 noch dazu Bischof von Hildesheim geworden war, so viel Schreckliches, daß ich zur Erhärtung der Wahrheit, auch in alten Zeiten sei manches vorgefallen, was christlicher Sitte gründlich widerstrebte, hier einiges aus jener Chronik mitteilen will. Der zwar katholische, doch durchaus tolerante Sohn des Stadtbaumeisters Hinrich Oldecop beklagt haarsträubende Vorfälle aus jener Zeit, Greuel von seiten lutherischer Prediger, sowie den herrschenden furchtbaren Aberglauben und läßt uns verstehen, daß die Hildesheimer hoffnungsvoll der Ankunft des neuerwählten vornehmen Bischofs, Herzogs Friedrich von Holstein, den freilich der Papst und das Kölner Domkapitel nicht bestätigen wollten und über den allerlei nicht empfehlende Gerüchte einliefen, entgegensahen, zumal er selbst mit Berufung auf seine hohe Stellung zu hochgespannten Erwartungen Veranlassung gab. So zog er denn am Sonntage, den 16. September 1554, glänzend und sehr glänzend empfangen, im schrecklichsten Unwetter in seine Burg zu Hildesheim ein. Am folgenden Tage war er in der Kirche höchst gleichgültig, frivol, streichelte seinen Hund, trieb stets zur Eile an, freute sich sichtlich, als alles forciert zu Ende getrieben war, und verzichtete auf die eigentliche Inthronisation. Um so länger dauerten die nun folgenden Mahlzeiten, wobei großer Prunk entwickelt wurde und der Fürstbischof umherschaute, ob die Hildesheimer auch trinken könnten. Gleichwohl wurde ihm von den Bürgern der Huldigungseid geleistet, den er am geschmückten Fenster stehend entgegennahm, sein Lob auf allen lutherischen Kanzeln verkündet und er in den Besitz des Schlosses zu Peine, der seinem besseren Vorgänger verweigert war, eingesetzt. Desungeachtet verlangte der fürstliche Verschwender völlig unberechtigt noch eine andere Burg, und als ihm diese nicht zugestanden wurde, doppelte Steuern von den Geistlichen, erklärte den Eid für einen Fürsten als nichts Sonderliches, entweihte die Feiertage durch Prassen, Spielen und Unzucht, („sondern er fraß und soff, gleich als wenn er ein gemeiner Mann wäre") war sehr ungnädig, hat den Dom nie wieder betreten, der Gottesdienste nicht gedacht, gab sich dagegen in seiner Burg zu Peine unbeachtet allen Ausschweifungen hin. Jedoch mitten auf seinem Sündenwege schlug der gerechte Gott den Fürstbischof mit einer schrecklich verunstaltenden Krankheit, die weder die Ärzte in Hildesheim, noch in Peine heilen konnten, so daß man ihn nach Kiel bringen mußte. Seine von den Räten, die weiter das Mark des Landes aussogen, verheimlichte Krankheit nahm auch in Kiel immer mehr zu, bis der 27jährige Bischof 1556 den 27. Oktober starb und darnach im Dom zu Schleswig bestattet ward.

Kiel. C. Heinrich.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 8. August 1902.

Über ehemalige Städte in Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung in Schleswig am 9. Juni 1901.

Von **J. Prange** in Ellerbek.

I.

Es liegt ohne Zweifel ein großer Reiz darin, seinen Fuß auf Stätten zu setzen, die eine geschichtliche Vergangenheit haben, und man kann es begreifen, wenn ein Mensch große Reisen unternimmt und selbst bedeutende Opfer nicht scheut, um solchem inneren Drange Befriedigung zu verschaffen. So reich an dergleichen Erinnerungsstätten der Süden ist, der mit seinen Ländern den Schauplatz der alten Geschichte bildete, so arm ist verhältnismäßig hieran der Norden. Unser engeres Vaterland, obwohl es einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der deutschen Geschichte hat, kann mit solchen Erinnerungsstätten, wie sie der Süden bietet, nicht dienen. Stätten, auf denen in früheren Jahrhunderten Städte eine Glanzzeit entfalteten, und die jetzt mit ihren Ruinen oder Trümmerhaufen an ihre große geschichtliche Vergangenheit erinnern, sind in unserm Lande nicht vorhanden. Nur wenige Orte sind in Holstein — auf welches Gebiet ich mich bei dieser Arbeit beschränke — zu nennen, die in früheren Zeiten städtische Verwaltung hatten und darum als die Reste ehemaliger Städte anzusehen sind. Solche Städte entwickelten sich fast ausschließlich in ländlichen Distrikten, die unter dem wohlwollenden Einflusse mächtiger Protektorate standen. Vielleicht durch allerlei Vorrechte und Privilegien, wie z. B. das Lübsche Recht, wurden diese Örter derartig bevorzugt, daß eine Entwicklung derselben auf dieser Basis gegeben war. Nachdem dann diese Bevorzugungen endeten, sanken die Örter schnell wieder in ihrer Bedeutung. Sie sind als Städte untergegangen und jetzt höchstens noch als Kirchdörfer in unserm Lande vorhanden. Solche Kirchdörfer sind in Holstein Zarpen, Grömitz, Grube und Lunden, vielleicht auch Bornhöved; außerdem sind die Orte Lemkenhafen und Wesseln hierher zu rechnen und ist noch Grevenkroch oder Nygenstadt a. d. Elbe als ehemalige Stadt zu nennen, welcher Ort aber vollständig verschwunden ist.

Zweck dieser Arbeit soll nun sein, das Wichtigste in aller Kürze zusammenzustellen, was nach vorhandenen Urkunden über diese Örter als Städte zu berichten ist.

1. Von dem Orte Grevenkroch oder Nygenstadt „bi de Elve," der südwestlich vom Kirchdorfe Herzhorn lag, ist nicht die geringste Spur mehr vorhanden; über seine Stätte wälzen sich seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts die Wellen der Elbe. Wie Elredesfleth, Wewelsfleth und Asfleth, jene Kirchdörfer

der holsteinischen Elbmarschen, so ist auch Grevenkroch oder Nygenstadt von den Fluten verschlungen worden.

Was Professor Dr. Detlessen in seiner Geschichte der holsteinischen Elbmarschen und Schröder und Biernatzki in ihrer Topographie über diesen Ort berichten, sei hier zusammengestellt. — Nach erhaltenen Berichten soll Graf Johann III. von der Plöner Linie, der im Besitze der Krempor Marsch war, im Jahre 1354 auf der Insel Nygelande eine Pfarrkirche gegründet haben. Diese Insel soll ein Rest des ursprünglichen Elbdeltas gewesen sein. Sie lag zwischen den Grenzen der Dörfer Rodik und Kammerlande, daß das Moorgebiet von Moorhusen östlich lag, während westlich die Elbe den Ort begrenzte. Schon drei Jahre später, im Jahre 1357, wird Grevenkroch als Stadt genannt; außerdem wird die Stadtqualität dieses Ortes durch verschiedene Urkunden bestätigt. 1377 wird ein Ratsherr der Stadt Nygenstadt in der Bremischen Diöcese erwähnt, 1379 tritt das Kirchspiel „Nygenstadt" anstatt „to dem Grevenkroghe" in der Krempor Marsch auf, und 1381 führt der Rat der Stadt als Siegel ein dreieckiges Schild, worin das holsteinische Nesselblatt mit der Umschrift: „S. oppidi Grevenkroch" enthalten war. Von den übrigen Urkunden wäre noch die aus dem Jahre 1390 zu erwähnen, nach welcher die Stadt ausdrücklich „Nygenstadt bi de Elve" genannt wird. Obgleich der Ort durch eine Bedeichung geschützt gewesen sein wird, so hat er dennoch dem Andrange der Fluten nicht lange widerstanden. Schon bald nach dem Tode des Grafen Adolf VII. im Jahre 1390, der bestimmt hatte, daß „Nyeland und Nyenstadt" seiner Witwe bis zu ihrem Tode verbleiben sollten, haben die Einwohner des Ortes die von den Fluten untergrabene Kirche abgebrochen und das Holzwerk und Glas im Jahre 1402 durch den Pfarrer J. Borsvlet nach Billwärder bei Hamburg verkaufen lassen. Mit dem Erlös von 40 ℳ wurde für letzteren eine Vikarie an der Kirche zu Krempe gestiftet.

Die Stadt Grevenkroch hat also als solche nur ganz kurze Zeit bestanden; weitere Kunde über Beschaffenheit der Stadt oder Beschäftigung der Bewohner ist uns nicht erhalten geblieben. Man wußte in späteren Jahrhunderten nicht einmal, welches Land das Nyeland oder Neuland eigentlich gewesen sei, in welchem die Stadt gelegen habe. Daß aber Grevenkroch oder Nygenstadt als Stadt bestanden, bezeugen außer den Urkunden noch zwei in Mecklenburg gefundene Münzen.[1] Sie gehören der Zeit von 1390 an, entsprechen dem dritten Teil eines Schillings, und an der Prägung ist deutlich zu erkennen, daß sie in Neustadt in Holstein geschlagen worden sind. Das Wappenbild zeigt ein Stadtthor zwischen zwei Türmen, und darum ist eine Verwechslung mit dem Neustadt im östlichen Holstein ausgeschlossen. Zweifellos ist Neustadt a. d. Elbe der Prägungsort dieser beiden Münzen und damit der Beweis erbracht, daß Grevenkroch auch Münzrecht hatte.

Der Untergang des genannten Neulandes und die Zerstörung der Stadt wird nach und nach vor sich gegangen sein. Lappenberg, der Verfasser der Lübschen Chroniken, ist der Meinung, daß durch die Fluten von 1391 bis 1395 die Elbe Land und Stadt verschlungen habe. Dagegen nimmt Professor Dr. D. Detlessen an, daß diese nur den Anfang der Zerstörung gemacht haben, denn Teile der Kirche standen noch 1402, und der Einbruch der Fluten in die Krempor Marsch 1413 wird jedenfalls die Zerstörung des Ortes vollendet haben. Nach Dr. Detlessen war der vom Neulande übrig gebliebene Rest von da an Außendeichland; erst im 16. und 17. Jahrhundert soll dieser Teil wieder eingedeicht worden sein.

---

[1]) Mecklenburg. Jahrbücher Bd. 33, S. 174.

2. Zarpen, früher Cerben, ist noch jetzt ein großes Kirchdorf in Stormarn und liegt an der durch den Reinfelder Herrenteich in die Trave fließenden Heilsau. Dieser Ort zeigt gegenwärtig nicht die geringsten Spuren davon, daß er einmal Stadt gewesen ist. Nur die Namen einzelner Dorfteile oder Plätze, wie „auf der Horst," „auf dem Galgenberg," „auf dem Damm" usw., dürften noch darauf hindeuten, und für den genauen Kenner der Gegend würde es gewiß nicht uninteressant sein, aus diesen und ähnlichen Flurnamen auf Lage und Ausdehnung der ehemaligen Stadt zu schließen. In Kürze sei hier das Wichtigste zusammengestellt, was P. Hanssen in seiner „kurzgefaßten zuverlässigen Nachricht von den Holstein-Plönischen Landen ꝛc." über Zarpen berichtet.

Der Ort Cerben wird schon im Jahre 1189, in der ältesten Urkunde vom Kloster Reinfeld, erwähnt. Nach dieser war er ein zum Klosterdistrikt gehöriger Ort. Schon 1264 war Cerben eine Stadt, denn nach dem Titel einer nicht mehr vorhandenen Urkunde aus diesem Jahre wird nämlich „der Kirchen der Stadt Cerben" vom Papst Urbanus IV. ein besonderes Privilegium erteilt; man weiß aber nicht, worin dieses bestanden hat. Schon fünf Jahre später, also 1269, hatte die Stadt das Lübsche Recht, und ein „Rades zu Sarpen" unterzeichnet einen Vertrag zwischen einem Hans Franke und dem Abt des Klosters zu Reinfeld. Ein Wachsen des Ortes dürfte ferner eine Urkunde aus dem Jahre 1274 bestätigen. Diese berichtet, daß Johannes, ein Bischof in Lübeck, dem Kloster zu Reinfeld erlaubt, ein Archidiakonat „in der Kirchen zu Zarpen" zu errichten. Daß darum Zarpen als ein emporwachsender und aufstrebender Ort sich den Anordnungen des Klosters zu entziehen strebte, ist ganz erklärlich, und die Streitigkeiten mit dem Kloster, welche sich über die Waldungen entspannen, dauerten wohl zweihundert Jahre und scheinen erst mit dem Untergange der Stadt ihr Ende gefunden zu haben.

Den ersten Vergleich in dieser Angelegenheit bewirkte ein Graf Johannes 1303 zwischen dem Abt zu Reinfeld und den Einwohnern zu Zarpen. Das Kloster hatte sich nämlich darüber beschwert, daß die letzteren Eichen, Buchen und anderes Holz nicht nur zum eignen Gebrauch, sondern auch zum Verkaufe nach Wohlgefallen fällten, und nun wurde dahin entschieden, daß zu dem Fällen von Bauholz immer erst eine besondere Genehmigung und Anweisung des Abtes erforderlich sei; dagegen sollten die Zarpener ihren Feuerungsbedarf ohne Vorfrage aus den Hölzungen beziehen. Ein ähnlicher Vergleich wurde auch im Jahre 1425 von Hinrich, Herzog zu Schleswig und Graf zu Holstein, bestätigt. Im Jahre 1470 sind auch anliegende Ortschaften wie Rotterdesbeck (jetzt Ratzbek), Wesenberg u. a. mit in den Vertrag hineingezogen. Jedenfalls hatten diese Ortschaften sich verleiten lassen, es „dem Rate in Zarpen in der Übertretung der klösterlichen Anordnungen gleich zu thun." Der dänische König Johannes bestätigt dann 1483 einen Vertrag dieser Streitenden, nach welchem die klösterlichen Forderungen sehr verschärft erscheinen. Nicht einmal Mastfrüchte sollen die Zarpener ohne Erlaubnis und Wissen des Abtes sammeln dürfen. Damit muß der Streit noch nicht beendet gewesen sein. Noch vier Jahre später, also im Jahre 1487, erschien in dieser Sache ein vom Bischof Albertus zu Lübeck ausgestellter Vergleich und unter seinem Siegel ein „Instrument" zwischen dem Kloster und der „Gemeinde Zarpen," wodurch der Streit endgültig zum Vorteil oder zu Gunsten des Klosters beigelegt wurde. Auffallend ist es, daß auch gerade aus diesem Jahre ein Vertrag zwischen Zarpen und Lübeck von der dänischen Königin Dorothea wegen Hölzung und Mast vorliegt. Man kann vielleicht darin einen Beweis dafür erblicken, wie die mächtige Hansastadt mancherlei Rechte des Klosters sich anzueignen bestrebt war.

Ob nun Zarpen in diesen Jahren noch das städtische Recht hatte, wird sehr bezweifelt. Nach den Lübeckischen Nachrichten über die Stadt Zarpen von Syndikus D. Dreyer, der in holsteinischen Altertümern so sehr erfahren war, war die Stadt als solche im Jahre 1473 noch vorhanden. Aber schon drei Jahre später soll das Zarpener Stadtbuch bei einem Schreiber in Lübeck gewesen sein, und so schließt man mit Recht, „daß mit Zarpen eine große Veränderung vor sich gegangen sein muß, indem sie sonst das Stadtbuch nicht würden von sich gelassen haben." Also nach dem Jahre 1473 hat man von Zarpen als Stadt keine Nachricht mehr, und es ist wohl anzunehmen, daß die Stadt in den Jahren von 1473 bis 1476 in Rauch aufgegangen ist. — Weniger glaubwürdig erscheint die Annahme, daß der Lübeckische Bürgermeister Marc. Meyer, welcher im Jahre 1534, zur Zeit des gefangenen Königs Christian II., dem Grafen Christoph von Oldenburg zu Hülfe kam und dabei „die Klosterdistrikte Ahrensböck und Reinfeld arg verwüstete," der Stadt Zarpen den Untergang gebracht hat. Man muß doch annehmen, daß die sonst so ausführlichen Lübeckischen Chroniken, welche von Grautoff herausgegeben sind, etwas darüber mitteilen würden. — Ebensowenig glaubhaft erscheint auch die Annahme, daß Torstenson, von dem es in dem Berichte heißt, daß er „die Reinfeldischen Unterthanen sehr scharf mitgenommen habe," auf seinem Zuge durch unser Land im Jahre 1643 die Stadt zerstört habe. Es müßte doch sonst aus den 150 Jahren irgend eine Nachricht über Zarpen als Stadt vorhanden sein.

Die Beschreibung des Insiegels der ehemaligen Stadt Zarpen von Syndikus D. Dreyer dürfte noch von Interesse sein. Sie lautet: „In dem in grünen Wachs abgedruckten und mit der Umschrift Sigillum Senatus in Zarpene versehenen Insiegel ist oben das holsteinische Nesselblatt und unten ein halber Zirkul befindlich, welcher eine figuram abbatis mitrati einschließet, der in der rechten Hand eine Patene, in der Linken den Baculum Pastoralem hält. An den beiden Seiten des Zirkuls erscheinen zweene Thürme." [1])

3. Grömitz und Grube bieten nach den Berichten im „Staatsbürgerlichen Magazin" und den „Jahrbüchern für Landeskunde," nach denen hier das Wichtigste zu einem Bilde zusammengestellt ist, große Ähnlichkeit. Beide Örter liegen im östlichen Holstein, im Amte Cismar. sollen in früheren Jahrhunderten Städte gewesen sein und sich als solche des Lübschen Rechts bedient haben. Im Handbuche des Schlesw.-Holstein. Privatrechts § 106 wird freilich ihre Stadtqualität von Falck bestritten und nur zugegeben, daß sie Lübsches Recht gehabt haben mögen. Daß letzteres der Fall war, darüber läßt uns Westphalen durch einen urkundlichen Beweis nicht im Zweifel. Wegen der örtlichen Nähe beider Örter bei Lübeck und weil sie im Gebiete eines Klosters lagen, welches nicht nur allein zur Lübeckischen Diöcese gehörte, sondern auch schon nach der Entstehung mit Lübeck in naher Beziehung stand, wäre es wohl möglich, daß die Örter, auch ohne Stadt zu sein, sich des Lübschen Rechts bedient hätten. Darum versuchte man für beide Orte, die ehemalige Stadtqualität besonders urkundlich zu erweisen. Dr. A. Michelsen in Kopenhagen meint nun, daß dieser urkundliche Beweis für Grube von Dreyer vollkommen geführt ist, nämlich durch ein abgedrucktes Siegel des Ortes mit der Umschrift Sigillum Consulum. Nach Falcks Vermutung soll das Siegel aber nur ein Siegel des Ortsvorstehers gewesen sein. Dr. Michelsen bringt nun in längerer Ausführung die Widerlegung dieser Annahme, indem er zu bedenken giebt, daß nur im Westen unseres Landes, in Friesland und Ditmarschen,

[1]) Vergleiche die hiermit nicht übereinstimmende Beschreibung des Zarpener Siegels und die dazu gehörigen Abdrücke in „Holsteinische und Lauenburgische Siegel" usw. aus dem Archiv der Stadt Lübeck, Heft I, S. 1, Fig. 2. 1856.

Ratsmänner oder Consules in Landgemeinden gewöhnlich waren. Nach einer Vergleichung mit einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Siegeln für Landgemeinden kommt er zu dem Schluß, daß in den alten Siegeln für Landgemeinden niemals die Vorsteher als Repräsentanten, vielmehr immer Inskriptionen in der Umschrift angetroffen werden, z. B. Sig. communitatis, parochiae, parochianorum usw. oder rusticorum de N. N., inhabitantium N. N. Die Stadtsiegel sind in der Regel wie Sig. civitatis, civium, burgensium, oppidi, oppidanorum, villae, villanorum, civium in N. N. habitantium usw. umschrieben; doch kommen auch solche vor, in denen der Rat als Repräsentant genannt wird, wie es bei dem Grubener Siegel der Fall ist. Daß dieses nicht selten geschah, dafür giebt Michelsen eine Reihe von Beispielen aus Urkunden an. Zur besonderen Sicherstellung des Siegels von Grube führt er außerdem noch eine Grömitzer Stadturkunde von 1440 an, in welcher gesagt wird, daß sie mit dem „Stadtsiegel" (sigillum consulatus) versehen worden sei. Damit dürfte die ehemalige Stadtqualität für Grube sichergestellt sein.

Daß Grömitz Stadt war, beweist Michelsen aufs sicherste durch vier Urkunden, welche sich in den Kollektaneen des bekannten schleswigschen Altertumsforschers Ulrich Petersen (gest. 1735) in Kopenhagen befinden. In der ersten, schon erwähnten, vom Jahre 1440, wird Grömitz oft oppidum genannt und darin ferner eines Bürgermeisters (proconsul) und eines Bürgers (oppidanus) erwähnt. Nach der zweiten von 1456 ist die feierliche Übertragung der Mühle „vor dem Senat und der Gemeinheit" geschehen. Nach der dritten von 1470 wurden vom Abt zu Cismar unter Zustimmung des Rats und des Bürgermeisters von Grömitz daselbst zwei Erben, d. h. Hausstätten, zu einer vereinigt, und in demselben Jahre wurde nach der vierten Urkunde eine jährliche Rente von dem Grömitzer Bürgermeister an einen Lübeckischen Ratsherrn verkauft. Daß also Grömitz wie Grube Städte waren, darf ohne Bedenken als urkundlich erwiesen angenommen werden. Es wäre noch zu bestimmen, in welchem Zeitraum jene Orte Stadtgerechtsame übten.

Michelsen hat aus Urkunden ersehen, daß Grube schon 1323 Stadt gewesen ist; wie früh Grömitz als Stadt vorkommt, darüber will er eine zuverlässige Angabe nicht machen. Er erwähnt aber, daß 1325, als Grube bereits Stadt war, Grömitz noch unter vielen anderen Dörfern ohne irgend eine Auszeichnung genannt wird. Grömitz wird also um diese Zeit noch Dorf gewesen sein. Schon 1315 wird das von dem Grafen Johann erbaute „feste und landesherrliche Schloß Veste tho de Grobenitze" genannt, welches noch in demselben Jahre von Johanns Neffen durch Verrat genommen wurde. Ein Jahr später erhielt von den Siegern Gerhard der Große die Feste; Dorf und Schloßgüter fielen dann an Johann II. zurück. Nach ihm wird dann Ritter Marquard von Westensee Besitzer des Ortes gewesen sein, der ihn 1322 an das Kloster Cismar verkaufte. Durch die Vermittlung des geistlichen Oberhauptes muß für die Hebung des Ortes viel geschehen sein, und jedenfalls wird, da die Beziehungen zu Lübeck durch das Kloster direkt gegeben waren, durch sein Verwenden der Ort Stadt geworden sein und Lübsches Recht erhalten haben. Wie schon erwähnt, ist von Michelsen die städtische Qualität des Ortes erst für das Jahr 1440 bestimmt erwiesen. — Wie lange nun Grömitz unter die holsteinischen Städte zählte, wann und bei welcher Gelegenheit diese Stadt zu Grunde ging, ist nicht bekannt geworden. Nach der bereits von Dr. Michelsen angeführten Urkunde, sowie nach einer anderen, in welcher einer großen Gilde in Grömitz gedacht wird, ist ersichtlich, daß der Ort noch 1470 als Stadt existierte. Über das Aufhören der „Stadtgerechtigkeit" von Grömitz — ebenso verhält es sich mit Grube — mag wohl anzunehmen sein, was Dr. Michelsen im

Hinweis auf Meldorf und Lunden in Ditmarschen schreibt: „Für jene Orte wird, wie es bei Meldorf und Lunden der Fall ist, die städtische Verwaltung oder Verfassung nicht besonders und ausdrücklich aufgehoben sein. Wie in Ditmarschen bei den unmittelbar nach der Eroberung getroffenen Umgestaltungen die Verhältnisse und Gemeinheitsverfassungen auf eine ganz uniforme Weise behandelt wurden, und damit das Munizipalwesen von Meldorf und Lunden, in der Hauptsache wenigstens, faktisch erlosch, so wird ein gleiches Schicksal für Grube und Grömitz in der nach der Reformation erfolgten Säkularisierung der Besitzungen des Klosters Cismar gelegen haben." Wenn man dieser Meinung beipflichtet, dann wird also Grömitz kaum 100 Jahre als Stadt bestanden haben. Denn mit dem Jahre 1533, als Christian III. König wurde, der bereits seit 1526 als Statthalter in den Herzogtümern thatkräftig für die Reformation eintrat, werden jene Umwandlungen der klösterlichen Gebiete begonnen haben, bei welchen man sich aus naheliegenden Gründen um die vom Kloster getroffenen alten Anordnungen und Verhältnisse absichtlich nicht viel kümmerte, und diese können das sofortige Sinken dieser Örter zur Folge gehabt haben. Vielleicht kann ja auch, was vielfach angenommen wird, ein fernerer Grund der Verfall Lübecks und der Hansa gewesen sein; besonders für Grube könnte dieser Grund in Betracht kommen, da dieser Ort als Hafenstadt jedenfalls in Handelsbeziehungen zu Lübeck stand. Dr. Michelsen meint ferner, daß für Grömitz' Herabsinken auch die Versandung des Hafens von Bedeutung gewesen sein könne. Ein wirklicher Hafen, in dem die Schiffe Schutz finden konnten, ist und war auch jedenfalls bei Grömitz nicht vorhanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag doch die ehemalige Stadt auf der Höhe, auf der sog. Terrasse, und nicht in der mit Weiden bepflanzten Niederung an der See, dem sog. Wicheldorf; sie war gewiß mehr Land- als Seestadt. Michelsens Annahme könnte für Grube zutreffen. Dieser Ort liegt in einer niedrigen Gegend und zugleich an einer geschützten Bucht des Gruber Sees. Letzterer stand unzweifelhaft mit der Ostsee in Verbindung, und die Versandung des Verbindungsgewässers kann für diesen Ort ein Sinken des Handels und seiner Bedeutung zur Folge gehabt haben. Erst nach der großen Überschwemmung von 1872 hat man auf der von der Ostsee vor dem Verbindungsgewässer gebildeten Sandbarre den schützenden Deich gebaut, und gegenwärtig sind Gruber See und Ostsee nur noch durch eine im Deiche angelegte Schleuse verbunden.

Grubes Kirche wird noch früher als die zu Grömitz, schon 1232 erwähnt. Bereits 1249 soll sie vom Grafen Johann dem Kloster zu Cismar geschenkt worden sein. Die Feste oder das Schloß des Ortes stand auf dem Wall, einer im Gruber See nordwestlich vom Orte gelegenen Insel, und wird schon 1305 erwähnt. Später gehörte der Ort der Familie Rantzau, dann kam er an die Buchwaldt's, und diese vertauschten ihn gegen Tesdorf und Mönchneversdorf ebenfalls an das Kloster Cismar. Im Jahre 1323, nach der von Michelsen erwähnten Urkunde, war Grube schon Stadt. Noch 1446 werden daselbst Bürgermeister und Rat genannt, und danach fehlt auch hier wieder jegliche bestimmte Angabe darüber, ob der Ort noch die Stadtgerechtsame hatte oder nicht. Auch hier wird die Säkularisierung des Klosters Cismar, welche um 1533 geschah, die äußere Veranlassung für das Aufhören der Stadtqualität Grubes gewesen sein, nachdem also der Ort reichlich 200 Jahre als Stadt bestanden hatte.

Dem Besucher wird bei den genannten Ortschaften kaum etwas entgegentreten, was an die ehemaligen Städte erinnern könnte. Der Burgplatz auf dem Wall bei Grube ist wegen der angelegten Gärten und Wiesen nicht mehr erkennbar. Von der Paschburg bei Grömitz, welche auf der Gemeindeweide östlich vom Orte lag, sollen noch 1824 deutliche Spuren gewesen sein, daß man die dicken, massiven

Digitized by Google

Mauern und Pfeiler, sowie die ganze Anlage und Ausdehnung derselben, genau erkennen konnte. Gegenwärtig ist von allem nichts mehr vorhanden. Wie in Grube, so mag auch hier die alte, aus Feldsteinen erbaute Kirche dem Besucher auffallen. Die drei großen Kirchenglocken, die großartig angelegte Orgel und die alten Gemälde in der Kirche mögen noch als stumme Zeugen für die Wohlhabenheit des Ortes in früherer Zeit gelten. Ebenfalls könnten wohl die gepflasterten Straßen in beiden Örtern, die Namen derselben, wie z. B. Holstenläger in Grömitz, an die frühere Bedeutung erinnern. Als untrügliches Überbleibsel aus jener Zeit ist für beide Ortschaften die eigentümliche, bis vor wenigen Jahren noch geführte Kommuneverwaltung anzusehen. In Grube lag die Verwaltung des Ortes in den Händen der sog. Achtmänner; 2 Hufner, 2 Groß-, 2 Klein-Kätner und 2 Bodener hatten über Kommüne-Angelegenheiten alleine zu beschließen, während in Grömitz nur vier Dorfvorsteher, ebenfalls aus den Klassen der Hufner, Groß- und Kleinkätner, der Groß- und Kleinbodener gewählt, die Dorfverwaltung, wie Verpachtung der Gemeindeweide, Aufsicht über Wege usw., führten. Mit der neuen Landgemeinde-Ordnung, welche, wenn ich nicht irre, mit den neunziger Jahren in Kraft trat, ist auch das letzte Zeichen ehemaliger Stadtherrlichkeit in der Dorfverwaltung geschwunden.

Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.

Von Dr. Gustav Brandt in Kiel.

III.

Um dieselbe Zeit, wie in Kellinghusen wurde in Rendsburg eine Fayencefabrik von dem Apotheker Clar und dem Kaufmann Lorentzen angelegt, die aber nicht rentierte und bald in eine Steingutfabrik nach englischem Muster verwandelt wurde. — Das Steingut wird aus einem plastischen, mit gemahlenem Quarz versetzten Thon hergestellt, der sich weißlich brennt, aber nicht wie das Porzellan durchscheinend wird. Die englischen bedruckten Steingutwaren wurden gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Kontinent massenhaft eingeführt und machten der Fayence eine erdrückende Konkurrenz. Wie das Material, wurde in Rendsburg auch die antiquisierende Form den Engländern nachgeahmt. Die Gefäße sind daher nicht im Rokokostil wie die schleswig-holsteinischen Fayencen, sondern im Empirestil mit seiner Bevorzugung ovaler Formen, kannelierter Flächen, Lorbeerfestons usw. hergestellt, sie prangen nicht im Reichtum der Muffelfarbenpalette, sondern sie behalten den gelblich weißen Ton der Masse, höchstens wird ein mattes Graublau in bescheidenem Maße zur Dekoration verwandt. — Noch eine andere, den Engländern gleichfalls nachgeahmte Ware, die schwarze Basaltware, wurde in Rendsburg von dem Apotheker Clar fabriziert. Der berühmte englische Keramiker Josiah Weedgwood hatte diese aus feinstem Thon, durch Zusatz von Eisenstein, Ocker und Manganoxyd schwarz gefärbte Masse zu seinen gleichfalls in antiquisierendem Geschmack, oft mit zarten Reliefs verzierten Gefäßen verarbeitet. Sie wurden nicht ohne Glück bis in das 19. Jahrhundert hinein in Rendsburg imitiert.

Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts hörte mit dem Niedergang der Gewerbe in Deutschland auch bei uns mehr und mehr jede künstlerische Produktion auf. Wir wurden überschwemmt mit charakterloser Auslandsware, namentlich dem englischen Steingut mit seinem billigen aufgedruckten Bilderschmuck. Außer der Kellinghusener Fayence sind noch die Bauerntöpfereien, die hier und da in ländlichen

Werkstätten, z. B. in Tellingstedt, gemacht wurden, das Erfreulichste. Die außen braun, innen gelblich glasierten Gefäße, mit Bauerntulpen und primitivem Bilderschmuck in Umrißzeichnung, grün und braunroten Linienornamenten und oft recht drastischen, urwüchsigen, oft frommen Sprüchen geziert, haben sich durch Jahrhunderte in gleicher Weise auf dem Lande erhalten. Charakteristisch ist bei uns der Möschenpot, ein auf drei Füßen stehender gestielter Topf mit häufig zierlich durchbrochener Außenwandung. Der plastische Deckelknauf in Gestalt von schnäbelnden Tauben, Kinderwiegen und dergl. deutet auf seine Bestimmung in der Wochenstube hin.

Als man sich dann in der Zeit der Geschmacksöde, namentlich nach der Münchener Ausstellung von 1876, darauf besann, daß Deutschland einst ein blühendes Kunstgewerbe besessen habe, und sich bestrebte, wenn auch mit Formen, die historischen Stilen nachgebildet waren, Wohnungen und Geräte wieder zu schmücken, nahm man auch in unseren nordelbischen Landen die Kunsttöpferei wieder auf. In Hamburg war es die bekannte Firma Spiermann und Wessely, die nach Zeichnungen tüchtiger Künstler und Architekten die sogenannten Majolikaöfen, d. h. mit farbigen Bleiglasuren geschmückte Öfen im Stil der noch allen wohlbekannten modernen Renaissance herstellte. Eine zweite gleichfalls in den reichen, prächtigen Formen der Renaissance arbeitende, hervorragende Fabrik wurde in Hamburg von dem Architekten Biehweiler gegründet. Biehweiler hatte der Schule moderner Gotiker in Hannover angehört, was sich in dem klar stilisierten, scharf modellierten Ornament seiner Arbeiten ausspricht. Unter den Künstlern, die für ihn beschäftigt waren, ist der bekannte Bildhauer Börner in Hamburg der weitaus tüchtigste. Die gleichfalls mit farbigen, meist in der Muffel gebrannten Bleiglasuren, sowie hin und wieder mit Vergoldung verzierten Thonwaren: Vasen, Krüge, Zierplatten, Wandteller und Kamine entfalten den ganzen Schatz der Renaissancemotive: Landsknechte, Ritterfräulein, Reiter mit Federbarett und Armbrust, heraldische Tiere und allegorische Figuren in Renaissancetracht in Verbindung mit den Bichweilerschen gotisierenden Pflanzenornamenten. Die Fabrik wurde dann nach Altona verlegt und von Dr. Berlien, der bereits mit nicht unbedeutenden Kapitalien daran betheiligt war, übernommen, konnte sich aber trotz aller anerkennenswerten Mühen nicht halten, und vor kurzem wurde der Rest des Bestandes ausverkauft. Ohne Zweifel werden die Arbeiten der Buchweiler-Berlienschen Fabrik nach garnicht langer Zeit gesuchte Stücke sein.

Andere Fabriken im Lande arbeiten mehr für den täglichen Bedarf, so die Ofenfabrik Fernsicht-Kellinghusen und diejenige in Kühren.

Auf den Grundlagen und mit den Mitteln alter Bauerntöpfereien, aber unter Leitung heimischer Künstler durchaus moderner Richtung folgend, arbeitet in Schleswig der Töpfermeister Wilh. Richter Gefäße verschiedenster Formen, z. T. modelliert von der Bildhauerin Anna Petersen in Schleswig in meist einfarbigen Glasuren. Friese, Möbeleinlagen nach Zeichnungen des Geh. Baurats Mühlke und des Kieler Malers Burmester, Zierplatten mit eingekratzten Zeichnungen gehen aus der Schleswiger Werkstatt hervor. Es ist ein gutes, für die moderne Richtung unseres Kunstgewerbes verheißungsvolles Zeichen, daß die Künstler sich auch bei uns, wie es in England seit langem der Fall ist, mehr und mehr der angewandten Kunst widmen und so helfen, unsere tägliche Umgebung, unsere Wohnung künstlerisch zu verschönern. Der Erfolg wird hoffentlich nicht ausbleiben.

Während bei allen Erzeugnissen der Kunsttöpferei, die wir bisher betrachteten, eine fremde Kunst, sei es die Plastik, sei es die Malerei, zum Schmucke hinzugezogen werden mußte, treten uns in den Arbeiten von Herm. und Rich. Mutz in Altona zum ersten Mal in unserem Lande keramische Kunstwerke im besten Sinne entgegen, die ausschließlich mit den der Töpferei selbst eigenen Mitteln er-

zielt sind, mit der auf der Töpferscheibe erzeugten Form und der Farbenwirkung der Glasur. Diese Keramik ist direkt aus der japanischen Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg herausgewachsen, dort haben sich die beiden Altonaer Kunsttöpfer, Vater und Sohn, Anregung und Vorbilder geholt. — Die Töpfer in Europa haben es von jeher für einen Mangel gehalten, wenn Ungleichheiten in der Glasur vorkommen, ohne zu bedenken, daß die technische Vollkommenheit von künstlerischem Standpunkt aus nicht in gleicher Weise lobenswert zu sein braucht, weil sie das Gefäß eintönig und langweilig macht. Die Japaner haben daher die Ebenmäßigkeit der Glasur, die ohnehin leicht mißlingt, garnicht angestrebt, sondern im Gegenteil die sich im Feuer natürlich ergebenden Farbenunterschiede mit Bewußtsein zu künstlerischen Zwecken gebraucht und den Reiz solcher Gefäße dadurch erhöht, daß sie verschiedene Glasuren vom Hals oder Rand des Gefäßes über einander laufen ließen und der natürlichen Einwirkung des Feuers die Vollendung des Dekors anvertrauten. So verbinden sie dem künstlerischen Farbenreiz die Freude an dem Natürlich-Gewordenen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die Mutzschen Blumen- und Ziervasen mit geflossener Glasur zu beurteilen. Die feinen Farbenreize kommen am besten zur Geltung bei den matten, oft leis irisierenden Glasuren, wie man sie für Blumengefäße eigentlich ausschließlich verwenden sollte, da die harten weißen Lichtreflexe der blanken Glasuren die Wirkung der duftigen Blütenpracht stört. — Auch in anderen Ländern hat man die geflossenen Glasuren der Japaner nachgeahmt, so namentlich in Frankreich. Aber die Altonaer Arbeiten behaupten doch durchaus ihre Eigenart — z. T. auch den japanischen Vorbildern gegenüber — durch die Schönheit ihrer Farben und die Feinheit in der Farbenmischung.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein.

Vortrag von P. Dr. Stubbe in Kiel bei der Idstedtfeier des Kieler Turnvereins „Gut Heil" am 23. Februar 1902.

I.

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist unzertrennlich der Name Scharnhorst[1]) verbunden. In der Absonderung der bürgerlichen, der gebildeten Bevölkerungsklasse vom Militär sah Scharnhorst eine Hauptursache des Zusammenbruchs von 1806; die Armee habe Neid, Verachtung und Haß erweckt, während sie das Mittel hätte sein sollen, alle Stände an einander und an den Staat zu ketten. Für besonders verwerflich hielt er das Stellvertretersystem. Nach Verkürzung der Dienstzeit habe die Störung des Berufes im Frieden nicht mehr so viel für Jünger der Kunst und Wissenschaft zu bedeuten; ein Stand aber, der zu Kriegszeiten Befreiung vom Dienste oder Milderung in demselben verlangte, wäre der verachtungswürdigste, den es je gegeben, wäre des Vaterlandes nicht wert, und kein Zwangsmittel wäre hart genug, ihn zum warnenden Beispiel der übrigen bestrafend herbeizuziehen. — Kräftig trat Scharnhorst gegen Soldatenmißhandlungen auf. Durch eine humane Behandlung wollte er

[1]) Lehmann, Max, Scharnhorst. 2 Bände, Leipzig 1886 und 1887. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 4 Bände. 4. Aufl. Leipzig 1869, besonders Band 3.

nicht nur das Ehrgefühl des Soldaten, als vielmehr die Achtung des Heeres bei dem Volke gesteigert sehen.

In der Zeit der Wiedergeburt Preußens erstarben die alte Kantonpflicht und das Werbesystem; die allgemeine Wehrpflicht ward geboren. Das Volksheer stand auf einer höheren Stufe als der alte gewerbsmäßige Soldat und bewährte sich in ernstem Kampf. Die allgemeine Wehrpflicht wurde als legitimes Kind des Freiheitskampfes auch für die Folgezeit anerkannt. Unter dem 3. September 1814 erklärt das neue Gesetz „über die Verpflichtung zum Kriegsdienste": „Die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit zu sichern. Die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen. Denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden."

Die schleswig-holsteinische Entwicklung hinkt der preußischen nach, vollzieht sich aber ihr parallel: die Bestrebungen zu gunsten der allgemeinen Wehrpflicht sind eng mit dem erwachenden Selbstbewußtsein des Volkes verwachsen; die Einführung erfolgte in unserem Freiheitskampfe 1848.

Über die ältere Form unserer Landesverteidigung berichte ich kurz (nach Handelmann).[1]) Das regelmäßige Heer, dessen ersten Kern die 1629 errichtete stehende Truppe von 2500 Mann bildete, bestand aus Geworbenen, großenteils Ausländern. Doch wurden außerdem im Notfalle Mannschaften aus den einzelnen Distrikten des Landes aufgeboten und ausgewählt. Adel und Städte blieben von dieser neuen Militärpflicht frei; auch andere Berufsklassen erlangten Befreiung. 1737 ward ein sog. beständig bewaffneter regulärer Landesausschuß in Schleswig-Holstein errichtet, der zwei National-Infanterie-Regimenter bilden sollte. Die betreffenden Mannschaften blieben in ihrer Heimat, mußten aber jeden Sonntag nach dem Gottesdienste exerzieren; ihre Ausrüstung wurde in den Kirchen verwahrt. Nur einmal im Jahre fanden Exercitien in größerem Umfange statt. 1764 wurden sie aufgehoben und die Ausschußleute den geworbenen Truppenteilen überwiesen, wo sie den Dienst praktisch lernten. Nebenher wurden Rekruten auf dem Lande ausgehoben, die ganz den Geworbenen gleich geachtet und im Dienste behalten wurden, während die Ausschußleute außer der Exerzierzeit nur in Notfällen Dienste thaten. Bei diesen Rekrutierungen gab es besonders in adligen und klösterlichen Distrikten manche Mißbräuche; eine Verfügung von 1791 verbot den Gutsbesitzern ausdrücklich, ihre Unterthanen aus eigener Macht, zur Strafe, Besserung oder sonst in Militärdienst zu geben. 1802 hörte die ausländische Werbung ganz auf; gleichzeitig ward der Unterschied zwischen Ausschußleuten und Landrekruten aufgehoben und das System der Konskription allgemein durchgeführt. Nach der Landmilitärordnung von 1800 blieb die Wehrpflicht ausschließlich auf dem Bauernstande lasten, während Adel, Städter, geistliche und weltliche Beamte, Schullehrer, Studenten und Seminaristen, Gutsbesitzer und Pächter, Fabrikanten und noch zahllose andere Personen befreit waren. Dagegen lag die Pflicht zum Seedienst allen gewerbsmäßigen Seefahrern ob, ohne Unterschied des Wohnortes. Stellvertretung war im Land- wie Seedienst erlaubt. Organisiertes Bürgermilitär gab es in Altona und Rendsburg.

Dänische Militärschriftsteller sahen die Reformbedürftigkeit des Heereswesens

[1]) Geschichte von Schleswig-Holstein. 1873. S. 82 f., ausführlicher bei Waitz, Schleswig-Holsteinische Geschichte. Göttingen 1851—54.

ein. Kapitän von Räder schrieb z. B. „über das preußische Militärwesen in einigen Punkten verglichen mit dem dänischen," Kapitän Jensen übertrug diese Arbeit (Schleswig 1832) ins Deutsche; Verfasser wie Übersetzer drangen auf allgemeine Wehrpflicht.[1]) Daneben nenne ich A. F. Tscherning, Om det danske Vaebningssystem. Kop. 1832, und Jac. von Räder, Den danske Armees Organisation og sammes Vedkommende. Kop. 1837.

Der erste Antrag auf Aufhebung der außerordentlichen Militärbelastung des Bauernstandes und auf Anordnung von Maßregeln, durch welche die mit der Landesverteidigung verbundene Last gleichmäßig über alle Unterthanen verteilt wurde, ging von der holsteinischen Ständeversammlung 1835 aus.[2]) Diese Bitte wurde 1838 von ihr wiederholt, indem sie dabei wünschte: Verminderung der jetzigen Last des Kriegsdienstes durch Verkleinerung des Landheeres, Gestattung der Stellvertretung und größere Freiheit für die Dienstpflichtigen mit Rücksicht auf die Wahl des Aufenthaltsortes und Erwerbes.

Auch die schleswigsche Ständeversammlung von 1836 äußerte sich in einem Antrage dahin, daß keine Klasse von Staatsbürgern einen rechtlichen Anspruch auf Befreiung von der Dienstpflicht habe. Nach Ansicht der Versammlung müsse diese in Kriegsfällen allen Klassen und jedem dazu fähigen Staatsbürger obliegen, während das Heer in Friedenszeiten in kleinerem Maßstabe und zweckmäßig aus freiwillig engagierten Landeskindern bestehen könne.[3]) Die jütische Ständeversammlung von 1836 petitionierte ebenfalls um Reform des Heereswesens, indem sie um Prüfung der Militär-Angelegenheiten durch eine aus Militär- und Zivil-Mitgliedern bestehende Kommission bat.

Zeichen der Volksteilnahme an den Heeresangelegenheiten waren sodann die auftauchenden Beschwerden über Soldatenmißhandlung, die der Bauernstand als seine Sache auffaßte. Ich berichte über einen Fall dieser Art nach dem Tagebuche meines Großvaters (Jürgen Rohwer jun.) 1844 wurde eine große Versammlung von Landleuten zu Neumünster gehalten, weil Dragoner wegen Insubordination gegen barbarische Vorgesetzte zur Zuchthausstrafe verurteilt waren. Rohwer jun. und mehrere andere wurden gewählt, um den König (Christian VIII.), der sich gewöhnlich im September zu Plön aufhielt, um Freigebung der Leute zu bitten. „Als der König," sagt das Tagebuch, „uns nach seiner Art und Weise mit guten Redensarten zufriedenstellen und dadurch unseren Antrag schonend ablehnen wollte, stellte ich ihm energisch die im Volke allgemein bekannte grausame Behandlung des Militärs durch die dänischen Offiziere dar und wagte die Behauptung, daß Mißtrauen und Haß gegen das dänische Regiment in den Herzogtümern bald fruchtbaren Boden finden würden, wenn der König stets seinen Offizieren und Beamten durch die Finger sähe. Meine Kollegen, welche glaubten, daß ich in meinem Eifer zu weit gehen könne, zupften mich wiederholt am Rock, der König aber sagte freundlich: Ich will die Sache noch einmal strenge untersuchen und alle Offiziere ebenso strenge bestrafen lassen, welche sich etwas gegen ihre Untergebenen haben zu Schulden kommen lassen. — Wirklich wurde in Itzehoe ein Offizier, der einen Dragoner angeblich hatte zu Tode prügeln lassen, abgesetzt, überhaupt humanere

[1]) Vgl. Neue Schl.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte 1832, S. 636 f.

[2]) Holsteinische Ständezeitung 1835—36. 1844, Beilagen, Sp. 181 f. — In einer Petition des 14. ländlichen Distrikts werden, abgesehen von anderen Belastungen des Bauernstandes, die von jedem Bauernsohn dem Staate zu leistenden Kriegsdienste auf 5—600 ℳ veranschlagt (Glückstädter Fortuna 1835, 7. Oktober). — Mein Urgroßvater, Rohwer sen., bezahlte, wie ich dem Tagebuche meines Großvaters entnehme, 1814 500 ℳ für einen Stellvertreter, während mein Großvater, Rohwer jun., sich frei loste.

[3]) Schleswigsche Ständezeitung 1837. 1844, Beilagen, Sp. 121 f.

Behandlung des Militärs empfohlen und den gefangenen Dragonern ein großer Teil ihrer Strafzeit geschenkt."

Ferner machten sich (wie vor der großen preußischen Heeresreform) Bestrebungen zu gunsten einer Miliz geltend. „In unfreiwilliger Muße" entwarf M. L. Nathanson 1839 einen „Plan zur allgemeinen Bewaffnung," der 1840 dänisch, 1844 deutsch erschien.[1]) Mit möglichst geringen Kosten allen eine militärische Ausbildung zu geben, ist Nathansons Ideal. Unteroffiziere sollen auf die Dörfer, Kapitäne auf die Kirchspiele verteilt werden; täglich 2 Stunden im Sommer, dreimal wöchentlich im Winter exerzieren. für die Mannschaften über 36 Jahre sonntäglich 2 Stunden exerzieren, verbunden mit anderen Reformen, soll genügen. Nathanson meint, die allgemeine Wehrpflicht bedeute nur, daß jetzt auch der unbemittelte Bürger dienen solle; sie würde also lediglich ein weiterer Druck für den Mittelstand sein.

Unter dem 27. November 1841 war unterdes eine teils aus Zivil-, teils aus Militärpersonen bestehende Kommission angeordnet, um die Bedingungen in Erwägung zu ziehen, unter welchen die allgemeine Wehrpflicht etwa einzuführen sein möchte, und darüber ihr Bedenken zu erstatten. Nachdem diese Kommission im Juni 1842 ihre Vorstellung nebst dazu gehörigen Gesetzentwürfen eingereicht hatte, gab der König beiden Kanzleien auf, nach vorgängiger, mit einander gepflogener Verhandlung ihr Bedenken über die Vorschläge der Kommission zu erstatten. Die hierauf von den gedachten Kollegien ausgearbeiteten, in einigen Punkten veränderten Entwürfe wurden unter dem 17. August selbigen Jahres von dem Könige mit einigen Abänderungen genehmigt; dabei bestimmte er, daß sie den Provinzialständen vorzustellen seien. Damals war indes bereits ein so großer Teil der ständischen Tagungen verstrichen, daß derzeit eine Beratung nicht mehr möglich war; dagegen ward der Entwurf 1844 vorgelegt.[2])

Verheißungsvoll lautet § 1. „Infolge der natürlichen Pflicht eines jeden Staatsbürgers, an der Verteidigung seines Vaterlandes nach Kräften teilzunehmen, sollen in Zukunft alle unsere Unterthanen männlichen Geschlechts, welche dazu befähigt sind, ohne Unterschied der Geburt und des Standes, der Wehrpflicht unterworfen und demnach verbunden sein, entweder in Unsere Landarmee oder in Unsern Seedienst einzutreten. Hinsichtlich der Erfüllung dieser Verpflichtung wollen Wir jedoch diejenigen Erleichterungen stattfinden lassen, welche die Billigkeit und das allgemeine Wohl erfordern." Der zweite Satz wird infolge seiner sehr weitherzigen Auslegung in den §§ 17 ff. thatsächlich zu einer Sprengung des schönen, zuerst ausgesprochenen Grundsatzes. Eine Unzahl von Befreiungen vom Heeresdienst oder Zurückstellung in demselben wird ins Auge gefaßt, von akademischen Bürgern der Universitäten an bis zu examinierten Kunstgärtnern, Handwerksgesellen usw. Vor allem bleibt die Möglichkeit der Stellvertretung bestehen; die Regelung derselben unterliegt dem königlichen „Generalkommissariat" (von jeder Stellvertretungssumme sind 10 Rbthlr. an das Christians-Pflegehaus zu entrichten). Die Dienstzeit bei dem stehenden Heere währt 8 Jahre; davon dient die Mannschaft bei der Artillerie 6, bei den übrigen Truppenteilen 4 Jahre in der Linie; der Garnisondienst soll bei den gewöhnlichen Truppen 2 Jahre, bei den anderen länger dauern (§ 13).

In der Presse[3]) und in den Ständen nahm man nicht nur an der Stellvertretung und den Losungen, dem Mangel eines Kostenanschlages und der Fort-

[1]) Altona bei Pinckvoß.
[2]) Abdruck z. B. Schlesw.-Holst. Ständezeitung 1844, Beilagen, Sp. 177 f.
[3]) Hervorgehoben sei das Kieler Korrespondenzblatt 1844.

dauer des alten Militärstrafgesetzes, den vielen Ausnahmen vom Heeresdienst und der Länge des Garnisondienstes Anstoß, sondern vor allem daran, daß dem Entwurfe der Gedanke der dänischen Staatseinheit zu Grunde lag, welcher die Einheit der Armee entsprechen sollte. Das Militärstrafgesetz war noch das alte, welches für ein Volksheer nicht paßte. Das Heereskommando sollte dänisch sein; naturgemäß waren die Dänen deshalb als Offiziere bevorzugt — und eine weitgehende, den Militärbehörden unterstellte Zivilversorgung der Offiziere (damit eine Danisierung des Beamtenstandes) war in Aussicht genommen. — Außerordentlich lebhaft war die Debatte in den Ständeversammlungen.[1]) Bedeutsame Worte wurden zu Itzehoe u. a. von Graf Reventlou-Preetz, Justizrat Klenze, Advokat Claussen, Landsasse Hirschfeld, Advokat Koch gesprochen. Graf Reventlou ließ die Erinnerung an Scharnhorst und die Befreiungskriege lebendig werden. Claussen gab der Überzeugung Ausdruck, daß das holsteinische Heer, weil zum deutschen Bunde gehörig, vom dänischen getrennt gehalten werden müsse. — Hirschfeld wünschte eine Landmilitärschule in Rendsburg eingerichtet zu sehen, damit die Truppen wieder von deutschen Offizieren kommandiert würden. „Der Umstand, daß unsere Truppen gegenwärtig nicht bloß von Dänen, sondern auch in dänischer Sprache befehligt werden, ist drückend und kränkend für das deutsche Gefühl." — Fast prophetisch klingt, was Justizrat Klenze über die Marine darlegt. „Es mag noch eine bloße Idee sein, welche mich erfüllt und begeistert, aber diese Idee wird in nicht ferner Zeit zur Realität heranreifen, weil sie in der Notwendigkeit unserer Entwickelung und unserer natürlichen Lage begründet ist. — — — Auf die Entwickelung unserer Handelsmarine und einer Seemacht, welche dieselbe beschützt, sind wir von der Natur hingewiesen. Auf beiden Seiten von Meeren umgeben, zogen schon unsere Vorfahren aus und eroberten und begründeten europäische Reiche, vor allem das mächtige Albion. So können auch wir uns im europäischen Staatensystem Geltung verschaffen, wenn unsere Söhne dem freien, kräftigenden Seeleben sich immer mehr widmen, wenn wir dem großen deutschen Handelsbunde uns anschließen und ihm das liefern, was er vor allem bedarf: eine deutsche Handelsmarine und eine Flotte. Das ist eine Zukunft, die fern glänzt, wie der aufgehende Morgenstern, mit der Gewißheit eben desselben Aufgangs wie er. Es gab eine Zeit, da ich die Rechte Holsteins verletzt glaubte, als die Holsteiner mehr wie früher zur Marine ausgehoben werden sollten. Ich habe meinen Irrtum schon lange erkannt; auch unsere Handelsmarine bedarf einer schützenden Flotte. Daß wir auf diese Weise mit Dänemark verbunden sind, ist aber das wenigste. Sind erst die Streitpunkte beseitigt, so werden die Dänen erkennen, daß ihr alter Ruhm, den sie in den Thaten ihrer Seehelden besingen, sich nur verjüngen kann durch ein mächtiges Anschließen an das ihnen stammverwandte Deutschland; sie werden sich dadurch nicht von Skandinavien trennen, sondern ganz Skandinavien wird mit Deutschland nur ein Interesse haben, wie dasselbe bisher auch nie getrennt gewesen ist. Die Wichtigkeit der Entwickelung unseres Seemilitärwesens und der Begünstigung der Seefahrt ist daher nicht außer Acht zu lassen und bedarf bei einer neuen Landmilitärordnung einer übereinstimmenden und vorzüglichen Berücksichtigung." — Rohwer sen.-Holtorf bringt die Soldatenmißhandlungen zur Sprache. — Advokat Koch erklärt in der Schlußberatung, daß das deutsche Herz des wahren Vaterlandsfreundes sich der Verhandlungen freuen müsse. Wenn gleich nicht in allen Nebenpunkten, so sei man in der Hauptsache völlig einig. „So wie die Sachen gegenwärtig stehen und nach den immer wieder-

[1]) Holsteinische Ständezeitung 1844, Vorberatung Sp. 1478—1537, Schlußberatung Sp. 1602—46. Schleswigsche Ständezeitung, Vorberatung Sp. 674—728, Schlußberatung Sp. 1196—1334.

kehrenden Provokationen von jenseits der Königsau müssen wir reden; wir müssen sprechen: man richte uns nach heimischem Rechte, stelle uns unter heimische Führer, kommandiere uns in heimischer Sprache und gebe uns unsere Fahnen wieder. Nur diese vollständige Trennung in diesen und in anderen Dingen kann die, nicht von uns, sondern von jenseits gestörte Einigung der Gemüter wieder herbeiführen; nur dadurch kann die allein mögliche, aber auch zugleich die allein wichtige und allein ausreichende Einheit in der Armee erhalten werden, welche nach meinen Begriffen in nichts anderem besteht, als in der einigen Liebe zu dem Regenten und in dem freudigen Mute des Soldaten, für ihn unter den heimischen Führern jederzeit einig in den Kampf zu gehen." — Der ausführliche und vortreffliche Ausschußbericht [1]) (vertreten durch Graf Baudissin-Borstel) weist auf den durchaus dänischen Geist der Militäreinrichtung hin, betont die hohen Kosten der Armee (ein Infanterist ohne Armatur koste dem Staate 4 Francs mehr als ein Soldat in Preußen, 32 mehr als in Österreich), begutachtet die einzelnen Paragraphen und kommt zu dem Ergebnis, daß die Versammlung, wenn nicht die Begutachtung überhaupt ablehnen, so doch den vorgelegten Gesetzentwurf abraten möge; sie wolle aber „ein dringendes Gesuch an Se. Majestät unsern allergnädigsten Landesherrn dahin richten, daß der nächsten Ständeversammlung ein auf die vom Ausschusse entwickelten Grundsätze basierter Gesetzentwurf wegen allgemeiner Wehrpflicht, wie auch ein Entwurf zu einem Militärstrafgesetze zur Begutachtung vorgelegt und zugleich eine Einrichtung getroffen werde, wodurch den Schleswigern und Holsteinern die Möglichkeit geboten werde, sich innerhalb der Herzogtümer für den Offiziersstand auszubilden." Ein Gesuch in dieser Richtung wurde einstimmig beschlossen. In diesem Gesuche wird auch das Ergebnis der verschiedenen Abstimmungen mitgeteilt; uns interessiert besonders, daß man sich mit 29 gegen 13 Stimmen gegen jede gesetzliche Befreiung und mit 23 gegen 19 Stimmen gegen jede Art von Stellvertretung aussprach.

Die schleswigsche Ständeversammlung, in der sich u. a. der Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg lebhaft an den Erörterungen beteiligte, riet gleichfalls den vorgelegten Entwurf ab; sie beantragte, „daß eine eigene Heeresabteilung, welche nur aus den Herzogtümern zu rekrutieren wäre, formiert würde, getrennt von der Heeresabteilung, welche ihre Mannschaft aus dem Königreich erhielte." Der Antrag des Ausschusses, [2]) „daß in einem neuen Gesetzentwurf der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht möglichst einfach, ohne Motivierung und Ausführung von natürlicher Pflicht an die Spitze gestellt würde, wurde mit 38 gegen 2 Stimmen angenommen. — ferner mit 39 gegen 1 Stimme: „es möge gleich hinzugefügt werden, daß die Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle nur anzuraten sei, insofern sie eine persönliche werde."

Also Schleswig und Holstein waren sich, wie in dem Wunsche nach allgemeiner Wehrpflicht, so auch in der Ablehnung des vorgelegten königlichen Entwurfes einig. Ihr Wunsch ging auf ein Volksheer der Herzogtümer mit deutschen Offizieren und deutschem Kommando.

Nebenbei sei bemerkt, daß die jütischen Stände ebensowenig durch den Entwurf befriedigt waren. In der That wurde demgemäß der Entwurf nicht zum Gesetze erhoben, und nach einer neuen deutschfreundlichen Heeresgesetzgebung trug der König natürlich kein Verlangen.

[1]) Zum Ausschusse (Komitee) gehörten Graf Baudissin-Borstel, Dr. Johannsen, Abgeordneter Rohwer (sen.), Abgeordneter Scharmer und Advokat Koch. Später wurden zugezogen Klosterpropst Graf Reventlou-Preetz und Advokat Kirchhoff. Der Ausschußbericht findet sich Ständeztg. 1844, Beil. Sp. 301—16.

[2]) Ausschußbericht in Schlesw. Ständeztg. 1844, Beil. Sp. 667 f.

Die Taufmedaillen.[1])

Von Professor Dr. M. Kirmis in Neumünster.

Die Medaillengeschichte unterscheidet zwischen Taufmedaillen und Denkmünzen auf die Geburt. Die Patenpfennige gehören entweder einer der beiden ersten Kategorieen an oder sie sind — und das am häufigsten — beliebige Geldstücke oder Medaillen, welche gehenkelt wurden und die Namen des Kindes und des Paten eingraviert erhielten. Die Sitte, Taufmedaillen und Patenpfennige zu verschenken, beginnt im 16. Jahrh., wurde aber erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts allgemeiner; seit dieser Zeit fing man auch erst an, passende Gepräge in größerer Zahl herzustellen, vorher arbeitete der Goldschmied, der auch Medaillenkünstler war, von Fall zu Fall die Erinnerungszeichen. Abgesehen von ziemlich groben Joachimsthaler Güssen, sind es meist sehr feine Arbeiten: ziselierte Güsse, Treibe-Arbeit, Niellen, geschwärzte Gravierungen, bisweilen auch freigeschmiedete Figuren, welche der Grundplatte aufgelötet wurden, das Ganze gewöhnlich gehenkelt und zierlich gefaßt. So z. B.:

Fig. 1. Silberne und vergoldete Taufmedaille (1626). Oben der Pyr, das Augsburger Stadtzeichen, unten der Künstlername S(ebastian) D(adler) und das Münzmeisterzeichen. 41 mm. 20 g.

Vs.: Maria Kreisin Jr Dottel guett | Disen Pfennig Jr verehren thuet. — Taufe im Jordan. Schild mit Widderkopf.

Rs.: Jacobina Wilkhumin ward geboren den 10. Decemb zwischen 6 und 7 Uhr vormittag A. 1587. — Kind mit Spinnrocken. —

Oder:

Vs.: Anno 1619 Ade 20. August zu Nacht ein viertel Stundt vor drey wurde Hanns Georg des Erbarn Jacob Kochs und Barbara seiner Ehewirthin Eheleiblicher Sohn geboren ꝛc.

Rs.: Die Taufe im Jordan, oben die Taube und Gott Vater. Die Figuren, aus der Hand gearbeitet und aufgesetzt. Silber vergoldet, in Fassung.

Fig. 2. Hamburger doppelter Taufthaler ohne Jahreszahl, aus der Medaillenmünze des Matthias Freundt. 36 mm. 7,3 g.

82 mm. Arbeit des Nürnbergers Hans Petzold.

[1]) Entnommen aus „Daheim" von 1899, Nr. 9. — Vergleiche „Heimat," Jahrgang 1901, Seite 184 und 223.

Die Geburtsmedaillen ſpäterer Zeit, alſo namentlich die Gepräge, ſind faſt ſtets für einen beſtimmten Fall hergeſtellt und beziehen ſich meiſt auf die Mitglieder fürſtlicher Familien. Ein ſchönes Stück z. B. iſt die auf die Geburt unſeres Kaiſers geprägte Denkmünze:

Vs.: Der gekrönte Adler trägt eine Tafel mit den Köpfen der fürſtlichen Eltern, über welchen zwei Engel die Krone halten. FR. WILH. PRINZ V. PREUSSEN. • VICT. P. PR. W. V. PR. P. R. V. G. B. U. J. Unten: G. Loos dir. A. Fischer inv.

Rs.: Der Neugeborene von einem herabſchwebenden Engel getragen. FRIEDRICH WILHELM VICTOR — ALBERT PRINZ V. PREUSSEN — GEBOREN D. 27. JANUAR 1859. Unten: W. Kullrich fec.

Die geprägten Taufmedaillen beginnen etwa mit dem Jahre 1620. Sebaſtian Dadler ſcheint ſie zuerſt in Augsburg in größerer Zahl hergeſtellt zu haben (Fig. 1). Etwa gleichzeitig erſcheinen Taufmünzen in Thalergröße, welche die ungariſche Staatsmünze von Nagy-Bánya zum Erzeugungsorte haben:

Fig. 3. Hamburger Viertel-Taufthaler ohne Jahreszahl, aus der Medaillenmünze des Matthias Freundt. 36 mm. 7,3 g.

Vs.: Taufe Chriſti im Jordan.

Rs.: In Renaiſſance-Umrahmung auf quadratiſcher Tafel: Matth. III | Hic Est Fili | Us Meus Dile | Ctus . In Quo | Mihi . Com | Placuit | 16—26 . — In der Umrahmung N. B.

Des weiteren kennt man aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts zahlreiche, diesbezügliche Gepräge von Jan Höhn, Hans Blume, Bensheimer, Kittel, P. G. Müller, Martin Brunner und anderen; Hauptort der gewerbsmäßigen Erzeugung war Nürnberg. Die Darſtellungen ſind meiſt: Die Taufhandlung, die Verkündigung Mariä, die Geburt Chriſti, die Anbetung der Könige, die Taufe Chriſti im Jordan, die Illuſtrierung des Wortes: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen . . .“; die Legenden beſtehen aus Stellen der Heiligen Schrift oder aus paſſenden Verſen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden in der Hamburger Staatsmünze viertel, halbe, ganze, doppelte und dreifache Taufthaler unter mehreren Münzmeiſtern und mit verſchiedenen Stempeln geprägt, wahrſcheinlich aber nicht auf Rechnung des Senats, ſondern als erlaubter Nebenerwerb des betreffenden Münzmeiſters. Die Verkündigung, die Geburt und die Taufe Chriſti bilden die Darſtellungen; die Umſchriften ſind: „Jeſus ein Kindt geboren von einer Junckfrauwen auserkoren; Chriſtus die Heilige Tauf. Nimmt an von ſeim Vorläufer im Jordan; Zacharia wird ein Sohn globt, Maria mit Gotts Sohn begabt; Puer natus est nobis et filius datus est nobis . . .“ Ein Viertelthaler in drei Varianten zeigt das Hamburger Wappen.

Fig. 4. Taufmedaille aus der Loosſchen Medaillenmünze von H. Lorenz. 38 mm. 17 g.

Die Taufthaler und Medaillen des 18. Jahrhunderts sind meist von flüchtiger, handwerksmäßiger Arbeit, die Münzen von Zellerfeld und Klausthal versorgten den größten Teil von Deutschland mit ihren Fabrikaten. — Sie wurden fast während des ganzen 18. Jahrhunderts im Gewichte von einem und zwei Thalern, wohl auch noch höher, geprägt. tragen die Jahreszahl und die Münzmeisterbuchstaben (ein C [Commission] während der Erledigung des Postens) sowie auch häufig die Wertziffer. — Die usuelle Zeichnung mit kleinen Abweichungen ist die folgende:

Vs.: Taufe Christi im Jordan. Dieß ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. — Siehe das ist Gottes Lamm, Welches der Welt Sünde trägt. Joh. 1. 29. | Mir gebühret alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Matth. 3. | Tauffet sie im Nahmen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28. 19.

Rs. Umschrift: Wer da glaubt und getaufft wird der wird selig werden. Marc. 16. 16. Im Felde: Gott Vater durch die Tauff | zum Kinde nimmt mich auff | Gott Sohn mit seinem Blut | macht mich gerecht und gut | Gott Heilger Geist zeucht ein | mein Lehrer, Trost zu seyn | Biß aus der Eitelkeit | ich komm zur Ewigkeit. | Gal. 3. 26. 27. Tit. 3. 5. 6. 7. | 1. Pet. 3. 2. 1. | Z. B. J(ohann), B(enjamin) H(echt). Oben die Jahreszahl. — Ein sehr frühes Exemplar trägt auf der Rückseite die Verse: Wie Du bist | zu JESU kommen | durch die Tauffe | liebes Kind, | wie Er dich hat angenommen | und gewaschen von der Sünd | also woll Er dich bewahren | und im Seegen lassen stehn | biß nach viel erlebten | Jahren | Du zum Himmel | wirst eingehn.

Das künstlerisch Beste in Taufmedaillen leisteten im 17. Jahrhundert die Holländer, namentlich in herrlichen getriebenen Stücken. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte die Loossche Medaillenmünze in Berlin noch einige gute Taufgepräge, dann verklang die schöne Sitte allmählich.

Seit etwa einem Dezennium aber scheint die Herrschaft des silbernen Löffels und der plattierten, unsoliden Scheingeschenke auch im guten Mittelstande gebrochen zu sein; man fängt wieder an, künstlerisch zu fühlen und hat das Bedürfnis nach künstlerischer Form. So zeigt der Verlagskatalog der Lauerschen Medaillenmünze in Nürnberg, daß vielfach das Bestreben herrscht, das Andenken an eine Geburt oder Taufe durch eine Denkmünze festzuhalten. Die Lauerschen von Fall zu Fall unter Benutzung vorhandener Stempel hergestellten Denkmünzen sind saubere, gute Arbeiten, die aber doch mehr persönlichen als allgemeinen Wert haben. Vorzügliche Tauf-Plaketten und -Medaillen nach künstlerischen Modellen liefert die Medaillenmünze von Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm in Stuttgart, und endlich besitzen wir seit jüngster Zeit in Preußen eine halboffizielle Taufmedaille, welche die Ostermannsche Münze in Berlin nach dem preisgekrönten Entwurfe Wilhelm Bosselts herstellt.

Dá trá Brauderne.[1])

Märchen im friesischen Dialekt von D. N. Christiansen in Süder-Hostrup.

(Vergl. „Heimat" Jahrgang 1901 Nr. 2.)

Der wuss issen en Börre, di häi trá Sàne.[2]) Di ällste häijt Per, di ledere Paul, en Hans wuss di jongste. Nü wuss Hansen ältins dät Bürrestä totoght wen, ärs dá audere wján hám dät ài gonnen. Sü sä di Tàjte to jám: „Nü wall ik jám en gauen Räijdd dõjn, tie äl en Ir font Hüss wegen

[1]) Das folgende Märchen ist aufgezeichnet nach der Erzählung eines alten Insassen der Armenanstalt in Deezbüll (Kreis Tondern). Der Alte ist vor zwei Jahren gestorben, und mit ihm ist eine Fülle von Märchen, Sagen usw. ins Grab gegangen. Leider wurde mir die Quelle zu spät bekannt, so daß ich nur einen geringen Teil des Schatzes habe retten können. — Einige sprachliche Härten in der Übersetzung wollen die Leser freundlichst entschuldigen, da ich mich möglichst an das friesische Original angeschlossen habe.

[2]) ā: gedehnt wie in den deutschen Wörtern Bahn, Hahn. à: gedehnt, hellklingend wie im Dänischen en Sal = der Saal. á: wie das geschärfte a in den deutschen Wörtern das, naß, Faß. å: der Klang liegt zwischen a und o, ganz wie bei aa im Niederdeutschen.

nám en Tienst öjn, en di der dán má dat grotst Lüjn widderkámt, di shal't Stä hewe."

Dá Tránne māget'n jám nü to Wäis. Ars Per en Paul wejn ài má Hansen lupe, derfor must er sán Wäi ālline gonge.

As er'n Tidd long limm häi, fell er åw ijntog dill öjn en Logh. Aw e Baum wuss ābers en stijnnennen Stråte.

Nü wuss Hans hungerj wörden, lüpp derfor in öjn en Hüss en frāget ám wát to ähsen. Der wörd säid to hám: „Hö bást dü dogh her kiemmen?" Hans ferteld jám nü, hö dāt togingen wuss. Sö wörd er säid to hàm: „Der en der öjn e Bausem stont en Bulle, en der en der ás Födder. Gong nü jåst hàne en dau di Bulle en Jeft Födder en dán kám in en fau di sellew wát to gaue! Am't Mjukksen törst de ài bekümmere, ir dü wát to ähsen füngen hest!"

Hans pāset sán Bulle nü ār ālle Mejte göjdd.

Sü ging dāt Ir for Hansen hàne, one dāt er wust, wát er fertienet. Der säns ān Däi to hám: „Nü sán din biehse Brauderne to Hüss kiemmen, lup nü gau hàne en dau dán Bulle en Jeft, sü kost widder inkàme!"

Hans kümm widder in. Sü stö der en ordinären Eshe åw e Shew. Hans stikk di Eshe öjn Täsh en lüpp to Hüss.

As er nü inne wuss, māget er sán Eshe äm en päkket üt. Hi begånd åw jü ieu Jån fon e Shew en dekket's hulew ār má Göjllstöge. Sü sä er to sin biehse Brauderne: „Hewe jám mör fertienet?" „Nan." Hans bliff ārs bài, bitt hi e hiel Shew ārdekket häi má Göjllstöge, en dāt grotte Göjllstöge.

Der köns long à ápijn. Nü, wán's ài mal wjàn åw Hansen, sü wördens't, ār dat hi nü dat Börrestä hewe shöll.

Di Täjte wust ārs nogh en Räijdd.

Nü shöjns årken hàne en fertien en Täsh'nurlänk. Di, wát dāt feinst en längst en kostbarst broght, di shöllt Stä hewe.

Dāt her Tog wejn dá Brauderne nogh má Hansen, ārs hi well jám ài má hewe.

Hans lüpp widder hàne öjn sin üjll Kutier. As dāt Ir ferlimm wuss, wörd er säid to hám: „Nü sán din biehse Brauderne kiemmen, nü möist dü ok to Hüss. Gong ārs jårst hàn' to dán Bulle en dau hám en Jeft, en d'an kám widder in!"

As Hans inkümm, stö der widder sün Eshe åw e Shew. Hi nümm sán Eshe en lüpp to Hüss.

Hans māget nü sin Länk fast bài e Inänker; dá andere musten dāt ok. Di iene sin kümm ārs knäp hullewwäis ám't Hüss, di andere sin åw rikklik hullerwwäis. Hans fård ābers trinnám't Hüss en dån nogh forbài dat längst fon dá Brauderne jåre; dāt já kön der long en ijn ài áp ijn hám.

Nü wust di Täjte nogh an Räijdd. Di, der jü feinst en rikkst Bräijdd füjn kö, di shöllt Stä hewe. Já toghten bài jám sellew: Hans fäit dogh nijn Bräijdd.

Hans widder hàne öjn sin üjll Kutier. Hi däi sin Arbe der äiwen sü ás ālltins. As dāt Ir ám wuss, wörd er säid to hám: „Der en der öjn di Kämmer, der stont en Ommer má Wader öjn. Öjn et Wäder sät en grott Trüss, en bài e Ommer läit en Shrubber. Lup hàne, nám jü Trüss üt e Ommer en shör há má e Shrubber düghti åw e Rägg; ārs dü möist gorài ápkike!"

Hans ārbet nü sü long má di Shrubber åw jü Trüss, bitt er tolest gorniks mör öjn e Höjn häi en åw sin bār Höjn shrubbet.

Sü kiket er áp. Der stö en wundershön Prinsessin en eder hàm. Jü

sä to hám: „Gong nü issen hàne öjn e Bausem en lökk, wer dán Bulle der nogh ás, en dán kám widder in to me!"

Hans däi ok sü as jü sä. Ars hi kö sán Bulle nàugens finne, e hiele Ställ wuss foll fon Hengste en Milletär.

Hans in to há en sä Beshiss. Sü ferteld jü hám, dat's en verwánshet Prinsessin wuss.

Nü kümm Hans má in öjn e Dönsh. Der läi en fein Dräght Kluhse, jüst as to en Prins. Dat shöll Hans öjn hewe; ärs hi well ài, irs bài sin Allerne wen wján.

Sü kjàrden já dör hàne to sin Allerne.

Teghte bài sán Hüse wuss en Kraugh. Sü säit Hans to sin Bräijdd: „Bliww dü nü jàrst en Shör her, ik wál en lait forauf lupe!"

Öjnt Jonken ging jü dán efter hàne to Hansens Allerne en fräget, wer's der ài Näght bliwwe kö. „Já," dät kö's nog.

Hans häi öjn jü Tidd öjn e Kögen, wát ámbài shüsselt en sin Mámmen en làit hölpen. As sin Bräijdd nü inkiemmen wuss, fräget Hans, wer hi há ài en Fat má Ähse inbringe má, dán hi well jü Wüsset hall issen sijn.

Hans kümm nü in en smijt há dät Ähse öjn e Shüjt. Der wörden dà Allerne sü mäl àw hám, dat's hám efter e Ställ broghten en hám der öjn en látjen Kämmer belökketen. Sin biehse Brauderne wörden sü ápbroght, dat's allám snaketen, hàm ài widder lemti üt e Kämmer to lejtten.

Hans höll hám gans raui. As dat hàne ám Máddnaght shrijdd, en älles to Rau wuss, desentiert Hans üt e Kämmer en dán hàne to dät Wánning, wer sin Bräijdd släip.

Jü maget et Wánning em en let Hansen in.

Di ledere Mjárn tugh Hans dät Prinsenkluhse öjn, nümm sin Bräijdd bài e Höjn en ging má há in öjn e Dönsh.

Sü sä jü Bräijdd: „Ar Näght ás mán Brejddgom kiemmen." „Já," sän dá Allerne, „dät het nijn Nüjdd, der sán we ok freulik má."

Nü kümmens to tanken ám di andere, wát nogh öjn e Kämmer säijtt. Dá biehse Brauderne hàne. Ars der wuss niemmens to finnen.

Hansen sin Bräijdd löppen nü üt en setten jám to Woins. Sü sä Hans: „Nü wül ik Jám Adjes sedde, Mám en Tàjte, ärs min biehse Brauderne ài."

Nü wusten já, hums Näght häijdd hejn.

As Hans nü weg wuss má sin Bräijdd, setten dá biehse Brauderne jám ok öjn en Woin en kjàrden efter, dán já wján trong, Hans kö jám en Ünlokk düjn.

As' bài hám öjnkümmen, wejns gau Urde düjn. Hans sä to jám: „Dät het älles nijn Nüjdd, ik hew et nü beder ás jám, tie jám man raui to Hüss."

Já to Hüss. Der magetens Köst. Hans der en já inne, sü mägeten já inne, sü mägeten já äl tránne Köst àw ijntog.

Bài jü Köst wuss ik ok.

Dá biehse Brauderne behöllen dät Börrestä, en wán's ài làwe, sü sán's düjdd.

Die drei Brüder.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der älteſte hieß Per (Peter), der zweite Paul, und Hans war der jüngſte. Nun war Hans immer die Bauernſtelle zugedacht geweſen, aber die andern gönnten ſie ihm nicht. So ſagte der Vater zu ihnen: „Nun will ich euch einen guten Rat geben, zieht alle ein Jahr vom Hauſe fort und nehmt einen Dienſt an, und der dann mit dem größten Lohn wiederkommt, der ſoll den Hof haben."

Die drei machten sich nun auf den Weg. Aber Per und Paul wollten nicht mit Hans laufen, darum mußte er seinen Weg allein gehen.

Als er eine Zeitlang gegangen war, fiel er auf einmal hinunter in ein Loch. Auf dem Boden war aber eine steinerne Straße.

Nun war Hans hungerig geworden, lief darum hinein in ein Haus und fragte um etwas zu essen. Da wurde gesagt zu ihm: „Wie bist du doch hier gekommen?" Hans erzählte ihnen nun, wie das zugegangen war. So wurde gesagt zu ihm: „Da und da in dem Stalle steht ein Bulle, und da und da ist Futter. Gehe nun erst hin und gieb dem Bullen eine Gift Heu, und dann komme hinein und thu dir selbst etwas zugute. Um das Ausmisten brauchst du dich nicht zu bekümmern, bevor du etwas zu essen bekommen hast!"

Hans paßte seinen Bullen nun über alle Maßen gut.

So ging das Jahr für ihn hin, ohne daß er wußte, was er verdiente. Da sagten sie eines Tages zu ihm: „Nun sind deine beiden Brüder nach Hause gekommen, lauf nun schnell hin und gieb deinem Bullen eine Gift, so kannst du wieder hineinkommen!"

Hans kam wieder herein. So stand da eine ordinäre Schachtel auf dem Tisch. Hans steckte die Schachtel in die Tasche und ging nach Hause.

Als er nun daheim war, machte er seine Schachtel auf und packte aus. Er begann auf der einen Ecke von dem Tisch und deckte ihn halb über mit Goldstücken. So sagte er zu seinen beiden Brüdern: „Habt ihr mehr verdient?" „Nein."

Hans blieb aber bei, bis er den ganzen Tisch mit Goldstücken bedeckt hatte, und das mit großen Goldstücken.

Dagegen konnten sie nicht an. Nun, wenn sie nicht böse auf Hans waren, so wurden sie es, weil er nun den Bauernhof haben sollte.

Der Vater wußte aber noch einen Rat.

Nun sollte jeder hin, um eine Uhrkette zu verdienen. Der, welcher die feinste und längste und kostbarste brachte, der sollte den Hof haben.

Dieses Mal wollten die Brüder wohl mit Hans, aber er wollte sie nicht mithaben.

Hans ging wieder in sein altes Quartier. Er paßte seinen Bullen ebenso wie im ersten Jahr. Als das Jahr abgelaufen war, wurde zu ihm gesagt: „Nun sind deine beiden Brüder gekommen, nun mußt du auch nach Hause. Gehe aber erst hin zu deinem Bullen und gieb ihm eine Gift, und dann kannst du wieder hereinkommen!"

Als Hans hereinkam, stand da wieder so eine Schachtel auf dem Tisch. Er nahm seine Schachtel und ging nach Hause.

Hans befestigte nun seine Kette an dem Maueranker; die andern mußten das auch. Die Kette des einen Bruders langte aber knapp halbwegs ums Haus, die des andern kaum reichlich halbwegs. Hans fuhr aber rundherums Haus und dann noch an der längsten Kette der Brüder vorbei, so daß sie auch dieses Mal lange nicht gegen ihn an konnten.

Nun wußte der Vater noch einen Rat. Der, welcher die feinste und reichste Braut bekommen konnte, der sollte den Hof haben. Sie dachten bei sich selbst: Hans bekommt doch keine Braut.

Hans wieder in sein altes Quartier. Er that seine Arbeit da ebenso wie immer. Als das Jahr um war, wurde zu ihm gesagt: „Da und da in der Kammer, da steht ein Eimer mit Wasser darin. In dem Wasser sitzt eine große Kröte, und bei dem Eimer liegt ein Schrubber. Gehe hin, nimm die Kröte aus dem Eimer und scheure sie mit dem Schrubber tüchtig auf dem Rücken; aber du darfst garnicht aufsehen!"

Hans arbeitete nun solange mit dem Schrubber auf der Kröte, bis er zuletzt garnichts mehr in der Hand hatte und auf seiner bloßen Hand schrubbte.

So sah er auf. Da stand eine wunderschöne Prinzessin hinter ihm. Sie sagte zu ihm: „Geh' nun einmal hin in den Stall und sieh, ob dein Bulle noch da ist, und dann komme wieder herein zu mir!"

Hans that auch so, wie sie sagte. Aber er konnte seinen Bullen nirgends finden, der ganze Stall war voll von Pferden und Militär.

Hans hinein zu ihr und sagte Bescheid. So erzählte sie ihm, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei.

Nun kam Hans mit hinein in die Stube. Da lag ein feiner Anzug, gerade wie zu einem Prinzen. Den sollte Hans anhaben; aber er wollte nicht, bevor sie bei seinen Eltern gewesen wären.

So fuhren sie denn los hin zu seinen Eltern.

Dicht bei seinem Heim war ein Krug. So sagte Hans zu seiner Braut: „Bleib' du nun erst eine Weile hier, ich will etwas vorauf gehen!"

In der Dämmerung ging sie dann zu Hansens Eltern und fragte, ob sie da nicht die Nacht über bleiben könne. „Ja," das konnte sie wohl.

Hans hatte sich während der Zeit in der Küche etwas zu thun gemacht und seiner Mutter ein wenig geholfen. Als seine Braut nun hereingekommen war, fragte Hans, ob er ihr nicht eine Schüssel mit Essen bringen dürfe, denn er wollte die Frau gerne einmal sehen.

Hans kam nun in die Stube und warf ihr das Essen in den Schoß. Da wurden seine Eltern so böse auf ihn, daß sie ihn nach dem Stall brachten und ihn da in einer kleiner Kammer einschlossen. Seine beiden Brüder wurden so aufgebracht, daß sie schon davon sprachen, ihn nicht wieder lebendig aus der Kammer zu lassen.

Hans hielt sich ganz ruhig. Als es auf Mitternacht ging, und alles zur Ruhe war, desertierte Hans aus der Kammer und ging hin zu dem Fenster, wo seine Braut schlief.

Sie machte das Fenster auf und ließ ihn herein.

Den anderen Morgen zog Hans die Prinzenkleider an, nahm seine Braut bei der Hand und ging mit ihr in die Stube.

So sagte die Braut: „Über Nacht ist mein Bräutigam gekommen." „Ja, sagten die Eltern, „das hat keine Not, damit sind wir auch froh."

Nun kamen sie zu denken an den andern, der noch in der Kammer saß. Die beiden Brüder hin. Aber da war niemand zu finden.

Hans und seine Braut liefen nun hinaus und setzten sich zu Wagen. So sagte Hans: „Nun will ich Euch Adieu sagen, Mutter und Vater, aber meinen beiden Brüdern nicht."

Nun wußten sie, wer die Nacht über bei ihnen gewesen war.

Als Hans nun weg war mit seiner Braut, setzten sich die beiden Brüder auch in einen Wagen und fuhren ihm nach, denn sie waren bange, Hans könne ihnen ein Unglück thun.

Als sie bei ihm ankamen, wollten sie gute Worte geben. Hans sagte zu ihnen: „Das hat alles keine Not, ich habe es nun besser als ihr, zieht ihr nur ruhig nach Hause."

Sie nach Haus. Da machten sie Hochzeit. Hans da und sie daheim, so machten sie alle drei Hochzeit auf einmal.

Bei der Hochzeit war ich auch.

Die beiden Brüder behielten den Bauernhof, und wenn sie nicht leben, so sind sie tot.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XII. Wees, Weseby, Weesby, Wiesby.

Unweit der Stelle, wo die Eisenbahn zwischen Flensburg und Glücksburg aus ihrer Nordostrichtung einen weiten Bogen nach Norden macht, liegt das kleine Dorf Wees. In älteren Urkunden, soweit sie mir zu Gebote standen, findet sich eine Aufzeichnung dieses Namens nicht. Im Hinblick auf die Lage des Ortes ist es gerechtfertigt, seinen Namen mit dem Appellativ Vase, altnordisch veisa, in Verbindung zu bringen, das ursprünglich: sumpfige Örtlichkeit bedeutet. In Waldemars Grundbuch (1232) heißt es: swa nithær at bækkæn i høkis wasæ. Die Stelle bezieht sich auf eine Örtlichkeit in Schonen und lautet in der Übersetzung: dann den Bach hinunter in Hökis Wase. In Schonen bezeichnet wase nach O. Nielsen ein Reisigbündel, das man auf nassen Boden legt, um hinüberzukommen. In „Gamle Jydske Tingsvidner" kommt der Ausdruck Kirkivaas vor, welcher einen nach der Kirche führenden aufgedämmten Weg bezeichnet. Nach Munch giebt es in der Nähe von Bergen eine Örtlichkeit Veisa, eine sumpfige Niederung darstellend, über welche eine Brücke führt. Endlich sagt Molbech in seinem Dialekt-Lexikon S. 643: „Vase" bezeichnet einen aufgeworfenen oder nur abgestochenen Weg an solchen Örtlichkeiten, die vom Wasser entweder beständig oder zu gewissen Zeiten überschwemmt werden würden.

Ist der Name Wees wirklich auf veisa zurückzuführen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Dörfchen seinen Namen der Belegenheit auf niedrigem, sumpfigen Boden dankt.

Mit annähernder Sicherheit ist das im Kirchspiel Hürup belegene Weseby mit dem gemein-nordischen Vase in Verbindung zu bringen. Der Ort lautete nämlich 1352 Vaseby, um 1500 Vezeby. In Hasses Reg. u. Urk. II, 643 u. 729 kommt der Ortsname Wisteby bezw. Wistesby vor, entstammend dem Jahre 1283 resp. 1288. In seinem Register glaubt der Herausgeber der Urkundensammlung diesen Namen als „Wesebye bei Flensburg" deuten zu sollen. Abgesehen davon, daß diese Bezeichnung der Bestimmtheit ermangelt, ist die Auslegung falsch. Es ist hier das Kirchdorf Wiesby (Tondern Harde) gemeint.

Auch Weseby am Wesen-Noor (Kirchspiel Kosel), dessen Name vom Jahre 1463 als Wesbu sich findet, trägt zweifelsohne diese Bezeichnung nach seiner Lage in niedriger, sumpfiger Gegend.

Anders liegt die Sache vielleicht hinsichtlich des Dorfes Weesby im Kirchspiele Medelby. Im Flensburger Diplomatarium werden in einem Verzeichnis der Besitztümer des „hilgen gheistes hane" zwei „Güter" „to Wesebu in deme kerspele to Medelbu" aufgeführt. Das Verzeichnis stammt aus dem Jahre 1451. Auch dieser Name könnte mit veisa zusammenhängen. Da sich im nämlichen Kirchspiel aber ein Ort Osterby findet, so neigen die meisten Ausleger dahin, ihn als Westerby zu deuten.

Was endlich den Namen des Kirchspiels Wiesby anlangt, so lautet er in Urkunden Wysteby (1278), Wisteby (1283), Wistesby (1288), Wistoby (Mitte des 14. Jahrhunderts), Wysteby (1348). Aus der Fassung erhellt, daß hier weder an veisa noch West zu denken ist. Der Name hängt zweifellos mit dem Personennamen Wisti zusammen, altnordisch Veseti, der in alten Handschriften in folgenden Formen auftritt: Vesetus (11. Jahrh.), Aki Vestasun (12. Jahrh.), Iwer Vistissön (1476), Visti (15. Jahrh.), Wisti, Westi (15., 16. Jahrh.), Wiisty (1408), Wisti (1496), Wisti, Wysti (15. u. 16. Jahrh.)

Digitized by Google

Mitteilungen.

1. **Die Miesmuschel und ihre Zucht in der Apenrader Föhrde.** Unter den eßbaren Muscheln bilden nur die Austern, zwei Arten der Herzmuschel und die Miesmuschel (Mytilus edulis L.) einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Die letztere ist in fast allen Meeren Europas auf Sandbänken heimisch, namentlich in unserer Nord- und Ostsee. Die Muschelzucht wird an Deutschlands Küsten in größerem Umfange wohl nur in der Apenrader und Kieler Föhrde betrieben. Ein längerer Aufenthalt in der erstgenannten Stadt ließ mich mit den Eigentümlichkeiten der Apenrader Muschelzucht vertraut werden. Leider vermochte ich über das Alter dieses Gewerbszweiges nichts Genaueres in Erfahrung zu bringen. In dem im Jahre 1830 von dem bekannten schleswig-holsteinischen Gelehrten Dr. N. Falck herausgegebenen „Staasbürgerlichen Magazin" (Bd. X, S. 206) geschieht der Apenrader Pfahlmuschelzucht wie folgt Erwähnung: „Mit zwei Artikeln hat Dänemark sein Scherflein beigetragen, den Almanac des Gourmands auszufüllen, nämlich mit dem Ostseedorsch und den Apenrader Pfahlmuscheln."

An der Pfahlmuschelzucht der Apenrader Föhrde partizipierten im Jahre 1830 drei Parteien — der Herzog von Augustenburg, der Statthalter in den Herzogtümern und — last not least — die Bürger von Apenrade. Als fast einziges Absatzgebiet der Apenrader Pfahlmuschel bezeichnet Dr. N. Falck zu der Zeit Hamburg. Heute liegt die Apenrader Pfahlmuschelzucht ausschließlich in den Händen von zwei Firmen — der Apenrader Pfahlmuschel-Aktien-Gesellschaft und C. Chr. Nielsen in Apenrade — und das Hauptabsatzgebiet der Muscheln ist Österreich-Ungarn. Über die Muschelzucht dürften einige Mitteilungen nicht ohne Interesse sein.

Die Miesmuscheln werden an sogenannten „Muschelbäumen" gezüchtet, Es sind dies Buchenpfähle von ca. 18 Fuß Länge und einer Dicke von 5 bis 6 Zoll, die an einem Ende zugespitzt, mit der Rinde behaftet, an nicht lehmigen Stellen in den Meeresboden eingerammt werden, so daß sie vom Wasser bedeckt sind. Ehe die Muschelbäume dem nassen Elemente übergeben werden, wird die Jahreszahl in die Pfähle eingeschnitten. Das „Setzen" der Bäume, das unter Zuhülfenahme eines Taues und einer Gabel auf eine angemessene Tiefe bewirkt wird, kann zu jeder Jahreszeit erfolgen, geschieht jedoch vorzugsweise im Frühling; „gezogen" werden die Pfähle nur im Herbst und Winter, in den Monaten Oktober bis März, da dann die Muscheln am besten schmecken und ungefährlich sind. Das Buchenholz ist aus dem Grunde das für die Muschelzucht geeignetste, weil andere Holzarten leichter die Rinde einbüßen, die Muscheln sich aber erfahrungsgemäß nur an berindete Bäume anzusetzen pflegen. Haben die Miesmuscheln sich im Wasser erst mit ihren Byssusfäden, dem Bart, an die berindeten Stämme angeklammert, so kann die stärkste Wellenbewegung sie nicht mehr entfernen.

Interessant ist die Prozedur des „Ziehens" der Muschelpfähle. In unmittelbarer Nähe der „reifen" Muschelbäume wird eine Stange in den Meeresgrund getrieben und daran das Boot befestigt; dann schlingen die Fischer ein Tau um einen Haken, führen dieses unter Wasser um den Muschelbaum herum, ziehen die Schlinge fest und winden den Muschelbaum aus der Tiefe empor. Sowie der Baum oberhalb des Wasserspiegels sichtbar wird, werden die in Büscheln und Klumpen am Stamm haftenden Muscheln „gepflückt", wobei man sich einer Art Harke bedient, unter welcher ein Netz zur Aufnahme der Muscheln befestigt ist. Naturgemäß läßt sich bei dieser Fangmethode nicht verhindern, daß während des Aufziehens manche Muschel sich der Gefangennahme entzieht, indem sie sich von dem emporkommenden Baume löst, ehe derselbe den Wasserspiegel berührt oder ehe es möglich ist, sich ihrer zu bemächtigen. Wenn im Herbste oder Winter anhaltende Westwinde erhebliche Wassermengen zur Bucht herausdrängen und der Wasserstand der Föhrde so niedrieg wird, daß die Muschelpfähle aus dem Wasser hervortreten, dann ist für die Muschelfischerei die günstigste Zeit.

Die Zahl der, gleich unterseeischen Gärten, an beiden Ufern der Föhrde befindlichen Muschelbäume soll sich auf 10 000 belaufen, von denen etwa der vierte Teil im Jahre „gezogen" wird. Denn ca. vier Jahre gebrauchen die Muscheln, bis sie ihre volle Größe erreicht haben. Am schnellsten wachsen sie in den beiden ersten Jahren. Von den ausgewachsenen Muscheln gehen etwa 8—10 Stück auf ein Pfund. Man unterscheidet gute und schlechte Jahrgänge sowohl hinsichtlich der Menge, als der Qualität der Muscheln. Ihre Vermehrung ist eine erstaunliche. Die Naturforscher Meyer und Möbius erzählen in ihrer „Fauna der Kieler Bucht", daß an einem Badefloße, welches vom 8. Juni bis zum 14. Oktober in der Kieler Bucht gelegen hatte, alle unter Wasser befindlich gewesenen Holzteile so dicht mit Miesmuscheln bedeckt waren, daß 30 000 auf einen Quadratmeter kamen.

Hamburg. Robert Körner.

2. **Kolberger Heide.** a. Die in der „Heimat," März 1902, von Herrn Geheimrat Bokelmann in Kiel aufgeworfene Frage, die Entstehung des Namens Kolberger Heide betreffend, scheint schon 1817 J. Taillefas beschäftigt zu haben; denn er läßt sich in seinem

1819 in Hamburg gedruckten und in Altona verlegten Buche: „Skizzen einer Reise nach Holstein, besonders der Propstei Preetz im Sommer 1817“ folgendermaßen darüber aus: „Das Ufer der Propstei ist durch seine Lage Überschwemmungen ausgesetzt und hat auch deren mehrere erfahren. Nur von einer sind kurze und unvollständige historische Zeugnisse vorhanden; aber desto mehr Sagen über den Untergang der Heide, welche man bald schlechtweg Heide oder Kolberger Heide nennt. Was den letzten Namen betrifft, so scheint er auf der Meyerschen Karte vom Norderteil Wagriens von 1649, besonders, wenn man das etwas entfernter stehende Wort Reide damit verbunden und durch Reede deuten darf, nicht Land am Gestade der Ostsee, sondern den Strich der Ostsee vom Ufer der Propstei an bis an die Küste von Oldenburg zu bedeuten; indes kann immer ein Teil dieser Küste besonders den Namen Kolberger Heide geführt haben, welches nicht unwahrscheinlich ist, da sich der Name Kolberger Hof noch auf den Dorfseldern von Barsbek erhalten hat. Historisch gewiß ist, daß 1625 den 10. Februar in der Propstei eine große Flut gewesen ist. Auf dem Bande des ältesten Kirchenbuches steht kurz die Nachricht verzeichnet: Im Jahre 1625 bei der großen Wasserflut ist die Heide untergegangen. Dasselbe ist in alten Bibeln und Hauspostillen zu finden. Von dieser Flut existieren eine Menge Volkssagen, welche teils eine sonderbare Ähnlichkeit mit denen haben, die man von Nordstrand erzählt, teils offenbar auf die damals herrschenden abergläubischen Vorstellungen von göttlichen Strafgerichten hindeuten. Höchst wahrscheinlich wurde damals eine sehr bedeutende Strecke des Ufers der Propstei ergriffen und mit demselben das Dorf auf der Heide, wie auch das adelige Gut, welches daselbst belegen war. Man glaubt, daß dieses Gut, welches die Sage Verwellenhoff nannte, dasselbe gewesen sei, welches bei Danckwerth Butzholm heißt, da zwei Koppeln des Schönberger Feldes. welche nahe bei einander liegen, die eine Verwellenberg, die andere Holmershofskoppel genannt werden, und auf der ersten noch Spuren alter Gebäude zu finden sind. Längs der ganzen Küste sind bei niedrigem Wasser weit hinaus in der Ostsee eine Menge Ziegelsteine, Dachpfannen, Steinpflaster und Stümpfe von Bäumen bemerkbar; auch soll der größte Teil der am Laböer Strande liegenden Wiese damals sich dort angesetzt haben. Als Besitzerin des (damals) untergegangenen Gutes auf der Heide nennt man die Frau von Verwellen. Von dieser Frau hat sich in der Propstei durchaus allgemein eine Erzählung erhalten, welche mit einer uralten griechischen Sage vom Ringe des Polykrates von Samos, deren Andenken Schiller in seinen Gedichten erneuert hat, ungemein viel Ähnlichkeit verrät. Die Tradition schildert sie im Besitz unermeßlicher Reichtümer und dabei äußerst übermütig. So soll bei einer Spazierfahrt auf der See sie einen prächtigen Ring von sehr großem Wert weit ins Meer geworfen und dabei ihrem Begleiter erklärt haben: so unmöglich es für sie sei, den Ring je wieder zu erhalten, so unmöglich sei es auch, daß sie verarme. Allein nach einiger Zeit soll ihre Köchin ihr zu ihrem nicht geringen Schrecken den Ring gebracht haben, den sie im Bauche eines großen Dorsches gefunden habe, und nicht lange nachher die große Flut erfolgt sein, welche ihr ganzes Gut mit sich fortriß und sie in die äußerste Dürftigkeit stürzte.“

Poppenbüttel. L. Frahm.

b (siehe Anfrage „Heimat“ 1902, Heft 2). Als der Schauenburger Graf Johann II. in großer Bedrängnis, etwa 1314, Kiel verloren hatte, wohnte er auf dem Schlosse Bramhorst, welches nördlich von dem Dorfe Wisch auf einer Anhöhe lag. Zu dem Gute gehörten u. a. der Rugghe (Rücken), der Sommerhof und der Koldenhof (kalte Hof). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die geringe Landeserhebung „den kalten Berg“ Kolbarg, Kolberg und die Heide um ihn „die Kolberger Heide“ genannt hat. Ein großer Teil derselben ist — vielleicht in der furchtbaren Überschwemmung am Nikolaus-Tage, dem 6. Dezember 1320, der Rest 1625 — von den Fluten verschlungen, so daß die bekannten Seeschlachten am 1. Juli 1644 und 1. Juni 1677 auf der früheren Kolberger Heide geliefert werden konnten. [1])

Kiel. C. Heinrich.

[1]) Der Verfasser vorstehender Mitteilung, welche wegen Raummangels in der vorigen Nummer keine Aufnahme gefunden, der Rektor Claus Heinrich in Kiel, ist am 17. Juli im Alter von 78 Jahren aus seiner Thätigkeit durch den Tod abberufen worden. Erst vor kurzem war er aus dem Amte geschieden und wollte nun in seiner nimmer rastenden Weise in der Mußezeit aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Kenntnisse mancherlei niederschreiben, wozu ihm seine bisherige Thätigkeit keine Zeit gelassen. Auch für „Die Heimat“ hatte er Beiträge in Aussicht gestellt; zu unserm lebhaften Bedauern müssen wir nun auf weiter folgende Aufsätze verzichten. Vielen wird er bekannt sein durch seine Führer von den verschiedenen Teilen Schleswig-Holsteins; er war ein warmer Freund und guter Kenner unseres Heimatlandes. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Mitteilung.

Stick up Stäben. Den Reim: „Enmal geben, stick up Stäben" in Jahrgang 12 S. 148 kenne ich und zwar aus Stapelholm in der Form: Enmal geben un denn weller nehmen, is ebenso gut as tweemal stehlen. Auch hörte ich: Eenmal gebn un wellernehm is ebenso gut as teinmal stehlen. Derselbe wird angewendet, wenn jemand etwas einmal Geschenktes wieder zurückfordert.

Lunden. Heinr. Carstens.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Neue Untersuchungen und Beobachtungen über die zunehmende Verunreinigung der Unterelbe von Dr. Georg Bonne in Klein-Flottbek. Verlag von F. Leineweber in Leipzig 1902. — Katalog für die Ausstellung kirchlicher Geräte Schleswig-Holsteins im Thaulow-Museum. — Kollektiv-Ausstellung von plastischen Arbeiten aus dem Atelier von Cäsar Scharff im Thaulow-Museum zu Kiel.

Anzeigen.

Ostseebad See- und **Borby** **Eckernförde** Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommer-Aufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer Stunde, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Schüchternheit, Verlegenheit,

Befangenheit, Angst, Furcht, Verwirrung, Schwinden der Gedanken, Aufregung (vor Höherstehenden, vor dem anderen Geschlecht, in Gesellschaft ꝛc.) und ihre sofortige Unterdrückung durch die Methode **„Zoism:"** Keine bloßen moralischen Ratschläge. Kostenloses (Garantie!) überall anzuwendendes Verfahren. Broschüre **gratis und franko.** (23)

F. W. Gloeckner & Co., Leipzig 197 a, Alexanderstraße.

Technikum Eutin

(Ost-Holstein).

Maschinenbau, Hoch- und Tiefbau, Techniker- und Meisterkurse. **Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit.**

Prospekte gratis.

Karl Groth,

Weinhändler

Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.

Lager:

Mülheim a. d. Mosel.

Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)

Reine milde Cognacs

von M. 2.50 pr. Fl. an.

Johannisbeer-Presse,

sowie für Himbeeren, **Äpfel** ꝛc. Kein Abbeeren der Früchte nötig, leichte Handhabung, ohne Einfluß auf Saftfarbe, 50% **mehr Saft,** 9 M. — **Miete pro Tag 75 Pf.**

Wilhelm von Fehren,

Holtenauerstr. 40. • • • • Fernsprecher 3330.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (4)

Joh. Jelden
Leer
Thee-Versand
Familien-Thee
M. 2 — p. Pfd.
Gesellschafts-Thee
M. 2.50 p. Pfd.
Salon-Thee
M. 3. — p. Pfd.
Bei 5 Pfd. franco Zusendung.
Specialität:
Ostfriesische Mischungen.
(19)

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Viele Auszeichn.
Berlin 165, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.
(18)

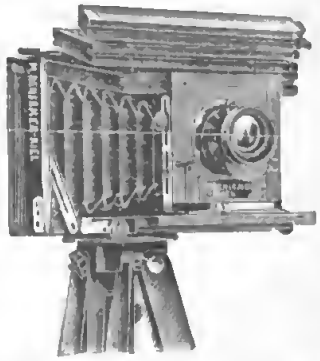
Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12)
Ad. Zwickert,
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Für Vogelfreunde und Züchter.
Heckekäfige und Utensilien
für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall u. milbenfrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl.
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko.

Hand- u. Stativ-Apparat „Parvus"

Preis incl. Objektiv, Stativ und einer Casette 45.— M.



„Laboratorium" dazu kostet extra 10.— M.

Plattengrösse 12 × 16,5 cm.
liefert den Herren Lehrern gegen bequeme Ratenzahlungen

M. Bensemer,
Kiel, Holstenstrasse 22.
Anleitung zum Photographieren wird stets beigegeben, auch auf Wunsch genaue Unterweisung **in dem eigenen Atelier gratis.**
Illustr. Catalog I. Teil über photogr. Apparate, II. Teil über alle Bedarfsartikel gratis und franco! (14)

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Dem Augustheft liegt ein Prospekt der Hohbaumschen Buchhandlung in Meldorf bei, betr. „Neue billige Volksausgabe von Fritz Reuters Werken." Wir empfehlen das billige Angebot der geneigten Beachtung unserer geehrten Leser.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 9. September 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die sich solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Schwindrazheim, Deutsche Heimatkunst. I. — 2. Prange, Über ehemalige Städte in Holstein. II. — 3. Barfod, Die poröse Schwimmschlacke unserer schleswig-holsteinischen Nordseeküste. — 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Mitteilungen.

Bücherschau.

1. Neue Untersuchungen und Beobachtungen über die zunehmende Verunreinigung der Unterelbe, eine Folge der gemißbrauchten Lehre von der Selbstreinigungskraft der Flüsse. Gutachten zwecks Beschwerde der der Elbe anliegenden Gemeinden bei der königlich-preußischen und der hamburgischen Regierung, sowie bei dem Reichsgesundheitsamt, erstattet von Dr. med. Georg Bonne, Klein-Flottbek. Leinweber, Leipzig, 1902. VIII u. 94 S. — B. wendet sich zunächst in scharfer, aber überzeugender Weise gegen Pettenkofers Lehre von der Selbstreinigungskraft der Flüsse, die wohl die natürlichen Verunreinigungen, welche durch den Stoffwechsel der Natur bedingt sind, verarbeiten kann, aber niemals die kolossalen Mengen von Abwässern einer Großstadt wie Hamburg. Zum Beweis zeigt er im zweiten Kapitel an eigenen Untersuchungen, daß sich im Schlick der Elbufer bis Cuxhafen hinunter Schwefeleisen in reichlichen Mengen findet, ein Symptom starker organischer Verunreinigung und wahrscheinlich ein Hauptgrund für das Absterben der normalen Flora und Fauna der Elbe. Das dritte Kapitel behandelt eingehend die Fischereiverhältnisse in der Elbe, die aus einem früher fischreichen Flusse durch die Hamburger Sielausflüsse zu einer Kloake zu werden droht. Dann folgen zwei Kapitel, in denen der Verfasser Strandfieber und Typhusepidemien auch auf Infektion mit Elbwasser zurückzuführen sucht. Das sechste und siebente Kapitel behandeln im einzelnen die Wasserversorgungsverhältnisse der Landgemeinden an der Elbe, die infolge der geschilderten Zustände „verdünnte Abtrittsjauche" zu trinken gezwungen sind, und geben Vorschläge, dem Übel abzuhelfen, was Verfasser durch Dezentralisation der Bebauung und Abfuhr, sowie durch Kläranlagen und Rieselfelder zu erreichen hofft.

Die kleine Schrift ist anregend geschrieben und erörtert in auch dem Laien verständlicher Weise Fragen, die nicht nur für die Bewohner des ganzen Elbufers von hervorragender Wichtigkeit sind, sondern auch für andere Städte, von denen ich nur Kiel nennen will, schon jetzt die größte Berücksichtigung verlangen. Besonders will ich noch auf Bonnes Ansichten über das Zurückgehen des Fischreichtums der Elbe und die Wirkung des Nord-

Ostseekanals in dieser Hinsicht hinweisen, da diese von denen der Fischer selbst vielfach abweichen, aber gerade dadurch die Beachtung aller Interessenten verdienen.

Ellerbek. Dr. Jens Paulsen.

2. A. Prall, Chronik der Kirchengemeinde Heide. Heide, F. Pauly Nachf. 1902. — Der langjährige Hauptpastor von Heide (abgegangen am 1. Mai 1900) hat die von ihm angefertigte Chronik seiner Gemeinde auf Beschluß des Kirchenvorstandes veröffentlicht, um den Gemeindemitgliedern die Gelegenheit zu geben, sich mit der Geschichte Heides bekannt zu machen. Er beschränkt sich auf das Material, das in den gedruckten Chroniken und Urkundensammlungen vorlag, und bietet deshalb dem Geschichtsforscher kaum etwas Neues. Für die Geschichte der Stadt und Kirchengemeinde Heide muß aber noch allerlei Stoff in den Archiven von Heide sowie im Staatsarchiv von Schleswig und dem dänischen Reichsarchiv zu finden sein; einzelnes, was ich gelegentlich in der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte (Bd. 27) veröffentlicht habe, sowie andere Artikel in derselben Zeitschrift sind dem Verfasser unbekannt geblieben. Er behandelt die Entstehung der Stadt, Geschichte und Beschreibung der Kirche, die Reformation (besonders Heinrich von Zütphens Geschichte und dessen Denkmal), die kirchliche Verfassung, Einkünfte der Kirche und ihrer Diener; die Geistlichen; Kirchhöfe; wohlthätige Einrichtungen. Über das kirchliche und sittliche Leben früherer Zeiten erhalten wir wenig Auskunft; ein Vergleich der „guten alten" Zeit mit der jetzigen würde doch viel Interesse geboten haben. Die Brüchregister des 16. und 17. Jahrhunderts zeigen uns ja, daß die Zustände damals durchaus nicht besser waren als heute, im Gegenteil die Selbstzucht bedeutende Fortschritte gemacht hat; selbst die Unzuchtssünden sind um 1600 nicht viel seltener als jetzt.

Das Wachstum Heides seit der Katastrophe von 1559 läßt sich nach den Archiven noch viel eingehender darstellen. Die „Eggen" der Stadt faßt Prall als Kirchspielsorganisation auf und meint, jedes Kirchspiel habe drei Eggen gehabt. Eggen finden sich aber auch in Dörfern und bezeichnen abgesonderte Gruppen derselben, die manches Gemeinsame hatten; so haben Reinsbüttel, Poppenhusen, Zennhusen je 2 Eggen gehabt, Meldorf 3; Heide besaß im 16. Jahrhundert 4, wie die Landregister aus jener Zeit beweisen. 1560 gab es 52 Einwohner mit Landbesitz auf der Geest, 22 besaßen Marschland; Kätner, d. h. Leute ohne Landbesitz, die keinen Landschatz, sondern nur sogen. Verbittelsgeld zahlten, wurden 1568 gezählt 198, 1584: 287, 1590: 304. Von den 304 hatte die Osteregge 20, die Süderegge 75, die Norderegge 94 und die Westeregge 115; der Ort mag um 1590 etwa 2000 Einwohner gezählt haben. Wie die Eggen sich weiter gestaltet haben und wie die Westeregge eingegangen ist, müßte sich aus dem Heider Archiv noch feststellen lassen können. Auch die Beliebungen Heides, wie die vom 13. Juni 1653 (noch ungedruckt), verdienten in einer Chronik Heides berücksichtigt zu werden.

Beanstanden möchte ich ferner, daß Heide, obgleich es von großen Bränden heimgesucht sei, ein freundliches Aussehen erhalten und bewahrt habe. Ich glaube vielmehr, weil es so oft gebrannt hat. Eine große Feuersbrunst ist für die davon Betroffenen allerdings ein arges Mißgeschick, für die Städte als Ganzes oft ein Segen. Alt-Kiel würde z. B. ein besseres Straßennetz haben, wenn es vor 100 Jahren halb abgebrannt wäre! — Der Zuname Heinrichs von Zütphen, Möller, ist spätere Erfindung, nicht urkundlich beglaubigt. — Eine abschließende Chronik ist also die vorliegende Arbeit nicht; dem größeren Publikum giebt sie eine allgemein orientierende Darstellung nach den meisten bis jetzt veröffentlichten Stoffsammlungen.

Oldesloe. Dr. R. Hansen.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem friesischen Texte des Märchens „Die drei Brüder" in der Augustnummer ist auf Seite 189, Zeile 2 zu lesen alltins statt allins, Börrestä statt Bürrestä, auf Seite 190, Zeile 10 und 11 zu lesen Foddee statt Födder, Zeile 24 äl äpijn statt ä äpijn, Zeile 29 langst statt längst, Zeile 39 und 40 und Seite 191, Zeile 30 dä andere statt dä andere, Seite 191, Zeile 3 nängens statt naugens, Zeile 40 ist zu lesen Hans dee en jä inne, sü mageten jä al teänne Kost äw ijntog.

Anfrage.

Die Namen Bokel, Brammer, Söhren und Segen kommen mehrfach einzeln und in Zusammensetzungen sowohl als Orts- wie auch als Flurnamen vor, sind also jedenfalls Appellative. Es ist mehrfach der Versuch gemacht, dieselben zu erklären; es ist mir jedoch noch keine einwandsfreie Erklärung zu Gesicht gekommen. Wer liefert eine solche?

Jevenstedt. Horns.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Elegieen und andere Gedichte von Theodor Souchay. H. Reitzels Hofbuchhandlung. Cannstatt, 1902. — Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Von Dr. Ernst Schultze. Verlag von L. Staackmann in Leipzig, 1902.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 9. September 1902.

Deutsche Heimatkunst.

Vortrag im Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde, gehalten am 20. Mai in Neuengamme.

Von O. Schwindrazheim in Hamburg.

I.

Meine Heimat! — unsere Heimat! — Unsere Augen leuchten auf, wenn irgendwelches Gespräch irgendwo in der Fremde sich auf unsere Heimat richtet, wenn ein paar Worte, die den Stempel unserer besonderen heimatlichen Sprache tragen, irgendwo in der Fremde, auf der Straße, im Hotel oder in einem Museum vernommen, mit einem Schlage unsere liebe Heimat vor unserm innern Auge auftauchen lassen, oder wenn wir irgendwo in der Lektüre dieses oder jenes Buches, dieser oder jener Zeitung auf ein Lob unserer Heimat stoßen. Es ist eins der natürlichsten und edelsten Gefühle des Menschen — und nicht nur des „zivilisierten Kulturmenschen," sondern auch des sogenannten Wilden, daß er seine Heimat liebt — selbst Grönländer, von deren Heimat unmöglich behauptet werden kann, daß sie zu den paradiesischsten Gefilden unseres Erdballs gehöre, erkranken, wenn ihr Geschick oder Mißgeschick in Form einer ethnographischen Schaustellung sie nach Europa führt, an der Sehnsucht nach ihrer Heimat.

Und es ist ja kein Wunder, daß wir an unserer Heimat hängen, daß sie in unserm Herzen wurzelt, verknüpfen uns doch die teuersten Erinnerungen unlösbar mit ihr! In ihr verlebten wir unsere goldene, glückliche Kinderzeit, in ihr lebten unsere ersten und besten Freunde, unsere Eltern, in ihr stand das liebe Haus, dessen Reize, dessen trauliche Räume kein Königspalast in unserer Erinnerung verdrängen kann, unser teures Vaterhaus. In ihren Straßen, auf ihren Wiesen, in ihren Gärten tollten wir mit unsern Kameraden in lustigem Spiele herum. Ihr Himmel lachte uns in unsern Kindheitsjahren, ihre Natur, ihre Pflanzen- und Tierwelt waren es, die wir zuerst kennen und lieben lernten. Ihre Märchen haben uns erfreut und ergriffen, ihre Sagen haben uns begeistert. In ihr sind wir zum Jüngling, zum Manne herangereift. Ihre landschaftlichen Schönheiten, ihre historischen Schicksale, die Großthaten ihrer Bewohner haben uns Stolz auf sie eingeflößt. — Aber nicht nur Erinnerungen sind es, die uns mit unserer Heimat verknüpfen, viel festere Bande knüpfen uns an sie: wir sind ihre Kinder! Unter den Einflüssen, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind, steht die Heimat obenan: wie sich Pflanzen je nach der Art ihres Standorts, ihrer Heimat hier und dort verschieden gestaltet haben, so unterliegen auch wir in hohem Grade der Einwirkung unserer besonderen Heimat.

Es ist ja selbstverständlich, und die Geschichte der verschiedenen Völker beweist es, daß ein rauhes Klima andere Menschen erzieht als ein tropisches, daß ein armes Land andere Eigenschaften in seinen Bewohnern entwickelt als ein reiches. Ob Binnenländer, ob Küstenbewohner, ob Gebirgler, ob Wäldler, ob Marsch-, ob Heidebewohner, ob Moorkolonisten — das prägt selbst innerhalb eines und desselben Volksstammes verschiedene Sondertypen. Hier wird ein Volk zum Ackerbau, dort zur Viehzucht veranlaßt, dort wird's zur Industrie, dort zur Fischerei, dort zur Seefahrt gedrängt — und damit zugleich verschieden entwickelt. Hier gestattet der Boden dichte Besiedelung, dort erheischt er Einzelansiedlungen. Hier veranlaßten schiffbare Ströme das Entstehen von Handelsstädten, dort schlossen unwirtliche Einöden menschliche Ansiedlungen von allem Verkehr mit der Umwelt ab. Hier verwischte die Möglichkeit leichten Verkehrs die Grenzen verschiedener Volksstämme, dort hielten die Verhältnisse benachbarte Stämme scharf von einander geschieden u. s. s.

Die verschiedensten Charaktereigenschaften verdanken der Eigenart der Heimat ihre Entstehung oder jedenfalls den Grad ihrer Ausbildung in guter oder schlechter Richtung. Tugenden wie Fehler stehen unter ihrem Einfluß. Hier ruft sie Ernst, Stetigkeit, Schweigsamkeit, Bedächtigkeit hervor, dort Frohsinn, Sangeslust, übersprudelnde Lebendigkeit, Leichtlebigkeit, hier spornt sie zur Thatkraft, dort erzeugt sie Beschaulichkeit u. s. s.

Auch die Mitmenschen, der Handelsverkehr, die Verfassung, die heimatliche Geschichte, die ja an sich auch alle wieder von der Natur der Heimat beeinflußt sind, wirken neben dem unmittelbaren Einfluß der Heimat stark auf die Entwickelung des Einzelnen ein. Charakter, Lebensweise, Arbeitsweise, Liebesleben, Sprache, Sitten und Gebräuche, Lieder, Sagen und Märchen — ihnen allen prägt die Heimat ihren besonderen typischen Stempel unverkennbar auf.

Auch die Kunst, soweit sie volkstümliche, natürlich erwachsene, nicht künstlich verpflanzte und getriebene Kunst ist, hat immer ausgesprochen heimatlichen Charakter. Schon wenn wir einen Haufen älterer, verschiedennationaler Thongefäße z. B. bunt durch einander aufstellen, ist es selbst für den Nichtkenner gar kein so arg großes Kunststück, japanische, indische, deutsche, italienische, russische, arabische usw. deutlich herauszuerkennen, und dabei ist gerade die Keramik ein Kunstzweig, der von jeher auf den Vertrieb auch außerhalb der Heimat angewiesen und somit schon aus Absatzgründen fremden Einflüssen stets außerordentlich leicht ausgesetzt ist. Noch deutlicher wird die Einwirkung der Heimat, wenn wir den Kunstzweig mit unsern Blicken streifen, der am innigsten mit den natürlichen Eigenschaften der Heimat zusammenhängt: die volkstümliche Baukunst der verschiedenen Völker. Da stoßen wir auf Hütten aus Reisig, auf Zelte aus gespannten Stoffen, auf Holz-, auf Lehm-, auf Steinbauten, ja, auf Bauten aus Eis (Winterhäuser der Eskimos), auf Häuser, die auf Pfählen errichtet sind (Siam, Neu-Guinea, europäische Pfahlbauten), auf schwimmende Häuser (China, Siam), auf in das Erdreich eingeschnittene Wohnungen (Lößbauten in China u. a. m.) — allen nur erdenklichen Zwischenstufen vom einfachsten Obdach, dem für eine Nacht hergestellten Windschirm, bis zum festungsartigen, Jahrhunderte überdauernden Steinhause, vom primitivsten, rohesten, jedes Schmuckes entbehrenden bis zum reichstgeschmückten, bemalten, beschnitzten, gemusterten Bau begegnen wir. Anlage in der Landschaft, innere Einteilung, Wetterfestigkeit, Wohnlichkeit, Baumaterial, Bauart, der Grad und die Art des Außen- und Innenschmuckes, sowie das Verhältnis zwischen diesen beiden, die Farbengebung, — alles wechselt auf das vielseitigste, je nachdem Klima, Bodenverhältnisse, Lebensweise, vorhandenes Material usw. es gebieterisch fordern, — d. h. je nachdem die Heimat es bedingt.

Auch unsere gesunde, volkstümliche deutsche Kunst ist immer Heimatkunst gewesen, nicht nur in dem Sinne, daß sie als Ganzes sich deutlich von der anderer europäischer Länder abhob, sondern — gottlob! — auch in dem Sinne, daß sie intimst heimatlich war, d. h. daß sie in ihrer Vielartigkeit genau der Vielartigkeit unseres Vaterlandes entsprach.

Unser schönes Vaterland ist ja eins der Länder, die in ihren Grenzen eine außerordentlich große Abwechslung der verschiedensten Landschaftscharaktere aufweisen. Hochgebirge mit ewigem Schnee, anmutige, bewaldete, wellige Mittelgebirgslandschaften, kahle, ehemals vulkanische Gebiete, Hochplateaus, romantische Steilabstürze und Flußdurchbrüche, anmutige Gebirgskessel und Thäler, dunkle Gebirgswaldungen, norddeutsche Buchenwälder, Eichenhaine in der Heide, goldene korngesegnete Auen, Bruchlandschaften, ernste Heiden, üppige Marschen, düstere Moorgegenden, stille Binnenseelandschaften, reizvolle Föhrdenlandschaften, waldige Meeresufer oder Dünen, stille, weltentlegene Inseln — alles finden wir vertreten. Breite, majestätische Ströme, leicht dahintändelnde Bächlein und alle Mittelstufen zwischen diesen beiden Extremen durchströmen unsere Heimat, Seeklima und Kontinentalklima, regenreiche wie regenarme Striche sind vorhanden. Fruchtbarster und karger Boden, dichtgedrängt und spärlich besiedelte Landstriche, Bergwerksgegenden, Industriegegenden, Ackerbaugegenden, Wiesengegenden, Obstgegenden, Weingegenden, rein bäuerliche und reich mit Städten besetzte Gegenden usw. wechseln mit einander ab.

Daß diese Verschiedenheiten im Charakter der Heimat notwendig einen außerordentlich großen Einfluß auf Charakter, Art und Kultur unserer deutschen Stämme ausgeübt haben, ist klar — ihre Einwirkungen auf die Kunst derselben Stämme liegen ebenfalls klar zu Tage.

Auch in der deutschen Heimatkunst, in den Kunstsondergebieten innerhalb des großen Rahmens unserer volkstümlichen deutschen Kunst ist natürlich der volkstümliche Hausbau, vor allem der Bau des Hauses, das am allerinnigsten mit der Natur der Heimat zusammenhängt und zusammenhängen muß, des Bauernhauses samt seinen Nebengebäuden, der Kunstzweig, bei dem die Einflüsse der Heimat am klarsten hervortreten.

Sehen wir uns einmal die verschiedenen einzelnen Einflüsse an. Da haben wir zunächst die Bodenverhältnisse. Der ebene Boden unserer niederdeutschen Tiefebene begünstigte ebensosehr die breite Ausdehnung des niedersächsischen Hauses, wie das enge Gebirgsthal mit seinem beschränkten Platz zum mehrstöckigen Hause Veranlassung gab. Der ansteigende Boden hat im Gebirge gleichfalls das mehrstöckige Haus hervorgerufen; so begegnen wir im Schwarzwald an den Berg gebauten Häusern, deren Wageneinfahrt hinten im ersten oder gar zweiten Stock belegen ist, während im vorderen Untergeschoß die Wohnräume liegen. Auf den Halligen, ebenso ehedem in noch nicht eingedeichten Marschen, wie heute in der Gegend von Husum noch zu sehen ist, steht das Haus auf einer aufgeworfenen Wurt. Eine andere Art des Schutzes gegen Überschwemmung zeigen uns noch heute sogenannte Butendiekshäuser in Landstrichen der hamburgischen Umgegend, Billwärder und Vierlanden, die Wohnräume sind da hochgelegt und durch Treppen mit dem Flett verbunden. Einen interessanten Beleg über die nachhaltige Einwirkung solcher Verhältnisse auf die nationale Baukunst ganzer Volksstämme giebt Direktor Dr. Lehmann in seiner Festschrift zur Eröffnung des Altonaer Museums, indem er darin auf einen grundlegenden Unterschied zwischen dem niedersächsischen und dem friesischen, Wilstermarsch- und Altländer Bauernhause hinweist. Bei dem ersteren ruht das Dach auf der Mauer, bei letzteren dagegen auf den fest in den Boden gerammten senkrechten Balken des Mittelschiffs — eine Erinnerung an den ursprünglichsten Hausbau der Vorfahren, die dadurch ihren durch Deiche noch

nicht geschützten Heimstätten größere Festigkeit gegen die Gewalt der Wogen zu verleihen wußten, welche Notwendigkeit bei den binnenländischen Sachsen natürlich nicht vorlag. Am klarsten tritt dieser Unterschied zutage, wenn man ein Ostenfelder Haus betrachtet, das inmitten rein friesisch bauender Nachbarn in seiner Konstruktion deutlich zeigt, daß seine Bewohner nicht von küstenbewohnenden Friesen, sondern von Binnenländern, von Niedersachsen abstammen.

Daß es nur da Wassermühlen geben kann, wo fließendes Wasser vorhanden ist, ist klar, ebenso, daß nur da die so malerischen Entwässerungsmühlen entstehen konnten, wo unerwünscht viel Wasser ihre Anlage wünschenswert machte, — ebenso, daß man Windmühlen nur da anlegen kann, wo Plätze vorhanden sind, an denen der Wind, er komme, woher er wolle, ihre Flügel packen kann; in einem engen Gebirgsthal wird kein Mensch auf den Gedanken kommen, sich ihrer zu bedienen.

Die Art des Bodens, seine Eigentümlichkeit in Hinsicht seiner Erzeugnisse übt gleichfalls einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des Hauses aus. Hier ruft er das kleine Haus des Fischers hervor — oft, so in Blankenese, als Doppelhaus gebaut, mit großer gemeinsamer Diele zum Netzeflechten u. dgl., dort macht er Scheune und Stallungen zum Hauptteil des Einhauses oder reizt zu ihrer Trennung vom Wohnhause. Der eigenartige Grundriß des niedersächsischen Hauses z. B. ist von A bis Z durch die Technik der niedersächsischen Landwirtschaft bedingt — der Eiderstedter Hauberg nicht minder durch die anders geartete Betriebsweise, und so steht's mit andern deutschen Bauernhäusern auch. Allerlei bisweilen sehr schöne Sonderbauten, wie die alten Heuberge unserer hamburgischen Marschen mit ihrem spitzen, kegelförmigen, an sieben oder acht langen Stangen verschiebbaren Dache, die dem Aussterben nahen alten Vierländer Kornspeicher, die Hadeler Wagenschuppen, die Sennhütten unserer Alpen u. a. m., ja, Windmühlen, Sägemühlen, Bienenstände, Ziegeleien, die Hütten der Köhler und Holzfäller im Walde, die Schäferschuppen und -karren der Lüneburger Heide, welche letzteren man ja, ohne darum der Vorspiegelung falscher Thatsachen beschuldigt werden zu können, fahrbare Häuser in Miniaturausgabe nennen könnte, — alle sind sie entstanden unter dem Einfluß der Bodenerzeugnisse.

Erläuterungen zu Tafel I.

1. Grundriß eines niedersächsischen Hauses. a. Diele. b. Flett. c. Ställe. d. Wohnräume.
2. Grundriß eines Hauberges in der Nähe von Friedrichstadt (Schleswig). a. Vierkant. b. Ställe. c. Dreschdiele. d. Wohnräume.
3. Fränkische Hofanlage mit getrennten Gebäuden. a. Thorhaus. b. Wohnhaus. c. d. e. f. Ställe, Scheunen, Schuppen usw.
4. Haus in Westholstein. Fachwerkbau mit holzverschaltem Giebel und Strohdach. Balkenwerk, Verschalung, Thüren grün. Fensterumrahmungen weiß. Dachreiter weiß-grün.
5. Haus in Stormarn. Strohgedeckter Fachwerkbau mit weiß oder rot oder gelb getünchtem Balkenwerk.
6. Hauberg in der Nähe von Friedrichstadt. Backsteinbau mit Strohdach.
7. Haus in Lehde (Spreewald). Blockbau mit Strohdach.
8. Oberbayrisches Haus. Blockbau auf steinernem Untergeschoß. Holzdach mit Steinen beschwert.
9. Bauernhäuser an der Mosel. Fachwerkbau auf Bruchsteinuntergeschoß; abgekantete Ecken. Schieferdächer.
10. Haus in Tanne (Harz). Fachwerkbau mit bretterverschaltem Giebel und Schindeldach.
11. Wetterseite eines Hauses bei Blankenburg (Harz), unten mit Schiefer, oben mit Dachziegeln belegt; die andern Seiten zeigen Fachwerkbau.
12. Haus in Gossensaß (Tirol). Bruchsteinbau, nur das oberste Geschoß Blockbau. Holzdach mit Steinen beschwert.
13. Schwarzwälder Haus, an den Bergabhang gebaut, so daß die Einfahrt hoch liegt.
14. Altenburgisches Bauerngehöft; Gebäude nach fränkischer Art um einen Hof angeordnet.
15. Friesisches Haus auf Sylt. Backsteinbau mit Schilfdach.

Digitized by Google

Tafel I.

Auch die Landeinteilung spielt eine Rolle. Wir sehen das z. B. in der Anlage der großen Einfahrtsthür. Während sie in der Geest, wie sonst überall in Deutschland, der Straße, dem Verbindungsmittel zwischen dem Haus und den verstreuten Grundstücken des Bewohners, zugewandt ist, kehrt sie sich in Altenlande und den Vierlanden der Straße ab, dagegen den hinter dem Hause in gerader Flucht sich ausdehnenden Feldern, wie sie die Einteilung des Landes bei der Besiedelung hervorrief, zu. Damit zusammen hängt dann wieder die Entstehung der merkwürdigen, nur von innen zu öffnenden Thür in der vorderen Giebelseite des Altländer (ehemals auch des Vierländer) Hauses, die bei Feuersgefahr die schnellste Rettung von Leben und Habe sichert.

Nicht ohne Einfluß ist sodann der Grad des Bodenertrages, ob er seine Bewohner reich macht, oder ob er ihnen nur karges Brot gewährt. Besonders beeinflußt er natürlich, neben der Größe des Hauses, der Scheunen, Ställe usw., die Ausstattung des Äußern wie des Innern. Nur wer's infolge reichen Bodensegens dazu hat, kann natürlich daran denken, sein Haus so zu schmücken, wie unsere prunkvollsten deutschen Bauernhäuser, das Altländer, das Vierländer mit ihren bunten Ziegelmustern und Kratzmustern, das oberbayrische mit seiner reichen Bemalung, das Schweizer mit seinem Schnitzwerk u. a. m. geschmückt sind, oder sich Prunkstuben darin anzulegen, wie die friesischen Pesel, die Prunkstuben der Wilstermarsch, der Vierlande u. dgl. m.

Vielfältig sind die Einflüsse des von der Heimat dargebotenen Materials. Einmal haben wir holzreiche Gegenden sowohl in der Ebene als auch im Gebirge, denen das Holzhaus von Natur aus nahe gelegt ist (Ostpreußen, sächsisch-böhmische Schweiz, Bayern, Tirol, Schwarzwald, Spreewald), ein andermal sind's Gegenden, deren Boden vortreffliches Material zur Ziegelbereitung darbot und so zum Backsteinhause, sei's in Fachwerk (dies wohl die verbreitetste Bauweise Deutschlands), sei's reiner Backsteinbau, einlud. Wieder andere Gegenden haben das Schilfrohr mit Lehmverkleidung als Baumaterial empfohlen, wieder andere den Torf, wieder andere den Bruchstein. Gegenden, in denen Schieferbrüche vorhanden sind, haben auf den Gedanken geführt, Schieferplatten als Schutz des Holzwerks, ja, des ganzen Hauses zu benutzen; im Harz z. B. finden wir von oben bis unten schiefergepanzerte Häuser des öfteren. Eine große Rolle spielt das heimatliche Material auch in der Dachherstellung — da finden wir Holz (als Bretter oder Schindeln), Stroh, Schiefer, Ziegel, Rohr, Heidekraut, ja Grassoden vertreten. Bisweilen ist an Dach wie Wänden das Material gemischt; so ist an Strohdächern oft die Umgebung des Schornsteins mit Ziegeln gedeckt, im Saterlande fügt sich diesem Strohdache unten ein Saum aus Ziegeln an, im Harz sind die Wetterseiten der Häuser bisweilen oben mit Dachziegeln, unten mit Schiefer (oder umgekehrt) gedeckt, oder letztere umrahmen lediglich die Fenster, während sonst die ganze Fläche mit Dachziegeln gepanzert ist. Daß der Schornstein auch auf Strohdächern aus Ziegeln besteht, ist selbstverständlich — im Alten Lande dagegen ist er, während sonst am ganzen Hause kein Schiefer verwendet ist, mit Schieferplatten in buntem Muster verkleidet.

Eine bedeutende Rolle spielen sodann die Witterungseinflüsse. Tropische oder auch nur subtropische Gegenden umschließt unser Vaterland, wenn wir von unseren Kolonieen absehen, ja nicht, zu platten Dächern haben wir uns also nie eingeladen gefühlt, im Gegenteil hat unser guter Freund, der Regen, uns meist das steile Satteldach als das passendste erscheinen lassen, nur in den bayrischen und tirolischen Alpen finden wir flacher geneigte, weit vorspringende Holzdächer, zu welchen — ebenso wie zu ihrer Beschwerung mit großen Steinen — Sturm- und Lawinengefahren Veranlassung gegeben haben. Ihre malerischen langen, in

die Straße hinausragenden Regenröhren sprechen ja selbst ihre Ursache aus. Mit dem Schutz gegen Sturm hängen auch die Schutzbäume zusammen, welche wir in unsern Marschen an der Front, an der Wetterecke des Hauses oder auch wohl ringsherum (Eiderstedt) finden. Mit dem kalten Klima hängt in verschiedenen rauhen Gegenden Deutschlands die Fürsorge für ein möglichst warmes Haus zusammen; am charakteristischsten sind die Herdanlagen des ostdeutschen Hauses.

Vielleicht darf man sogar von einem Einfluß des allgemeinen landschaftlichen Charakters der Heimat auf den Charakter des Bauernhauses sprechen. In den weitgedehnten norddeutschen Ebenen paßt der Typus des weiträumigen, mächtigen niedersächsischen Hauses ausgezeichnet, ja, man möchte behaupten, in den einzelnen Typen dieses Hauses zeigt sich der Einfluß des verschiedenen Sondercharakters einzelner verschiedener norddeutscher Landschaften: das Haus der Lüneburger Heide, das ostholsteinische, das ditmarsische, das Hadeler, das Altländer u. s. f. sind ja alle wieder verschieden von einander, wie die Landschaft dieser Gegenden. Der Hauberg ist ebenfalls ein ausgezeichneter Repräsentant der weiten Marschen Eiderstedts, gerade, wie das oberbayrische Haus getreulich den monumentalen Charakter des Hochgebirges wiederspiegelt, gerade, wie der Fachwerkbau Hessens, Thüringens oder Schwabens getreulich den wechselreichen, anmutigen Charakter der deutschen Mittelgebirge wiedergiebt. U. s. f.

Sehr bedeutend ist natürlich auch der Einfluß, den der Charakter der Bewohner, wie ihn die Heimat im Verein mit der Stammesveranlagung hervorgerufen hat, ausübt. Einmal finden wir die Wohnstube der Straße abgekehrt, ein andermal liegen ihre Fenster neugierig hart an der Straße, oder sie schiebt gar einen Erker noch neugieriger hinaus. Hier lebt der Bauer patriarchalisch mit seinem Gesinde und seinem Vieh unter einem Dache, dort hat er sich herrenmäßig ein besonderes Haus für sich und seine Familie gebaut. Das eine Völkchen hockt gern nach gethaner Arbeit im Hause, das andere lebt soviel wie möglich in der freien Luft oder auf der Straße, hat eine feste Bank, eine Vorlaube vors Haus gesetzt oder freie Umgänge an das Haus gefügt. Einmal prägt sich schon im schmucklosen, ernsten Äußern des Hauses der ernste, verschlossene Charakter der Bewohner aus — was nicht hindert, daß es im Innern hübsch ausgestattet sein kann (ein Seitenstück zum spanischen oder arabischen oder altpompejanischen Hause) — ein andermal sehen wir schon am lustigen Schmuck des Äußern, daß ein lebenslustiger, fröhlicher Menschenschlag hier wohnt. Wie der von der Heimat diktierte Beruf den Menschen beeinflußt, sehen wir u. a. in Gegenden, deren Bevölkerung neben dem Ackerbau od. dergl. auch in hohem Grade Schiffahrt treibt — die Sauberkeit und Farbenliebe des Seemannes sehen wir da vom Schiffe auf das Haus übertragen, z. B. im Altenlande.

Daß die Lage einer Stadt in der Nähe nicht ohne Einfluß auf ländliche Bauweise bleiben kann, ist selbstverständlich, indessen ist sie bis vor kurzem bei weitem nicht so groß gewesen, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Hamburg ist z. B. doch sicher eine Stadt, die geeignet gewesen wäre, von altersher den größten Einfluß auf die Marschen der Niederelbe auszuüben, zumal dieselben mit ihm stets in bequemster und engster Verbindung standen, und doch ist bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts recht wenig von hamburgischem Einfluß zu spüren — schon daß die einzelnen Marschen in ihrer Bauweise außerordentlich verschieden geblieben sind, zeigt, wie gering dort der städtische Einfluß war. Dachfenster mit Walmdach, einzelne Renaissance- und Rokokodetails, besonders ein paar Zopfmotive in Giebelausbildung, vorgesetzte dorische Säulen, Thüren u. dgl., das ist meistens alles. Anderswo ist der Einfluß vielleicht größer gewesen; so mögen die nach italienischer Art bemalten Häuser süddeutscher Städte

die Malereien an oberbayrischen Bauernhäusern veranlaßt haben, obschon sie ja auch alte Sitte in neuerer, verbesserter Auflage sein könnten, wie ich überhaupt glaube, daß in unserer alten ländlichen Architektur viel mehr Eigengewächs ist, als wir eingebildeten Städter glauben — von dem, was unsere alten Städte der altvolkstümlichen ländlichen Bauweise verdanken, reden wir auffallenderweise nur sehr selten, und es ist doch offenbar sehr viel gewesen.

Über ehemalige Städte in Holstein.

Von J. Prange in Ellerbek.

II.

4. Lunden, ein Kirchort im nördlichen Ditmarschen, hat neben Meldorf in der Geschichte dieses Landes eine hervorragende Rolle gespielt. Während letzterer Ort seine Stadtqualität noch heute führt, ist diese für Lunden bereits nach kurzer Zeit verloren gegangen. Die interessante „Lundener Chronik" von Kinder bringt eine ausführliche Geschichte dieses Ortes, und was er über Lunden als Stadt berichtet, das sei hier mit einigen anderen Mitteilungen dargeboten. — Lunden ist ebenfalls ein alter Ort; schon im Jahre 1140 wird die Kirche erwähnt. Besonders durch die „blutige Fehde" der Geschlechter der Vogdemannen und der Woldersmannen 1437 kam Meldorf, welcher Ort bis dahin in Ditmarschen die geistige wie weltliche Führung gehabt hatte, ins Sinken. Schon 1447 wurde in Ditmarschen eine neue Landesverfassung geschaffen, und der ins Leben gerufene „Rat der Achtundvierziger" verlegte seine Versammlungen nach Heide. Diese Anordnung war für Lundens Aufblühen von der größten Bedeutung. Lunden war bereits nach seiner Lage, durch seine Handelsbeziehungen mit Eiderstedt ein wohlhabender Ort geworden, dadurch aber, daß der Schwerpunkt Ditmarschens durch solche Bestimmung mehr nach Norden verlegt wurde, konnte Lunden an Ansehen nur gewinnen. Die Lundener Märkte gewannen immer mehr an Bedeutung, und schon 1500 wird Lunden als Hauptort der Mitteldösfte genannt. Die alten Familien der „Swin" und „Nannen" treten in der Geschichte auf und haben bei ihrem großen Einfluß auf ihre Mitbürger für das Aufblühen ihres Ortes viel gethan. Auf ihr Verwenden wurde, als das Kloster in Hemmingstedt einging, dasselbe nach Lunden verlegt, und von ihnen wurde auch das Stadtrecht im Jahre 1529 bei den „Achtundvierzigern" beantragt und von diesen anerkannt. Durch das Stadtrecht erwuchsen dem Orte unzweifelhaft bedeutende Vorteile. Es möge nur erwähnt werden, daß die Stadtverwaltung, die von dem Rat, der aus zehn Personen und zwei Bürgermeistern bestand, geführt wurde, innerhalb des Weichbildes der Stadt eine schnellere und darum wirksame Justiz bei Vergehen üben konnte, was fremden Kaufleuten, denen es um größere Sicherheit für Leben und Eigentum zu thun war, nur erwünscht sein konnte und diese mit der Zeit immer mehr heranzog. Auch das Stadtsiegel läßt noch die große Bedeutung der Familie Swin für die Stadt erkennen. Das durch einen senkrechten Strich in 2 Hälften geteilte Wappen zeigt links den „halben schwarzen Adler" des Swinschen Hauswappens, während rechts der Rost des heiligen Laurentius, des Schutzpatrons der Kirche, zu erkennen ist. In den ersten Jahren, als Lunden das Stadtrecht übte, wurde hier die Reformation eingeführt. Die Franziskaner Mönche, welche erst 1517 in das errichtete Kloster eingezogen waren, mußten schon 1532 einem Verbote des Messelesens Folge leisten, und im nächsten Jahre wurde die erste evangelische Predigt gehalten. Das Kloster soll dann 1539 abgebrochen und mit

dem Material das Hammhaus oder Schanzhaus auf der Süderhamme ausgebessert worden sein.

Der Galgen, das weithin „sichtbare Zeichen der Herrschaft über Leben und Tod," fehlte auch bei Lunden nicht. Der Galgenberg, auf dem auch noch später, als Lunden die Stadtverwaltung nicht mehr hatte, viele Hinrichtungen stattfanden, ist erst 1875 abgetragen und einige Jahre später der hier eingerichtete Friedhof eingeweiht worden. — Lunden bestand als Stadt wohl nur 30 Jahre. Man muß wohl mit Michelsen annehmen, daß mit der letzten Fehde 1559, mit dem Ende des ditmarsischen Freistaates, auch die städtische Verwaltung dieses Ortes beendet gewesen ist, denn besonders und ausdrücklich ist uns die Aufhebung derselben in keinen Berichten übermittelt worden. Ein Bürgermeister von Lunden, jedenfalls also der letzte dieses Ortes, ist in der Schlacht bei Heide im Jahre 1559 gefallen.

5. Ob auch das Kirchdorf Bornhöved zu den Örtern, welche früher Städte waren, gerechnet werden darf, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen diese Annahme spricht fast ebenso viel, als für dieselbe. Einen ausführlichen Bericht über Bornhöved bringt Pasche im „Staatsbürgerlichen Magazin," Band III 87—155 (Ergänzungen Band IX). Das Wichtigste über den Ort und besonders, was dort gegen jene Annahme angeführt ist, sei hier kurz mitgeteilt. — Unter dem Schutze eines Edlen Markrad oder Marquard, der ein Freund Vicelins war, ist die Kirche zu Bornhöved entstanden; 1149 war der Bau fertig und wurde dann von Vicelin eingeweiht. Der ursprüngliche Distrikt war sehr groß. Als 1222 Adolf IV. den nördlichen Teil an das neuentstandene Kloster Preetz schenkte, wurde in dieser Urkunde noch keines „Dorfes" Bornhöved gedacht. Im Jahre 1426 aber soll Bornhöved bereits Stadt gewesen sein, Bürgermeister und Rat gehabt und sich des Lübschen Rechts bedient haben. So berichtet nämlich Christiani in seiner Geschichte der Herzogtümer B. IV S. 356 und beruft sich dabei auf Dreyer, der in den Lübschen Verordnungen S. 275 verschiedene Örter mit städtischer Verwaltung und dazu auch „das Weichbild Bornhöved, welches noch 1426 Bürgermeister und Rat hatte," anführt. Pasche meint nun, weil kein einziger alter Schriftsteller die Stadt Bornhöved erwähnt, so sei die Sache zweifelhaft. Wenn Dreyer auch den Ausdruck „Weichbild" fand, so sei derselbe ebenso unzuverlässig, wie die Ausdrücke „Consule und Rathmannen." Oder wollte man daraus, daß der Ort sich des Lübschen Rechts bediente, die Stadtqualität folgern, so steht dem doch entgegen, daß auch Flecken, ja, sogar Güter und Dörfer sich dessen bedienten, wie Dreyer selbst solche anführt. Wäre Bornhöved Stadt gewesen, dann müßten doch irgend störende Einwirkungen, wie Krieg oder Feuersbrunst, die Veranlassung zur Aufhebung dieser Gerechtsame gegeben haben. Es sind aber keine Nachrichten von solchen Unglücksfällen vorhanden, und so schließt Pasche, daß Bornhöved nie Stadt gewesen sei.

Ferner soll ein älterer Schriftsteller behaupten, daß Bornhöved schon im 12. Jahrhundert eine Stadt gewesen sei. Dieses will man durch die Benennung cives, die den Bewohnern von Bornhöved in einem Schreiben des Bischofs Gerold an die Kirche [1]) daselbst 1163 gegeben wird, beweisen. Es ist aber längst entschieden, daß auch für die Einwohner solcher Örter, die nie Stadt waren, dieser Ausdruck in alten Urkunden gebraucht worden ist; auch stimmt diese Annahme nicht mit der obengenannten Nachricht überein, daß Adolf IV. daselbst noch 1245 einen einsamen Ort vorfand.

6. Lemkenhafen liegt an einer gegen Südwesten offenen Bucht auf Fehmarn.

[1]) Wahrscheinlich war das Schreiben, in welchem um den nicht gezahlten Zehnten angehalten wurde, an Markrad gerichtet.

Auch dieser Ort ist im 15. Jahrhundert eine Stadt, die mit Lübschem Recht bewidmet war, gewesen. Also berichten J. Voß und K. Jessel in einem Beitrag zur Heimatkunde für Schule und Haus: „Die Insel Fehmarn." Zu der Zeit hat Lemkenhafen einen bedeutenden Getreidehandel betrieben und wird ähnlich wie jetzt Burgstaaken der wichtigste Lager- und Hafenplatz der Insel Fehmarn gewesen sein. Ferner gedenkt J. Voß in seiner größeren chronikartigen Beschreibung der Insel Fehmarn der Stadt Lemkenhafen. In einer Fußnote dieser interessanten Arbeit wird berichtet, daß zahlreiche ungedruckte Urkunden im städtischen Archiv zu Lübeck die Stadtqualität dieses Ortes beweisen. Auch Michelsens Bericht: „Der ehemalige Oberhof zu Lübeck" ist hier erwähnt. Nach diesem haben im Jahre 1487 die Fehmaraner Jakob Wilder in Gollendorf und Claus Thomas in Wenkendorf in einer Erbschaftsangelegenheit sich von dem Rate zu Lemkenhafen an den Oberhof in Lübeck gewandt, der dann in dieser Sache das Urteil sprach. Über die Dauer sowie über das Aufhören der Stadtqualität dieses Ortes habe ich nichts erfahren können.

7. Schließlich sei hier noch des Ortes Wesseln, des alten Tausch- und Handelsplatzes Ditmarschens, gedacht. Die ausführlichsten Berichte über diesen Ort bringt jedenfalls v. Maack in der Urgeschichte von Schleswig-Holstein, doch sollen diese unzuverlässiger Natur sein, und die Entscheidung darüber, ob Wesseln einmal Stadt war oder nicht, ist Forschern auf diesem Gebiete zu überlassen.

Was hier zusammengestellt ist, soll nur eine gedrängte Darstellung des Wissenswertesten über die uns bekannten ehemaligen Städte in Holstein sein; die Arbeit erhebt in keiner Weise Anspruch auf eigene Forschung. Obgleich also das hier gebotene Material der Selbständigkeit entbehrt, dürften doch dergleichen Arbeiten nicht unwillkommen sein. Solche Berichte, wenn auch nur skizzenhafte Bilder aus den Urkunden, können geeignete Darstellungen sein, bei unserm Volke mehr und mehr den Sinn für die Geschichte unseres heimatlichen Landes zu wecken und zu heben.

Die poröse Schwimmschlacke unserer schleswig-holsteinischen Nordseeküste.

Ein unkritischer Beitrag zur Frage nach der Herkunft der Schlacke.

Von H. Barfod in Kiel.

Lava oder Schlacke — Natur- oder Kunstprodukt? — An den oft sehr zarten Spuren beabsichtigter Formengebung muß der Altertumsforscher die von Menschenhand geschlagenen Feuersteinartefakte der älteren Steinzeit erkennen. Wie leicht ist auch sein geschärftes Auge Täuschungen ausgesetzt! Selbst vor beabsichtigten Fälschungen müssen Forscher und Sammler auf der Hut sein. Läßt sich der Forscher in seinem Wissensdrange einmal gehen, dann kann er hernach mit dem Schaden auch noch den Spott hinnehmen, wie weiland der Würzburger Paläontologe Dr. J. B. Adam Beringer für die von ihm in der Nähe der Musenstadt aufgefundenen und mit heiligem Ernst und wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelten fossilen Naturdinge, z. B. Sterne, Sonne und Mond, Störche mit Kindern im Schnabel, in Begattung begriffene Frösche und Mücken, die allersonderbarsten Insektenformen usw. Seinen Irrtum erkannte er erst dann, als er auf einem Thonstück seinen eigenen Namen „versteinert" fand: wie mag der gelehrte Mann „versteinert" dareingeschaut haben! Das ihm

gewidmete Werk mit den schönen Kupfertafeln (die Abhandlung erschien um das Jahr 1726) wurde durch ihn bis auf wenige Exemplare aufgekauft und vernichtet; die von spottlustigen Studenten aus Thon gefertigten Fossilien aber treiben noch heute als „Beringer oder Würzburger Spottsteine" in manchen Sammlungen ihr Wesen.[1]) Mitunter handelt es sich um ein unbeabsichtigtes Versteckspiel, in das namentlich der Mineraloge hineingezogen wird, wenn für ihn die Frage entsteht, ob dies oder jenes Fundobjekt den Werkstätten der Natur entstammt oder als ein Erzeugnis menschlicher Thätigkeit anzusehen ist. Kein Wunder, wenn dann die verschiedensten, oft sich widersprechenden Ansichten selbst namhafter Gelehrten laut werden; es beweist uns, wie schwer solche Fragen, allerdings rein wissenschaftlicher Natur, zu lösen sind, trotz der mannigfaltigen und wohlausgebildeten Untersuchungsmethoden, über welche die moderne Wissenschaft verfügt. Ein Beispiel: Über die Natur der sogenannten Bouteillensteine (Moldavite) ist in jüngster Zeit der alte Gelehrtenstreit aufs neue entbrannt. Während sich die eine Partei bemühte, das Mineral zu einer gewöhnlichen Glasschlacke, zu Resten einer altböhmischen Glasindustrie zu degradieren, aus Sammlungen zu verbannen und seinen Namen aus dem Index natürlicher Steine zu streichen, ist die andere Partei bestrebt, den Glauben an die natürliche Herkunft zu retten, die Ursprungsstelle desselben sogar bis in den Weltenraum zu verlegen, die Moldavite also als Aerolithe anzusprechen. Ein ähnliches Geschick hat auch die Schwimmschlacke der Nordsee ereilt: „Produkt aus der Esse des Vulkanos," behaupten die einen, „Simple Schlacke aus den Hochöfen," sagen die andern.

Zu dem, „was die Nordsee giebt," gehört außer dem grauen Schlick zahlreiches Strandgut, als da ist: Schiffsplanken, Bretter und Balken, Ladegut und neben diesen Kennzeichen einer Nordsee auch noch solche Dinge, die nicht mit Schiffsunfällen zusammenhängen, z. B. Vogelleichen, südamerikanische Früchte, Eier von Raja clavata (Keulenroche) und Buccinum undatum (Wellhornschnecke). Namentlich ist es jedoch eine schlacken- oder lavaähnliche Masse, die von Badegästen sehr gern aufgelesen und als Andenken an die „Saison" in die Heimat mitgenommen wird. Das Gestein oder die Schlacke ist an sich völlig wertlos; es mag höchstens hier oder da zur Einfriedigung von Beeten dienen, hat aber trotzdem die Aufmerksamkeit der Insulaner auf sich gelenkt. Kaum hatte ich einen Vortrag über die Herkunft der Schlacke für die vorjährige Generalversammlung unsers Vereins in Schleswig angekündigt, da erhielt ich auch schon von verschiedenen Seiten Proben des Gesteins zugeschickt, Ansichten über die vermutliche Herkunft desselben wurden mir mitgeteilt, oder man bekundete sein gespanntes Interesse für das, was ich über die Schlacke veröffentlichen würde. Leider muß ich mich im Folgenden mit einer unkritischen Darlegung begnügen, will nur versuchen, einen Wiederschein der Ansichten zu geben in der Hoffnung, daß es mir gelingen möchte, den Stein aufs neue ins Rollen zu bringen, damit endlich die Forschung völlige Klarheit schaffe — eine Aufgabe, zu deren Lösung unsere „Heimat" mithelfen könnte.

Wodurch ist das Interesse unserer Anwohner der Nordsee für die Schlacke bedingt? Durch das Aussehen derselben; denn die in Rede stehende Schlacke präsentiert sich als eine dunkelschwarzgraue bis lichtbraune Masse, die mit zahllosen, außerordentlich regelmäßigen, kugeligen Hohlräumen von Stecknadelkopf- bis Erbsengröße und darüber erfüllt ist und von weniger kritisch beanlagten Badegästen ohne

[1]) Vgl. die empfehlenswerte Schrift von Professor Dr. Hippolyt Haas: „Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde," II. Teil, S. 93—95, nebst den beiden gegebenen Abbildungen.

weiteres für einen versteinerten Schwamm gehalten wird (Fig. 1). Die Zellen eines und desselben Stückes sind durchweg einander an Größe gleich. Vom längeren Liegen an der Luft werden die anfangs fast schwarzen Stücke mehr grau, bis sie endlich grauweiß erscheinen oder sich mit einer Rostschicht überziehen. Die Größe der antreibenden Stücke ist sehr verschieden; man findet solche von der Größe einer Haselnuß bis zu Blöcken von 1 m Durchmesser, an 50 kg und darüber schwer, wenn auch in solchen Massen nur selten. Zumeist handelt es sich um faustgroße Stücke, die namentlich an den Strand der friesischen Inseln, die in langer Kette vor der holländischen und schleswigschen Küste liegen, während des ganzen Jahres mit der Flutwelle, nach Stürmen etwas häufiger, am massenhaftesten aber im Spätsommer und Frühherbst, also von August bis Oktober, aufgeworfen werden. Namentlich in dieser Zeit sind fast alle angespülten Schlackenstücke mit grünen Algen (Ulvaceen) und mit Campanularia-Stöcken besetzt, ein Zeichen dafür, daß sie lange auf der Oberfläche des Wassers getrieben haben. Die zahlreichen Zellen, die dem Gestein ein wabenähnliches Aussehen geben, verleihen demselben eine eminente Schwimmfähigkeit, so daß es durch Strömungen und Wellenschlag weit verbreitet werden kann. Das häufige Vorkommen von Kalkröhren des Dreikantenwurms (Serpula triquetra) läßt vermuten, daß die so behafteten Stücke längere Zeit auf dem Boden des tieferen Meeres gelegen haben müssen, weil genannter Wurm nur in größeren Tiefen vorkommt; wie es möglich ist, daß die zu Boden gesunkenen Stücke später wieder ins Treiben kommen, bleibt sonderbar genug. Die den Schwimmschlackestücken oft anhaftenden jungen Gehäuse der Auster (Ostrea edulis) und der klaffenden Feilenmuschel (Lima hians Lov.) sind an sich kein untrüglicher Beweis dafür, daß die Schlacke anfangs am Meeresgrunde gelegen hat, weil die Brut beider Muschelarten in großen Schwärmen an der Oberfläche treibt und sich hier natürlich allen treibenden Gegenständen anhaftet. Lepas anatifera, die sogenannte Entenmuschel (die Schalen bergen allerdings kein Muschel-, sondern ein Krebstier), kommt nur selten auf der Schlacke vor. Das Original zu dem Bilde (Fig. 2) bildet ein besonders wertvolles Schaustück der Sammlung des Lehrers Philippsen zu Utersum auf Föhr.

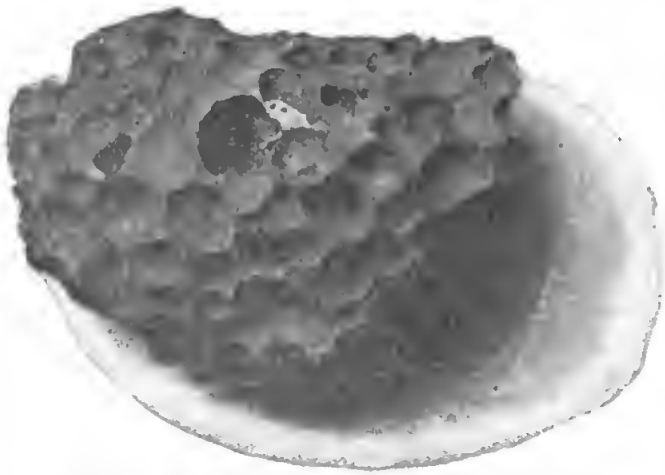


Fig. 1. Poröse Schwimmschlacke der Nordsee.
(Natürliche Größe.)[1])
Photographisch aufgenommen von Lehrer Th. Möller-Kiel.

Seit langer Zeit hat die Herkunft dieser merkwürdigen Schwimmschlacke den Petrographen viel Kopfzerbrechen verursacht; ein Gelehrter darf nämlich auch an den allerunscheinbarsten Dingen nicht achtlos vorübergehen. Petrographisch betrachtet, charakterisiert sich das Gestein als eine Gehlenit-Spinellschlacke, und es ist nur natürlich, daß man die Schlacke für ein vulkanisches Gebilde hielt Ein Lava-

[1]) Die Klischees sind uns von dem Verlage „Natur und Haus," Berlin-Dresden, freundlichst zur Verfügung gestellt worden; die gediegen ausgestattete Zeitschrift sei unsern verehrten Mitgliedern bestens empfohlen.

strom zeigt an seiner Oberfläche, also dort, wo die Erstarrung schnell vor sich geht, eine Rinde von schlackiger, großblasiger, schaumig zerrissener Schlackenlava. Mir sind Proben heller Basaltlava mit Dampfporen aus der Eifel (Ramersdorf bei Bonn, Bausenberg), aus dem Habichtswalde und dunklerer Lava von Medive, Komitat Neograd (Ungarn) bekannt, die, äußerlich betrachtet, in nichts von der Schwimmschlacke der Nordsee verschieden sind. Auch in Mexiko oder Mittelamerika muß eine ähnliche Schlackenlava vorkommen; denn man kennt Statuen von Götzenbildern, die dortige Bewohner aus dieser Lavamasse angefertigt haben. Wo ist aber der vulkanische Herd für die Nordseeschlacke zu suchen? Hier beginnt die Schwierigkeit. Natürlich dachte man zunächst an Island. Allein die Größe und Schwere einzelner Stücke schloß die Identifizierung mit vulkanischen Bomben, die aus dem Krater weit fortgeschleudert werden können, aus, und unter den vom Meere bespülten Lavaströmen Islands findet sich keiner, der eine ähnliche Struktur besitzt. Kapitäne unserer friesischen Inseln glauben ein Gestein der Azoren in der Schwimmschlacke wieder erkannt zu haben; doch sind derartige Mitteilungen immer mit Vorbehalt aufzunehmen. Es ist ferner behauptet worden, daß der Golfstrom die Lava mit sich führe; man suchte aber den vulkanischen Herd auf den Antillen oder in einem submarinen Vulkan. Hier aber bot das Fehlen der Schlacke an den atlantischen Küsten Europas ein zwingendes Hindernis für die Annahme eines derartigen Ursprungs. Man findet nämlich die Schlacke weder an der französischen noch an der irländischen bezw. westenglischen Küste; die südlichste Fundstelle liegt auf Borkum, ein Beweis dafür, daß die Schlacke nicht durch den englischen Kanal in die Nordsee gelangt sein kann. Nach Aussage friesischer Kapitäne treiben bei Irland wohl Bimssteinstücke, nicht aber die aus der Heimat bekannten Lavastücke an; mithin scheint dieselbe auch nicht um die Nordspitze Schottlands herumgekommen zu sein.

Fig. 2. Schwimmschlacke mit der Entenmuschel (Lepas anatifera) und Seemoos (Sertularia argentea). 1/4 d. nat. Größe. (Schaustück aus der Sammlung des Lehrers Philippsen in Utersum auf Föhr.) Photographisch aufgenommen von Lehrer Th. Möller in Kiel.

Je dichter sich der Schleier über die Ursprungsstätten der Schwimmschlacke legte, desto mehr zweifelte man an der natürlichen, d. h. vulkanischen Entstehungsweise derselben, und das umsomehr, als der Leipziger Professor Felix auf Grund mikroskopischer Untersuchungen des Gesteins die Vermutung ausgesprochen hatte, daß man es mit einem künstlichen Produkt zu thun habe. Entweder handelt es sich um die Schlacke der Dampfschiffsheizung oder um ein Nebenprodukt irgend einer Industrie. Ersteres ist wohl ausgeschlossen; denn die antreibende Dampf-

schiffsschlacke sieht ganz anders aus; aber die andere Meinung, die Schlacke sei Nebenprodukt einer Industrie, ist nicht so leicht von der Hand zu weisen. Der Zufall fügte es, daß zwei Forscher zu derselben Zeit (1891), aber völlig unabhängig von einander auf dieselbe und auch wohl einzig richtige Spur gelangten: es waren die Geologen Professor Wichmann in Utrecht und Dr. H. Backström in Stockholm. Einstimmig erklärten beide die Schlacke nicht nur für ein Hüttenprodukt, sondern wiesen auch auf dieselbe Ursprungsstelle hin, nämlich auf das Hochofengebiet von Middlebro an der ostenglischen Küste, wo seit den vierziger Jahren die Eisenerze aus den Cleveland-Hills verhüttet werden. Die im Kokshochofenbetriebe gewonnenen Schlacken werden von mehreren Firmen etwa drei Meilen weit in die Nordsee hinausgefahren und dort versenkt. Der größte Teil sinkt sofort zu Boden; der Rest ist infolge seiner blasigen Beschaffenheit befähigt, an der Oberfläche zu treiben. Die Stücke werden mit der Strömung fortgerissen, oder sie treiben vor dem Winde auf und segeln gegen die Küste, wo sie stranden, infolge ihrer Leichtigkeit vom Winde gefaßt und auf den Strand, selbst bis zur halben Höhe der Dünen geworfen werden. Das Hauptfundgebiet erstreckt sich die friesische Küste entlang, namentlich an den Gestaden der vorgelagerten Inseln vorbei; aber auch an der jütischen Halbinsel und an den fjordreichen Gestaden des Kattegat wird die Schlacke, wenn auch nur vereinzelt, gefunden, noch seltener gelangt ein Stück an die norwegische Küste. Das Fehlen der Schlacke an der belgischen und französischen Küste erklärt sich dann ohne weiteres.

Die chemische Zusammensetzung der Schwimmschlacke soll mit der Schlacke von Middlebro übereinstimmen: 30% Kieselsäure und 2—3% Schwefelcalcium. Der Schwefelgehalt ist auch die Ursache, daß die Schlacke beim Zerschlagen einen prägnanten Geruch nach Schwefelwasserstoff aufweist. In größeren Blöcken habe ich die Poren mit der gelblich-grünen Lösung von Schwefelwasserstoffgas gefüllt angetroffen, die mir beim Zertrümmern der Stücke um Nase und Ohren spritzte, eine keineswegs dankenswerte Zugabe des Gesteins. Der Geruch nach Schwefelwasserstoff macht sich auch beim Zerschlagen natürlicher Lava bemerkbar. Man hat in der Schwimmschlacke kleine Stücke metallischen Eisens und unverbrannten Kokes gefunden; dadurch scheint die wahre Natur unzweideutig festgestellt zu sein. Noch ein anderer Umstand spricht dafür, daß die Schlacke dem Middlebroer Kokshochofenbetriebe entstammt, nämlich das gänzliche Fehlen derselben in älteren geologischen Sammlungen. Es wäre doch höchst merkwürdig, wenn die so häufig und unter auffallenden Umständen auftretende Schlacke den Forschern früherer Zeit entgangen sein sollte, wo doch heute jeder Badegast wenigstens eine Probe nach Hause mitnimmt. Vielmehr muß man annehmen, daß die Schlacke damals noch nicht unter den Treibkörpern der Nordsee vorhanden gewesen ist. Die Möglichkeit wäre natürlich nicht ausgeschlossen, daß in jüngster Zeit ein submariner Vulkan seinen Krater geöffnet hat; eine viel einfachere Erklärung wird aber wiederum durch die Herleitung der Schlacke aus den Middlebroer Werken gegeben, wenn man berücksichtigt, daß daselbst die Versenkung der Schlacken ins Meer ebenfalls erst seit den vierziger Jahren datiert. Freilich neigte sich unser Landesgeologe Dr. Ludwig Meyn der Ansicht zu, daß die Schlacke ein Naturprodukt bilde, weil der ganze Habitus das Gepräge eines Gebirgssteines trägt und das Ansehen hat, als ob sie von sehr großen Massen losgebrochen wäre. Den entschiedensten Gegenbeweis glaubt Dr. L. Meyn in seiner „Geologischen Beschreibung der Insel Sylt und Umgebung" durch den Hinweis darauf, daß dasselbe Gestein in einem Hünengrabe an der dünenreichen Nordseeküste bei Cuxhaven als Mitgabe des darin beigesetzten Kriegers ausgegraben worden sei, geliefert zu haben. Dazu schreibt der leider so früh verstorbene Botaniker Professor Dr. Paul Knuth in

seinem Büchlein: „Botanische Wanderungen auf der Insel Sylt“ (Toudern und Westerland: F. Dröhse, 1890): „Diese Ansicht von L. Meyn scheint sich nicht zu bestätigen. Wie ich von Herrn Direktor Rautenberg in Hamburg erfahre, ist das Cuxhavener Stück blasiger Schlacke bei Sahleuberg im Amte Ritzebüttel in der Nähe des sog. Galgenberges in einer ringförmigen Vertiefung (Graben?) im Flugsande der Düneu, welche sich bis zum Wehrberg bei Duhnen erstrecken, gefunden worden. Jedenfalls ist es nicht in einem eigentlichen Hügelgrab gefundeu und hat somit für die Bestimmung des Alters und der Herkunft dieser rätselhaften Schlacke wohl keinen Wert.“ (S. 65 und 66.) Wie steht es aber um die Herleitung folgenden Fundstücks? Gleich nach der Ankündigung meines in Schleswig zu erstattenden Referats bekundete Herr Lehrer D. N. Christiansen in Süder-Hostrup bei Feldstedt sein Interesse an der Frage nach dem Ursprung der Schwimmschlacke und schrieb mir auf die ihm erteilte Auskunft über die Frage nach dem Alter der Middlebroer Hüttenwerke wörtlich: „Die betreffenden Hochofenwerke stammen also aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Ich habe nun genau dieselbe Schlacke aus dem alten Seedeich bei Deezbüll erhalten. Dieser Deich bildet die Ostgrenze des neuen Christian-Albrecht-Kooges, welcher in den Jahren 1705 und 1706 landfest wurde. Der genannte Deich bestand bereits vor der Eindeichung des Kooges Seedeich, die gefundene Schlacke muß also noch vor 1705 hineingekommen sein. Wie reimt sich das nun mit der Hochofentheorie zusammen?“ Dieselbe Frage richte ich an alle Leser der „Heimat,“ die sich dazu berufen fühlen, alle, die Interesse an dem diesem Aufsatze zu grunde liegenden Gegenstande haben, aus dem Dilemma zu befreien. Wie sehr man auch sonst geneigt sein mag, sich den von den Professoren Baeckström und Wichmann vertretenen Ansichten über die Herkunft der Schwimmschlacke anzuschließen, so kann man doch wohl nicht behaupten, daß ihre Vermutungen über allem Zweifel erhaben seien, haben doch verschiedene Fachleute, namentlich Beamte von Berg- und Hüttenwerken, denen die Schlacke vorgelegt wurde, erklärt, daß keine Hochofenhitze imstande wäre, eine so regelmäßige blasige Struktur zu erzeugen.

Warum ist es aber so schwer, dem Herkommen gewisser Fundstücke — ich denke dabei zugleich wieder an die eingangs erwähnten Moldavite — auf die richtige Spur zu kommen? Antwort: Dieselben Vorgänge, die der Mensch auf sogenanntem künstlichen Wege — hier durch die Macht des Feuers — hervorzurufen versteht, sind und bleiben stets ein Spiegelbild im kleinen von denen in der großen Werkstatt der Natur.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

32. De Preester un de Köster.*)

Meinem lieben Onkel Christian Sach in Lübeck gewidmet.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett mal kên'n Köster hatt.
Do kümmt dar 'n Mann bi em, de söcht Arbeit.
Ja, secht de Prêster, he hett grq' kên'n Köster; wat he kên Köster bi em ward'n will.

*) Abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt‘ Nr. 28. 1899. Diese Geschichte (vgl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg II 354 ff.) gehört zu denen, die mir in meiner Kindheit erzählt worden sind, in dem Hause meiner Großeltern Sach in Braak. Ich hatte aber nichts mehr davon in der Erinnerung als zwei Bilder von

Ja, secht de Mann, dar hett he wul Luß tô, awer he hett 'n Fru un söß Kinner. Wenn he de nakam'n laten dörf, un se künnt dar uk mit vun lęben, denn will he dat wul ünnergan.

Ja, secht de Prêster, dat künnt se; he schall ęr man nakam'n laten.

Do lett he ęr je nakamn un ward Köster bi den Prêster, un in't Kösterhus kümmt he to wgn'n.

Nu ward dat je Winter, un do kümmt je de Tit, wo Swin slacht ward.

Do secht de Prêster mal ên'n Dach to den Köster, wenn de Bur'n slachen dôt, denn schickt se em je ümmer 'n Stück Flêsch hen. Un he mutt ęr je 'n Stück weller henschicken, wenn he slachen deit. Awer wenn he all de Bur'n 'n Stück Flêsch hen schickt, denn behölt he je vun dat ganz Swin sülb'n niks na.

O, secht de Köster, he mutt sin Swin 's abens rech lang' buten häng'n laten, un denn kann he je man segg'n, dat 's em stal'n. Denn dörf [25]) he de Bur'n je niks afgęben.

‚Ja,' secht de Prêster, ‚dat 's uk wgr, dat geit.'

As de Prêster nu slacht hett, do lett he dat Swin 's abens je rech lang' buten häng'n, bet dat balkendüster is.

Do kümmt de Köster awer un halt sik dat Swin wech. Un as he nahęr hen geit, de Prêster, un will dat Swin rin hal'n, do is sin Swin wech.

He je hen na 'n Köster. ‚Si so!' sech 'e, ‚du heß mi wat schöns angęben. ‚Ik schull min Swin rech' lang' buten laten, un nu hebbt s' mi dat stal'n.'

---

einer toten Großmutter: eins, wie sie aufrecht im Kleiderschrank steht, und eins, wie sie zu Pferde, mit einem großen Messer in der erhobenen Rechten, auf ein Haus zujagt und mit dem Messer oben in den Thürbalken fährt. Alles übrige hatte ich vergessen. Ich wußte aber, daß die Geschichte einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte, und deshalb war es mir bei meinen Nachforschungen in erster Linie gerade um sie zu thun. Jetzt ist sie mir und zwar vollständiger als früher erzählt worden von einer alten Frau in Sagan. Mit dieser Alten ist es mir eigen ergangen. Als ich das erste Mal in Sagan war, um mich zu erkundigen, ob es dort eine Frau des Namens gebe — ich war auf sie aufmerksam gemacht worden —, da erzählte sie mir, nachdem sie abends vom Kartoffelsammeln heimgekommen war, in der Aufregung gleich zwei Geschichten, darunter diese. In der Aufregung, denn wie sie hörte, es sei ein Herr da, der sie sprechen wolle, war sie in Angst, daß ich gekommen sei, sie zu arretieren. ‚Och Gott, wat will he,' sagte sie, ‚he will mi doch ne mitnęmen? Ik heff je doch ne stal'n un niks.' Wie ich dann aber nach einigen Tagen wieder kam und recht was zu fischen hoffte — denn diese Geschichte hatte mein Verlangen noch mehr erweckt, und das alte Weib hatte einen Goethekopf —, da wies sie mich, während sie ihren Erbsenbusch zusammenschleppte und von den Ranken reinigte, schnöde ab. ‚Lütt Kinner,' sagte sie, ‚vertell ik wul wat, grot Lü' ne. Wat schall dat bedüd'n? Is dat Gott's Woort? Se künnt je man in 'e Biwel lesen!' Und dabei blieb sie. Den großen Kuchen, den ich für sie mitgebracht hatte, wies sie stolz zurück. Ebenso ein Geldanerbieten, obgleich sie, wohl nicht ganz ohne eigene Schuld, so arm ist, daß sie nach Zigeunerart sich des Nachts Igel fangen soll, um sich das Fett auszubraten. Seitdem bin ich noch mehrmals wieder da gewesen, aber sie weigert sich standhaft. Und wenn sie vorher Wind davon bekommt, daß ich im Dorf bin, rückt sie einfach aus. Sie ist, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, anders als andere Menschen. In der Kate, in der sie mit andern Familien zusammen wohnt, geht sie nicht über die gemeinschaftliche Diele, sondern durchs Fenster, hinter dem sie sich einen Aufbau aus Ziegelsteinen gemacht hat. In ihrer Stube herrscht eine nicht zu beschreibende geniale Unordnung. Vor allem gilt sie als launisch und eigensinnig. ‚Och, de ol Döövel is je dwatsch, dat se niks vertell'n will. Awer wat se ne will, dat deit se ne.' Wie man aber über ihre geistigen Fähigkeiten denkt, dafür ist folgende Geschichte bezeichnend. Als mal ein Bauinspektor ins Dorf kommt zur Baubesichtigung (das Dorf Sagan ist, wie Griebel, ein Fideikommiß des Großherzogs von Oldenburg) und er bemerkt die Alte in ihrer zigeunerhaften Gewandung — ein kurzer Rock, unter dem das Hemd hervorguckt —, da fragt er eine der Miteinwohnerinnen, mit der Alten sei es wohl nicht ganz richtig, die sei wohl ‚ne rech klook.' Und was wird ihm zur Antwort? ‚De? Ja, Herr Enspektor, de is klööker as Se!'

‚So is 't rech!' secht de Köster, dar schall he man bi blib'n.

Nę, secht de Prêster, he mênt dat so, sin Swin is wech.

Ja, secht de Köster weller, so mutt he segg'n, wenn de Bur'n dat löb'n schüllt.

Un dar geit de Köster ne vun af, de Prêster kann segg'n, wat he will.

Do denkt de Prêster toletz, de Köster bêrt man so [1]) un will em man ne verstgn: he hett dat Swin am Enn' sülb'n stal'n. Un do fall't em mit 'n mal in, dat de Köster em dat je grg' angęben hett, dat he sin Swin rech lang' buten laten schull, un do denkt he: ‚Dat Swin, dat hett anners nüms stal'n as de Köster.'

Nu gruwelt he dar je ümmerlos ȫwer na, wo he dat rut krigen will.

Toletz, do denkt he, he will segg'n, he mutt up 'n pgr Dag verreisen, un denn will he sin ol Grußmudder int Klederschapp [2]) krigen un dat Schapp so lang' bi den Köster henstell'n. Un denn schall de Olsch ęr belur'n.

Na, he kricht sin ol Grußmudder je int Klederschapp, gifft ęr so vęl Brot un Kees mit, dat se vör 'n pgr Dgg wat to lęben hett, un do geit he hen na 'n Köster un secht, he mutt up 'n pgr Dag verreisen, wat he sin Klederschapp dar man so lang' bi em henstell'n schall. [26])

Ja, secht de Köster, dat kann dar je gêrn so lang' bi em stgn.

Do ward dat Schapp je rȫwer transpertêrt un in den Köster sin Stuw henstell't, un de Prêster reist af.

Nu 's abens, as de Köster mit sin Fru un Kinner an 'n Disch sitt, un se dôt sik dar rech wat bi to gô', bi dat Swinflêsch, do secht ên vun de Jungs: ‚Vadder, wat smeckt ênmal den Prêster sin Swinflêsch sôt!'

As dat de Olsch hȫrt int Klederschapp, do ballert se an de Dȫr un röppt: ‚Denn hebbt ji Takeltüch dat doch stal'n! Dat he' 't mi dusen nog [3]) dacht.'

De Köster de verfêrt sik [4]) un secht: ‚Si so, nu 's 't Spill verraden! Wat stell' wi nu up?'

He mgkt dat Schapp apen un gifft de Olsch ên'n mit 'n Hamer vör 'n Kopp. Un do pruppst he ęr so vęl Brot un Kees in 'n Hals, as dar man jigg'ns [27]) rin geit, dat de Prêster mên'n schall, se hett sik dar an stickt. Un do mgkt he dat Schapp weller tô.

As de Prêster nu wa' trüch kümmt vun sin Reis' un he mgkt dat Schapp apen to Hus un will de Olsch utlaten, do steit se dar je un is dot un hett den ganzen Hals vull Brot un Kees.

‚Wat ênmal 'n Stück Arbeit!' denkt de Prêster. ‚Wenn dat utkümmt, dat bringt je 'n bösen Upwand.' [5])

He hen na 'n Köster un secht, sin ol Grußmudder hett Brot un Kees ęten un hett sik dar an stickt. Hê schall ęr doch wechbring'n un inpurr'n, dat dar doch man blots kên Minsch wat vun to węten kricht. He will em uk hunnert Daler gęben.

Ja, gêrn, secht de Köster, dat will he wul dôn. Un de Prêster gifft em hunnert Daler.

Nu 's abens, as dat düster is, do dricht he je los mit de Olsch. Eers bêrt he so, as wenn he mit ęr na 'n Kirchhoff will. Awer as he den Prêster ut 't Og is, do bögt he awwas [6]) un bring't ęr na den Prêster sin Backhus hen — den Prêster sin Kȫksch hett 'n annern Morgen backen wullt, dat hett he węten, de Köster — un dar stell't he ęr vör 'n Backtroch hen, mit bei' Arms in 'n Dêch.

Annern Morgen, as de Kȫksch na 'n Backhus geit un se mgkt de Dȫr apen, do steit de Olsch dar je.

Na, denkt se, wenn Grußmudder al sülb'n bi is, denn kanns du je wiltdes wat anners dôn. Un darmit kêrt se üm un kümmt weller in 'n Huf' an.

‚Na,' secht de Prêster, ‚wat hett dat up sik? Wi wull'n je doch backen vunmorgen.[28]) Schall dat no' ne los ggn?'

‚Ja,' sech' se, ‚Grußmudder is al sülb'n bi to backen. Denn kann ik je man min anner Arbeit dôn.'

De Prêster verfêrt sik je un geit sülb'n hen.

Richti, do steit de Olsch dar vör 'n Backtroch, de Ärmeln upkrempelt un bei' Arms bet an 'n Ellbagen in 'n Dêch.

Den Prêster treckt de Grẹsen dör. He sleit gau de Dör wa' tô un dat na 'n Köster hen.

‚De Olsch is weller kam'n,' sech' 'e, ‚se steit in 'n Backhus un backt. Wat stell' ik ênmal up?' Un he bidd't den Köster, he schall ẹr doch wa' wech bring'n un inpurr'n, he will em uk noch mal wa' hunnert Daler gẹben.

‚Ja, gêrn,' secht de Köster, ‚dat schall wul besorgt ward'n.'

Na, 's abens, as dat düster is, do slẹpt de Köster je wa' los mit de Olsch un slẹpt ẹr na den Prêster sin'n Körnbön rup. Dar stellt he ẹr bi 'n Wêtendutt hen un gifft ẹr 'n Schüffel in 'e Hänn', as wenn se bi den Wêten to schüffeln is. Un do mgkt he dat ên Fiuster apen, streit 'n pgr Handvull Wêten buten rut, un do mgkt he sik ut 'n Smok.[7])

Annern Morgen, as de Prêster sin Finster apen mgkt un will mal int Wẹder kiken, do ward he den Wêten je wgr.

‚J,' denkt he, ‚wo kümmt de Wêt dar hen?'

He kikt ünnerhöch[8]) — do steit dar 'n Finster apen up 'n Bön.

‚Dôwel,' denkt he, ‚wat hett dat to bedüd'n?'

He to Bön an un mgkt de Dör apen: do steit des Dôsters de Olsch wa' dar un is bi 'n Wêten to schüffeln.

He wa' hen na 'n Köster un secht: ‚De Olsch is wa' dar. Se steit up 'n Bön un schüffelt den Wêten ut 't Fiuster. Wo schall ik ẹr ênmal vun 'n Liw los ward'n?' Un he bidd't den Köster so vẹl, he schall ẹr doch wa' wechbring'n un dêp inpurr'n. He will em uk noch mgl wa' hunnert Daler gẹben.

De Köster secht je wa' ja un kricht je weller sin hunnert Daler.

's abens, as dat düster is, do sett he sik je wa' af mit de Olsch. Un do bring't he ẹr na sin Hus hen, un dar verstickt he ẹr.

Annern Dach, do kümmt dar 'n Juden bi em mit 'n groten Packen up 'n Nacken. Un de Köster köfft em Büxentüch af vör sin Jungs.

As he sin'n Packen weller töknütt hett, de Ju', do frächt de Köster em, wat he al bi den Prêster weß is.

Nẹ, secht de Ju', dar mach he ne henggn.

O, worüm dat ne, secht de Köster, de Prêster nimm't em doch uk sachs[29]) wat af.

Ja, secht de Ju', denn will he awer êrs mal to Wêrtshus un will sik Môt drinken.

As de Ju' nu wech is — sin'n Packen hett he so lang' bi den Köster laten —, do kümmt de Köster bi un packt de Olsch mit na den Packen rin, un do knütt he den Packen weller tô.

As de Ju' wa' trüch kümmt ut 't Wêrtshus un he nimm't sin'n Packen up 'n Puckel,[9]) do is he je so swar, de Packen.

He denkt awer, dat kümmt darvun, dat he sik int Wêrtshus ên'n uppackt hett, un slẹpt je mit sin'n Packen los.

Nu kümmt he je bi den Prêster an un mgkt sin'n Packen apen. ‚Nehmen

Sie dies, Herr Pastor,' sech' 'e, ‚das ist fein. Oder nehmen Sie dies,' sech' 'e, ‚das ist noch feiner.' Un so nimm't he ümmer ên Stück na 'n annern ut sin'n Packen herut. ‚Nehmen Sie dies,' secht he toletzt, ‚das ist das allerfeinste.' Un so as he dat Stück herut nem'n deit, kümmt de Olsch to Ruum.

De Ju' lett sin'n Packen in Stick un makt, dat he ut 'n Hus' kümmt. Un de Prêster hett de Olsch je weller up 'n Liw.

He je wa' hen na 'n Köster un klagt em dat, wo em dat geit mit de Olsch. Un he bidd't em so vel, he schall er doch wa' wech bring'n un schall er so dêp inpurr'n, dat se sin Dag ne weller kümmt. He will em uk noch mal wa' hunnert Daler geben.

Na, de Köster secht dat je weller tô un kricht je wa' sin hunnert Daler.

's abens, as dat düster is, do puckelt he je weller mit de Olsch af. Un do bring't he er hen na den Prêster sin Wei'koppel. Dar hett den Prêster sin ol Töt [10]) up 'e Wei' gan mit er'n twêjöri'n Fal'n. [11]) Un do kümmt he bi, de Köster, un snall't de Olsch up den Fal'n fatz un gifft er 'n Gaffork [12]) ünnern Arm.

Nu hett de Prêster den annern Dach utriden wullt, un 's morgens — dat 's noch so in 'n Schummern [13]) weß —, do geit he hen un will sik de Töt vun de Koppel hal'n.

As he na de Koppel kümmt, do steit de ol Töt al vör an bi 'n Slabbôm. [14]) De Fal, wo de ol Grußmudder up seten hett, hett bet awwas [15]) gan, un de Prêster hett sik wider ne an em kêrt.

Nu kricht he de ol Töt den Halter [16]) je üm un sticht up. Un as he ut 't Dörlock ritt, do kikt he sik mal üm, wat de ol Fal uk wul nakam'n deit — alleen hett de Fal dar je ne bliben kunnt up 'e Koppel —, do ward he de Olsch je war.

He schütt in ên'n Dutt [17]) un gifft de ol Töt de Hacken. Awer de Fal kümmt je achter de Töt an lopen, un up den Fal'n sitt de Olsch je up mit de Fork, as wenn se den Prêster dar mit dörjagen will.

Den Prêster kamt de Gar to Barg, un he lett lopen, all' wat 't Tüch hol'n will. Awer de Fal kann je duller lopen as de ol Töt, un de Olsch mit de Fork kümmt em je ümmer neger up 'e Hacken.

Toletz, up 'e Hostę', [18]) is de Olsch al ganz kort achter em, un dar selt niks an, un he kricht de Forkentinn'n [19]) twischen de Ribb'n. Awer to 'n Glück'n hett de Grotdör man half apen stan. Un wilt [20]) de Prêster up de ol Töt na de apen Dör rin flutscht un na de Grotdel rup sus't, wiltdes fart de Olsch mit de Fork gegen de tô [21]) Dör an, un vun den Stot flücht de Olsch achteröwer, un de Fal steit still.

Nu de Prêster je weller na 'n Köster hen un klagt em, wo em dat geit mit de Olsch, un wat he vör 'n Angs utstan hett. Un he bidd't em vun Himmel to Eer, he schall er doch wa' wech bring'n. He will em uk noch mal wa' hunnert Daler geben. He schall er awer noch vel dêper inpurr'n; süß kümmt se doch weller.

‚Na,' denkt de Köster dunn, ‚na diss'n [22]) heß em je wul nog extert.' [30]) Un do bring't he de Olsch hen na 'n Kirchhoff un purrt er dar in. Un do is se uk ne weller kam'n. —

'n par Dag naher, do geit de Prêster mal öwer 'n Kirchhoff, un do sünd de Jungs dar to spel'n, den Köster sin Jungs uk mit. Un as de Prêster dar verbi geit, do secht de ên Kösterjung grag' to de annern Jungs: ‚Min'n Fôten un din'n Fôten, [23]) un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Wat se's du dar eben?' secht de Prêster. ‚Sech dat noch mal, min Jung.'

‚Ja,' secht de Jung, ‚ik se wider niks as: ‚Min'n Fôten un din'n Fôten, un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Min Jung,' secht de Prêster, ‚hier heß du 'n Daler, denn sech dat Sünndach in de Kirch noch mal. Ik sech denn, wenn de Prędig ut is: ‚Jetzt wird ein unmündig Kind aufstehen, und was das Kind sagt, das ist die Wahrheit.' Un denn sechs du dat.'

Na, de Jung de löppt je mit sin'n Daler hen to Hus un wis't sin Vadder den'.

‚Jung,' secht de Köster, ‚wo büß bi den Daler kam'n?'

‚Ja,' secht de Jung, ‚den' he' 'k ęben vun 'n Prêster kręgen. Ik schall Sünndach in de Kirch segg'n: Min'n Fôten un din'n Fôten, un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Jung,' secht de Köster, ‚du ünnersteis di ne un sechs dat. Wenn he di upropen deit, de Prêster, dat du dat segg'n schaß, denn sechs du: ‚Min'n Fôten un din'n Fôten, un de Prêster hett den Köster sin Swin stal'n.'[24])

Na, sünndg's, as de Prędig ut is — de Prêster steit noch up 'e Kanzel —, do secht he: ‚Jetzt wird ein unmündig Kind aufstehen, und was das Kind sagt, das ist die Wahrheit.' Do steit de Jung up un secht: ‚Min'n Fôten un din'n Fôten, un de Prêster hett den Köster sin Swin stal'n.'

Do haut de Prester up 'e Kanzel un röppt: ‚Dat 's hal mi der Dôster ne wgr!' un darmit vun de Kanzel raf un ut de Kirch herut.

Vun de Tit an hett he den Köster tofręden laten mit dat Swin.

Nach Frau Anna Schl. geb. Kloth in Sagau, geb. 1828 in Sagau (s. Nr. 30).

Anmerkungen: [1]) geberdet sich, thut nur so. [2]) Kleiderschrank. [3]) Der Ausdruck ist gemischt aus ‚das hab' ich mir tausendmal gedacht' und ‚das hab' ich mir genug gedacht.' [4]) erschrickt. [5]) Aufsehen. [6]) biegt er abwärts d. h. abseits. [7]) aus dem Staube, eigtl. Rauch. [8]) statt ‚in de Höch.' [9]) Rücken. [10]) Stute. [11]) Fohlen, Füllen. [12]) eigtl. Garwfork, zweizinkige Forke (Gabel) für Garben. [13]) in der Dämmerung. [14]) Schlagbaum. [15]) weiter abseits. [16]) Halfter. [17]) schießt in einen Haufen d. h. fährt zusammen. [18]) Hofstelle, eigtl. ‚Hofstę'. [19]) Forkenzinken. [20]) während. [21]) die zu'e Thür d. h. die zugemachte. [22]) nach diesem d. h. nachgerade. [23]) Dieser Ausdruck wird jetzt nicht mehr verstanden und ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie treu das Volk beim Weitererzählen an der überlieferten Form festhält. Es ist offenbar eine alte Beteuerungsformel, deren Bedeutung sich ergiebt aus einem Zitat in Lübbens mnd. Wörterb. unter vot: ‚Wer von ihm etwas anderes wüßte als Ehrenwertes, der sollte kommen un setten sine Fööt bi den sinen,' d. h. ‚der sollte vor Gericht neben ihm erscheinen und den Rechtsstreit beginnen.' [24]) Die Erzählerin gebrauchte einen Ausdruck, der sich an dieser Stelle nicht wiedergeben läßt. [25]) braucht. [26]) darf. [27]) sprich: jing's, irgend. [28]) heut Morgen. [29]) vielleicht. [30]) gequält, abgehetzt.

Nachtrag zu Nr. 31. De klook Bur. In Svend Grundtvigs dänischen Volksmärchen (Bd. 1 übers. von W. Leo, Bd. 2 von Ad. Strodtmann) findet sich 1, 77 ff. eine vollständigere Fassung (‚Der Schatz') folgenden Inhalts.

Ein armer Bauer findet beim Pflügen einen Kasten mit Geld. Seine Frau kann nicht schweigen, und das Gerücht kommt auch dem Gutsherrn zu Ohren, dem der Acker gehört. Wie der Bauer eben in die Stadt gefahren ist, erscheint der Gutsherr, um sich zu erkundigen. Die Frau gesteht ihm offen, es sei so, und erzählt nachher auch ihrem Mann, was sie dem Gutsherrn gesagt habe. Der Mann fährt am nächsten Tage mit seiner Frau zur Stadt, belegt dort sein Geld, kauft dann Semmeln, die er in seinen Futtersack steckt, und fährt abends wieder heim. Die Frau, die er im Wirtshaus gut traktiert hat, schlummert den ganzen Weg. Als sie eine Strecke gefahren sind, wird sie durch eine Semmel geweckt, die ihr auf den Kopf fällt, und dann wieder durch eine, die ihr in den Schoß fällt, und so oft sie wieder einnicken will, wird sie aufs neue durch herabfallende Semmeln geweckt. Sie glaubt, daß es Semmeln regnet, und ihr Mann bestärkt sie in dem Glauben. Wie sie an dem Hof des Gutsherrn vorbeifahren, wird die Frau durch den Schrei eines Esels geweckt. Der Mann macht ihr weis, es sei der Gutsherr, der so schreie, weil er von dem Teufel gepeitscht werde, dem er die schuldigen Zinsen nicht bezahlen wolle. Als sie daheim sind, lügt der Mann ihr vor, er habe in der Stadt gehört, daß der Feind ins Land gebrochen sei und noch diese Nacht da sein werde. Sie solle sich im Kartoffelkeller verkriechen. Dann geht er mit seiner Büchse in den Hof und ruft und schießt die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen erzählt er seiner Frau, es habe eine große Schlacht stattgefunden. Nach einigen Tagen kommt der Gutsherr wieder. Der Bauer will kein Geld gefunden haben. Der Gutsherr beruft sich auf die Aussage der Frau. Ja, mit der sei es nicht ganz richtig. Nun wird die Frau gerufen. ‚Ja,' sagt sie, ‚ich war selbst mit

in der Stadt, als wir das Geld belegten.' ‚Wann war das?' ‚Ja, das war damals, als es abends Semmeln regnete.' ‚Unsinn!' sagt der Gutsherr, ‚wann war das?' ‚Ja, das war an dem Tage vor der großen Schlacht.' ‚Ach was, Schlacht!' sagt der Gutsherr, ‚wann war es, daß ihr in der Stadt gewesen seid?' ‚Ja, das war an demselben Tage, als Euch abends der Teufel peitschte.' Da ist der Gutsherr überzeugt, daß sie verrückt sei, und reitet fort. Der Bauer aber kauft sich für sein Geld in einer andern Gegend einen großen Hof.

Mitteilungen.

1. Hausinschriften in Apenrade. [1])

I. Fischerstraße 150.

Ich trav und bav auf Gott allein,
Gott soll allein mein Helffer sein.
Anno 1779.

II. Süderthor 160.

Solo Deo gloria.
Alles was Du thust, bedenke das Ende,
Greif weislich an und sey behende,
Sei fürsichtig und halte Dich schlegt
Sei auch nicht zu hastig und bedenke Dich regt.
Anno 1772.
Jacob Schwenesen.
Catharina do.

III. Süderthor 162.

Solo Deo gloria.
Wie Gott es fygt
Bin ich vergnygt.
Anno 1772.

IV. Süderstraße 192.

Wer Jesum liebt
J. R. Und veste traut C. F. R.
Hat hier und ewig
Wohl gebaut.
d. 3. Juli 1744.

V. Fischerstraße, Hofplatz des Dr. med. Wiemer.

Wer Gott vertrawt
Hat wol gebawt.
Gott allein die Ehre.
A. R. Anno 1665. M. R.

VI. Schloßstraße 240.

Mach zwar Mancher mich beneiden,
Was mir Gott gönnd müssen sie leiden.
Anno 1798.

VII. Schloßstraße 248.

An Gottes Segen ist alles gelegen.
Viel Leute um mich, bekümmern sich
Und hätten wol, beyde Händ voll
In ihrem Haus, zu segen aus.
Nar, straf erst dich, alsden sein mich.
Vor Deiner Thür, kehr mit Gebühr,
So wird bald rein, die gantze Gemein.
Hans Petersen Schade.
Botela Hansens Schade.
Soli deo Glori.
Anno 1733.

Hamburg.

VIII. Schloßstraße.

Dominus protechtor Meus.
Anno 1767.

IX. Neuestraße.

Gott allein,
sonst Niemandt mehr,
vollkommen ist,
dem sey die Ehr.
Anno 1750.
S. D. G.

X. Neuestraße.

Hätten mich has, leid, neid gefressen
So hätt man meiner längst vergessen.
Anno 1748.

XI. Neuestraße.

Ach laß Herr Christ
Zu jeder Frist
Nach Deinem Wort uns gehen.
Jürgen Thomsen.
Maria do.
Anno 1740.

XII. Große Töpferstraße.

I. Paral. 18, 16.
Wer bin ich Herr Gott
Und was ist mein Havs
Daß Du mich bis hieher gebracht hast.
E. Anno 1743. S.

XIII. Kleine Töpferstraße.

Hilff Gott das ich meinen Feind
mit Sandfftmuht überwinde.
Anno 1757.

XIV. Neuestraße.

Ich trau und bau auf Gott allein
Gott wirdt allein mein Helffer seyn.
Anno 1767.

XV. Wollesgasse.

Soli Deo Gloria.
Wenn Neid und Haß dich plagen
So solt du nicht verzagen
Will Gott dich Hoch erheben
Mag Niemand Wider-Streben.
Anno 1755.

Robert Körner.

[1]) Die Inschriften sind genau mit den vorhandenen Fehlern und Mängeln abgeschrieben.

2. **Schülp und Luhnvieh.** Zu den im heutigen Plattdeutsch gänzlich außer Gebrauch gekommenen Grundwörtern gehört das im Mittelniederdeutschen überaus häufige vi, auch vie, vy, fy, fyy, vihe (vigge?) geschrieben. Während die Urkunden und sonstige ältere Schriftwerke diese Schreibart aufweisen, ist in neuerer Zeit, nachdem das Wort aus der Umgangssprache verschwunden war und nur nach dem Klang aus der Überlieferung niedergeschrieben wurde, vielfach die Schreibung vieh aufgekommen, welche völlig irreleitend ist. Da mit vi gebildete Orts- und Flurnamen aber in ganz Nordwestdeutschland reichlich vorkommen und das Wort auch für sich in Urkunden mehrfach angetroffen wird, so läßt es sich unschwer entweder aus der örtlichen Beschaffenheit der betreffenden Gegend oder aus dem Zusammenhange deuten. Da heißt es z. B. in einem mnd. Schriftstück: Dat stichte (Stift) hefft in erste V. stige tynsswine (Zinsschweine) alle yare uth deme vy — und die Bewohner heißen etwas weiter „de vilude." Weiter findet sich ein „ellhornsvy" und ein Viehland bei Bremen. Doch braucht man über die Grenzen Holsteins zwecks Deutung des Namens garnicht hinauszugehen. Auf der Hademarscher Feldmark z. B. giebt es ein „Grote Vie," „grote Viewisch" und „Käthners Viewisch"; ferner heißt eine Stelle im Dorfe Kopperpaht bei Kiel Viehdamm und eine in der Nähe belegene, jetzt Kopperpahler Teich genannte moorige Niederung hieß in älteren Urkunden aus dem 13. Jahrhundert: Kopelparer vi. In einer andern Urkunde wird dat fyy unde strut uppe der heide erwähnt. Als weiteren Beleg kann man noch Hohenwestedt, ehemals Hogen Wistede, und Lütken Wistede anführen. Wi und Vi sind sicher dasselbe Wort. Aus alledem geht ohne Zweifel hervor, daß man im Mittelalter und im Anfang der Neuzeit unter vi einen Bruch oder moorige Niederung oder auch schlechthin Moor verstanden hat. Die Zusammensetzungen mit diesem Grundworte vi sind mannigfacher Art: Viehburg bei Kiel, das schon erwähnte Viehdamm und Luhnvieh, Hof an der Luhnau bei Rendsburg. Ganz versteckt liegt es auch in dem mehrfach als Dorf- und Flurname auftretenden Schülp, vormals Scullebi, Sculleby und Scullebvi. Da es sich hierbei um Namen außerhalb des dänischen Sprachgebietes (Jevenstedt, Kiel, Rendsburg) handelt, so ist das by oder bi als eine Art von Analogiebildung nach dem dänischen by und die Form Scullebvi als die allein richtige anzusehen. Kommt doch auch Lunebi statt Lunevi (jetzt Luhnviel) vor. So ist es z. B. auch grundfalsch, Namen wie Harkamp, Haardörp (vgl. Unner'n Haardörp in Hademarschen) mit dem dänischen hare = Hase in Verbindung zu bringen. Wahrscheinlich liegt hier hor = Schlamm, Kot zu grunde. — Doch zurück zu Schülp: Aus Scullebvi wurde durch Kontraktion Schülp, wobei sich aus dem hinten fortgefallenen i sprachgesetzlich ganz folgerichtig auch der Umlaut ü entwickelt hat, ähnlich wie aus dem ahd. gasti Gäste geworden ist. Daher ist auch die Ableitung von schelp = Schilf zu verwerfen. Es handelt sich nun noch um die Deutung von Scule, Schul. Auch diese ergiebt sich auf einfachem Wege. Es ist das niederdeutsche schule, schul [1]) ein Versteck oder Schutzort, etymologisch jedenfalls verwandt mit dem noch gebräuchlichen Zeitwort „schulen," d. h. aus dem Versteck oder Verborgenen sehen, damit es der Angesehene nicht merke. Verwandt ist auch das dänische skjule = verstecken. Wie nun „schulen" von Schul, so ist sicher auch „schülpern" von „Schülp" abgeleitet. Was „schülpern" bedeutet, weiß jeder, ohne daß er über die Etymologie des Wortes belehrt zu werden braucht. Zu zweien oder in einer langen Reihe angefaßt im Gleichschritt über das dünne Eis laufen, so daß es gehörige Wellen wirft, oder auf einer einzelnen Scholle auf und nieder zu balancieren, dieses ebenso beliebte als gefährliche Spiel nennt man bekanntlich so. Ebenso schülpert auch ein Moor (vgl. Klaus Groths Dichtungen) und kann man auf einer dünnen Moordecke schülpern. — Nachdem ich nun das „Vieh" von allen Seiten beleuchtet habe, wird der Leser wohl auch gerne erfahren, was für eine Bewandtnis es mit dem „Luhnvieh" und mit den verwandten Namen Luhnaue und Luhnstedt haben mag. Ich halte das darin steckende Bestimmungswort für den Namen einer hier zu Lande sehr verbreiteten Wasserpflanze, deren lateinischer Name Veronica Beccabungae lautet (aus dem hochdeutschen „Bach-bunge" gebildet und also wohl „Männertreu an der Fischreuse [Bunge] im Bach" bedeutend), und deren niederdeutscher in der Form „luneke" — scheinbar einem Diminutivum von lun oder lune — bezeugt ist. Verwandt ist diese Pflanze mit anagall. aquat. Wasserpflanze und Moor (Bruch) reimen sich wohl zusammen, und so wäre es für mich sehr interessant, zu erfahren, ob die betreffende Wasserpflanze in unserem Lande auch heute noch im Plattdeutschen lun, lune, luneke oder ähnlich genannt wird.

Kiel. Dr. A. Gloy.

3. **Eine Erinnerung aus der Zeit von 1848—50.** Ein Mann, der den schleswig-holsteinischen Krieg als Dragoner mitmachte, erzählt: Dat weer, as wi mit unſ' Armee in Jütland legen, dar kreg eenmal de Leutnant von unſ' Swadron den Befehl, Stroh för

[1]) Ein ganz anderes Wort ist selbstverständlich die Schule, Lehnwort aus dem lateinischen schola.

dat Biwak uptodriwen. He nöhm eenige Lür. ik datwischen, mit sik, un bald harrn wi een schönen Burnhof funn'n. Dat dur ok garnich lang, so weer een grot För (Fuder) Stroh uplad. Nu schull de Bur sien Peer ut 'n Stall kriegen un dat Stroh an Ort un Stell bringen. Da denk sik ewer eener de Bosheit an! He sä, he harr keen Peer, de weern weg. „Da's 'n schön Geschich," sä de Leutnant to mi, „wat nu?" „Och wat," sä ik, „Peer mütt daher! Latn's mi man maken, de Bur will blot sien Peer nich rasrücken." In de Tid weer ok de Smid ut de Nahwerschop hentokam. He sä ok, dat keen Peer dar weern. „Töf," sä ik, „ji Lumpnhunn, ji sind beid een paar düchtige Kerls; een, twee, dree spannt ju vörn Wagen un föhrt dat Stroh an sien Ort!" Darbi lang ik ehr „smarks, smarks" een paar mit een Pitsch ewer den Puckel. Se wulln erst nich, doch de Pitsch dö dat Nödige. Se harrn ewer den Wagen noch keen Stuv bret trocken, as de Smid den Strang falln löt, den Burn in 'n Bostn tosaten kreeg, em schüttel un darbi röp: „Glövst du fule Knast, dat ik dien Stroh fläpen will? Woto hest dien dicken Peer?" Wi füng'n luthals an to lachen. De Bur hal sien Peer ut 'n Verstek, un alls weer god. „Du büst een Baskerl," sä de Leutnant. Unf' Lür ewer weern froh, dat se Stroh harrn.

Kiel. G. F. Meyer.

4. **Plattdeutsche Rätsel.**

1. Wat is dat, wat up'm Fel'n liggt, vun dat man all de Ripp'n tell'n kann? [Plögt Land.]
2. De dat makt, de behöllt dat nich, de dat kriegt, de weet dat nich, de dat drägt, de wüllt dat nich. ['n Sarg.]
3. 'n ganz'n Stall vull brun Peer un dar 'n hölten Heier vör. ['n Backaben vull Brot.]
4. Isern Peerd mit 'n fleff'n Steert. [Nähnadel mit Faden.]
5. Grotjohann Lang'n lett de Stang' hang'n, weiht de Wind, so flengt de Stang'n. [Ziehbrunnen.]
6. Gröner as Gras, Witter as Flas, Spitzer as 'n Klockturm. [Binse, deren Mark weiß gefärbt ist.]
7. Wat run rum um Hus löpt un kiekt in alle Löcker. [Sünn.
8. Wat dörch 'n Tuum krüpt un rögt keen een Tweeg an. [Sünn.]
9. Binn'n blank un buten blank, do Blaut un Fleesch mang. [Fingerhut.]
10. Hölten Hus mit 'n isern Dör, siev sünd dar in un siev sünd dar vör. [Häckselladе.]

Hamburg. W. Fricke.

5. **De Mund in 'e Püntj.** Im Jahrgang 1898 der „Heimat" S. 192 veröffentlichte Herr Eschenburg in Holm eine Erzählung aus dem Volke: „De Mund in 'e Püntj." Im Fürstentum Lübeck hörte ich so erzählen: Eine Hausfrau erwartet Besuch. Da sie im Dorfe wegen ihres großen Mundes verschrieen ist, übt sie schon am Tage vorher, beim Sprechen einen möglichst kleinen Mund zu machen. Die „Kökfch" fragt: „Fru, wat schall ik morgen kaken?" Fru: „Ebsen!" (sehr kurz gesprochen). Kökfch: „Wat?" Fru: „Ebsen!" (ebenso). Kökfch: „Wat?" Fru (ärgerlich): „Arsen! du Dewel! (breit) gah heu nu bestell de Frömm aff."

Kiel. G. F. Meyer.

6. **Die Jagler als „Schildbürger."** Die Jagler (Jagel bei Schleswig) sind ehedem durch ihre tollen, dummen Streiche bekannt geworden. Bei alten Leuten der Umgegend heißen sie heute noch im Scherz „de dollen Jagler." Müllenhoff weiß nur die Geschichte, laut welcher erst ein Sperling die Jagler darüber belehren muß, wie man einen Balken in ein Haus transportiere, zu erzählen. Es kursieren aber noch andere Geschichten im Munde der Leute, welche dem Leser der „Heimat" vielleicht nicht ohne Interesse sein werden.

a. Die Jagler Wippe. Jagel war früher mit einem Wall umgeben. Bei Errichtung desselben hatte man im übergroßen Eifer vergessen, ein Thor in dem Walle anzulegen. Jetzt war guter Rat teuer. Wie sollte man hinaus- und hereinkommen? Man riet hin und her und verfiel schließlich auf den „herrlichen" Gedanken, eine Wippe über den Wall zu legen. Jedermann konnte nun doch hinübergehoben werden. Schließlich mochte dies umständliche Verfahren den biederen Jaglern zu unbequem geworden sein, denn in einem Gemeinderat kamen sie überein, nachdem sie von der Möglichkeit einer derartigen Einrichtung überzeugt waren, ein Thor zu bauen. Im ganzen Dorfe war nicht ein einziger Zimmermann aufzutreiben; so beauftragte man einen Dorfinsassen, bei einem Handwerker des Nachbardorfes ein Thor zu bestellen. Um nun nicht zu vergessen, daß es ein Thor sein solle, wiederholte der Bote fortwährend die Worte vor sich hin: „Dor, Dor, Dor hait" (Thor heißt es). Hier nicht zu erörternde Umstände lassen ihn aber unterwegs seine Bestellung vergessen. Tief sinnend steht er am Wege, das Auge stier auf die Erde gerichtet.

„— — — — — — — —
Hier hess ik dat vergęten,
hier will ik dat ok weller węten."

Da kommt ein Reiter und fragt den Mann: „Na, Mann, was hast du da vor?“ Der Gefragte läßt sich nicht stören. Schließlich vergeht dem Reiter die Geduld und er sagt: „Ach was, Thorheit!“ „Jo, jo,“ sagt der Mann, „Dor hait.“ Die Bestellung wurde gemacht und das Thor geliefert. Seitdem steht die Jagler Wippe in der Ecke und wird nur gelegentlich einmal wieder hervorgeholt. Wenn es etwas für menschliche Kräfte zu schweres zu heben giebt, dann kann man jetzt noch die Redensart hören: „Du, gah mal hen un hal de Jagler Wüpp.“

b. Der Maikäferkrieg. Daß der Maikäfer ein gar schädliches Insekt ist, das wissen am Ende noch mehr Leute als die Jagler. Letztere sind aber die ersten gewesen, welche den Maikäfern ganz regelrecht den Krieg erklärt haben. Wie sie zu dem Beschluß gekommen sind, wird das Dorf mobil gemacht, und alle kriegsfähige Mannschaft rückt mit alten Gewehren, Mistgabeln und Sensen gegen die Maikäfer ins Feld. Die Maikäfer flüchten sich auf einen Baum. Was thun? Schließlich kommt man darin überein, daß der Bauernvogt auf den Baum klettern solle, um die „Sebber“ herunterzuschütteln. Wie der verehrliche Bauernvogt oben im Baume sitzt, wird ihm plötzlich ganz schwindelig, er fällt herunter und bricht das Genick. Er ist auf der Stelle tot. Beim Falle hat er an einen Ast gestoßen und dabei einen Maikäfer heruntergeworfen. Geschwind springt einer von den „tapferen“ Leuten hinzu und reißt demselben den Kopf ab. Damit ist ihr Mütchen gekühlt; ohne ihren Führer ziehen sie heim. Zu Hause fragen ihre Frauen: „Wer hat denn den Sieg davongetragen, ihr oder die Maikäfer?“ — „Ja,“ antworteten die Helden, „die Sache ist im Gleichgewicht geblieben; es ist freilich einer von uns, aber auch einer von den Maikäfern gefallen.“

c. Die Schatzgräber. Es war den alten Jagelern längst bekannt, daß in der Nähe des Dorfes ein verzauberter Schatz verborgen liege, der aber nur alle 100 Jahre in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr gehoben werden konnte. Dazu waren aber Geheimnisse und vor allem Schweigsamkeit erforderlich. Zur gedachten Zeit machten sich einige kluge Jageler an die Arbeit, und es geriet alles nach Wunsch. Schon war die mit Eisen beschlagene Kiste bloßgelegt und sollte nur noch herausgehoben werden, als ein mit vier schwarzen Hengsten bespannter Wagen vorbeigefahren kam. Der Kutscher fragte nach dem Wege, der ins nächste Dorf führe. Die Leute schwiegen; sie wußten wohl, was auf dem Spiel stehe, hätten sie auch nur einen Laut kundgegeben. Kopfschüttelnd fuhr der Kutscher weiter. Nach einer kleinen Weile kam wieder ein Wagen daher, diesmal mit vier Mäusen bespannt. Der Kutscher erkundigte sich, ob nicht soeben ein von vier schwarzen Hengsten gezogener Wagen vorbeigefahren wäre. Keine Antwort, nicht einmal ein Zeichen durch Nicken oder Schütteln des Kopfes wurde gegeben. Ärgerlich sagte der Kutscher: „Na, ich werde den Wagen schon wieder einholen.“ Ob solcher Überhebung zerriß einem der Gräber doch der Geduldsfaden, und er brach das geheimnisvolle Schweigen, indem er dem Kutscher eine derbe, allgemein gebräuchliche Redensart mit auf den Weg gab. Und kaum war das übereilt gesprochene Wort seinem Munde entflohen, als der Schatz vor den Augen der verdutzten Schatzgräber in die Erde sank. Er soll heute noch gehoben werden.

d. Die Jageler und der Hase. Einst sahen die biederen Jageler einen Hasen durch eine Wasserpfütze laufen. Schnell eilten sie herbei und tunkten ihr Brot ins Wasser, um es schmackhafter zu machen, denn — der Hase müßte doch viel Fett zurückgelassen haben.

Lottorf. J. Henningsen.

7. **Pferdeköpfe unter der Dreschtenne.** Veranlaßt durch die Mitteilung im Juni-Heft unserer „Heimat,“ erzählt mir ein Mitglied des Vereins folgendes: „Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde in unserm Hause im östlichen Angeln (im Gute Ohrfeld) eine neue Dreschtenne gelegt. Mein Vater bedauerte, daß er nicht einen Pferdekopf erlangen könne, um denselben unter die Tenne zu legen, denn das gäbe einen so schönen Klang beim Dreschen. Um jedoch für diesen Zweck etwas zu thun, wurde statt des Pferdekopfes ein kleines Bierfaß (ein sogenanntes Legel) hineingethan. — Es ist diese Mitteilung insofern interessant, als sie zeigt, daß damals der „Pferdekopf unter der Tenne“ noch in der Erinnerung lebte, aber die ursprüngliche Bestimmung desselben jedenfalls vergessen war.

Flensburg. J. J. Callsen.

8. **Eenmal gewen usw.** Während meiner Schulzeit war es im Kirchspiel Norderbrarup unter den Kindern bei bezw. nach Abschluß eines Tausches oder einer Schenkung zur Bekräftigung der Handlung üblich, den uns sehr geläufigen Wortlaut anzuführen „Een mal gewn un werrer nehmen is em so gut as tein mal stehln.“ War direkt nach der Handlung dieser Satz noch von keiner Partei gesprochen, so hielten wir es für statthaft, vom Handel oder Tausch wieder zurückzutreten, und erst nach der Bekräftigung hielten wir uns an die Abmachung gebunden.

Neumünster. J. K.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 10. Oktober 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Schwindrazheim, Deutsche Heimatkunst. II. (Mit Bildern.) — 2. Stubbe, Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. II. — 3. Herbstabend. (Gedicht.) — 4. Gloy, Der alte schleswig-holsteinische Kanal. (Mit Bild.) — 5. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 6. Meyer, Plattd. Redensarten beim Kartenspielen. — 7. Mitteilungen. — 8. Bücherschau.

Mitteilungen.

Über das Vorkommen von Coronella austriaca Laur. Am 21. April v. J. fand ich auf einem Spaziergange im Gehölze Fünfstücken ein junges Exemplar von Coronella austriaca Laur. Da hier die Kreuzotter sehr zahlreich ist, so hielt ich sie anfangs für ein junges Exemplar dieser Spezies. Bei näherer Bestimmung erkannte ich jedoch, daß es die in Schleswig-Holstein so selten vorkommende Coronella austriaca Laur. war (Freese, „Heimat" 1893, Dahl, „Heimat" 1894). Genanntes Exemplar habe ich in Spiritus präpariert meiner Sammlung einverleibt. — Mitte Juni d. J. wurde mir von anderer Seite die Mitteilung gemacht, daß man im oben genannten Gehölze eine merkwürdig gefärbte Kreuzotter (plattdeutsch „Arder") getötet habe, indem derselben nämlich das bekannte Zickzackband fehle. Meine Vermutung, daß es eine Coronella austriaca Laur. war, bestätigte sich bei Besichtigung des etwa 50 cm langen Exemplars. Da dasselbe jedoch zu zerschlagen war, so wurde eine Präparation unmöglich gemacht.

Holzbunge. Fritz Petersen.

Fumaria densiflora D. C. Die Botaniker unserer Heimat dürfte es interessieren, zu erfahren, daß von mir am 16. Juni d. J. obengenannte Pflanze auf abgerutschten Schollen in den Lehmgruben auf dem Besitze meines Vaters, der Ziegelei zu Holzbunge, gefunden wurde. Professor Knuth giebt in seiner Flora (S. 137) als Standorte Hamburg: Vor dem Steinthor (Sonder) und Rönnheide (Bertram) an. Von Dr. Prahl (Flora der Provinz Schleswig-Holstein) und Laban (Flora von Holstein) ist sie für unsere Heimat nicht mit angeführt. Leunis sagt (Synopsis, Bd. II. S. 454): Auf Äckern bei Hamburg usw., sehr selten. Ein Exemplar habe ich meinem Herbarium einverleibt; die übrigen (etwa 20) habe ich stehen lassen, und da ich um Schonung derselben gebeten habe, so werden sie fürs erste wohl nicht durch Wegnahme der Lehmschollen ausgerottet werden. Die Pflanze ist

von mir aufs genaueste bestimmt, und liegt eine Verwechselung mit Fumaria officinalis L. insofern nicht vor, als letztere hier in den Bergen überhaupt nicht vorkommt. Der einzige mir bekannte Standort in der Umgegend ist Friedrichshof-Ahlefeld: stellenweise auf Äckern und auf einem Fichtenkahltriebschlage.

Holzbunge. Fritz Petersen.

Bücherschau.

1. **Adolf Bartels: Geschichte der deutschen Litteratur.** II. Band. Verlegt bei Eduard Avenarius in Leipzig. 1902. Nun, nachdem auch der zweite Band erschienen ist, liegt die Litteraturgeschichte von unserm Landsmann Adolf Bartels fertig vor. Der erste Band führte, abweichend von allen andern ähnlichen Werken, über Goethe hinaus bis zu Hebel und Jean Paul; der zweite, 850 Seiten starke Band, bietet uns also die Geschichte unserer Litteratur im 19. Jahrhundert. Wie im ersten Band werden auch die 4 Bücher des zweiten eingeleitet von einer zwar gedrängten, aber doch alles Bedeutende und Wissenswerte enthaltenden Übersicht einer bestimmten Periode, aus der er dann besonders hervorstechende Dichterpersönlichkeiten herausgreift und in einer längeren Abhandlung würdigt. Das erste Buch, „Romantik" überschrieben, führt von Hölderlin über die Dichter der Freiheitskriege hinaus bis zu Wilhelm Müller und Hoffmann von Fallersleben; im zweiten Buch „Nachklassik und Nachromantik, das junge Deutschland und die politische Poesie" behandelt er u. a. Grillparzer, Rückert, Heine, Gutzkow, Lenau und mit liebevoller Feinheit Mörike und Annette v. Droste-Hülshoff; im dritten Buch, „der Realismus," würdigt er besonders die großen Realisten Jeremias Gotthelf, Hebbel, Otto Ludwig, Theodor Storm, Klaus Groth, Keller und Raabe und geht im letzten Buch, „Eklektizismus und Decadance und die Moderne" zu den Dichtern unserer Tage über.

Adolf Bartels' Beruf und Bedeutung als Kritiker bedarf keiner besonderen Erwähnung mehr; wer ihn als solchen nicht schon aus seinem Buche „die Alten und die Jungen" kennt, wird ihn wohl schon nach seinen kritischen Streifzügen im „Kunstwart" und anderen guten Zeitschriften freudig als sicheren und guten Führer anerkannt haben. Man darf von vornherein sicher sein, auf diesem Gebiete aus seiner Feder nur Gutes und Bestes zu erhalten, und wie er schon im ersten Band seiner großen Litteraturgeschichte meisterhafte, geschlossene Charakterbilder zu geben verstand, die, mochte man seinem Urteil zustimmen oder nicht, immer Eigenes, Selbstgeschautes, oft Eigenartiges waren, so weiß er auch im zweiten Band außerordentlich zu fesseln und anzuregen. Was er über Konrad Ferdinand Meyer, Mörike, Annette v. Droste-Hülshoff, Hebbel, Storm, Groth schreibt, gehört zu dem Besten, was ich je über diese Dichter gelesen. Hier spürt man es besonders, daß die Liebe eines warmen deutschen Herzens, die durch das ganze Werk hindurchklingt, bei Hebbel, Storm, Groth die Liebe des Landsmanns, ihm die Feder führt. Dasselbe stark ausgeprägte Deutschtum verleitet ihn allerdings auch zu heftigen Stößen gegen alles, was Jude heißt, z. B. Heine, aber was will das sagen gegenüber dem vielen Guten, das er giebt! W. Lobsien.

2. **Reichenow, Prof. Dr. Ant.: Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands.** Schlüssel zum Bestimmen, deutsche und wissenschaftliche Benennungen, geographische Verbreitung, Brut- und Zugzeiten der deutschen Vögel. Mit erläuternden Abbildungen. Neudamm: J. Neumann, 1902. IV u. 150 S., 8 Tafeln; 8°. Brosch. 3 M., geb. 4 M. — Es handelt sich zu allermeist um äußere Kennzeichen (Schnabel, Füße, Federn), die den analytischen Tabellen zu Grunde gelegt sind; die Benennungen der einzelnen Teile des Vogelkörpers werden an einer Figur erläutert, die Maße und die Art zu messen an Zeichnungen haarklein demonstriert. typische Schnabel-, Fuß- und Federbildungen sind auf den Tafeln zur Darstellung gebracht. Alles in allem: das Bestimmen eines Vogels ist durch Reichenows treffliche Arbeit zu einem Kinderspiel geworden. Aufgenommen sind alle Arten, die innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches als Brutvögel, Wintergäste oder Durchzügler vorkommen, noch dazu gelegentliche Gäste unter Ausschluß solcher, deren Vorkommen ganz ungewöhnliche Ursachen zu Grunde liegen (Brillenente auf Helgoland), oder solcher, die aus der Gefangenschaft entflohen sein müssen (virginischer Kardinal in der Mark, indischer Reisvogel auf Helgoland). Im ganzen stellt sich die Anzahl der in Deutschland nachgewiesenen Vögel auf 389 Arten und 16 Abarten. Auf genaue Artbeschreibung wird verzichtet, höchstens werden charakteristische Unterscheidungsmerkmale von verwandten Arten aufgezählt. Statt weiterer Bemerkungen ein Beispiel:

364. **Misteldrossel** — Turdus viscivorus L. 1758. Große Drossel, Ziemer, Schnarre, Eichdrossel, Snarker (auf Helgoland). — Bedingter Jahresvogel. Zug Februar-März, Oktober. Brutzeit April bis Juli. Brütet in Europa und im westlichen Asien, südlich bis Neapel, wandert bis Nordafrika und Indien.

Das Buch sei hiermit bestens empfohlen.

Kiel. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 10. Oktober 1902.

Deutsche Heimatkunst.

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

II.

Wenn wir uns vom Bauernhause zur Dorfkirche wenden, so erblicken wir auch da die Einwirkungen der Heimat, wennschon selbstverständlich in weit geringerem Maße, ist die Kirche doch kein ebenso aus dem Boden herausgewachsenes, sondern ein importiertes Gebäude. Immerhin aber, wenn wir die Rolle des heimischen Materials in den Fachwerkkirchen Thüringens, den Holzkirchen in Schlesien u. a. O., den Kirchen unserer Lüneburger Heide aus erratischen Blöcken, den friesischen Steinkirchen, den mecklenburgischen charaktervollen Ziegelsteinkirchen mit dem mächtigen Turm sehen, oder die Formen der charakteristischen bayrischen Zwiebelturm-Kirchen, der Tiroler gotischen Kirchen mit dem überspitzen schlanken Turm, der Vierländer und holsteinischen u. a. Kirchen mit dem getrennt stehenden hölzernen Glockenturm, der Heidekirchen, die statt des Turms vereinzelt noch das alte, leicht überdachte offene Glockengestell haben, vergleichen, oder an die siebenbürgischen Kirchen denken, die zugleich Festungen für die Bevölkerung sind, so kommen wir unwillkürlich auf den Gedanken, daß auch hier die Heimat in Material, Stimmung u. s. f. ein wenig ihre bestimmende Rolle spielt.

Daß im Kircheninnern der schmuckfrohe oder ernste, der tiefe oder gleichgültige Charakter der Besucher — ganz abgesehen vom Bekenntnis, das ja auch eine Rolle spielt — mitspricht, ist ja ohne weiteres klar. Neben prunkvollen, künstlerisch geschmückten Kirchen, wie den beiden Hadeler Kirchen in Altenbruch und Lüdingworth, der Altengammer (Vierlande), oberbayrischen Kirchen finden wir — leider in der Mehrzahl! — infolge der sich stark steigernden religiösen Gleichgültigkeit und des hier sich stark geltend machenden städtischen Einflusses (bis vor kurzem waren ja auch unsere städtischen Kirchen so) barbarisch kalte, nichtssagende, tödliche Langeweile aushauchende Kirchen überall in Deutschland, auf die der Begriff Heimatkunst überhaupt nicht mehr anwendbar ist.

In der Stadt ist der Einfluß der Heimat auf die Architektur natürlich nicht so groß wie im Dorfe, ist sie doch von verschiedenen natürlichen Bedingungen, die das Bauernhaus bestimmen, vollständig unabhängig. Aber trotzdem werden wir bei genauerem Zusehen allerlei finden.

Die Witterungsverhältnisse spielen immerhin noch eine Rolle; steile Dächer finden wir auch hier, ebenso mit Schiefer oder Dachziegeln gepanzerte Wetterseiten (z. B. Goslar), weit vorspringende Dächer (z. B. Tölz in Oberbayern, in der Schweiz), malerische Wasserspeier und -rinnen, Schutzbretter für die Balkenköpfe u. dgl. m. Negativ sozusagen spielt die Witterung eine Rolle,

Digitized by Google

indem sie regenreichen Städten natürlich die Bemalung in der reichen Ausbildung versagt, die sie andern Gegenden, z. B. in Süddeutschland, gestattet. Auch das heimatliche Material übt noch bedeutenden Einfluß aus, obschon der Handel, das eigentliche Lebenselement der Stadt, ihm hier und da entgegenarbeitet. Hier reiner Ziegelbau, da Fachwerkbau, hier Bruchsteinbau, da, obschon sehr, sehr selten, an alten Häusern noch reiner Holzbau, hier Bekleidung mit Holzplatten, da mit Schiefer oder Dachziegeln. Daß die Bodenverhältnisse — ob es sich um eine Stadt in der Ebene oder an einem Bergesabhang handelt, allerlei Verschiedenheiten in bezug auf Breitenausdehnung, Gliederung, Treppenanlagen, Erker und Ausbauten ausüben, liegt auf der Hand; ein Haus wie das Rathaus zu Stolberg i. Harz, das zwar drei Stockwerke, aber im Innern keine Treppe hat, könnte in der Ebene natürlich nicht entstehen. Ebenso ist es klar, daß der Reichtum oder die Armut der Stadt, wie ihre Lage sie veranlaßt hat, den Charakter der Bauweise beeinflußt.

Von hervorragendem Einflusse ist in der Stadt die durch die Bodenverhältnisse und besonders auch die Lage bedingte Haupterwerbsweise der Stadt. Ob es sich um eine Landstadt handelt, die als ein großes Dorf anzusehen ist, in der vielleicht gar noch Ackerbau betrieben wird, oder um eine Marktstadt, die den Mittelpunkt eines großen Kreises bildet, ob es eine Industriestadt ist oder eine binnenländische oder Seehandelsstadt, all das wird sich in allerlei Anzeichen im Bürgerhause kundgeben. Einmal werden wir einfach ins Städtische übersetzten Bauernhäusern begegnen, ein andermal Ladenhäusern, ein drittesmal Gewölben, Speicherbauten, Häusern mit großen Dielen, wie in Alt-Hamburg und Lübeck.

Bei Handelsstädten werden sich selbstverständlich allerlei Einflüsse der höchstkultivierten Verkehrsgenossinnen geltend machen — so verdanken Augsburg und Salzburg ihren Typus dem italienischen Verkehr, so verdanken die Ostseestädte bis Riga hin ihre Kirchentypen und Haustypen großenteils Lübeck, der alten Königin der Ostsee.

Es treten andere Verhältnisse hinzu, die im Bauernhause keine so große Rolle spielen: die politischen Verhältnisse der Städte. Handelt sich's um eine freie Stadt, eine Fürstenstadt oder Bischofsstadt — das spielt eine große Rolle. Unwillkürlich dienen die prunkvollen herrschaftlichen Gebäude als nachahmenswerte Vorbilder für das Bürgerhaus und lassen es scharf und charakteristisch unterscheiden etwa von dem — vielleicht ebenso reich ausgestatteten — Bürgerhause einer freien Reichs- und Hansestadt, das den ganzen Stolz seines Bewohners deutlich erkennbar zur Schau trägt.

Der Charakter der Einwohner hat auf das städtische Haus genau den starken Einfluß, wie das beim Bauernhause der Fall ist. Immer sehen wir als Untergrund das einfache, noch ländlich gefärbte altvolkstümliche Haus, wie es die ersten Städter aus ihrer Heimat mitbrachten. Bevölkerte das umliegende Bauernland die Stadt, so schloß sich ihr Haus dem Bauernhaustypus der Umgegend an, wie in Lüneburg, Meldorf, in den Städten der Mosel, in Schwaben, in Oberbayern usw. — waren's dagegen fremde Kolonisten, wie das z. B. in Glückstadt, Friedrichstadt, in einem Teil Potsdams der Fall war, so sehen wir plötzlich mitten in einer anders gestimmten Umgegend eine fremde, in den genannten Fällen holländische Architektur entstehen. Auch in der Stadt sehen wir deutlich, ob wir's mit einer verschlossenen oder geselligen, einer ernsten oder lebenslustigen, einer stolzen oder gleichgültigen, einer freien oder unterthänigen, einer weitblickenden oder einer behaglich-krähwinkeligen Menschenart zu thun haben. Neben düsteren, schiefergepanzerten oder einfach-schmucklosen Steinbauten finden wir lustige Fachwerkhäuser mit buntem Anstrich, von oben bis unten in Ziegeln gemusterte Häuser,

Digitized by Google

Häuser mit lustiger Bemalung, Häuser mit einfacher oder überreicher Schnitzerei, Erkerhäuser usw.

Neben dem Bürgerhause ist auch das vornehmste städtische Gebäude, das Rathaus, fast immer ein recht typisches Stück Heimatkunst, das getreulich den Charakter der ganzen Stadt und ihrer Bevölkerung widerspiegelt. Man vergleiche nur einmal die köstlichen Typen, die der deutsche Bürgerstand in unsern deutschen Rathäusern geschaffen, mit einander, das monumentale Lübecker, das stolze Kölner, das Bremer, das Danziger, das prächtige Braunschweiger, das zierliche Wernigeroder, das stattliche Rothenburger, das Constanzer mit dem köstlichen Hof, das merkwürdige Posener, die schönen brandenburgisch-altmärkischen Ziegelstein-Rathäuser, vor allem das Tangermünder, die anmutigen alten Rathäuser in Krempe und Wilster, die gemütlichen schwäbischen, daneben wieder das stolze Ulmer, die wehrhaften Rathäuser der Siebenbürger Sachsen, die stolzen niederländischen usw. — man wird fast überall finden, daß auch das Rathaus heimatliches Eigengewächs, die Krone der heimatlichen Baukunst ist.

Geringer ist der Heimatsodem in den städtischen Kirchen verspürbar, die vielfach nach fremdem Muster erbaut wurden, aber immerhin, denken wir z. B. nur der romanischen Kirchen der Rheinlande oder Niedersachsens, z. B. in Hildesheim, Halberstadt u. a., oder der Marienkirchen der Ostseestädte, oder einzelner Kirchen, wie der Marburger Elisabethkirche, des Straßburger Domes, des Kölner, des Ulmer dazu, der Hamburger Michaeliskirche, und vergleichen wir ihren Charakter mit dem allgemeinen Stadtcharakter oder auch mit dem Charakter der gesamten Landschaft und des Stammes, dem die Stadtbevölkerung angehört, so bemerken wir auch da unleugbare Anzeichen, daß die Heimat in Material, Anlage und Ausstattung ein gewichtiges Wörtlein mitgesprochen hat.

Selbst in reinen Nutz- und Wehrbauten der Stadt, z. B. in den Thoren, sehen wir die Heimat, insbesondere den allgemeinen Charakter der Bevölkerung mitsprechen. Wie entsprechen z. B. die Kölner Thorburgen, die Lübecker Thore, die Danziger, die Nürnberger Thore und Türme u. a. m. dem trotzigen Charakter ihrer Bürgerschaft, und doch sind sie alle wieder unter einander verschieden, wie die Bevölkerungen, ihr Reichtum, das heimische Material u. s. w. auch.

Ja, selbst in den Straßentypen, sowie ein wenig auch in den Marktplätzen prägt die Heimat verschiedene Charaktere aus — wie das auch in Dorfstraße und Dorfplatz schon der Fall ist, je nachdem's Geest- oder Marschdorf, Thal- oder Plateaudorf, Ackerbau- oder Industriedorf, niedersächsisches oder fränkisches oder slavisches Dorf ist. Enge, sich windende Thalstraßen, kletternde Bergstraßen, große, gerade Straßen der Ebene, Uferstraßen, Grachten, die alten Lübecker und Lüneburger Straßen mit ihren Treppengiebeln, die Danziger Beischlagstraßen, die schweizerischen und österreichischen Erkerstraßen, die ehemals buntbemalten Straßen z. B. in Tölz, die Laubenstraßen Münsters und der Schweiz, die stillen Potsdamer Straßen, die düsteren Schieferhausstraßen Goslars, die thüringischen Fachwerkstraßen, die Alt-Hamburger Twieten und Höfe (der Wasserstraßen, der Flethe nicht zu vergessen) u. a. m. sind alle charakteristisch infolge der verschiedenartigen heimatlichen Einflüsse.

Das Verhältnis zwischen Heimat und Kunstgewerbe ist naturgemäß kein so inniges, auch äußerlich so leicht festzustellendes, wie das zwischen Heimat und Baukunst; Bodenverhältnisse, Regen und andere Witterungsverhältnisse haben keinen Einfluß, es sei denn der, daß ungünstige Witterung zum besonderen Betonen der Behaglichkeit im Hausinnern reizt. Aber es bleiben noch genug Beziehungen übrig. Schon die Lage der Heimat spielt eine Rolle. In einer abgeschlossenen, welt-

fernen Landschaft werden sich leicht altertümlichere Formen halten, die in einem Lande mit reichem, regem Verkehr schon seit undenklichen Zeiten verschwunden sind. So haben sich im Schleswigschen altromanische Stuhlformen in den Bauernhäusern gehalten, die direkte Geschwister der Sitze sind, die wir auf elfenbeingeschmückten romanischen Madonnenbildern wiederfinden. In Süddeutschland dagegen sehen wir immer starke italienische, in den norddeutschen Seestädten holländische Einflüsse in Zusammenstellung, Farbengeschmack, Möbelformen u. a. m. eindringen; besonders hervorzuheben ist daneben das Eindringen fremden Rohmaterials in großen Handelsstädten.

Das Material der Heimat und die Art des Landes mit der von ihr beförderten Hauptberufsart der Bewohner sprechen natürlich im Kunstgewerbe stark mit. Nur in thonreichen Orten kann ein Kannebäckerländchen entstehen (und die Art des Thons bestimmt wieder Art, Farbe, Verzierweise der Gefäße), nur in einem Lande mit dem geeigneten Halbedelsteinmaterial kann sich eine Steinschleifindustrie entwickeln u. s. f.

Die Kargheit des Bodens in bezug auf Ackerbauprodukte hat in unsern deutschen Gebirgen allerlei mehr oder weniger auch künstlerisch bedeutsame Industrieen hervorgerufen, die Weberei und Spitzenklöppelei z. B. im sächsischen Erzgebirge, Glasbläserei und Glasschleiferei im Fichtelgebirge und in Böhmen, die Schnitzerei z. B. in Berchtesgaden, die Schwarzwälder Uhrenindustrie u. a. m. sind Beispiele. Andererseits hat die Ergiebigkeit des Bodens in reichen Ackerbau- und Viehzuchtgegenden Veranlassung zu reicher Hausausstattung und damit zur kräftigen Ausbildung des heimischen Kunstgewerbes gegeben, wie in unsern gesegneten Elbmarschen, in Ditmarschen u. a. m.

Bei stark Gartenbau treibenden Völkchen, wie unsern Vierländern, äußert der durch die Heimat geförderte Beruf seine Einwirkung in der reichen Verwendung der Blume als Ornamentmotiv, bei seefahrenden, wie den Inselfriesen, spielen in den Motiven das Schiff, der Walfisch, Möwen u. a. m. eine Rolle, im Gebirge Gemse und Steinbock u. s. w.

Die unfreiwilligen Mußestunden des Schiffers und Fischers im Verein mit der Handfertigkeit dieser Berufe haben sodann besonders in Nordfriesland die all-

---

Erläuterungen zu Tafel II.

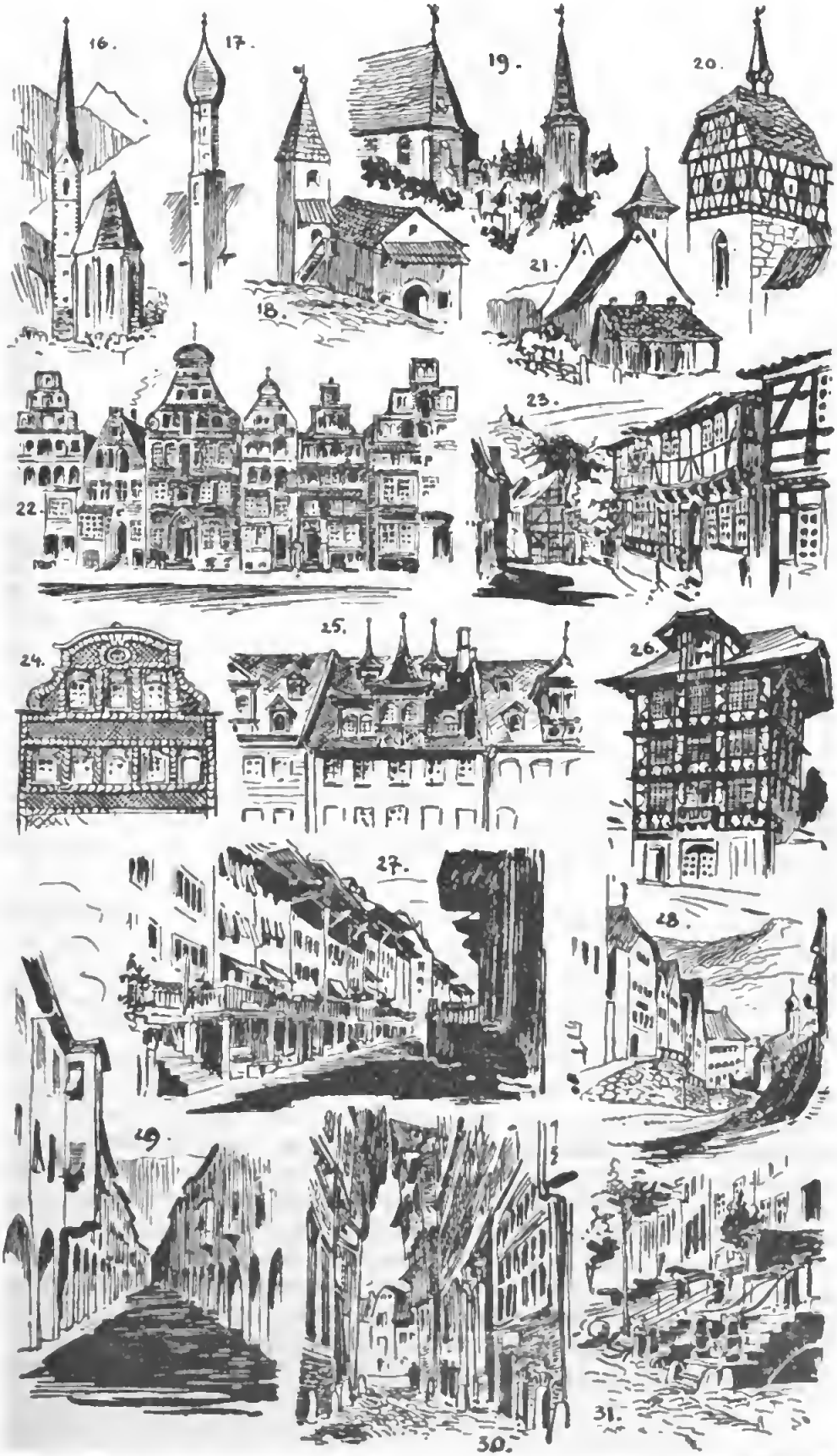
16. Kirche zu Heiligenblut (Tirol).
17. Kirchturm zu Wolfratshausen bei München (Zwiebeldach).
18. Kirche bei Bozen (Tirol). Schutzdächer über den Thüren.
19. Kirche in Neuengamme (Vierlande). Hölzerner Glockenturm getrennt vom eigentlichen Kirchengebäude.
20. Kirchturm zu Heßburg (Hennegau). Fachwerkoberbau auf Steinunterbau.
21. Kirche zu Scherzlingen bei Thun (Schweiz).

---

22. Straße in Lüneburg. Die Häuser wenden der Straße die Giebelseite zu. Charakteristische Ebenenstraße. Treppen- und Renaissancegiebel. Reiner Backsteinbau.
23. Straße in Stolberg (Harz). Die Häuser stehen mit der Langseite der Straße zugekehrt. Fachwerkbauten.
24. Giebel eines Hauses in Nordhausen mit Schieferverkleidung.
25. Dächer mit Dacherkern (Nürnberg).
26. Fachwerkhaus in Luzern (Schweiz). Weit vorspringende Dächer und Profile.
27. Straße in Thun (Schweiz). Vorbauten und weitüberhängende Dächer.
28. Straße in Furth (Bayrischer Wald). Charakteristische Straße einer Bergstadt.
29. Laubengasse in Meran. Bögen und Erker die ganze Straße entlang.
30. Althamburgische Twiete. Fachwerkbauten mit vielen Fenstern und vorkragenden Stockwerken. Viele Prellsteine.
31. Beischläge in Danzig.

Digitized by Google

Tafel II.



gemeine Lust zu allerlei Kunst, insbesondere zum leicht herstellbaren Kerbschnitt gefördert, ja, sie haben den Kerbschnitt hier auf eine sonst nirgends erreichte Höhe gebracht. U. a. m.

Der Charakter des Volkes und der seines Kunstgewerbes decken sich immer in der gesamten Zimmerausstattung, in Bauernstuben wie städtischen Stuben, besonders in ersteren, in den einzelnen Möbeln, in den Trachten, Schmuckstücken, Stickereien usw. Man vergleiche z. B. eine Tiroler getäfelte Bauernstube mit einer oberbayrischen, einer hessischen, einer Wilstermarschstube, einer westfälischen oder nordfriesischen. „Wie der Herr, so's Gscherr!" — wenn irgendwo das Sprichwort paßt, so ist's hier. Etwas verwischter sind die Unterschiede zwischen verschiedenen städtischen Stuben, in denen natürlich der rege Verkehr allerlei Austausch hervorrief. Immerhin sind noch allerlei Unterschiede zwischen verschiedenen süd- und norddeutschen Ausstattungen verspürbar — jedenfalls aber entsprechen auch sie immer dem Charakter ihrer Bewohner, deren Blut ja auch schon größere Mischungen enthält, als das der bäurischen Bevölkerung. Das einemal finden wir Vorliebe für Einfachheit, das anderemal für Prunk, das einemal für Stickerei, das anderemal für Malerei, Intarsia u. s. f.

Merkwürdig sind die außerordentlich großen Verschiedenheiten, die der Bauernstuhl zeigt — der im bäuerlichen Kunstgewerbe eine ganz andere, dominierende Rolle spielt, als der städtische Stuhl in der Stadtkunst. Hier ist er in Kerbschnitt verziert (Nordfriesland), da bunt bemalt (Altes Land, Pommern, Hessen, Franken), da geschnitzt (Bayern), da eingelegt (Vierlande), da gedrechselt (Schleswig, Holstein, Lüneb. Heide), — hier ist er ungefüge, urweltlich (Insel Röm), da schlank und zierlich (Vierlande, Altes Land, Littauen), da behäbig, bequem (Tirol, Westfalen), — hier ist er einfach (Rügen, Harz), da üppig ausgestattet (Wilstermarsch) — u. s. s., und immer, vergleichen wir Eigentümer und Stuhl, müssen wir gestehen, daß sie vollständig zu einander passen — dem derben Menschenschlag entspricht ein derber, dem üppig lebenden ein üppig ausgestatteter, dem lebenslustigen ein fröhlich bunter, dem nicht häuslichen ein vernachlässigter Stuhl.

Und mit Stickerei, Schmuck usw. ist's ähnlich. In der hamburgischen Umgegend ist's z. B. eine Kleinigkeit, irgend ein bäuerliches Schmuckstück einer bestimmten Landschaft zuzuschreiben, und wäre das übrige Deutschland in dieser Hinsicht so leicht zu durchforschen und so durchforscht, würde es auch da keine Schwierigkeiten geben.

Wieder muß hinzugefügt werden, daß in der Stadt die Unterschiede viel mehr verwischt sind, daß aber auch in ihnen Bewohner und Mobiliar u. dgl. einander entsprechen. Trotz der wechselnden Moden bleibt der Charakter des Mobiliars derselbe. Ein alter hamburgischer Schrank mag, den verschiedenen Zeiten entsprechend, verschieden gestaltet sein — hamburgisch bleibt er trotz allem, derselbe in Worte nicht zu fassende eigentümliche Charakter, der unsere verschiedenen alten Hamburger Bauten vereinigt, liegt auch über dem althamburgischen Hausrat ausgebreitet. Sagt man doch selbst unserm modernen Mobiliar nach, daß gut hamburgische Arbeit immer zu erkennen sei — sagt man doch auch den alteingesessenen hamburgischen Familien nach, daß ihre Damen stets eine ganz bestimmte, durch vornehme Zurückhaltung, Einfachheit, Solidität, Würde, Charakter etwa zu umschreibende Ausbildung des Zeitgeschmacks in ihrer Kleidung zeigen.

Sehr deutlich tritt heimische Eigenart, durch den Grundton der Heimat und ihrer Bevölkerung erzeugt, in der städtischen oder halbstädtischen Keramik zutage. Wenn man in irgend einem Museum Schränke mit deutschem Thon- oder Porzellangeschirr durchmustert, fallen selbst innerhalb einer und derselben bestimmten Stilart allerlei charakteristische Unterschiede auf — im Meißner, im Berliner, wie

im Wiener Porzellan, in unsern schleswig-holsteinischen Fayencen, im Marburger oder fränkischen oder Schweizer Geschirr sehen wir trotz des namentlich in der Rokokozeit mächtig einwirkenden Einflusses bestimmter Einzelpersönlichkeiten den Grundton des Ursprungsortes oder -landes durchklingen. —

Allerdings, je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, um so schwächer wird der Einfluß der Heimat. Der enorm gesteigerte Verkehr hat an seine Stelle den Allerweltseinfluß gesetzt — doch wie alles seine Grenzen hat, so ist's auch hier.

Man ist sich heute bewußt geworden, daß der eine Zeitlang drohende Allerweltsstil eine unausstehliche, charakterlose Gleichförmigkeit und Langeweile mit sich bringen würde, die gegenüber der charaktervollen Eigenart vergangener Zeiten unfraglich einen Rückschritt bedeutet. Man brauchte nur eine Weltausstellung zu durchwandern, um bei aller Schönheit der zur Schau gestellten, trotz ihrer Herkunft aus Frankreich oder England oder Österreich gleichartigen Gegenstände gar bald das Gefühl der Müdigkeit, der Langeweile zu verspüren. Wie erfrischte es das Auge, traf es einen Gegenstand von heimatlichem Eigencharakter, erblickte es norwegische oder ungarische oder russische Arbeiten, die national geblieben waren! Und so sehen wir denn heute ein ersichtliches Bestreben, national-heimatlich zu sein. Bedeutsam ist, daß wir in der Litteratur Ähnliches beobachten, daß auch hier das Wort „Heimatkunst" ein Schlagwort, ein Kampfruf geworden ist, der schon tüchtige Kämpen für sich gewonnen hat.

Eine andere Heimatkunst ist's, die uns winkt, als die alte war: der heimatliche Einfluß war damals da, ohne daß der Künstler eigens sich vornahm, sich von ihm beherrschen zu lassen, er wurde eben, ob er wollte oder nicht, von ihm beherrscht. Charakteristisch dafür sind Bauten oder andere Kunstwerke, in denen z. B. Deutsche griechisch oder italienisch oder orientalisch arbeiten wollten — sie konnten nicht aus ihrer Haut heraus, deutsch blieb's doch, was sie schufen. Heute ist's anders, wir müssen uns dem Einfluß der Heimat eigens unterordnen, müssen Heimatkünstler sein *wollen* und uns wehren gegen das Fremde, das wir nicht brauchen, das nicht wertvoller ist, als unser Eigenes. Eine bewußte, eine gewollte Heimatkunst! — ist sie aber etwas Schlechteres, als die alte unbewußte? Gewiß, sie wird zum teil eine Art Kulturgewächs sein gegenüber einer wilden Feldblume, aber manche Kulturpflanze bildet, möchte man fast sagen, den durch günstigste Verhältnisse hervorgerufenen höchsten Entwickelungsgrad des betreffenden Pflanzentypus. Liegt nicht etwas Großes in dem Gedanken, an die Stelle des Internationalismus oder des Fremden die Heimat zu setzen, ihr den Platz wieder zurück zu erobern, den sie früher einnahm? Ist es nicht gar vielleicht etwas Höheres, bewußt ihr Vasall zu werden, als wie ehedem von Geburt her ihr Leibeigener zu sein?

Gottlob! wir Deutschen stehen nicht in letzter Linie bei den Versuchen, eine nationale Kunst wiederzuerobern!

Inniger denn je vertiefen wir uns in unsere Heimat. Unsere Künstler öffnen uns immer mehr den Blick für ihre Schönheiten, für die Schönheit auch solcher Gegenden, die ein weniger ausgebildeter Schönheitssinn früherer Jahre hochmütig übersah. In Monographieen sehen wir deutsche Landschaften, Städte, Stämme, volkstümliche Kunstzweige geschildert, neu entstehende Zeitschriften (außer unserer „Heimat" die „Zeitschrift für deutsche Volkskunde," „Niedersachsen," „Deutsche Gaue," „Deutsche Heimat," „Altbayrische Monatsschrift," „Unser Egerland," sowie die Mitteilungen verschiedener volkskundlicher Vereine) vertiefen unsern Blick in das uns so lange verschleiert gebliebene eigene Volkstum, große und kleine Museen sammeln mit Bienenfleiß heimatkundliches und heimatkünstlerisches Material — staatliche Konservatoren sorgen für die Erhaltung heimatlicher Kunstdenkmale, staatliche Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen führen uns den unendlichen Reichtum all unserer deutschen Gaue vor Augen u. s. f. Es ist ein außerordentlich reges Thun, das den Beobachter erfreut.

Eine allgemeine deutsche Kunstgeschichte vom Standpunkt der Heimatkunst aus, die statt der fremden Einflüsse vielmehr die Einflüsse der Heimat, insbesondere auch den eigenen Anteil unserer einzelnen deutschen Stämme betont, die auch dem Wert der Bauernkunst und kleinstädtischen Kunst für die Erkenntnis deutscher heimatlicher Eigenart vollauf gerecht wird, fehlt uns allerdings noch, aber hie und da sehen wir doch schon Teile davon in Angriff genommen. Und kommen wird sie eines Tages. Ist doch der Hochmut, der ehedem die Kunst sogenannter wilder Völker aus der Kunstgeschichte ausschloß, heute schon geschwunden — so zieht auch der deutsche Bauer hoffentlich bald in die Kunstgeschichte ein.

Auf unsere Bauernkunst wirft das große Unternehmen der deutschen Architektenvereine über das deutsche Bauernhaus ein helles Licht — wollen wir eine Kunstgeschichte im Sinne der Heimatkunst, so ist das bisher so vernachlässigte Bauernhaus naturgemäß die Grundlage für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Architektur, bewahrt es uns doch am getreuesten die Unterschiede der verschiedenen deutschen Stämme, aus denen unser deutsches Gesamtvolk sich bildete. Andere Veröffentlichungen über das Bauernhaus, sowie vereinzelte über bäuerliche Kleinkunst sind auch schon erschienen oder im Werden begriffen. Das ist der Unterbau, dessen Wachsen, gefördert durch den emsigen Fleiß begeisterter Forscher und Sammler, deutlich erkennbar ist — auf ihm fußen schon allerlei Versuche, deutsch-heimatlich zu sein.

Alte volkstümliche Industrieen sucht man neu zu beleben, aber nicht, wie man's vor wenigen Jahren noch machte, indem man nämlich z. B. deutschen Töpfern griechische Vasen als Vorbilder gab, sondern indem man ihre Eigenart, die sie von alten Zeiten her hatten, zu stärken versucht.

In der Architektur — nicht zum wenigsten Schleswig-Holsteins, Lübecks und Hamburgs — sehen wir das Bestreben, modern, aber heimatlich wie die alte volkstümliche Architektur zu sein, das heimatliche Material, altheimische Zierweisen kommen wieder zu Ehren. Und im modernen Kunstgewerbe ist auch durchaus nicht der tollgewordene Schnörkel der Vorbote der Kunst der Zukunft, sondern das sind die bescheiden gemachten, aber stetig in Fortschritt befindlichen Versuche, auf heimatlicher Grundlage, unter Heranziehung heimatlicher Formen und Techniken, heimatlicher Natur und Landschaft, heimatlichen Volkslebens, heimatlicher Sagen und Mären usw. eine neue Heimatkunst zu erlernen. Und gottlob, auch da stellt Schleswig-Holstein seinen Mann — der Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein, der Sylter Hausfleißverein u. a. bezeugen es! Möge es so weiter gehen — langsam, aber stetig und sicher, dem leuchtenden Ziele zu: einer echt deutschen, volkstümlichen Heimatkunst, die ganz und gar unser eigen, die Widerspiegelung unseres deutschen Volkstums ist!

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein.

Von P. Dr. **Stubbe** in Kiel.

II.

Was sollte nun werden? Sollte der Bauernstand die alte Last weiter tragen? Der Bauer war dessen müde; nun fing er an sich zu rühren. Eine dänische Deputation von 13 Bauern unter Führung von Mads Jörgensen Lund brachte eine von 9324 dänischen Bauern unterschriebene Petition nach Kopenhagen, die sich auf die Einführung allgemeiner Wehrpflicht und

Digitized by Google

andere Wünsche des Bauernstandes bezog (November 1845). Die Deputation wurde nicht beim König vorgelassen, sondern durfte nur einen der Ihrigen zu ihm abordnen (Mads Jörg. Lund). Kammerherr Tillisch beredete die Angelegenheit mit der Deputation; der König war freundlich, warnte aber vor übertriebenen Erwartungen. Die Kopenhagener Bevölkerung überhäufte die Landleute mit Ehrungen.[1])

Großartiger war der Petitionsandrang in Schleswig-Holstein. Theodor Olshausen besprach mit dem jüngeren Rohwer, der gleich seinem Vater Landmann zu Holtorf war, ein Vorgehen des Bauernstandes.[2]) Rohwer erließ nun Einladungsschreiben an alle ihm bekannten Bauern im Lande zu einer Versammlung in Neumünster, indem er zugleich bat, andere intelligente Bauern mitzubringen. Es stellten sich sehr viele aus allen Gegenden des Landes ein; ein Komitee wurde gewählt, welches Petitionen zur Förderung der allgemeinen Wehrpflicht in Umlauf setzen, sie nach Kopenhagen bringen und dort befürworten sollte. In dieses Komitee wurden gewählt der Bauernschaftsgevollmächtigte Möllenhoff-Marne, Hufner Ohrt-Schellhorn, Bauernvogt Schoer-Sören, die Landleute Schleth-Groß-Wittensee, Lorenzen-Amt Hadersleben, Rohwer jun.-Holtorf. Die Petition, in welcher wir im wesentlichen ein Werk Theodor Olshausens zu sehen haben, ist vorzüglich abgefaßt; sie lautet wörtlich:[3])

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr! Eurer Majestät erhabenem Throne nahen die Unterzeichneten sich mit einer allerunterthänigsten Bitte um so vertrauensvoller, als sie im voraus wissen, daß der Hauptgegenstand derselben längst von Eurer Majestät Einsicht und Gerechtigkeitsliebe in dem Sinne aufgefaßt ist, welcher auch der gegenwärtigen Vorstellung zur Grundlage dient. Eure Majestät haben es als den Forderungen der Gerechtigkeit widerstreitend anerkannt, daß die ererbte gesetzliche Einrichtung, wonach die Wehrpflicht einseitig auf der ländlichen Bevölkerung lastet, noch ferner fortdauere. Auf Ihren Allerhöchsten Befehl trat schon vor vier Jahren eine Kommission zusammen, um über die Einführung allgemeiner Wehrpflicht Vorschläge zu machen, jedoch wurde erst im Jahre 1844 den Ständeversammlungen ein Gesetzentwurf über diesen Gegenstand zur Begutachtung vorgelegt. Der Bauernstand hat so am meisten zu beklagen, daß die Erhebung dieses Entwurfes zum Gesetze von den Ständen abgeraten werden mußte.

Die Unhaltbarkeit jenes Gesetzentwurfs hat die Hoffnungen unseres Standes auf Gleichstellung der übrigen Stände in Bezug auf eine der allerwichtigsten Staatspflichten leider wieder auf mehrere Jahre hinaus verschoben. Es wird aber bei der Anerkennung, welche der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bei Eurer Königlichen Majestät, bei den Ständen, und wir dürfen wohl sagen, bei allen gerechtigkeitliebenden Staatsbürgern, selbst den bevorzugten, gefunden hat, die Durchführung eines Gesetzes, welches die Wehrpflicht in Wahrheit allgemein macht, nicht wieder verschoben werden dürfen; denn mit welchen Gefühlen wird gegenwärtig die junge Mannschaft aus den ländlichen Distrikten zur Aushebung entlassen, mit welchen Gefühlen wird sie selber die Militärpflicht einseitig leisten, nachdem ihr König und ihre ständischen Vertreter es öffentlich und laut ausgesprochen, daß diese Leistung infolge eines ungerechten gesetzlichen Zustandes gefordert werde, der nur fortdauere, weil man die der Gerechtigkeit entsprechende Einrichtung, obgleich in fast allen deutschen Staaten, namentlich in Preußen, in vortrefflicher Weise zur Durchführung gebracht, noch nicht in Anwendung zu setzen, vorbereitet sei oder sich entschließen könne? Die Hinwegräumung von anerkannt ungerechten Zuständen im Staatsleben wird die erste Sorge einer weisen Regierung sein! Aufschub würde zur Teilnahme an dem Unrechte der Vergangenheit.

Wir bezweifeln deshalb keinen Augenblick, daß Eurer Majestät kräftiger Wille die beabsichtigte Reform der Wehrverfassung ohne größeren Zeitverlust auszuführen, alle gegen dieselbe etwa sich erhebenden Hindernisse zu besiegen wissen werde.

Es hat sich bei uns und, wie wir meinen, im ganzen Lande die Überzeugung befestigt, daß Vernunft und Gerechtigkeit die Verwerfung der Befreiungen von der Wehr-

[1]) Altonaer Merkur 1845, 3. November (Korrespondenz aus Kopenhagen vom 28. Nov.), desgl. 4. November (Korrespondenz aus Kopenhagen vom 1. Dezember).

[2]) Nach dem Tagebuche von Jürgen Rohwer.

[3]) Altonaer Merkur 1845, S. 1337. Kieler Korrespondenzblatt 1845,

pflicht, deren der Gesetzentwurf eine so große Anzahl enthielt, daß kaum die Regel aufrecht erhalten zu werden schien, gebiete. Wir sind ferner davon überzeugt, daß die Ausschließung der Selbstvertretung erheischt wird, wenn das Heer von dem rechten Geiste beseelt sein soll, wie dies namentlich in dem Gutachten der holsteinischen Ständeversammlung ausführlicher dargelegt ist. Es ist endlich unsere Überzeugung, daß sowohl die Gerechtigkeit, welche bei dem jetzigen Lossystem auch bei allgemeiner Wehrpflicht nur äußerlich erfüllt werden würde, als auch das Bedürfnis einer alle umfassenden Erziehung zu Unterordnung, Mannhaftigkeit des Bewußtseins und körperlicher Kraft und Gewandtheit eine allgemeine und gleichmäßige Einübung jedes waffenfähigen jungen Mannes in den Waffen, um im Falle der Gefahr das Vaterland verteidigen zu können, erfordert und daß die Anordnung dieser allgemeinen und gleichmäßigen Einübung eine wesentliche Bedingung jeder gründlichen Verbesserung unserer Militär-Organisation ist, die zugleich eine bedeutendere und, wie dem Bauernstande, so allen Landeseinwohnern sehr ersprießliche Abkürzung der Garnisonsdienstzeit herbeiführen würde. Nur, wenn sich auch die höheren Klassen der Gesellschaft dem Waffendienste nicht entziehen können, wird das Heer die ihm gebührende Achtung und moralische Stärke gewinnen, welche die um den Lohn dienenden Stellvertreter nur vermindern können; nur wenn alle Klassen der Staatsbürger aus Liebe zum Vaterlande die Waffen führen, wird die Armee eines in der Bildung vorgeschrittenen Landes im Kriege stark, im Frieden eine Bürgschaft für die Ordnung sein. Daß diese Grundsätze, für oder gegen welche jede Gesetzvorlage sich wird erklären müssen, bei Ew. Majestät Anerkennung finden werden, wagen wir zuversichtlich zu hoffen. Andere Ergänzungen des Entwurfs, welche die Stände erbeten haben und sich als notwendig zeigen, werden hoffentlich der Ständeversammlung zugleich mit vorgelegt werden, da der Zeitraum von einer ständischen Diät zur andern, bei den vorhandenen Vorarbeiten und der schon im Gesetzentwurf von 1844 gewährten Aussicht (§ 10) vollkommen genügen wird, dieselben ausarbeiten zu lassen. Sollten diese dennoch wegen uns unbekannter, kaum denkbarer Hindernisse nicht vollständig vorgelegt werden, wie z. B. ein neues Militär-Strafgesetz, so würde dies die Anratung des Hauptgesetzes für allgemeine Wehrpflicht von seiten der Ständeversammlung nicht hindern und die Einführung der neuen gerechten Ordnung der Militärpflicht nicht auf unbestimmte Zeit verschieben dürfen; denn wir, die einseitig Belasteten, können den befreiten Ständen nicht das Recht einräumen, sich dem Bestehenden, als einem unerträglichen Zustande, länger zu entziehen, während wir oder unsere Söhne gezwungen sind, denselben zu ertragen, wie wir auch eine solche Gesinnung, die eine kastenartige Verschiedenheit der Menschen voraussetzen scheint, weder der Ständeversammlung noch den höher geachteten Ständen zutrauen können.

Die Gemeinschaftlichkeit der Gesetze und gesetzlichen Zustände für alle Staatsbürger wird am besten ihren Wert verbürgen und nötigenfalls ihre schleunige Verbesserung herbeiführen. Fallen die Söhne der höchsten Klasse denselben gesetzlichen Vorschriften anheim, wie die Söhne der Bauern und der Tagelöhner, so wird eine Gesetzesänderung bewirkt werden, sobald sich die moralische Notwendigkeit davon herausstellt, während die Erfahrung leider vielfältig gezeigt hat, daß den Bauer ein Unrecht, dem sein Stand allein unterliegt, lange bedrücken kann, bis diejenigen, in deren Hand die Abänderung zunächst gelegt ist, sich thätig für die Abhülfe verwenden. Gleichheit vor dem Gesetz! das ist der Ruf, den wir vor unseren Landesvertretern ertönen lassen werden, hoffend, daß sie in der nächsten Diät erkennen werden, daß die Anerkennung der allgemeinen Wehrverfassung dringend angeraten werden müsse, wenn nur die Grundlagen des Gesetzes die ferneren Verbesserungen begünstigen.

Ew. Königliche Majestät aber werden Sich bei der ganzen ländlichen Bevölkerung kein bleibenderes Denkmal stiften können, als durch eine den Forderungen der Gegenwart anpassende, auf wahrhaft allgemeine Wehrpflicht gegründete neue Militär-Ordnung, welche unserem Stande erst die rechtliche Gleichstellung angedeihen lassen wird, auf die er, seit er zum Bewußtsein seiner selbst erwacht, den vollständigsten Anspruch zu haben, stets die Forderung stellen muß, wenn er sich nicht selbst verächtlich werden will.

Wir bitten demnächst allerunterthänigst: Eure Königliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, den im nächsten Jahre bevorstehenden Ständeversammlungen wiederum einen Entwurf zu einem Gesetze vorlegen zu lassen, durch welches die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, diese Pflicht auf alle Staatsbürger, welche die Waffen zu tragen imstande sind, ausgedehnt und die Stellvertretung gänzlich ausgeschlossen, dagegen die allgemeine Einübung im Waffendienst unter Wegfall der jetzt bestehenden Losziehung bei möglichst kurzer Dienstzeit und unter Anordnung regelmäßig wiederkehrender Waffenübungen nach vollendeter ordentlicher Dienstzeit eingeführt wird."

Diese Petition fand bis zu ihrer Eingabe 32 327 Unterschriften; aus mehreren Bezirken wurden noch Bogen mit Unterschriften nachgeliefert, so daß man 34- bis

35 000 Unterschriften rechnete;[1]) es stand also wirklich der Bauernstand, ja, das schleswig-holsteinische Volk hinter ihr. Vortrefflich ist in ihr vor allem die Würdigung einer militärischen Volkserziehung.

Wegen des schlechten Wetters mußte die Deputation den Weg nach Kopenhagen hin und zurück auf dem Lande machen. Am 9. Dezember 1845 brachen die holsteinischen Abgeordneten von Rendsburg auf;[2]) die Schleswiger schlossen sich unterwegs an; nur einer von ihnen war verhindert.

Am 11. Dezember 1845 trafen unsere Bauern in Kopenhagen ein, rund 10 Tage hielten sie sich dort auf. Sie wurden nicht als Deputation empfangen, „weil es derselben an der erforderlichen Legitimation fehlte," indessen ward es ihnen gestattet, durch einen aus ihrer Mitte die Petition zu überreichen. Am 19. geschah es durch Müllenhoff-Marne. Danach ward den übrigen Mitgliedern einzeln Audienz erteilt. Der Empfang war sehr gnädig. Der König versprach, daß den Ständen ein neuer, die Wünsche des Bauernstandes berücksichtigender Wehrpflichtgesetzentwurf vorgelegt werden solle, — im übrigen meinte er, daß der Bauernstand sich keine übertriebenen Erwartungen von dem Resultat der Petition machen möge, indem anzunehmen sei, daß der Artillerie- und Kavalleriedienst eine längere Übung der Mannschaft erfordere, als aus den Grundsätzen der Petition sich ergebe. Die Infanterie würde allerdings bedeutend verstärkt werden, doch würden dadurch auch größere Kosten erwachsen. — Da der Kronprinz damals nicht in Kopenhagen war, sandte die Deputation eine Abschrift der Petition an ihn nach Fridericia. — Die Schleswig-Holsteiner in Kopenhagen kamen, einerlei welches Standes, der Deputation sehr freundlich entgegen. Auch wurde das Wohlwollen gerühmt, welches die Kanzleideputierten, besonders der Kanzleipräsident Graf von Reventlow-Criminil, bewiesen. Der König rühmte den tüchtigen Bauernstand der Herzogtümer und sprach den Wunsch aus, einmal eine gute Bauernwirtschaft in den Herzogtümern genauer zu besichtigen. Umgekehrt wünschte er auch, daß die Deputation sich Kopenhagen recht besehe; alle Merkwürdigkeiten der Stadt, sogar der Holm mit seinen Kriegsschiffen, wurden ihr gezeigt.

„Damals lag," schreibt das Deputationsmitglied Jürgen Rohwer jun. trotz der Roeskilder Versammlung in seinem Tagebuche, „die Gereiztheit, welche schon im nächstfolgenden Jahre (1846) zwischen den Dänen und Deutschen beider Ständeversammlungen und somit auch im ganzen Lande bei Gelegenheit des Königlichen offenen Briefes über die Erbfolge hervortrat, noch im Schlummer. Der gefeierte Volksmann Orla Lehmann, dem ich von Herrn Olshausen empfohlen war, hat mehrere Male Arm in Arm mit mir die Straße durchstrichen, um mit mir seine Freunde, die Freisinnigen Christensen, Dresen u. a. zu besuchen, ja, man wollte für die Deputation auf Subskription ein Festmahl veranstalten, was diese jedoch ablehnte." Erfreut wurde in den Zeitungen des Landes von dem Verlaufe der Abordnung berichtet.

Vergebliches Hoffen! Die Ereignisse des Jahres 1846, der offene Brief und die sich daran anschließende Volkserregung, ließen nicht zu, daß unter dem Dänenkönig eine den Volkswünschen gerecht werdende Heeresreform angebahnt wurde. Das ward mit einem Schlage anders, als sich das schleswig-holsteinische Volk 1848 für sein gutes altes Landesrecht erhob und eine neue Ordnung schuf. Da wurden die Scharnhorstschen Gedanken aus der Zeit preußischer Volkserhebung gegen den Nationalfeind bei uns lebendig. Es wurden Verfügungen[3]) erlassen

[1]) Altonaer Merkur 1845, S. 1333.
[2]) Altonaer Merkur 1845, S. 1307.
[3]) Sammelband schleswig-holsteinischer Verfügungen von 1848—1863 in der Landesbibliothek.

Digitized by Google

über Bürgerbewaffnung („in Erwägung der dem Lande drohenden Gefahren und dem allseitig ausgesprochenen Verlangen entsprechend, in Stadt und Land Bürgerbewaffnungen unter selbstgewählten Anführern ins Leben treten zu lassen." Rendsburg, 25. März 1848), Errichtung mobiler Sicherheitswachen in den Landdistrikten („zur kräftigen Abwehr des Feindes, der gegenwärtig die Grenzen des Landes bedroht, ist es erforderlich, aufs kräftigste für Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im Innern des Landes Sorge zu tragen." Dafür sind § 1 „in sämtlichen Landdistrikten der Herzogtümer Schleswig-Holstein zweckmäßig bewaffnete, mobile Sicherheitswachen zu errichten." Rendsburg, 29. März 1848), über die Abhaltung von Sessionen für die städtischen und ländlichen Distrikte (Rendsburg, 8. Juli 1848), und gleichzeitig erschien die „provisorische Verordnung, betreffend die Einführung allgemeiner Wehrpflicht und das bei der Aushebung zum Landmilitärdienst zu beobachtende Verfahren für die Zeit des gegenwärtigen Krieges." Nach eingezogenem Gutachten der gemeinschaftlichen Ständeversammlung wird verordnet: § 1. Alle Schleswig-Holsteiner sind, soweit sie die erforderliche Diensttüchtigkeit besitzen, von ihrem 21. bis zum 40. Jahre inkl. der Wehrpflicht unterworfen. § 2. Die Wehrpflicht ist persönlich zu erfüllen und die Stellvertretung demnach fortan nicht zulässig. § 3. Jeder Wehrpflichtige hat durch seine Verdienste Anspruch auf alle militärischen Würden und Ämter. Die Erhebung in den Offiziersrang hat indessen künftig die Erteilung des persönlichen Adels nicht mehr zur Folge. § 4. Vom Land- und Seedienst sind in Zukunft diejenigen als unwürdig ausgeschlossen, welche eine Zuchthausstrafe erlitten haben. § 5. Die enrollierten Seeleute sind bis weiter nur zum Seedienst verpflichtet. Alle übrigen Wehrpflichtigen haben ihre Dienstpflicht bei dem Landmilitär zu erfüllen. § 6. Von der Erfüllung der Wehrpflicht sind befreit: 1. Die mit der geistlichen Ordination Versehenen. 2. die an städtischen und Distrikts-Schulen fest angestellten Schullehrer. 3. die Mitglieder der Mennoniten-Gemeinden in Friedrichstadt und Altona. § 9. Bei den Landmilitärsessionen sind bis weiter zu übergehen: 1. Staats- und Kommunalbeamte, wenn sie das 25. Jahr bereits zurückgelegt haben, 2. die mehr als 25jährigen Mitglieder der Bürgerbewaffnungen in Rendsburg und Altona, sowie in denjenigen Städten, in denen vollständig organisierte Bürgerkorps mit Zwangspflicht zum Eintritt bestehen, 3. die mit Interimspatenten versehenen Landmilitärpflichtigen nach Maßgabe der bestehenden Verfügungen, 4. diejenigen, welche als einzige Versorger einer Familie anzusehen sind. § 11. Diejenigen Wehrpflichtigen, welche sich freiwillig vor Eintritt ihres dienstpflichtigen Alters melden und dienstüchtig befunden werden, haben, soweit dadurch keine Überfüllung einer Heeresabteilung entsteht, das Recht, die Waffenart zu wählen, bei welcher sie ihre Dienstzeit als Soldaten, Militärärzte oder Fahnenschmiede, je nach ihrer Tüchtigkeit, abzuhalten haben. Diejenigen, welche die Verpflichtung übernehmen, sich selbst zu kleiden und zu bewaffnen, und auf den Sold verzichten, treten überdies nach Ablauf eines Jahres zur Kriegsreserve über, und sind sodann nicht mehr verpflichtet, in Friedenszeiten beim stehenden Heere zu dienen. Den Freiwilligen, welche bereits vor Erlassung dieses Gesetzes während des gegenwärtigen Krieges im regulären Militär oder in einem Freikorps Kriegsdienste gethan haben oder noch thun, ist die Zeit dieses Kriegsdienstes in ihrer Dienstzeit anzurechnen.

Hier haben wir die allgemeine Wehrpflicht! Der Soldatenstand ein Ehrenstand, für den keiner zu gut ist, eine Sache des ganzen Volkes! Stellvertretung und Bevorzugung des Adels sind zu Ende. Die wenigen Ausnahmen vom Militärdienst erscheinen sachlich begründet. Die Dienstzeit wird auf ein Jahr verkürzt für diejenigen, welche sich selbst ausrüsten und unterhalten, allerdings eine

Digitized by Google

Bevorzugung des Vermögens (und nicht, wie in Preußen, der Intelligenz), aber eine willkommene Entlastung der durch die Volkserhebung so wie so aufs äußerste angespannten Staatsfinanzen; außerdem mußte ja die Entlassung nicht von dem Buchstaben eines Gesetzes, sondern von der Dauer und dem Verlauf des Krieges abhangen.

Nach dem unglücklichen Verlauf der Erhebung gab es noch einmal einen Rückschlag. Das „provisorische Wehrpflichtsgesetz" vom 20. November 1852 bestimmt im § 1 die allgemeine Wehrpflicht, läßt aber die Stellvertretung zu (§ 22).[1]) Als dann auf die Zeit der Erniedrigung eine Zeit neuer Erhebung und Erhöhung folgte und Schleswig-Holstein an seinem Teile zur Einigung Deutschlands helfen durfte, da geschah es auf dem Boden deutscher allgemeiner Wehrpflicht.

Herbstabend.

Weich webt die Dämmerung um Wald und Wiese,
Im tau'gen Grase weidet leis' das Wild,
Noch scheint der Mond nicht, und die Luft ist linde.
So still ist alles, nur im Schilf des See's
Hör' ich der Wandervögel zaub'risch Treiben.
Aus welchem Lande kommt ihr hergezogen,
Um hier in milder Luft und Himmelslicht
Euch kurze schöne Monde lang zu freuen?
Ihr kommt aus Ländern, wo die Sonne schien,
Und wenn sie hier erbleicht und kahl der Wald,
Zieht ihr wie sel'ge Geister in die Ferne;
Ich aber muß im Wintersturme harren
Und dem Geschick die müde Stirne bieten.

Der alte schleswig-holsteinische Kanal.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Wenn man kurz nach dem Verlassen der Hochbrücke bei Levensau von der Böschung einen Blick nach links hinunterwirft, so sieht man tief unten einen schon halb verschütteten Streifen des alten Eiderkanals sich auf das heutige Margaretenthal zu entlang ziehen, während auf der rechten, östlichen Seite, bei Projensdorf und Knoop, noch eine größere Strecke in ihrer ganzen ehemaligen landschaftlichen Schönheit erhalten geblieben ist. Was wäre das so herrlich gelegene Gut Knoop ohne Wasser auch gewesen? Endlich giebt es, abgesehen von der Obereider, noch ein kleines Stückchen unweit der Mündung bei Holtenau, das in einen Bootshafen verwandelt und mit dem neuen Kaiser Wilhelm-Kanal in unmittelbarer Verbindung stehend, den Vergleich zwischen diesen, zu ihrer Zeit beide als Riesenwerke gerühmten Kanälen noch am besten gestattet. Wer den vor nun reichlich 10 Jahren bis auf die oben genannten Strecken verschwundenen alten Kanal gekannt und befahren hat, wird es bedauern, daß mit ihm so manches landschaftliche Idyll, wie die Schleuse bei Holtenau und bei Knoop, von dem großen Schlunde des neuen Kanals mit verschlungen worden ist. Immerhin ist eine Wanderung auf seinen hohen Ufern noch heute nicht ohne Reiz, während die Fahrt auf dem tief eingesattelten Wasserspiegel meistens nur den Ausblick auf hohe Böschungen verstattet. Wie viel schöner war eine Kanalfahrt früher und welch' anmutiges Landschaftsbild muß nun gar eine Bootfahrt auf der alten, in

[1]) Vergl. den vorher angeführten Sammelband.

den Jahren 1777—1784 zum Kanal umgeschaffenen Levensaue geboten haben! — Kurz vor ihrer Mündung in die Kieler Föhrde erblickte man auf dem nördlichen Höhenzuge das Dorf Holtenau und, dem Wasserspiegel etwas näher gelegen, das gleichnamige Schloß oder Herrenhaus, von welchem einige Überreste noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einem mit Busch bewachsenen Hügel verborgen gewesen sein sollen. Auch das um 1766 an Stelle eines älteren erbaute weißschimmernde Herrenhaus von Knoop hat sich noch in den Wellen des alten Flußlaufes gespiegelt. An seinen Ufern, bei dem heutigen Levensau, hielten einst die Stände der beiden Herzogtümer ihre Landtage ab und besprachen hier ihre gemeinschaftlichen Interessen, wie einst die Holsten und die Ditmarscher auf dem alten Kukwalle an der Gieselau, doch mit dem Unterschiede, daß das Wasser die an der Levensau Versammelten nicht feindlich trennte wie dort. Hier führte auch die uralte Heerstraße von der Spitze der Kieler Föhrde aus nach Norden weiter; denn es befand sich hier gerade eine Furt, in deren Nähe später, und zwar schon lange vor 1777, eine hölzerne Brücke geschlagen worden ist. Mit Segelbooten ließ sich der Fluß noch etwas weiter aufwärts befahren, wie aus

Abbildung der alten Knooper Schleuse.

Bildern der damaligen Zeit zu ersehen ist. Seinen Ursprung nahm er im Warleberger Moor, etwa ½ Meile nordöstlich vom Flemhuder See, von wo aus bis zur Levensau Wall und Graben, eine sogenannte „Landwehr," die uralte, bestimmt seit 1225 nachweisbare Grenze zwischen Holstein und Schleswig, d. h. aber für lange Zeit auch zwischen Deutschland und Dänemark, zum Abschluß brachte. Die letzten Überreste dieser alten Landwehr, die auf den Meyerschen Karten im Danckwerth noch gezeichnet ist, sind indessen schon bei dem Bau des alten Eiderkanals völlig beseitigt worden. Beide Ufer des etwa 1½ Meilen langen Flusses begrenzte dichter Wald, der als schützendes Bollwerk für Schleswig oder Holstein (mittelniederdeutsch: le = geschützte Seite [Leeseite], altnord. hle = Schatten, Schutz) der ihn durchströmenden Au „Levoldesouwe" = Le-wehldes-Ouwe offenbar den Namen gegeben hat. Das Bett bezw. das Thal dieser Levensau ward für die Herstellung des alten schleswig-holsteinischen, später sogen.

Eiderkanals für dessen östlichen Teil verwandt. Im Grunde galt es dabei nur, das vorhandene Flußbett bis auf die gewünschte Tiefe (11½ Fuß) auszubaggern und freilich auch etwas zu verbreitern; denn der Kanal erhielt eine Breite von 100 Hamburger Fuß in der Wasserfläche, bei 54 Fuß Bodenbreite, eine Breite also, welche der alte Flußlauf nur in der Nähe der Mündung gehabt haben kann. Parallel zu beiden Seiten der Wasserfläche lief ein Ziehweg (zum Schleppen der Schiffe durch Pferde- oder Menschenkraft), welcher wieder durch einen niedrigen Knick, stellenweise auch nur durch einen Graben, von den angrenzenden Ländereien getrennt war. Viel Land hat dieses ganze Werk jedenfalls nicht erfordert, indem z. B. die südlich angrenzenden Dorfschaften Wiek, Suchsdorf und Ottendorf auf einer Strecke von einer Meile zusammen nur 16 Tonnen zum Kanalbau haben hergeben müssen. Da man an einen vollständigen Durchstich der cimbrischen Halbinsel bei der Unvollkommenheit der damaligen Hülfsmittel noch garnicht dachte, so mußten ferner Schleusen eingebaut werden, und zwar 6 an der Zahl. Durch die Holtenauer oder Friedrichsschleuse, die Knooper und die Rathmannsdorfer stieg man um 7¼ + 9¼ + 7¾ (= 24¼ Fuß = Höhe des Flemhuder Sees) über den mittleren Stand der Ostsee, um innerhalb der Obereider durch die Königsförder, Cluvensieker und die Rendsburger Schleuse wieder auf den Wasserstand der Untereider hinab zu gelangen. Jede der 6 Schleusenkammern hatte eine Länge von nur 110 Fuß bei 28 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe. Daher konnte der alte Kanal von Torpedobooten neueren Typs nicht befahren werden, ja, die engen Schleusenkammern hätten kaum für unsere jetzigen etwas größeren Hafendampfer genügenden Raum geboten. Für die alte „Eider," den „Klaus Groth" aber und die ehemaligen Sartorischen „Dampfkähne" „Meta," „Anton" usw. sowie namentlich für Ewer war er das gegebene Fahrwasser. Die Bauzeit umfaßte 7 Jahre (1777—1784), und doch war nur auf der Strecke zwischen Warleberg etwa und dem Flemhuder See sowie ungefähr zwischen der Königsförder und der Cluvensieker Schleuse, wo der Kanal das Bett der alten Eider auf eine Strecke von ¾ Meilen verließ, ein eigentlicher Durchstich erforderlich gewesen. Über den zwischen Holtenau und Rendsburg 4½ Meilen langen Kanal (+ 18 Meilen Eiderlauf von Rendsburg nach Tönning) führten an jeder der 6 Schleusen und außerdem bei Levensau und Landwehr Brücken, meistens doppelflügelige Zugbrücken, dagegen war die schon 1823—1825 für 106 250 Reichsthaler neu gebaute Holtenauer Schleuse damals mit einer sehr praktischen Drehbrücke versehen worden. Die gesamten Herstellungskosten beliefen sich auf 2½ Mill. Reichsthaler = etwa 7½ Mill. Mark. Die in den derzeitigen „Provinzialberichten" jährlich abgedruckten Zusammenstellungen über den Schiffsverkehr zeigen eine stetige Zunahme. Von 1820—1840 etwa passierten den Kanal jährlich 2600 Schiffe, was dem Staate eine Brutto-Einnahme von 68 750 Reichsthaler Kurant einbrachte. Davon gingen die Unterhaltungskosten und Gehälter mit jährlich 18 750 Rthlr. ab, so daß ein Reingewinn von 50 000 Rthlr. verblieb und die Anlage sich demnach mit 2 % verzinste. Dahingegen hat der Bau des neuen Nord-Ostsee- oder Kaiser Wilhelm-Kanals mehr als 156 Mill. Mark gekostet. Wie sich dieses gewaltige Kapital verzinsen wird, kann im Grunde erst ein Durchschnitt aus mehreren Jahrzehnten in Zukunft ergeben. Um das Dreifache in allen Dimensionen größer geworden ist das Fahrwasser, um das Zwanzigfache das Anlagekapital (nach dem damaligen Werte des Geldes um noch viel mehr), um das 50—100fache der Tonnengehalt der die neue Wasserstraße durchfurchenden Schiffe, und neben der bescheidenen Sandsteinsäule König Friedrichs VI., welche 1784 auch ein großes Werk krönte, erheben sich jetzt zwei prunkende Denkmäler des Mannes, welcher im Jahre 1887 den Grundstein zu dem jetzigen Riesenwerke gelegt hat.

Digitized by Google

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

33. De Könisdochter in 'n Keller.†)

Seiner Excellenz Herrn Freiherrn Rochus von Liliencron in Schleswig ehrerbietigst gewidmet zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Dar sünd mal ins [1]) twê Köni'n weß, de hebbt ümmer tosam'n hol'n. [2])

De ên hett 'n Sön hatt un de anner hett 'n Dochter hatt. Un se hebbt sik afmakt, wenn er Kinner grot wêr'n, denn schull'n se sik tosam'n heirat'n.

De beiden Kinner hebbt uk vel ên vun 'n annern hol'n. Un de Könisdochter hett 'n Geldbüd'l makt, den' hett se den Könissön schenkt. Un he hett em anhegt [3]) un hett em ümmer bi sik dragen to 'n Andenken.

Nu is de Köni, de de Dochter hatt hett, de is gwer riker weß as de anner. Un as de Kinner nu grot sünd, un se wüllt sik heirat'n, do will he dat ne hebb'n. Un he kümmt bi un lett 'n dêpen Keller mak'n ünner de Eer, dar kricht he sin Dochter un er Kamerjümfer in, un denn vör söben Jar to leben. Un do slütt [4]) he den Keller faß [5]) tô. Un vör de Dör stell't he 'n par Löb'n vör, dat de beiden ne rut kam'n künnt ut 'n Keller, un dat dar uk kên Minsch na er rin kam'n kann.

Nu hebbt se al 'n ari [6]) Tit in 'n Keller seten, do brenn't den' Köni, wat de Könisdochter er Vadder weß is, den' sin Sluß brenn't af. Un er Vadder un Mudder brenn't dar bei' [7]) in up, un all' de Lü', [8]) de dar in weß sünd, uk mit.

Dar hebbt de beiden in 'n Keller gwer niks vun to weten kregen.

As de söben Jar nu meis [9]) üm sünd, do hebbt se man 'n beten mêr na to leben. Un se möt al jeden Dach weniger eten, dat se man utkam'n dôt. [10])

Toletz hebbt se niks mêr ng as 'n beten Fett; dar stow't se sik Netteln mit up, de in 'n Keller wussen hebbt.

To allerletz do hebbt se uk kên Fett mêr. Do möt se de Netteln al so eten, gn'n [11]) Fett.

As de Netteln nu uk all' sünd, un se hebbt gar niks mêr to leben, do secht de Könisdochter, dot hungern, dat 's doch 'n Kur, se wüllt mal an de Dör kloppen, wat er kên Minsch hören deit un bring't er wat to leben.

Nu sünd de ol'n Brez' [12]) vun den Regen al ganz mör [13]) weß. Un as se dar nu ankloppen döt, an de Dör, do kri't se [14]) dar 'n Lock hendör.

Do brek't se ümmer 'n beten mêr ut, un toletz hebbt se dat Lock al so grot, dat se dar hendör krupen [15]) künnt.

Do ward se de beid'n Löb'n je wgr vör de Dör.

Nu sünd se gwer je so hungeri weß, un do secht de Könisdochter, rut will se, un wenn de Tier'n er uk torit [16]) un upfret.

Ne, secht de anner, toërs schall se ne rut. Wenn de Tier'n er toriten dôt, dat kann se ne ansên. Se hett so lang' mit er uthol'n, sech' se, nu will sê uk de êrs wesen.

---

†) In der ‚Deutschen Welt' (Nr. 32. 1902), aus der mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers, Herrn Dr. Friedr. Lange, das hier mitgeteilte Märchen abgedruckt ist, geht dem Märchen eine Abhandlung vorher, in der die bisher bekannt gewordenen Fassungen dieses Märchens, besonders die Müllenhoffsche („Jungfer Maleen' S. 391 ff.) und die Grimmsche (Nr. 198) besprochen werden. Da es uns an Raum fehlt, um Abhandlung und Märchen zugleich abzudrucken, so bringen wir zunächst in diesem Heft das Märchen selbst und sparen die Abhandlung, obwohl sie zum vollen Verständnis des Märchens und zur Würdigung seines außergewöhnlichen Wertes unerläßlich ist, für ein späteres Heft auf.

Die Schriftleitung.

Un do geit se up 'e Tripp henstgn un secht: ‚Slgp,*) ên Og, slgpt, twê Ogen, slgpt, drê Ogen.' Un darmit springt se tô un will ȳwer de Löb'n wech spring'n.

Awer dat vêrt Og hett je ne slgpen — se hett je ne secht ‚slgpt, vêr Ogen,' dat hett se vergęten —, un do kricht**) de Löw' ęr to packen un toritt ęr.

As he sik nu wa' dgl lecht hett,**) de Löw', do geit de Könisdochter up 'e Tripp henstgn un secht: ‚Slgp, ên Og, slgpt, twê Ogen, slgpt, drê Ogen, slgpt, vêr Ogen.'

Do slgpt all' vêr Ogen tô.[17]) Un do spring't se tô un kümmt glückli dör de Löb'n wech.

Do is se je redd't.

Nu will se je toêrs na ęr'n Vadder sin'n Sluß hen. Awer as se dar ankümmt, do is de[18]) Sluß je afbrenn't.

Do wêt se uk je, wo dat tôggn deit, dat ęr nüms[19]) wat to lęben bröcht hett.

Nu geit se je wider.

Tolęt — dat ward al düster — do kümmt se in 'n grot Holt to gang'.

Do sticht se to Bôm un will mal sên, wat se ne wôr[20]) 'n Lich wgr ward'n kann.

Do süt se in 'e Fêrn 'n Lich, dar geit se up tô. As se dar ankümmt bi dat Lich, do is dat 'n Sluß.

Dat is de Sluß weß, wo ęr Brüdiam in wgnt hett, de Könissȳn.

Nu geit se dar je rin na 'n Sluß, un do dröppt[21]) se dar 'n Fru.

Do fröcht se de Fru, wat se dar kên Kȳksch nödi hebbt.

Jg, secht de Fru, se kann bi ęr ankam'n.

Do vermê't[22]) se sik dar in 'n Sluß as Kȳksch.

De Fru hett drê Döchter hatt. De sünd sik stridi[23]) weß un hebbt all' drê den Könissȳn gêrn hebb'n wullt. De ên hett em hebb'n wullt, un de anner hett em hebb'n wullt.

Nu hett de Könissȳn secht, de em so 'n Geldbüd'l mgken kunn, grg' so 'n, as hê in 'e Tasch harr, de wull he to 'n Fru nęm'n, anners kên.

De drê Döchter hebbt gwer ne so 'n trech[24]) krigen kunnt.

Do kümmt de ölls Dochter mal bi ęr an in 'e Kȳk un fröcht ęr, wat se ne so 'n Geldbüd'l mgken kann.

Se besüt em un secht jg, dat kann se.

Ja, sech' se, denn schall se ęr doch so 'n mgken. Denn will sê so lang' de Arbeit vör ęr dôn.

Do mgkt se ęr 'n Geldbüd'l, de hett ganz akkrgt so utsên, as de anner. Un dō geit de Dochter dar mit hen na den Könissȳn un secht, sê hett em mgkt.

Nu hett de Geldbüd'l je grg' so utsên as de anner, un do ward je 'n Dach ansett, wo de Hochtit ward'n schall.

As dat nu gwer so wid is, un de Hochtit schall ward'n, do is se krank, de Brut, un kann ne utggn.

Do kümmt se in 'e Kȳk an un secht: ‚Dêrn, kumm gau[25]) mit un treck[26]) min Kled an, un denn fôr[27]) du mit em hen na Kirch. Du süß[28]) je grg' so ut as ik. Du muß gwer jo un jo ne spręken,' sech' se, ‚du heß je 'n finer Stimm as ik.'

Do mutt de Kȳksch de Brut ęr Kled antreck'n, un do mênt de Könissȳn je, dat sin Brut dat is, un fôrt mit ęr los.

*) Erzählt wurde: ‚slöppt een Og, slöppt twee Og' usw.

**) Erzählt wurde: ‚un do kri't de Löb'n ęr to packen un torit ęr' ... ‚as se sik nu wa' dal lecht hebbt, de Löb'n.'

Nu kamt ſe toërs bi den Keller verbi, wo ſe ſo lang' in ſęten hett. Do ſecht ſe:

Nettel, Nettel grôn,
Wat ſteis du hier ſo ſchön!
Wie oft hab' ich dich ungeſalzt
Und ungeſchmalzt gegeſſen! ***)

Do ſecht de Königsſön: ‚Mein Kind, haſt du die gegeſſen?'
‚Ja freilich,' ſech' ſe.
Darup kamt ſe bi den afbrennten Sluß verbi. Do ſecht ſe:

Hier liegen die ſchneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken. †)

Do ſecht he: ‚Mein Kind, iſt das deines Vaters Haus geweſen?'
‚Ja freilich,' ſech' ſe.
Toletz kamt ſe in 'n Wech, wo blang' bilank [29]) an bei' Siden ſo 'n ſchön Linn'n ſtgt.
Do ſecht ſe:

Hier ſtehen die ſchönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.

Do ſecht he: ‚Mein Kind, haſt du die gepflanzt?'
‚Ja freilich,' ſech' ſe.
Do fôrt he ërs mit ęr bi 'n Goldſmitt vôr. Dar köfft he ęr 'n goll'n Kę' üm 'n Hals, mit 'n goll'n Slutt vôr. De binn't he ęr üm, un dat Slutt flütt he tô, un den Slötel ſtickt he in 'e Taſch.
Un do fôrt he mit ęr hen na Kirch, un dar ward ſe em antrô't. [30])
As ſe ut de Kirch kam'n ſünd, un ſe ſünd wa' to Hus, do treckt ſe dat Kled ut un geit wa' an ęr Arbeit. Un de anner treckt ęr Kled wa' an, un do kümmt ſe na 'n Saal rin un bêrt [31]) ſo, as wenn ſê dat is, de em antrô't is.
Nu 's gbens, as de Hochtit ut is, un de Lü' ſünd all' wechfôrt, do ſecht ſe to ęr'n Mann: ‚So, nu kumm man; dat is Tit to Bett.' ††)
‚Ja,' ſech' 'e, ‚wat ſę's [32]) du man noch, as wi bi den Keller verbi kôm'n?'
‚Heff ik dunn [33]) wat ſecht?' ſech' ſe.
‚Ja,' ſech' 'e, ‚wêß [34]) dat ne mêr?'
Do geit ſe rut na Kök un ſecht: ‚Dêrn, du ole Flillerflaller, [35]) wat heß du ſecht, as ji bi den Keller verbi kam'n ſünd?'
‚Ja,' ſech' ſe, ‚ik heff wider niks ſecht as:

Nettel, Nettel grôn,
Wat ſteis du hier ſo ſchön!
Wie oft hab' ich dich ungeſalzt
Und ungeſchmalzt gegeſſen!'

Do geit ſe wa' rin, de anner, un ſecht: ‚Nu wêt ik al, wat ik ſecht heff. Ik ſę:

***) Erzählt wurde: ‚wie manches Mal . . . geeſſen.'
†) Erzählt wurde: ‚von meinen Vater ſeinen H.' Zur Erklärung der ‚Falken' ſchreibt mir Herr Dir. Trendelenburg in Berlin: ‚Die Firſtbretter über dem Giebel laufen oft in geſchnitzte Tierköpfe, namentlich Pferdeköpfe aus. Odins Saal trägt oben am Eingange einen Wolf und einen Adler als Firſtſchmuck. So denke ich mir auch Ihre Falken als Schmuck der Balkenenden.'
††) Erzählt wurde: ‚nu kumm man mit to Bett' und ebenſo an den drei andern Stellen: ‚kumm un man mit to Bett.'

Nettel, Nettel grôn,
Wat steis du hier so schön!
Wie oft hab' ich dich ungesalzt
Und ungeschmalzt gegessen!'

Do frächt he: ‚Heß du den[41]) Nettel denn ęten?'

‚Nę,' sech' se, ‚dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'

‚Ja,' sech' 'e, ‚wat ę's du man noch, as wi bi den afbrennten Sluß verbi kôm'n?'

‚Heff ik dunn uk wat secht?' sech' se.

‚Jg,' sech' 'e, ‚wêß dat ne mêr?'

Do geit se wa' rut na Kŷk un secht: ‚Dêrn, du ole Flillerflaller, wat heß du secht, as ji bi den afbrennten Sluß verbi kam'n sünd?'

‚Ja,' sech' se, ‚ik heff wider niks secht as:

Hier liegen die schneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken.'

Do geit se wa' rin un secht: ‚So, nu wêt ik al, wat ik secht heff. Ik ę:

Hier liegen die schneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken.'

‚Is dat din'n[42]) Vadder sin Hus denn weß?' sech' 'e.

‚Nę,' sech' se, ‚dat is dat ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'

‚Ja,' sech' 'e, ‚wat ę's du man noch, as wi bi de Linn'n helank[36]) fôrn bô'n?'

‚Heff ik dunn uk wat secht?' sech' se.

‚Jg,' sech' 'e, wêß dat ne mêr?'

Do geit se wa' rut na Kŷk. ‚Dêrn, du ole Flillerflaller,' sech' se, ‚wat heß du secht, as ji bi de Linn'n helank fôrt sünd?'

‚Ja,' sech' se, ‚ik heff wider niks secht as:

Hier stehen die schönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem
gold'nen Ringe.'

Do geit se wa' rin un secht: ‚So, nu wêt ik al. wat ik secht heff. Ik ę:

Die Märchenerzählerin
Frau Lembcke*) in Eutin.

Hier stehen die schönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.'

‚Heß du de Linn'n denn plant?' sech' 'e.

‚Nę,' sech' se, ‚dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'

*) Frau Caroline L., geb. Lamprecht, die Witwe eines Schuhmachers, ist 1826 in Pansdorf geboren und hat seit 1847 47 Jahre in Sagau gewohnt. Hier ist ihr das Märchen von einer schon vor 1890 gestorbenen Frau Vogt erzählt worden, mit der sie ‚in 'e dörtigen Jahren' d. h. über 30 Jahre in einer und derselben Kate gewohnt hat. Frau Vogt ist aus dem Sierhagener Gut (bei Neustadt in Holstein) gebürtig gewesen.

Frau L. hat mir im ganzen 18 Geschichten erzählt. Drei davon (Nr. 11. 13. 30) sind bereits in der ‚Heimat' mitgeteilt worden.

‚Nę,' ſech' 'e, ſo noch ne.' Se ſchall em êrs de Kę' mal wiſen, de he ęr ümgęben [37]) hett.

Do löppt ſe wa' rut na Kök un ſecht: ‚Dêrn, dô [38]) mi gau de Kę' her, de he di ümgęben hett.

Un ſe kümmt bi un will ęr de Kę afbinn'n.

Awer dat Slutt is je töſlaten weß, un den Slötel hett hê je in 'e Taſch hatt, un do kann ſe de Kę' je ne afkrigen. Un do kümmt ſe je ſo wa' rin un hett kên Kę'.

Do ſecht he to ęr: ‚So, nu wêt ik al nog. [39]) De anner, dat is min êrs Brut weß, un nu is ſe mi uk antrô't, denn will ik dê nu uk behol'n.'

Un do hett he de Könisdochter to 'n Fru nam'n, un de anner hett trüchſtan [40]) müßt.

Nach Frau Lembcke in Eutin.

Anmerkungen: [1]) einſt. [2]) gehalten. [3]) aufbewahrt. [4]) ſchließt. [5]) feſt. [6]) artige, ziemliche Zeit. [7]) beide. [8]) Leute. [9]) meiſt, beinahe. [10]) auskommen thun. [11]) ohne. [12]) ſtatt Bręder, Bretter. [13]) mürbe. [14]) kriegen ſie. [15]) kriechen. [16]) zerreißen. [17]) ‚ſchlafen zu' plattdeutſch ſtatt ‚ſchlafen ein.' [18]) In der Bedeutung ‚Palaſt' wird im öſtlichen Holſtein die hochdeutſche Form ‚Sluß' gebraucht und zwar von alten Leuten vielfach als männlich. Das Schloß, zu dem der Schlüſſel gehört, heißt in echt niederdeutſcher Form ‚dat Slutt.' [19]) niemand. [20]) (irgend) wo. [21]) trifft. [22]) vermietet. [23]) ſtreitig. [24]) zurecht, fertig. [25]) eilends. [26]) zieh. [27]) fahr. [28]) ſüß oder ſüchs: ſiehſt. [29]) eigl. ‚beilängs beilängs', an der Seite entlang. Es ſind zwei verſchiedene Formen desſelben Wortes, die ſich der Bedeutung nach ſo unterſcheiden, daß ‚blang' auf die Frage ‚wo' antwortet, ‚bilank' auf die Frage ‚wohin'. [30]) angetraut. [31]) geberdet ſich, thut ſo. [32]) ſagteſt. [33]) ‚do' mit nachklingendem n. [34]) weißt (du). [35]) Ein prachtvolles Wort, das ich ſonſt noch nie gehört habe; es bedeutet ‚flatterhafte Perſon'. Die richtige Schreibung wäre ‚Flidderfladder'. Man ſpricht aber im öſtlichen Holſtein dd faſt oder ganz wie ll, z. B. ‚Flellermus'. [36]) entlang fahren thaten; ‚helank' ſt. ‚henlank', hinlängs. [37]) umgegeben. [38]) thu, gieb. [39]) genug. [40]) hat zurückſtehen müſſen. [41]) Nettel iſt männlich. [42]) ſprich: ‚din.'

Plattdeutſche Redensarten beim Kartenſpielen.

Mitgeteilt von **G. F. Meyer** in Kiel.

In vielen unſerer Dörfer iſt es Sitte geworden, die langen Winterabende und die Sonntagnachmittage mit Kartenſpiel zu verbringen. Die Tageszeitung iſt bald geleſen, und ſeinen Geſprächsſtoff hat der Bauer meiſt ſchnell erſchöpft. Was nun? Da geht er zum „Nawer," „üm een lütten Skat to maken un de Langewiel to verdriewen." Es iſt ergötzlich, einen ſolchen Skat zu erleben; denn hier iſt „de Bur mal in ſien Fett," hier zeigt ſich der geſunde Humor unſers Bauern, ſchlagfertig weiß er an der rechten Stelle, wenn auch zuweilen in derber Weiſe, das rechte Wort zu finden, und es zeigt ſich auch hier der unerſchöpfliche Reichtum unſerer plattdeutſchen Mutterſprache an ſprichwörtlichen Redensarten.

„Wöllt wi 'n bęten öwer de Eck haun?" fragt einer aus dem Kreiſe der Verſammelten. „Ja, du heſt je woll noch 'n loſen Groſchen in de Taſch" und „da lött ſick je viellicht noch 'n Daglohn maken, hüt Abend" oder „da lött ſick je woll noch 'n Groſchen verdeenen" tönt's ihm zuſtimmend zu. „Denn krieg 't Bok man her," ſagt wieder einer zum Gaſtgeber, und bald ſitzen die Spieler, nachdem ſie vorher noch über „Glücksplatz" und „Unglücksplatz" ſich einig geworden ſind, am Tiſch, „un dat Scheten kann losgahn." „Du heſt dien Korten ok lang nich wuſchen," meint der, der zuerſt die Karten miſcht. „Nę, ſe mütt bald mal na 'n Preeſter," muß der Eigentümer des Spiels zugeben. —

Die Karten ſind gemiſcht, jeder hat ſeinen Anteil bekommen, und „nu wüllt wi mal ſehn, wat dat Geſchäft makt." —

„Ik bün reizbar," läßt ſich die Vorderhand vernehmen. „Tein?" — „Nę, ik

kann keen Fief!" — Zur Mittelhand: „Twölf?" — „De kann 't noch börn." — „Viertein?" — „Ja, dat güng woll noch." — „Föftein?" — „Nu ward 't all kniep'n!" — „Söb'ntein?" — „Nę, Gret'n, paß!" — „Mal een in 't Sand setten," meint der Spieler, „all de Klewers sünd Trumpf!" Das Wort „Klewer" trifft verwandte Saiten: „Das heilige Kreuz!" „Kreuz, Kringel und Krummbrot!" „Kreuz, ein Leid, ein bitterböses Weib!" — „Nu man herut mit dien Betttüch!" fordert der Spieler die Vorderhand auf (oder: „Nu komm vör Dageslicht" — „Nu spie ut, bloß nich up 'n Disch!" — „bloß mi nich in 't Gesicht.") — „Mal garkeen Schiet utspęln," sagt die Vorderhand und „spęlt 'n ganzen Lütten ut." — „Den kann 'k mit mien Jüngsten," ist die Antwort, und dann geht's Schlag auf Schlag, ein Wort lockt das andere hervor: „Scharp'n Enn vör!" „So 'n Ding will 'n Meister bieten!" — „Wat seggst to dit Ei?" „Das 'n Pierkük'nei!" — „Best 'n Faut vör!" „Den kann 'k im Sitten!" — „Nu wüllt wi 'n anner Fatt anstęken. Ruten ut, seggt de Gläser, dat 's mien Verdeenst!" „Kuracha!" „Karutschen mit Maibodder!" — „De Deuser un de Wense!" „Den will 'k mi köpen!" „Weg is Wittsot!" „Nu ward s' all blöd'n." — „Herzen haben alle Menschen." „Hartwig het 'n Näsdröpel." — „Up 'n Burn hürt 'n Burn." „Burn is 'n Burn wert." — „Na, büst to Hus?" „Nę, so hoch stiggt mien Kunst nich." „Du sittst ok ümmer in 'n Söcken." — „Da sitt noch 'n Brummer!" (Trumpf.) — „Da fallt 'n Appel ut Röhr." (Unerwartet fällt eine große Karte.) — „Ji schöllt mi den Torf woll bring'n," prahlt der Spieler, der seines Spieles sicher ist, „dat dick Enn kümmt na." Und nun hat er „glänzend" gewonnen, da muß er seiner Freude Ausdruck geben: „All Slöp sien!" „Ich heff Hambörger (hollandsch) Gewicht!" „Dat he' 't weg as 'n Stück Speck!" „Gewonnen bei Hirsch!" Und seine Mitspieler sucht er zu hänseln: „So spęlt man mit Studenten!" oder „So 'n Kirls sünd wi, seggt de Pötter." „He het mihr Glück as Verstand," giebt es ihm ein Mitspieler zurück. „Ja, da is nich gegen an to jappen," stimmt der andere zu. Und sie trösten sich, indem sie hoffen, „em dat mal wöller to Hus to driewen"; denn „dat irst Gewinn'n is nicks," „dat irst Winn'n holt de Lübecker Jungs nich för god," „dat irst Beet" dagegen „is 'n Dahler wert." Doch der Gewinner „lött sick nich in 't Buxhorn jagen." „God Pird treckt tweemal," meint er und „hemm is bęter as kriegen." —

„Giff bęter!" heißt es dann, und ein neues Spiel beginnt. Der „Gęwer" sieht, daß beim Abnehmen Pique-Junge unten zu liegen kam. Er hält das für ein gutes Vorzeichen und spricht erfreut: „Süh dor, de Schosteenfęger!" Doch die andern wollen wissen, „wenn de Kröger vör de Dör steiht, is binn'n nicks los." Beim Aufnehmen der Karten hört man Urteile über den Ausfall derselben: „Ik heff de ganze Klewerjagd." „Ut jed'n Knick een!" „Ut jedes Dörp 'n Hund!" „Hart'n Lena, mien Diern, ik heff di so girn." „Dat 's all Mus as Mau!" „Mien wöllt hüt Abend nich boddern," sagt einer. „Dat liggt an 't Affnehmen," tröstet der Zweite. Der Dritte aber spricht: „Dat süht all na 'n Stück Brot ut." Er will tournieren; doch er ist seiner Sache nicht recht sicher: „Samiel, hilf! Samiel, hilf!" Da hat sich sein Schicksal schon entschieden, Carreau-Bube liegt vor ihm. „De is düchti god för 'n Fotgänger," wendet einer ein und „dat 's de ol Schufkarmaker" („dat 's de Snider von Kiel") der andere. Doch der Spieler tröstet sich mit den Worten: „Ochs lött nich glippen!" Er nimmt die zweite Karte hinzu: „De Skat de brüllt!" Nun soll er zwei Karten weglegen; doch „nu is Holland in Not," welche Karten sollen es sein? „Was thut ein kluger Hausvater?" — „Dat ward woll 'n Gesang ünner 'n Appelbom," hört er's schon spottend klingen, als er immer noch zögert. „So söben oller so söben?" Doch jetzt hat er's: „De mütt Soldat warrn." — „Na, denn lat 'n

Kassen man dampen." Das Spiel beginnt. Das lange Zögern des Spielers ist schon ein Zeichen gewesen, daß „dat Vaderland in Gefahr is," und „as he nu noch up de Dörper geiht," da „gaht s' aff mit 'n selig'n Herrn." — „Krebs, Krebs, wie wird dir's gehn!" „Spring em mal vör de Bost," muntert ein Gegenspieler den andern auf, und „nu hol de Ohren stief," „nu hol de Luff an," „nu lop 'n Wagen na," da holt man ihm die Trümpfe ab („Fort mit Schaden!" — „Hin is hin! Wiedersehn macht Freude!") und endlich kommt der entscheidende Schlag: „Een blankes Aß ward em afftęken." „Dat 's 'n asigen Kantüffel!" „Du treckst mi 'n Kus ut!" ruft der Geplagte. „Nu lat s' em vör 'n Rest sitten." Doch „de Larm het noch keen Enn." „Friß, Vogel, oder stirb!" Da muß er gestehen: „Ik seh mi all dot in 't Sarg." „He will mit 'n Kram nicks mehr to don hemm," „he smitt 'n Kram von 'n Lief": „Da hebbt den ganzen Larm!" Ein lauter Jubel folgt: „Den hebbt wi mal örndlich up 'n Draff bröcht." „Breet as Kulepoch." „Da hebbt wi mal 'n ol Rott fung'n." Doch wer sich nicht verteidigen kann, „an den is Hoppen un Molt verlarn." „Spęln wöllt wi ehr woll, wi könnt blot keen Trümpf maken," wirft er dazwischen, und ganz so schlimm ist es auch nicht gewesen, er hätte, „wenn 't bęter lopen harr," das Spiel „mit Leichtigkeit" gewinnen können, er war „dicht vör Friedrichstadt!" „dicht vör 'n sülvern Lępel!" „dicht vör de Nummer Sieben," „ęwer wenn de Pracher nicks hemm schall, verlüst he dat Brot ut de Kiep." —

Ein neues Spiel! „Pik is Plaster!" („Pikas is 'n Höhnerhund." „Pik gewinnt glik.") Diesmal „is dat 'n ganz'n Wackeligen," der Spieler „is mächtig in 'n Druck." Die erste Karte „will he sick noch löpen," die zweite aber „kann he nich börn," die dritte „kann he von Hus ut nich" und bei der vierten „is Schiet in full'n." „Bald he' 't 'n, bald he' 't 'n nich." Doch da macht der eine Gegenspieler „'nen Bummel." Da ist „Polen noch nich verlarn," „da smitt sick 'n Aal up," „da stiegt de Aktien." „Wat Bier nich deit," kann er nun scherzen, „wat Bier deit, deit 't gliek." Mit „Hangen und Würgen" gewinnt er den „Stormlöper." „Da he' 't mi mal örndli mang dörch lagen," „da he' 't mal een ut Für rętен," ruft er vergnügt aus, und: „Ik bün froh, dat ik fröhlich bün." Die Gegenspieler müssen achselzuckend gestehen: „He het de grötsten Kantüffeln!" „Wat schall eener darbi don, blinn Huhn find't ok mal 'n Korn." —

So wird Spiel auf Spiel gemacht, bis schließlich einer meint: „nu wöll wi 't man an 'n Nagel häng'n," „dat ward morgen ok noch wöller Dag." So kommt denn „de letzte Bott," und die heiße Schlacht ist beendet. „Wat makt denn de Papiern?" heißt es zum Schluß, „ik mutt je wull de Utstür betaln." Aber der „Schriewer" ist anderer Meinung: „Du geihst hüt Abend mit 'n Raub aff" oder „du gewinnst di 'n golln Näs." Doch „wat da ümsett is, is nich dat Nömen wert," die Hauptsache ist, „dat se den Abend up anstännige Art un Wies dotslagen hebbt."

(Aus dem Fürstentum Lübeck.)

Mitteilungen.

1. **Der Stechroche (Trygon pastinaca)** ist, obwohl er in fast allen Meeren der Erde vorkommt, ein ziemlich seltener Fisch. In der Ostsee soll bis jetzt nur ein Stechroche (am 21. September 1877 in der Kieler Bucht) gefangen worden sein; in der Nordsee ist er häufiger, und es vergeht kaum ein Sommer, daß hier nicht einer oder mehrere in den sogenannten Fischgärten erbeutet werden. Die Länge dieser interessantesten Rochenart beträgt etwa 1,50 m, wovon fast $^2/_3$ auf den langen peitschenförmigen Schwanz entfallen. Dieser Schwanz ist von ganz eigentümlicher Beschaffenheit; denn die Flossen sind zu einem Stachel, der mit nach hinten gerichteten Zähnen versehen ist, umgewandelt. Der Stachel sitzt an der Oberseite des Schwanzes, und das im Schlamme oder Sande liegende Tier weiß gar geschickt seinen Feind damit zu treffen; nichts schützt gegen die Verwundungen, er dringt

Digitized by Google

sogar durch das dicke Leder an der Hacke der Fischerstiefeln, und die erhaltenen Wunden sind ungemein schmerzhaft, da durch die Widerhaken viele Muskelfasern zerrissen werden. Verschiedene Gelehrte behaupten, daß der Stachel sich alljährlich erneuere; sicher ist dies wohl noch nicht aufgeklärt. Als Eigentümlichkeit bewahre ich in meiner Sammlung den Schwanz eines Stechrochen auf, der zwei einander ganz gleich gebildete Stacheln hat, von denen der vordere 20 cm, der hintere 12 cm lang ist. Wenn nun jedes Jahr ein Stachel verloren ginge, so müßte es hier der ausgewachsene, größere sein, der ausfallen würde, wenn der zweite seine rechte Größe erreicht hätte; doch nichts spricht dafür, daß dies hier so sein sollte, es scheint sich hier um eine reine Abnormität zu handeln. Der Stechroche

Gemeiner Stechroche.

ist noch insofern interessant, als er ein lebendig gebärender Fisch ist, und ist so von den andern Rochen verschieden, da diese Eier legen, es sind das jene hier so häufig antreibenden schwarzen vierzipfligen Gebilde, die im Volksmunde als Seespiegel, Seemäuse usw. bekannt sind. Die meisten hier gefangenen Stechrochen sind hochtragende Weibchen, die von den Fischern, wie bei allen Rochen, sofort nach dem Fange von allen ungenießbaren Körperteilen befreit werden, so daß auf diese etwas unnatürliche Weise oft 8—10 junge Rochen das Licht der Welt erblicken, die, in Wasser gethan, munter umherschwimmen, aber bei jeder kleinen Gefahr schon drohend den gefährlichen Schwanz erheben. Bei nicht voll ausgebildeten Embryonen ist der Stachel noch weich und biegsam, ist aber bei der Geburt vollständig hart und schon über 3 cm lang.

Utersum auf Föhr. Philippsen.

2. **Muschelbank.** Im 4. Jahrgang unserer „Heimat," S. 43 u. 44, findet sich eine Mitteilung über eine Muschelbank inmitten der Marsch. In den diesjährigen Osterferien nun hatte ich Gelegenheit, die Reste einer solchen Bank zu untersuchen. Eben östlich vom Kirchhofe in Deezbüll (Nordfriesland) hatte man Erde fortgeschafft. Dabei war etwa 30 cm unter der Oberfläche die Muschelbank bloßgelegt. Ich fand folgende Arten vor: Hydrobia stagnalis, Litorina litorea, Cardium edule, Tellina sp., Mytilus edulis, Ostrea edulis. — Vor etwa 15 Jahren traf man in dem genannten Dorfe beim Ebnen eines Grundstücks ebenfalls eine Muschelschicht.

Hostrupholz bei Apenrade. D. N. Christiansen.

Bücherschau.

5. **Gustav Falke: Putzi, Märchenkomödie in 5 Akten.** 112 S. Hamburg, Alfred Janssen, 1902. — Unter unsern großen Lyrikern finden wir selten oder nie große Dramatiker, und schenken sie uns einmal ein Drama, so schöpfen sie häufig den Stoff dazu aus dem unergründlichen, frischsprudelnden Märchenquell oder holen ihn aus den süßdämmerigen Hainen der Romantik und formen ihn mit seiner Hand, unter der alles zu Golde wird. Der lyrische Schmelz, der darüber ausgebreitet liegt, der wunderbare Stimmungszauber, das melodieenreiche Singen und Klingen, der ewig sich erneuernde Bilderreichtum — kurz: das Lyrische, das darin steckt, nimmt Herz und Sinn so gefangen, daß man darüber vergessen kann, eine dramatische Arbeit vor sich zu haben. So geht es auch

mit Gustav Falkes „Putzi," und es ist gut so. Der erste Akt ist von wunderbarer Feinheit und Zartheit: das bläulich-weiße Mondlicht flutet durch die offene Thür und lugt durch die Fensterscheiben — die Stimmung solcher Stunden bis in die feinsten Schattierungen ist prächtig getroffen. Manche Scenen erinnern an die schönsten Stellen in der „Versunkenen Glocke" von Hauptmann, nicht in dem Sinne, als wären sie ihnen nachgeahmt, nein, sie sind ganz „Falke" und ihnen nur gleich in der vollendeten Stimmungsmalerei.

In einer einsamen Hütte wohnt die Witwe eines Waldhüters mit ihrer Tochter Maleen. Es ist Abend, die Mutter ist zur Ruhe gegangen und Maleen blickt durch die offene Thür in den klaren Vollmond. Da kommt der Kater Putzi, ein verwunschener Prinz, herein und umschmeichelt sie. Einen Augenblick spielt sie mit ihm und geht dann schlafen. Da, während die Uhr zwölf schlägt, bekommt Putzi auf zehn Minuten seine Sprache wieder und bittet Maleen, mit ihm zu dem tausendjährigen Zauberer Muckimack zu gehen, um von ihm seine Erlösung zu erbitten. Sie kommen bei ihm an, und der Zauberer läßt sich durch zwei Eichhörnchen sein großes Wünschelbuch holen und schlägt den „schwierigen Fall" auf. Wer Putzi erlösen will, darf nie genascht und nach nie einen Mann geküßt haben. Maleen versichert, es nie gethan zu haben. Muckimack schickt sie mit einem Raben fort, um aus einem schwarzen Turm eine Rose zu holen. Dem Wächter, der einen Kuß verlangt, soll sie einen Schlag an den Kopf versetzen und schnell zurückkehren. Soll der Zauber, der Putzi in Katzengestalt gebannt hält, gehoben werden, so darf Maleen nimmer naschen, auch von der Liebe nicht, muß aber in jeder Vollmondnacht dem Kater einen Kuß geben. Sie verspricht es, und bald zeigt sich die Wirkung; schon im zweiten Akt sehen wir Putzi in Menschengestalt, nur Kopf und Schwanz erinnern an seine Katzenzeit. Maleen tanzt und tollt mit ihm im Zimmer umher, ist aber bald der ganzen Sache überdrüssig; nur auf das Drängen der Mutter, die für die Zukunft der Tochter etwas davon erwartet, versteht sie sich dazu, die Erlösung zu Ende zu führen. Während dessen kommt der Jäger, Maleens heimlicher Bewerber; als er sie zärtlich an sich ziehen will, springt Putzi ihm an den Nacken und würgt ihn. Entsetzt starrt der Jäger auf die Mißgestalt, glaubt Maleen mit dem Bösen im Bunde und flieht. Darüber ergrimmt, jagt sie Putzi in den Wald hinaus, bereut es aber gleich und holt ihn wieder zurück. In der nächsten Vollmondnacht küßt sie ihn wieder, und nun steht er vor ihr als Prinz; die Sprache hat er zurückerhalten, aber, o Schreck! er trägt noch den Katzenschwanz. Sie müssen sich also noch einen Monat gedulden. Aber während sie in junger Liebe täglich im Walde umhertollen, vergißt Maleen der Rose, die daher welk und tot im Topfe steht. Und als nun gar der Prinz der schlafenden Maleen einen Kuß raubt, ist es unmöglich, ihn von seinem Katzenschwanz zu befreien. Wieder gehen sie zu Muckimack. Wieder schickt er sie in den Turm. Dort wird sie einen Dolch finden, mit dem sie den Wächter ins Herz stoßen und, zu Hause angelangt, ihren Finger ritzen und mit dem Blut die Rose tränken soll; dann wird sie neues Leben erhalten. Aber — nimmer wieder darf sie Putzi küssen, sondern soll ihm auf ewig entsagen. Maleen kämpft einen langen Kampf, aber aus Liebe zu Putzi, der über sein Katzenanhängsel sehr traurig ist, will sie entsagen; und freigemut setzt sie ihren Willen durch, gegen den des Prinzen, als der König, der endlich seinen Sohn gefunden hat, energisch verlangt: „Das geht nicht, nein, das geht nicht, das Ding muß weg, versteht sich! Du kannst doch damit nie, nie auf den Thron! Mon dieu! Mon dieu!" Seine Belohnung: Adelspatent, den besten Kavalier zum Mann usw. schlägt sie dreist aus und heiratet den Jäger, den sie vor dem Prinzen geliebt hat.

Der letzte Akt ist von echt Falkeschem Humor durchweht, besonders in dem König ist eine prächtige, in ihrer dummen Aufgeblasenheit an Serenissimus erinnernde Figur geschaffen worden.

Aber alles in allem hat der Dichter, den ich als Lyriker außerordentlich hoch schätze, nicht den Beweis geliefert, daß die Bühne etwas von ihm zu erwarten habe. Es ist sein Erstlingswerk dieser Gattung, und so mag ein später erscheinendes entscheiden. Für die vorliegende Märchenkomödie hat die „lustige Person" recht, wenn sie im Prolog sagt:

— — — — — — — — — — — — ergetzt
Euch an des Märchens buntem Bilderwesen,
Harmlos wie Kinder. Und fragt nicht zuletzt,
Was sollt' es, wollt' es? Kein Gedankenlesen!
Steckt kein Problem darin, wer wird's beklagen?
Man kommt auch einmal ohne Tiefsinn aus,
Und könnt ihr keine Frucht nach Hause tragen,
So nehmt euch ein paar Blumen mit nach Haus.

Ja, Blumen hat Falke uns gegeben, lieblich duftende Blumen aus dem dunklen Märchenwalde.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Halstenstraße 43.

Bücherschau.

Otto Speckters Vogelbuch. Mit Gedichten von **Gustav Falke.** Verleger Alfred Janssen, Hamburg 1901. Ein prächtiges Buch, das fast noch mehr als Falkes „Katzenbuch" bei uns gelesen zu werden verdient, trägt es doch einen spezifisch niedersächsischen Charakter. In lustigen Liedern schildert der Dichter Leben und Treiben der Hühner, Gänse, Enten, Störche, Raben, Dohlen und Rohrdommeln, mit seinem Geschick alte Wortspiele und den Ton alter Kinderreime findend und benutzend. Sie sind echt volkstümlich; darin besteht ihr großer Wert und für mich die Gewähr, daß sie sich in die Kinderohren und -herzen einschmeicheln und in ihnen dauern werden. Die werden noch dereinst, wie viele Lieder von Klaus Groth, an lauen Sommerabenden aus hellen Kinderkehlen auf Gassen und Plätzen erklingen; man bringe sie den Kleinen nur nahe. Im Verein mit den vorzüglichen Bildern von Specker bilden sie ein herrliches Kinderbuch, wie es besonders bei uns Niedersachsen kaum besser den Kleinen auf den Weihnachtstisch gelegt werden kann.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

In meinem Verlage sind mit **plattdeutschen** Texten erschienen:
Vierstimmige **Männerchöre** in Partitur und Einzelstimmen sowie einstimmige **Lieder mit Piano-Begleitung;** in neuer Ausgabe soeben das herrliche Vaterlandslied: **Schleswig-Holstein meer umschlungen.** Lied für eine Singstimme oder für Piano allein. Preis 50 ₰.
Verlangen Sie gef. Special-Verzeichnis, welches postfrei zugesandt wird.

Robert Streiber, Kiel,
Musikalien-Handlung.

Die **Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein** (Inhaber: Lehrer **Barfod,** Kiel, Geibelallee) liefert an Schulen unserer Provinz und an Private ganze Sammlungen (im Anschluß an Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie") und einzelne, auch bessere Mineralien.

Für Vogelfreunde und Züchter.
Deckekäfige und Utensilien
für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall mitbenfrei in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 165, Heydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Längste Garantie. Allerh. Anerkennungen.
(81)

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (4)

Joh. Jelden Leer
Thee-Versand
Familien-Thee M. 2 — p. Pfd.
Gesellschafts-Thee M. 2.50 p. Pfd.
Salon-Thee M. 3. — p. Pfd.
Bei 5 Pfd. franco Zusendung.
Specialität:
Ostfriesische Mischungen.
(10)

K. G. Lutz' Verlag in Stuttgart, Reinsburgstr. 16.

Unsere Haustiere.

12 große Wandtafeln für d. Anschauungsunterricht
(Format 95×125 Centimtr.), unaufgezogen p. Tafel M. 3.
Subskriptionsbedingungen: Vier Tafeln = M. 11.20.

Die 3 Lieferungen à 4 Tafeln haben folgenden Inhalt: I. Tafel: 1) Hund, 2) Schaf, 3) Pferd, 4) Huhn. II. Tafel: 5) Katze 6) Rind, 7) Schwein, 8) Gans und Ente. III. Tafel: 9) Hunderassen, 10) Ziege und Rindviehrassen, 11) Pferderassen.

Gaub, G.: Präparationen zu „Unsere Haustiere", broschiert M. 1.25.

Lutz: Die metrischen Maße und Gewichte. Wandtafel auf Leinwand aufgezogen M. 4.—. (Größe der Tafel 104 × 102 cm.) Für Volks-, Mittel- und Bürgerschulen, Real- und Lateinschulen 2c.

Lutz: Der Mensch. Anatomische Wandtafel. 3. Aufl., auf Leinwand aufgezogen und mit Stäben M. 4.—. (22)

Lutz: Der Vogelfreund. Unsere einheimischen Vögel in Wort und Bild. In drei Bändchen, hübsch in Leinwand gebunden. Jedes Bändchen enthält 10 Bogen Text, ca. 40 Vogelbilder in feinstem Vielfarbendruck und eine Anzahl einfarbiger Abbildungen. Preis je Bändchen geb M. 2.—, mit Porto M. 2.10, in Partien billiger.

Kohlen-Eimer von M. 1,60 an.
Kohlen-Salonkästen v. M. 2,75 an.
Kohlen-Löffel v. M. 0,20 an.
Ofen-Schirme v. M. 3,50 an.
Ofen-Vorsetzer v. M. 1,50 an.
Ofen-Geräte 3teil. v. M. 3,25 an.
Schirm-Ständer v. M. 3,00 an.
Schirm-Säulen v. M. 10,00 an.
Schirm-Halter v. M. 1,25 an.

Große Auswahl. Billige Preise.
Sendungen nach auswärts frei.
W. v. Fehren, Kiel,
Holtenauer Str. 40.

Karl Groth,

(Sohn von Klaus Groth)
Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig i. Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 11. November 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25% gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Zeitungen erspart.

Inhalt: 1. Hansen, Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein. — 2. Kammerhoff, Johann v. Wildenradt. (Mit Bild.) — 3. Voigt, Flensburg um das Jahr 1600. I. — 4. Philippsen, Einige seltene Mollusken in der deutschen Nordsee. — 5. Jensen, Märchen aus Nordfriesland. — 6. Mitteilungen.

Mitteilungen.

1. **Zur Lenorensage.** Bekanntlich hat Bürger den Stoff zu seiner Lenorensage der Hauptsache nach aus dem Volksmunde geschöpft. Ja, man scheint sogar zu glauben, daß er nur den Reim: De Maand de schient so hell usw. — von einem Landmädchen gehört, und daß er darnach dann seine Dichtung gefertigt habe; doch ist das schwer anzunehmen, da Bürgers Lenore noch andere Berührungspunkte, als den volkstümlichen Reim, mit der Volkssage aufweist. Auch Müllenhoff fand, als er vor etwa 60 Jahren seine Sagensammlung herausgab, noch die Sage im Volksmund in Süderditmarschen. Das veranlaßte mich, auch hier in Norderditmarschen nach dieser Sage zu suchen und zu forschen, und als im Korrespondenzblatt des niederdeutschen Sprachvereins und in der Monatsschrift für Volkskunde „Am Ur-Quell" Beiträge erschienen und Anregungen gegeben wurden, da erhielt auch mein Sammeleifer immer wieder neuen Anstoß; aber vergebens. Wohl wußte man den Reim: De Maand de schient so hell usw., ohne eben Bürgers Lenore zu kennen; eine Eiderstedterin kannte sogar den Namen des Mädchens, bis ich denn endlich ganz in meiner Nähe die alte Frau Peters traf, die einen hübschen Schatz an Sagen, Märchen, Volksglauben usw. besitzt, die mir denn auch nachstehende Lenorensage mitteilte: Op Wullersen bi Lundn wahn mal en lütje smucke Deern, Gretjen mit Nam. De harr en Frier, de awers in en anner Dörp recht wied af wahn. De Frier wur krank un bleef dot; awer Gretjen wuß dat gar nicht. Se luer un luer, ehr Frier schull kam, un he keem gar nicht weller. Se ween un gräm sick un dach: „'nehm schull he dochen wul wehn?" Do keem enes guden Nachts en Rieder op en witt Pärd. Dat weer ehr Frier un de jä to ehr: „Kumm mien Gretjen, kumm mit," un nehm ehr to sick op't Pärd un seggt: „De Maand de schient so hell, de Doed de ritt so snell: Mien Gretjen, grut di ok?" „Nä," seggt se, „wa schul mi wul grun, ick bin ja bi di." — En Streck wieler, do seggt he weller to ehr: „De Maand de schient so hell, de Doed de ritt so snell: Mien Gretjen grut di ok?" „Nä," seggt se weller, „wa

schull mi wul grun, ick bin ja bi di." Un wieler geiht dat und weller seggt he: „De Maand de schient so hell, de Doed de ritt so snell: Mien Gretjen, grut di ok?" Do sünd se jüs an'e Lunner Karkhofsmur, un mit een Satz is he daröwer, öwer de Mur. Gretjen awer fallt af un geiht in en Hus rinner un blist dar de Nacht öwer. Vollständige Lesarten zur Lenorensage sind, so weit mir bekannt, außer den beiden in Schleswig-Holstein aufgefundenen in Pommern (Blätter für Pommersche Volkskunde XI, 81, 82), in Preußen (A. Treichel, Sagen aus Westpreußen), in den Niederlanden (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung VIII, 83) aufgefunden worden.

Dahrenwurth bei Lunden. Heinrich Carstens.

2. **Die Blume auf dem Schlachtfelde von Bornhöved.** Die nachstehende kirchliche Sage, die meines Wissens in keinem einschlägigen Buche enthalten ist, dürfte für die Leser unserer „Heimat" von Interesse sein. Vor ungefähr 50 Jahren erzählte bei Gelegenheit einer Totenfeier in Segeberg eine alte Frau folgendes: In der Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227) fiel auch ein Reiteroffizier, der immer sehr unsittlich gelebt hatte und mit gotteslästerlichem Fluchen und Schimpfen in den Kampf gezogen war. Am Sonntag nach der Schlacht geht eine Jungfrau über die Walstatt und findet an der Stelle, wo der gottlose Offizier gefallen, eine auffällig große und seltene Blume, in deren Krone Buchstaben zu stehen scheinen. Die Jungfrau pflückt die Blume, steckt sie auf ihren Busen und geht in die Kirche, um zu beichten. Der Pfarrer nimmt die Blume, beschaut sie genau und findet darin folgenden Reimspruch:

„Zwischen Steigbügel und der Erd'
Hat sich dieser Sünder bekehrt."

Sude-Itzehoe. Hans Wieck.

3. **Schwalbennest.** Im vorletzten Herbste wurde mir von einer Schülerin für unsere Schulsammlung ein eigenartiges Schwalbennest mitgebracht, das eine interessante Anpassung seiner befiederten Erbauer an veränderte Örtlichkeit zeigt. Unter der Dachkante einer der großen Scheunen des Gutes Schrevenborn hatte sich ein Schwalbenpaar sein Heim hergerichtet, das aber leider Anfang August von einem starken Windstoß herabgerissen und zur Erde geschleudert wurde. Mit den zerbrochenen Wänden fielen 5 junge Schwälblein zu Boden, doch die dort spielenden Kinder des Pächters nahmen sich sogleich der Verunglückten an, holten einen leeren Cigarrenkasten, legten Stroh hinein, dann die Schwälblein darauf und befestigten den Kasten an derselben Stelle der Scheunenwand, wo das Nest sich befunden hatte. Alsbald hatten auch die alten Schwalben sich wieder eingefunden, gesellten sich zu den Jungen im neuen Heim und zogen sie dort groß. Etwa acht Tage später waren die Schwälblein ausgeflogen, und Ende August hatten auch die Alten das Nest verlassen. Der Kasten, in welchem das Schwalbenpaar sich's wohnlich gemacht hatte, wurde nun herabgenommen. Nur an seinen beiden schmalen Seiten hatten sich die kleinen Maurer gebogene, oben etwas nach innen geneigte Schutzwände errichtet; im übrigen war ihnen die neue Wohnung recht gewesen, für deren weiteren Ausbau ihnen wohl auch wegen der Äsung der Jungen nicht Zeit geblieben war.

Kiel. F. Lorentzen.

Bücherschau.

Theodor Souchay, Elegieen und andere Gedichte. H. Reitzels Hofbuchhandlung in Cannstatt. 1902. — Die 76 Seiten starke Versammlung hat der Verfasser als Handschrift drucken lassen und seinen Kindern gewidmet. Als das Vermächtnis eines Vaters mögen die Gedichte für die Kinder von Wert und auch Bedeutung sein, und niemand hat dann ein Recht der Kritik; werden sie aber in den Buchhandel und auf den Markt gebracht, dann ist das Verhältnis der Kritik zu ihnen wesentlich anders. Sie vermag in den „Elegieen" weiter nichts zu sehen als harmlose Reimereien, durchweg wohl geschickt zusammengefügt, Zeichen eines Dilettanten, aber keines Dichters, dem die Lieder mit zwingender Gewalt aus dem Herzen quellen.

Kiel. W. Lobsien.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Die Freude. Ein deutscher Kalender für das Jahr 1903. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig. Preis 1,20 M. — P. Chr. Hansen in Kiel. Das Hausfleißseminar zu Nääs in Schweden. Sonderabdruck aus „Der Arbeiterfreund." — W. Peters in Kiel. Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in der Stadt Kiel für das Jahr 1901/2. — Friedrich Spielhagen. Romane, neue Folge, vollständig in 50 Lieferungen à 0,35 M. Band I: Sonntagskind. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. — R. Hesse. Abstammungslehre und Darwinismus. Verlag von Teubner in Leipzig. Preis geb. 1,25 M.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 11. November 1902.

Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung in Lauenburg am 21. Mai 1902.

Von Prof. Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Eine Geschichte der Personennamen Schleswig-Holsteins von der Zeit an, aus der wir die ersten Überlieferungen haben, bis auf unsere Zeit zu geben, dazu reichen weder die hier zu Gebote stehende Frist noch meine Forschungen aus, die besonders auf die Westseite unserer Provinz beschränkt gewesen sind; ich will nur versuchen, eine Übersicht über den Gang, den diese Geschichte genommen hat, zu geben. Sie bietet in unserer Provinz ein besonderes Interesse, da die verschiedenen germanischen Stämme, die hier vertreten sind: die Jüten, Friesen und Sachsen, auch in der Benennung der menschlichen Individuen bis zum heutigen Tage manche Verschiedenheiten bewahrt haben.

Unsere jetzige Bezeichnung der einzelnen Personen beschränkt sich bekanntlich nicht auf einen Namen; zu dem festen Namen, dem Familiennamen, kommt mindestens einer, oft zwei, mitunter so viele Vornamen, daß es ihrem Träger schwer werden kann, alle sofort anzugeben. In früherer Zeit — und diese liegt für einige Landesteile noch gar nicht sehr weit zurück — trug jede Person nur einen Namen; einen Familiennamen gab es nicht, der sich vom Vater auf Sohn und Enkel vererbte. Ich werde dieser geschichtlichen Entwickelung folgend zunächst die eigentlichen Personennamen, d. h. die dem Träger des Namens persönlich gehörigen, unsere jetzigen Vornamen, besprechen, dann die in der Provinz üblich gewordenen Familiennamen kurz charakterisieren.

Die ältesten Personennamen, die wir hier zu Lande nachweisen können, stecken in Ortsnamen. Die neueren, vor allem in Dänemark betriebenen Forschungen haben mit Sicherheit ergeben, daß fast sämtliche Ortsnamen auf löv (lev, leben) und stedt, viele auf inge, die älteren auf dorf oder trup, die meisten auf büttel, büll, rade (röd, rode) mit Personennamen zusammengesetzt sind und sich z. B. bei den dänischen auf lev und den mitteldeutschen auf leben zum Teil die gleichen Personennamen finden. Da die Orte auf leben, stedt, inge zu den ältesten Ansiedlungen gehören und viele sicher noch weit über die Völkerwanderung zurückgehen, so haben wir eine ziemlich große Zahl uralter Personennamen erhalten, leider aber oft in recht verstümmelter Form, durch Verkürzungen, Abschleifung der Endungen, Umdeutung ungewöhnlich gewordener Formen so verändert, daß ihre Deutung nicht immer möglich ist. Manche sind uns noch jetzt bekannt, wie Hanno, Harro, Ingher, Wolomer, Egi oder Agi (jetziger Eigenname Aye oder Eye). Außerdem sind uns ein paar Namen in Runenschriften über-

liefert sowie in den Berichten über die Wanderungen der Angelsachsen, an denen die Stämme unserer Heimat sich beteiligt haben. Hengist und Horsa (Hengst und Roß) sind jedem bekannt; der letzte Name findet sich noch in dem Ortsnamen Horsbüll, alt Horsaebüll bei Tondern, jener in dem der jetzt verschwundenen Hallig Hingsteneß (neß, d. h. Halbinsel eines Hingst). Ich füge einige weniger bekannte hinzu: Bäldäg heißt der Vorfahr eines 494 nach England gewanderten Cerdic, auf Föhr liegt noch ein Boldixum, d. h. Boldigs-Heim; Meaca, Witta, Offa sind Häuptlinge an der Eider im Vidsidh-Liede, Maak, Witte, Off haben sich bis jetzt erhalten, Witsum, Witzwort, Witzhave, Offenbüll, Offenbüttel enthalten gleiche Namen; Hemming, ein Name im Beowulf-Liede, erscheint auch in Hemmingstedt, Hemmingbüttel, Hemminghörn. Sirik findet sich in Runeninschriften wie im Ortsnamen Sierksrade und im heutigen Sierks.

Zahlreichere Namen liegen uns erst aus der Zeit seit dem 11. Jahrhundert in Urkunden und geschichtlichen Aufzeichnungen vor, also aus der Zeit, wo die Bevölkerung des Landes durch Wanderzüge aus dem Lande und in das Land, durch den Fortzug vieler Angeln und Sachsen und die Einwanderung der Jüten und Nordfriesen erheblich verändert und mit Ausnahme des erst allmählich wieder germanisch werdenden Ostholsteins ähnlich verteilt war wie heutzutage.

Bei weitem die meisten der alten Personennamen sind *zusammengesetzt*, so mit bert (= berühmt) Adalbert oder Albert oder Albrecht, Egilbert, Herbert, Ludbert, Osbert, Odbert. Rembert; mit brand (= Schwert) Hildebraud. Isebraud. Sigibraud, Wigbrand; mit hard (hart) Bernhard, Burghard, Eberhard, Eggehard (Eggert), Gerhard; mit frid Alfrid, Godofrid, Sigfrid, Wigfrid; mit mar (= berühmt) Almar, Thetmar, Raimar, Volkmar; mit man Hartman, Herman, Thideman; mit her (Heer, Volk) Edelher (Ehler), Ludher (Lüder), Walther, Werdher; mit rich (Herrscher, Reich, reich) Friedrich, Alberich, Heinrich, Volkrich; mit rad (Rat) Kuonrad, Volrad, Wolfrad; mit wart Beruward, Thankward, Radward (jetzt Rohwer, Rohwedder), Markward; mit schalk Godeschalk (Gosche, Gosch) usw. Es sind meist schöne, wohlklingende Namen, die auf Tapferkeit und Schlachten, auf Reichtum, Klugheit, Einsicht hinweisen, Namen, die sich in ihrer Bedeutung mit den griechischen vergleichen lassen, wogegen die altrömischen meist fade und langweilig sind. Daneben giebt es auch kürzere Namen, besonders häufig mit der Endung o: Bojo, Thedo, Doso, Dudo, Edo. Hasso, Hammo, Iko, Nanno, Otto, Poppo, Umbo, Uffo, zum Teil Kürzungen aus jenen längeren Formen, sogenannte Koseformen, wie wir auch jetzt längere Namen bei kosender Bezeichnung abzukürzen pflegen. Zu bemerken ist das fast gänzliche Fehlen des anderswo in Deutschland häufigeren Namens Karl, der fast nur im Jütischen als Kalli vorkommt, wenn dies wirklich mit Karl gleich ist.

Unter den weiblichen Namen finden sich wie im übrigen Deutschland besonders häufig mit burg zusammengesetzte: Walburg, Fretcburg, Heilburg, Ingeburg, Ludburg. Remburg, Walburg, Wendilburg, außerdem Gertrud, Mechthildis, Heilwig, Adelheid, dann die kürzeren auf a: Emma, Bertha, Gisela, Gesa, Ida und die verkleinernden auf ke: Idcke, Odeke, Thebbeke, Hebbeke usw.

Es sind dies Namen in dem von Sachsen bewohnten Teile des Landes, meist dem ältesten Stadtbuch von Kiel aus dem 13. Jahrhundert entnommen.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob auch bei unsern Vorfahren die Wahl des Namens durch den *Stabreim* beeinflußt worden ist. Ich erinnere an das G in burgundischen Namen Gunther, Gernot, Giselher, Gundobald, an das S bei den Franken Sigmund, Sigelint, Siegfrid, an das Ch bei den Merowingern: Chlodwig, Chlothar, Chlodemir, Childebert, Chilperich, Childerich, Charibert, an das Th bei den Ostgoten: Theodomir, Theodorich, Theodicodo, Theodot, an das

E der Angelsachsen: Edmund, Edwin, Eduard, Ethelred, Edgar. Die Namen der Sachsenfürsten im Nibelungenlied Liutger und Liutgast, der Führer der Angelsachsen Hengist und Horsa, der Sachsengrafen Witukind, Sohn Wipreht, Enkel Waltbraht, lassen auf ähnliche Vorliebe unserer heimischen Altvordern für den Stabreim in der Familie schließen; doch finde ich in den Namen der Urkunden keine Anhaltspunkte dafür, daß sich dies Verfahren bis in die geschichtlich erreichbare Zeit festgehalten hat.

Von den alten Namen sind viele verloren gegangen, einige nur als Familiennamen bis jetzt in Gebrauch. Am längsten bewahrt sind die alten Namen, allerdings vielfach in sehr verkürzter Form, bei den Nordfriesen. Ich führe von diesen einige an, ohne die oft sehr schwierige Deutung zu berühren: Agge, Benne, Boye, Edde oder Ede, Folkert (= Volkwart), Gunne, Harr, Iven, Iver, Ingwer, Edlef, Mom, Nommen, Ocke, Ove, Pay, Rickmer, Timme, Tete; weibliche: Eth, Eye, Vollig, Inge, Momke, Nomme, Ose, Sey, Secke, Theet. Bemerkenswert ist, daß bei den Friesen die Verwandtschaftsbezeichnungen auch als Personennamen dienen: Fader, Fedder, Broder, Moder, Süster, Frowke; dazu gehört auch Atte, das alte Wort für Vater, erhalten auch in Attila, „Väterchen," wie die Germanen ihren Hunnenkönig, die Gottesgeißel für die Römer, nannten, ebenfalls erhalten in den Ortsnamen Aasbüttel (= Adsbüttel) bei Scheneseld und Atzbüll bei Gravenstein. Ein besonders interessanter Name Nordfrieslands ist noch Arsst, früher Arefast, Aresest, vielleicht derselbe wie Arioviſt; Arioviſt stammte vermutlich aus Norddeutschland, hatte jedenfalls Charuden, einen Stamm unserer Halbinsel, mit sich in Gallien.

Die Namen der in Schleswig ansässig gewordenen Jüten sind, soweit sie germanischen Ursprungs sind, meist denen der Sachsen ähnlich; doch finden sich mehrere bei den Skandinaviern besonders übliche, zu denen die Gegenstücke im Deutschen fehlen oder sehr selten sind: Axel, Kanut, Eskild, Esketel, Olaf, Tyge und die mit dem Namen des Gottes Thor zusammengesetzten Thorkel, Thorgil, Thorbjörn, Thorwald. Einige dieser Namen verbreiten sich auch schon früh über Nordfriesland.

Der reiche Bestand an altgermanischen Namen, den die älteren Urkunden aufweisen, wird erst ganz allmählich, dann in sehr weit gehendem Maße gefährdet durch das Eindringen der biblischen und Heiligen-Namen. Daß manchen christlichen Priestern die alten Namen, die an Kampf und Streit, vereinzelt auch an die altgermanische Sagenwelt erinnerten, zuwider waren, ist ja erklärlich, aber nur langsam gewinnen die neuen Namen Boden, und sie werden oft so verkürzt, daß man den Ursprung kaum erkennt. Es sind zunächst die Apostelnamen, von denen Johannes und Petrus am meisten bevorzugt werden, so daß Johannes um 1300 schon der allerhäufigste Name ist: Johannes, Johann, Hans, Jans, Jan, Jens, Jes; Jakob, verkürzt im Jütischen zu Jap und Jep; Paulus, Paul, Pawel; Bartholomäus, verkürzt Bartel und Mewes; Thomas; Matthias, Mads und Thies; ferner die Evangelisten Matthäus, verkürzt Tews; Marens, Marx; Lucas, Lucks; von den Heiligen drei Königen vor allem Caspar, woraus wahrscheinlich Jasper, Jesper entstanden ist; seltener Balthasar, Balzer, und Melchior, Melchert; von den Heiligen die hier zu Lande am meisten verehrten: der Drachentöter Georg, meist Jürgen oder Jörgen; der Heilige der Seefahrer Nicolaus, verkürzt zu Nickel, Niels, Nis und besonders oft zu Claus; Laurentius als Lorenz, Lafrenz, Frenz, Lars, Las, Lawe, Lau; Andreas, Andres, Drees, Drews; Erasmus, der Heilige für Kolik und Viehkrankheit, Rasmus, Asmus; Christophorus, Christoph, Stoffer; Christian, Karsten, Kasten; Severin bei den Jüten oft als Sören; Benedictus als Bendix; Levinus als Levin, Leven; Stephanus, Steffen;

Antonius. Anton, Tönnies; Sebastian, Bastian, Paustian; Michael, Michel, Gehl; Simon, Siem; seltener sind Gregor, Clemens, Alexander und die alttestamentlichen Adam, Samuel, David, Daniel. Tobias. Alttestamentliche sind im 16. Jahrhundert bei den Holländern sehr üblich geworden und finden sich daher am häufigsten in den Landesteilen, die mit Holland in Verkehr standen oder Einwanderungen aus Holland hatten, also namentlich in Eiderstedt.

Die weiblichen Namen können wir nicht so eingehend verfolgen, da es noch keine Frauenbewegung gab, die das schwache Geschlecht an die Öffentlichkeit brachte. Listen aus Nonnenklöstern sind die Hauptquellen. Auch hier machen sich die Heiligennamen sehr breit: Maria; Elisabeth, verkürzt zu Elsabe, Lisbeth, später auch zu Betty; Cäcilia; Magdalena, Lene; Catharina, besondrrs im 16. Jahrhundert sehr beliebt, wohl wegen Luthers Catharina; Apollonia, in den Elbmarschen nicht selten als Abelona, Abel; seit dem 15. Jahrhundert ist der Name Anna recht häufig, da man damals nicht bloß die Mutter Jesu, sondern auch die Großmutter Anna in auffallender Weise verehrte. Dabei sei bemerkt, daß der Name Joseph bei uns nicht vorzukommen scheint, wohl aber der des Großvaters Jesu, Joachim, Jochim sehr häufig wird.

Es ist anzunehmen, daß der Kalenderheilige des Tauftags oder der Heilige der Kirche, zu welcher der Täufling gehörte, oft den Namen bestimmt hat, daher die „Klaus" so zahlreich an der Küste zu finden sind.

In den meisten Gebieten der Provinz hielten sich daneben noch manche alte Namen, und zwar für einzelne Teile charakteristische; Mumme, Nomme, Gunne, Ove, Paty beweisen fast immer die Abstammung aus Nordfriesland, wie Maas, Reimer, Harring und das weibliche Telse (wohl aus Mathilde) fast nur in Ditmarschen vorkommen.

Mit dem 16. Jahrhundert, wo das Lateinische seine neue Blütezeit begann, treten auch lateinische und griechische Namen auf, meistens Angleichungen an heimische. Nur wenige dringen weiter ins Volk ein, wie August, Julius, Theodor (entstellt aus Dietrich); die meisten sind kurzlebige gelehrte Namen, wie Titus für Tete, Homerus für Hummer, Anchises für Ancher, Ankjär, Caius für Kay. Auffallend ist der Gebrauch von Claudius für Claus (Matthias Claudius auf gut holsteinisch: Ties Claus). Bei Marius hat man nicht an den alten Römer zu denken, sondern etwa an eine gute Tante Marie, nach der der Junge benannt werden sollte.

Je näher der Gegenwart, desto mehr werden der Namen, desto mehr unterliegen sie der Mode. Französische, wie Louis, Jean, Louise, selbst Napoleon, englische, wie Charles, George, John, Mary, Alice, kommen vor; vor allem ist der Einfluß hervorragender Personen der Geschichte, der Schauspiele, der Romane und auch der Gassenhauer zu bemerken. In den sogenannten besseren Ständen kommen neue Namen auf, verbreiten sich dann bis in „untere" Regionen, werden dadurch plebejisch, gemein, verschwinden oben und werden durch andere ersetzt, oft durch solche, die auch unten unbeliebt geworden sind. Hans, der „dumme Hans," war fast verschwunden, jetzt wieder sehr beliebt; Elsa, durch Wagners Lohengrin neu geschaffen, wird wohl bald wieder unmodern werden; Otto ist durch Otto v. Bismarck weit verbreitet; Goethes „Faust" erzeugte viele „Gretchen," während der dumme „August," die „holde" Bertha und Figuren des Tingeltangels manche einst beliebte Namen zurückgedrängt haben; das Casperle-Theater hat den Namen Caspar ganz unmöglich gemacht. — Manche seltene Namen liefert der Kalender, wie Agathe, Brigitte; selbst Beda ist als Mädchenname verwandt, da die guten Eltern keine Ahnung davon hatten, daß Beda ein ehrwürdiger Priester gewesen ist. — Erst im 17. Jahrhundert werden die weiblichen Namen auf ine bei uns

üblicher: Wilhelmine, Caroline, Pauline, Rudolfine, Georgine usw.; ein höheres Alter haben Katharina und Christine, die nicht von männlichen abgeleitet sind. Daneben kommen neue Kosenamen auf; die alten Antje, Gesche (aus Gesa), Telsche, Hebbeke schwinden, Mimi, Lulu, Lili, Elli, Henni, die männlichen Willi, Walli tauchen auf; selbst im konservativsten Gebiet, in Friesland, sind die alten Namen entschieden stark im Rückgange. Die in England und Nordamerika vielfach vorkommende Sitte, auch den Familiennamen der Mutter dem Sohn als Vornamen mitzugeben, ist vereinzelt auch bei uns befolgt; dadurch sind einige Doppelnamen entstanden, wie Schmidt-Petersen.

Im allgemeinen hat in neuester Zeit die Zahl altgermanischer Namen stark zugenommen, auch auf dem Lande, wo Jochen, Jakob, Lorenz, Peter entschieden im Abnehmen sind; am verbreitetsten sind jetzt Karl, Friedrich, Wilhelm, Heinrich, Ernst, Otto, von den weiblichen die zweisilbigen auf a: Dora, Frieda, Martha, Emma.

Ich gehe zu den Familiennamen über.

Sie sind in Deutschland nicht uralt; in unserer Provinz findet sich Einnamigkeit noch bis ans Ende des 16. Jahrhunderts; die ersten erblichen Namen kommen wohl im 12. Jahrhundert vor, während die vollständige Durchführung fester Namen sich erst im 18. Jahrhundert auf Befehl der Regierung vollzieht.

Das wiederholte Vorkommen desselben Namens hat vor allem in größeren Ansiedlungen schon früh dazu genötigt, durch eine besondere Beifügung die Träger der Namen von einander zu unterscheiden. Die Mannigfaltigkeit, die in dieser Unterscheidung möglich ist, hat zu dem bunten Bilde geführt, das die heutigen Familiennamen bieten. Ich unterscheide 5 Gruppen:

1. Patronymika. Es lag sehr nahe, eine Person, die man genauer bestimmen wollte, nach dem Vater, gelegentlich auch nach der Mutter zu bezeichnen; Hildebrant, Hadubrants Sohn, Siegfrid, Sigismunds Sohn oder der Sigelinden Kind, sind aus der deutschen Volkspoesie allgemein bekannt. Außerordentlich verbreitet hat sich dieser Brauch bei den Küstenstämmen von Flandern bis Jütland und in ganz Skandinavien. Es entstanden aber zunächst keine Familiennamen daraus, sondern es war nur eine persönliche Bestimmung. Ein Beispiel: Andreas hat 2 Söhne, Peter und Claus; sie werden bestimmt als Peter Andresen und Claus Andresen; des ersteren Sohn heißt etwa Andreas Petersen, des zweiten Andreas Clausen, andere Söhne Hans Petersen und Nis Clausen und deren Söhne Peter Hansen und Claus Nissen. Diese Bezeichnung blieb vielfach bis ins 18. Jahrhundert üblich; als die Namen gesetzlich fest gemacht wurden, entstanden die zahllosen Petersen, Carstensen, Hansen, Clausen, Nissen, Sörensen usw. In einigen, hauptsächlich in gebildeten Familien werden einzelne dieser Namen schon im 16. Jahrhundert fest, die meisten viel später. Noch jetzt herrscht im Schleswigschen hier und da dieselbe Sitte, nur daß ein amtlicher fester Beiname dazu gehört: Vater Peter Jensen Nissen, Sohn Jens Petersen Nissen. Diese Patronymika auf sen sind nun nicht in der ganzen Provinz üblich, sondern gehen nur bis an die Südgrenze der Jüten und Friesen, also bis an die Linie Schleswig-Schwabstedt, und kommen außerdem noch in Ditmarschen vor. Wer anderswo einen solchen Namen trägt, von dem kann man mit großer Sicherheit behaupten, daß er oder seine Vorfahren eingewandert sind.

Etwas anders gestalteten sich die Patronymika bei einem Teil der Nordfriesen, namentlich im Süden, in Eiderstedt. Nicht das angehängte son, sen, sondern der bloße Genitiv diente zur Bezeichnung des Vaters und wurde dann Familienname. Hieß der Sohn eines Peter z. B. Tete, so nannte man ihn Tete Peters, dessen Söhne etwa Peter Tetens und Ove Tetens. Infolge dessen sind in Eiderstedt jetzt sehr viele Familiennamen zu finden, die eigentlich Genitive sind,

Digitized by Google

wie Alberts, Hamkens, Dirks, Poppens, Davids, Peters, Tetens. Da die Vornamen der Friesen zum Teil andere waren als die der Jüten, so kann man die Zeit, wo die Mischung der Stämme noch nicht so weit ging als jetzt, also z. B. für das 16. Jahrhundert, ungefähr die Grenzen der beiden Stämme erkennen.

Noch wieder anders verfuhr man in Ditmarschen und dem angrenzenden Stapelholm. Anfänglich wurde auch hier mitunter ein son angehängt; bald entwickelte sich eine andere Art der Unterscheidung: der Vatername wurde im Genitiv vorangesetzt, der Rufname zuletzt; dem Vaternamen ging oft noch der Name des Großvaters, ja, auch des Urgroßvaters voran. Z. B. Pauls Johans Reimer, d. h. Reimer, der Sohn Johans, der Enkel Pauls; dessen Sohn: Pauls Johans Reimers Hans. Um 1560 in Süderdeich bei Wesselburen: Jerren Sierks Siemen, Sohn (um 1590): Sierks Siemens Claus, Enkel (um 1630) Siemens Claus Hans. Als die Namen fest wurden, entstanden auch hier viele genitivische Namen, wie Reimers, Peters, Carstens, Martens, bei denen auf auslautendes s auch auf sen: Claussen, Hansen, Thiessen, Maassen.

Eine zweite Gruppe von Familiennamen ist gleichlautend mit Vornamen. Zur Unterscheidung wurden einer Person zwei Namen gegeben, und der eine ist fest geworden. Besonders im westlichen Holstein sind solche Doppelnamen üblich, wie Claus Johann, Karsten Siem, Claus Jacob, Heinrich Lorenz. In dieser Gruppe ist eine bedeutende Zahl alter Vor- oder Einzelnamen erhalten, die als solche ungebräuchlich geworden sind, wie Vollert, Hasse, Stielcke (Stilicho), Siebke, Sager, Rohwer, Volkmar, Wiemer, Wilken, Wenk, Thiede, Rickert (= Richard).

Die dritte Gruppe der Familiennamen sind die Herkunftsnamen. Wenn eine Person einen Besitz, der einen eigenen Namen trug, besaß oder von einem Orte eingewandert war, so wurde der Ortsname als Kennwort hinzugefügt. Dies haben wir bei den Adeligen: von Ahlefeld, von Ranzau, von Bockwold usw.; auch bei andern ist diese Bezeichnung alt und häufig, so daß mancher aus seinem Namen auf den Wohnsitz seines Urahnen schließen kann; ich nenne ein paar von unzähligen: Blunk, Poggensee, Steinfeld, Kiel, Lübeck, Schmalfeld, Rönnau, Bielenberg, Schlichting, Breiholz, Bornholt, Schrum, Stoltenberg, Stapelfeld, Kummerfeld, Oldenburg. Dazu kommen die Völkernamen: Holste, Dähn, Preuß, Mecklenburg, Saß und Sachs, Frese, Friese, Heß, Frank, ferner viele Namen auf mann: Buschmann (der Mann am Busch), Beckmann, Dieckmann, Dammann, Zingelmann oder Singelmann (am Zingel = an der Ringmauer), Lindemann, Eckmann, Ortmann (Ort = Ecke). Auch Butenop (Butenaff) und Butenschön gehören wohl hierher. Aus dem Namen kann man häufig ersehen, daß die Vorfahren eingewandert sind: Westphahl, Osenbrügge (Osnabrück), Kölln, Bremen, von Bremen, von Horsten, von Minden, Schwindrazheim geben die Heimat des Eingewanderten an. — Namen dieser Art sind im eigentlichen Holstein viel häufiger als in der Heimat der Patronymika.

Eine vierte Gruppe bilden die Beschäftigungsnamen, überall zahlreich. Am häufigsten sind Schmidt und Müller (Möller), weil fast in jedem Dorfe das entsprechende Handwerk vertreten war; dann Becker, Schumacher, Buhmann, Schröder (= Schneider), Wagner, Rademacher, Knochenhauer oder Beinhauer (= Schlachter), Schnitker oder Schnittger (Schnitzer und Tischler), Kleinschmidt, Bödeker, Brauer, Schütt und Schütz, Köhler und Kähler, Höppner (Hopfenbauer oder Hopfenhändler) usw.; seltener sind Grapengeter, Küter (Wurstmacher), Kümer (Kummenmacher = Böttcher), Armboster oder Armbrust, Seysenhauer (= Sensenmacher). Auch die Meier gehören hierher, sei es, daß die in Westfalen sehr verbreitete Bedeutung „Verwalter eines Hofes“ oder die besonders in den Marschen übliche „Gras- und Kornmäher“ anzusetzen ist. Selbst Schulmeister und Schul-

lehrer kommen vor, wahrscheinlich erst im 17. oder 18. Jahrhundert entstandene Namen.

Endlich eine fünfte bunte Gruppe: Spitznamen. Dazu rechne ich zunächst die Namen, die eine Eigenschaft bezeichnen: Lange, Kurz, Groth, Lütje, Dove, Stark, Klok; diese standen ursprünglich voran: de lange Peter, dann Peter de Lange und als fester Name Peter Lange. So bildeten sich auch Namen wie Lütjohann, Groterjahn, Jungjohann, Stamerjohann, Starkjohann, Langenhinrich, Jungelaus usw. Wie die zahllosen andern Spitznamen entstanden sind, läßt sich natürlich nicht immer nachweisen, höchstens vermuten; Beispiele: König, Bischof, Pump, Wohlgehage, Putfarken, Kofoed, Barfod, Schreck, Pipgras, Fretwurst, Steckmeß, Nagel, Dabelstein (= Spielstein) und dergl.; die Tiernamen Voß, Bahr, Hirsch, Krey, Schlange. Ich erwähne dabei, daß manche Namen aus altgermanischen abgekürzt sind; Wolf kann von Wolfram oder Wolfhart stammen; Ochs, Ochsen hat nichts mit dem klugen Tiere gleiches Namens zu thun, sondern ist abzuleiten vom alten Occo, Ocke, verkürzt etwa aus Otger, Genitiv Ocks, mit sen: Ocksen, auf Nordstrand früher verbreitet.

Fremde Namen sind vor dem 19. Jahrhundert nicht sehr viele eingedrungen. Im 16. Jahrhundert werden von den Gebildeten einige ins Lateinische oder Griechische übertragen: Schütt wird zu Sagittarius, Boye zu Boetius, Fleischmann zu Sarkander, Gottlieb zu Theophile, Schmidt zu Fabricius, Ölschläger zu Olearius, Schumacher zu Sutor, Schneider zu Sartorius. Bekannt ist die schöne Wandelung: Blei, Plumbum, Plumbom, Pflaumbaum. — Wendische Namen sind außer dem Volksnamen Wendt kaum einige erhalten.

Die Frauen haben bekanntlich keinen festen Namen: sie nehmen den des Mannes an, nachdem sie den des Vaters verloren. Bei den Patronymika verfuhr man so: die Tochter eines Boye Petersen hieß etwa Catrin Boyens, als Frau eines Laurens Nissen: Catrin Laurens. Bei festen Namen wurde früher gern der Genitiv gebraucht: Gesa Brockdorpen, Lena Volkerts, Catrina Kopes usw. — Vereinzelt hängte man im Jütischen statt sen die Endung datter (Tochter) an; Anna, Peter Nissens Tochter, hieß dann Anna Petersdatter. — Da uneheliche Kinder jetzt nach der Mutter benannt werden, so sind solche Namen wie Petersdotter, Ohlsdotter, die aus dem Schwedischen herübergenommen sind (von schwedischen Dienstmädchen), bei uns auch auf männliche Personen übertragbar; es wird dadurch ein Familienname geschaffen, der auch in späteren Geschlechtern das Bastardtum eines der Vorfahren beweist. Nicht gerade schön!

In neuerer Zeit, seit der Annexion von 1866, sind fremde Namen in der Provinz keine Seltenheit: polnische auf ki und czyk, litauische auf ienen, ien, eit (Adameit, Jacobeit), schwedische wie Svensson, Bornstrom, auch italienische sind vertreten.

Die Zahl der alten heimischen Familiennamen nimmt langsam ab, da eine Neubenennung bei unsern gesetzlichen Bestimmungen nur außerordentlich selten eintritt und viele Ehen kinderlos bleiben. Dagegen werden die häufigen, wie Müller, Schmidt, Petersen usw. an Zahl wachsen. Man macht solche Erfahrung in manchen Dörfern: einige Namen schwinden völlig, während andere so häufig wiederkehren, daß man sich mit Spitznamen hilft, die aber nicht mehr dauernde Beinamen werden.

Nun noch ein paar Worte über den Wert des Studiums der Personennamen für die Geschichte.

Zunächst helfen uns die Namen die Stämme des Landes unterscheiden; die Grenze der Jüten und Sachsen von Schleswig nach Schwabstedt kann man darnach ziemlich genau feststellen, auch ungefähr die der Jüten und Friesen in Nordfries-

Digitized by Google

land und das Vordringen der Friesen auf das Festland nach den Sturmfluten nachweisen. Die Namen zeigen uns ferner die Zusammensetzung der Bevölkerung eines Ortes; aus den Herkunftsnamen und den Vaternamen erschließen wir die Heimat der Ansiedler; die Beschäftigungsnamen lehren uns die früher üblichen Gewerbe kennen, von denen manche im Laufe der Zeit verschwunden sind. Stellen wir für eine Ortschaft aus verschiedener Zeit die Namen zusammen, so ersehen wir die Bodenständigkeit der Bewohner, wir sehen, bis zu welchem Grade sich dieselben Familien auf den Höfen halten, ob die Besitzungen geteilt werden u. dgl.

Zum Schluß ein paar Namengruppen, die die Verschiedenheit der Benennungen zeigen.

Sundewitt, Anfang des 16. Jahrhunderts: Johan Jepsen, Simon Luddesen, Nis Steffensen, Las Petersen, Hans Bornsen, Pawel Persen, Per Tamssen, Hans Lassen, Jeg Tugesen, Per Jenssen.

Oland, 1464: Payge Ostensen, Mentze Poppesen, Ludde Bonssen, Bent Tadessen, Momme Ludersen, Ketel Gunnessen.

Föhr, 1450: Arsast Bodys, Bo Ghirys, Clawes Peters, Edde Sunneken, Erik Harren, Erik Namens, Eschel Sunnekens.

Tetenbüll in Eiderstedt, 1560: Broder Detless, Wonneke Ockens, Momme Volquards, Hans Boiens, Peter Tetens, Siverdt Backens, Mommel Ivens, Deert Harens, Gunne Eggers, Ove Haiens.

Wellinghusen in Ditmarschen, 1560: Dyrks Clawes Maß, Dyrks Junge Clauß, Dyrks Pawell, Dyrks Hans, Wiben Claus, Frens Hans Claus, Carstens Grete, Kalen Ties, Ties Johan, Pawels Hans, Dyrks Peter, Beddeken Drewes.

Söhren bei Segeberg, 1440: Cruse, Heinrich Brugghe, Herman Sevelt, Hinrik Boddeker, Hermen Erpes, Hinrik Ludeken, Hinrik Westsal, Swartemake.

Aufgabe der Spezialforschung wird es sein, festzustellen, wann und in welchem Umfange nach und nach die Erblichkeit der Personennamen eingeführt ist. Dazu wird mancher in seiner Heimat etwas erforschen und für die „Heimat" beitragen können.

Johann von Wildenradt,

ein Sänger seiner meerumschlungenen Heimat.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

„Wie bist du schön, mein Marschenland,
vom Elbstrom bis zum Eiderstrand,
von Osten, wo das Saatfeld reift,
ans Meer, darauf der Fischer streift;
voll grüner Wälder mannigfalt,
darin der Vöglein Lied erschallt, —
wer's anhört und in Sorgen geht,
des Leid ist wie der Wind verweht!

Fürwahr, dir ward das beste Los!
Viel kühne Helden zogst du groß,
viel fromme, tugendsame Frau'n,
an Leibe hoch und hehr zu schau'n.
Sie tragen alle kühnen Mut,
sie dienen dir mit Gut und Blut,
wenn Not und Fährde dräuet schwer,
für Freiheit, Recht und Gottes Ehr'!"

Wenn ich mich unter dies Wort stelle, zeige ich damit den Weg an, den ich beschreiten will, um den Lesern der „Heimat" das Lebensbild eines Mannes vorzuführen, dem gleich uns das Meer das Wiegenlied gesungen hat, der gleich uns nie seine Eigenart verleugnet, und der mit gleicher Liebe wie wir an seiner Heimat hängt, die ihm wohl manchmal noch in seinen Träumen mit ihren lachenden Fluren, mit ihrem Kindheitsparadies, erscheinen mag.

J. v. Wildenradt wurde am 3. November 1845 in Tondern als Sohn eines mit irdischen Glücksgütern wenig gesegneten Vaters geboren. Was aber daran fehlte, das ersetzte das reiche Maß des seinen Verständnisses für andere Schätze.

Der Knabe wuchs in einer Umgebung auf, die auf sein weich besaitetes Gemüt eine dauernde Einwirkung ausüben mußte. Dem Vater gewährte es die größte Erholung, sich in die Schätze unserer Nationallitteratur zu versenken. Goethe besonders war der Dichter, dessen Bann er sich nicht entziehen konnte. Während dieser aber nach seinem eigenen Ausspruch Vater und Mutter nach bestimmt abgegrenzten Seiten hin seine Begabung verdankt, scheint v. Wildenradts dichterische Anlage fast ausschließlich ein Erbteil von der väterlichen Seite her zu sein. Schon früh führte der Vater seinen Sohn in die Schönheiten unserer großen Meister ein, ließ ihn den Reiz der Goetheschen Dichtung genießen. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Sinnen und Trachten des Kindes sich in dieser Bahn fortbewegte. Seinem früh geweckten Verständnis für die Sprache unserer Dichter gesellte sich ein anderes. Ihm gewährte es große Freude, sich dem Naturgenuß hinzugeben, und wenn auch die Marsch und die braune Heide einem Fremden wenig Anregung zu bieten scheint, ihm blieb der Reiz und die eigenartige Schönheit seiner Heimat nicht verborgen. Sein Vaterhaus bedeutete stets für ihn eine Stätte freundlichster Art. Wie viel glücklicher war er daran als Hebbel, den seine Erinnerung an die Jugend mit immer neuem Groll gegen seinen Vater erfüllen mußte! Und jetzt noch sieht der gereifte Mann im Geist die Heimat vor sich mit ihren blühenden Feldern, den weidenden Herden, den einsam liegenden Gehöften; noch jetzt lauscht er den gewaltigen Akkorden des Meeres, dessen Melodie uralt ist und doch stets wieder denselben Reiz ausübt. Nach der Heimat sehnt er sich zurück und erblickt in ihr den Fleck Erde, an den ihn tausend Bande fesseln, dem er seine ganze Liebe heute noch in unveränderter Weise entgegenbringt. Das Heimweh hat er nie überwinden können. Aus diesem Gefühl heraus singt er:

„Wohl sind die Jahre längst entschwunden,
seit deine Weise mir erklang,
und dennoch schlag' in stillen Stunden
ich gern dich auf, mein Marschensang;
mir ist, als hört' ich leise rauschen
der Jugend traute Melodei, —
o Heimatklang, dir muß ich lauschen,
wie fern ich heute dir auch sei!"

Die damaligen verworrenen politischen Verhältnisse warfen ihre Schatten auch auf die Schule, so daß von einem geregelten Unterricht keine Rede sein konnte. Der Vater wurde der Lehrer seines Sohnes, mit welchem Erfolg, das müssen wir selbst an der Entwickelung seines Schülers beobachten. Für die Familie brach eine schwere Zeit an, als sie das, was sie an Eigentum besaß, auch noch einbüßte. Der Dichter schreibt darüber in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen: „Die Familie verarmte, als die hoffnungsfreudige Erhebung des Jahres 1848 den bekannten kläglichen Ausgang nahm und Schleswig-Holstein die Kosten für die politische Unselbständigkeit und militärische Ohnmacht der deutschen Groß- und Kleinmächte tragen mußte." Auf eine weitere höhere geistige Ausbildung mußte unter diesen Umständen Verzicht geleistet werden. So wuchs er denn auf und wurde mit 16 Jahren konfirmiert.

Das Leben trat mit seinem ganzen Ernst an ihn heran. Er mußte sich einen Lebensberuf erwählen. Man entschied sich dafür, ihn Graveur werden zu lassen. Er kam nach Hamburg und trat bei einem tüchtigen Meister als Lehrling ein. Der einmal erwachte Bildungstrieb ließ sich natürlich nicht wieder einengen. Er wußte sich Bücher zu verschaffen und benutzte sie in seinen Mußestunden mit bestem Erfolg. Wie oft mag er sich des Schlafes beraubt haben, um seinem Ziel näherzukommen! Daß er die Schule der „patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe" besuchen konnte, war für ihn von größtem Wert. Als Anerkennung für gute Leistungen erhielt er deren silberne Medaille. In dieser Zeit wurde sein Name zum erstenmal in der Presse erwähnt. Bei dem Abgang

ihrer geliebten Lehrer Martin und Günther Gensler, die wegen der Umwandlung der Schule in ein Staatsinstitut die Anstalt verließen, brachten ihnen die Schüler einen Fackelzug. Man sang dabei das Lied, das v. Wildenradt gedichtet hatte.

Die Lehrzeit war beendet, und die Wanderschaft begann. Sie führte ihn nach Süddeutschland und hielt ihn manches Jahr in Pforzheim, wo er in einer Goldwarenfabrik arbeitete, fest. Er sagt von jener Zeit, daß „seine Seele voller Ideale, die Brust voller Lieder, das Herz von Jugendmut geschwellt" gewesen sei. Hier lernte er auch seine spätere Gattin kennen, der er in der Widmung zu „Joseph Nasby" ein ehrendes Denkmal setzt. Sich selbständig zu machen, gelang ihm nicht. So mußte er sich denn entscheiden, ob er in alte Verhältnisse zurückkehren oder ein vollständig neues Gebiet, das der Litteratur, als Lebensaufgabe ins Auge fassen wollte. Kurz entschlossen brach er alle Brücken hinter sich ab und lebte fortan ganz seinem Dichterberuf. In rascher Folge erschienen seine Werke, zuerst epische Dichtungen, unter denen uns als Schleswig-Holsteiner besonders „Hartwig und Else" und das in letzter Zeit erschienene „Signelil" interessieren, später fast ausschließlich Romane und Dramen. „Aber die Lorbeeren und Rosen der Litteratur waren nicht imstande, den Hunger seines physischen Menschen auf die Dauer ausreichend zu stillen." So wurde er denn Redakteur, zuerst in Karlsruhe, dann in Düsseldorf, wo er vier Jahre hindurch die „Neuesten Nachrichten" leitete und jetzt als Chefredakteur der Ausstellungszeitung und Generalsekretär der Ausstellung von 1902 thätig ist.

Johann v. Wildenradt.

Der Dichter versteht seine Lebensaufgabe recht, wenn er sie darin erblickt, ein geistiger Führer seines Volkes zu sein. Er soll hinaufziehen aus der Alltäglichkeit zu jenen lichten Höhen, auf denen er selbst wandelt, und das Volk Genüsse kennen lehren, die keinen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Meines Erachtens hat sich v. Wildenradt immer bestrebt, auf diesen Pfaden zu wandeln; er ist kein Dichter der Decadence. Voll Hoffnung schaut er in die Zukunft, von der er wie viele andere für uns Deutsche ein schönes Erbteil erwartet. Seine Werke tragen den Stempel edler Sittlichkeit; nur solche Schöpfungen können einen vollen Kunstgenuß gewähren, da dieser durch jedes direkt Häßliche und Schmutzige ausgeschlossen wird. v. Wildenradt ist Idealist, wenn wir an die Zeichnung seiner Gestalten, an die ganze Anlage seiner Werke denken, dagegen Realist im guten Sinne, wo es sich um Schilderungen von Örtlichkeiten, Sitten und Gebräuchen,

um die Zeichnung eines ganzen Volkes handelt. Ich werde das an der Hand einiger Dichtungen anzudeuten haben.

Meine Betrachtung beginne ich mit „Hartwig und Else“ und gehe zunächst kurz auf den Inhalt ein. Das Epos erzählt uns von dem Versuch der Dänen, Ditmarschen zu unterwerfen, und von dessen traurigem Ausgang bei Hemmingstedt. Das ist der geschichtliche Hintergrund, von dem sich die Gestalt eines Mädchens als Personifizierung der Treue bestimmt abhebt. Else Kumpen verlobt sich mit Wolf Isebrand und hält ihm ihr Wort, obgleich ein edler Ritter, Hartwig von Reventlow, sie über alles gern die Seine genannt hätte. Als er zu entsagen gelernt hat, gilt sein Streben nur ihrem Wohl und dem ihres Landes. So sehen wir eine Anzahl von Männern vereinigt, bereit, sich den Übergriffen der Dänen hemmend in den Weg zu werfen. Die Schlacht von Hemmingstedt giebt ihnen die Gelegenheit dazu. Hartwig, der Else zu retten sucht, die als reine Jungfrau mit der geweihten Fahne dem Heere vorauszieht, findet bei der hochherzigen That den Tod.

Die Charaktere im einzelnen zu entwerfen, muß ich mir versagen, da es mir dazu an Raum fehlt; ich kann nur im allgemeinen über den Schauplatz und das Volk der Ditmarschen nach der Schilderung v. Wildenradts einige Gesichtspunkte aufstellen. Daß der Dichter die Heimat mit besonderer Liebe zeichnet, wird uns nicht unverständlich sein; denn gerade das, was man mit den Augen der Kindheit betrachtet, erscheint doppelt schön. Wir verstehen es, wenn er die friedlich vom Abendrot beleuchteten Felder mit der Fülle des goldenen Korns und die zerstreut liegenden Gehöfte, von denen man den Rauch in die klare Abendluft aufsteigen sieht, mit Wärme uns vorführt. Die Herden, die überall die Weiden bevölkern, fehlen in dem Bilde, das der Dichter vor unserm Auge entrollt, keineswegs. Ja, auch die zerstreut auftretenden Bäume, in deren Schatten der Hirt ruht, sind nicht vergessen. Wir können es ihm nachempfinden, daß er Hartwig einen Stich in seinem Herzen fühlen läßt, als beim Einbruch des Dänenheeres sein Auge über das friedlich zu seinen Füßen liegende Land schweift. Der Dichter führt uns in eine der aufregendsten Zeiten der ditmarsischen Geschichte. Der Dänenkönig will den Marsen die Freiheit rauben. Der unbändige Stolz, freie Herren auf freiem Boden zu sein, klingt aus allem hervor. Der Tod ist ihnen lieber als die Knechtschaft. Wirklichen Männern begegnen wir in Olde Kumpen, Iben Klaus, Wolf Isebrand und Reimer. Wie bezeichnend von dem Autor, der in jenem Landeswächter Uwe Jens Lornsen den getreuen Eckart unserer Heimat, jenen Mann zeichnen will, der im vorigen Jahrhundert in den Schleswig-Holsteinern das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken suchte! Ich darf weiter an die Frauengestalten, an die Ahne und Else, erinnern. Ganz wie der Boden, dem sie entsprossen, so sind die Marsen: schwerfällig, stolz, nicht ermüdend, furchtlos dem Tode ins Auge blickend.

Ich gehe weiter zu „Signelil“ über und gebe auch hier zunächst den Verlauf an. Als Zeit der Handlung haben wir den Ausgang des 13. Jahrhunderts zu denken. Wessel Hummer, den Friesen und Vorsteher der Fischergilde in Middelfahrt auf Fünen, einen Mann von echtem Schrot und Korn, soll die Rache König Erichs dafür treffen, daß er einst König Abel in der Schlacht erschlug. Als dieser ihn nicht erreichen kann, entführt er Signelil, die holde Enkelin, die er seinen Lüsten opfern will. Dem Großvater, der in seinem Innersten tödlich verletzt ist, gelingt es mit Hülfe der Fischer, dem Räuber seine Beute abzujagen. Für kurze Zeit zieht er sich in die Verborgenheit zurück. Dann aber erscheint er wieder auf dem Kampfplatz mit Marschall Stig, dessen Haus der König entehrt hat. Auf dem Thing zu Wiborg tritt der Marschall als

Kläger gegen den König auf, ja, er fordert sein Leben. Ranild Jonson, ein verschlagener Mensch und Günstling Erichs, weiß für diesen bei den ungerechten Richtern eine Freisprechung zu erzielen. Die Krone aber der ganzen Verworfenheit ist der Überfall, der sich gegen die an nichts Böses denkenden Gegner richtet, deren Tapferkeit glücklicherweise den hinterlistigen Plan zu schanden macht. Sie entkommen glücklich. Die Rache schläft indes nicht. Als Erich einst in Jütlands Forsten jagt, sich verirrt und in einer Hütte Unterkunft sucht, trifft ihn der Stahl seines Todfeindes. Der edle Jürgen Pogwisch, der schon einmal sein Leben für Signelil bei ihrer Entführung durch den König eingesetzt hat, darf die keusche Rose als sein Eigentum heimführen, ohne fürchten zu müssen, nochmals seine Klinge mit einem fürstlichen Räuber zu kreuzen.

Wie in „Hartwig und Else," so begleitet auch hier Meeresrauschen die Melodie im Epos. Vom Kampf mit dem Meer hören wir, wenn wir Wessel Hummer bei der Rettung Schiffbrüchiger begleiten. Den Fischern begegnen wir gleich im ersten Gesang, die mit einem großen Fang in den Hafen heimkehren und sich bei Wessel Hummer zusammenfinden. Den derben Fischergestalten entspricht die einfache Einrichtung der Wirtsstube, die mit ihrem Tannenreisig und dem summenden Kessel einen anheimelnden Eindruck gewährt. Der nächtliche Auftritt im Hause Wessel Hummers scheint mir recht gelungen zu sein. Neben furchtbar ernsten Scenen finden wir solche, auf die freundliches Licht herabflutet. Wohlthuend berührt es, Männern zu begegnen, die vor keinem Hindernis zurückschrecken. Mollklänge von großer Wucht deuten das Wesen des Epos an. Aber wir hören auch freundliche Akkorde, die das Herz freudig stimmen und den Himmel heiter erscheinen lassen. Signelil hat es uns angethan. Sie ist es auch, die uns am Ausgang der Dichtung hoffnungsfreudig entgegentritt und uns voll Gewißheit für eine herrliche Zukunft scheiden läßt.

In „Ubbo dem Friesen" begegnen wir ebenfalls der Treue als dem leitenden Gedanken. Held Ubbo, dem Anführer der Friesen, gelingt es, die Jüten im eigenen Lande zu schlagen und damit das Joch, das sie jahrelang drückt, abzuschütteln. Seine Liebe zu Gunild, die einst den tödlich getroffenen Feind rettete, bringt ihn in die größten Gefahren und erweckt ihm Gegner auf beiden Seiten. Sie wird ihm entführt, und erst nach langem Umherirren kommt er in ihre Nähe und kehrt mit ihr zurück. Abermals am Ziel angelangt, giebt es einen neuen Kampf. In edler Weise will er sich für sein Volk opfern und findet an Gunild eine ebenbürtige Genossin, die gleich ihm den Tod nicht fürchtet. Dadurch aber erweichen sie den strengen Sinn König Haralds, der ihnen verzeiht und versöhnt mit ihnen nach Gudum heimkehrt.

Ein poetischer Hauch liegt auf der Erzählung. Sonnenschein und Regen, Liebesfrühling und kalter Reif des Herbstes, Freundestreue und furchtbarer Haß, Treue und Verrat ziehen in mannigfachen Bildern an uns vorüber. In schöner Sprache entwirft der Dichter ein Gemälde der Vorzeit, um auf ihm die Treue gegen das Vaterland, gegen den Freund und die Geliebte als Grundton aufzutragen. Den heidnischen Glauben der Alten weiß der Dichter geschickt mit dem Ganzen zu verweben. Wir dürfen weiter nicht verkennen, mit welcher Liebe und Anschaulichkeit er die Heimat schildert. Wer stellt sich nicht die schneebedeckte, kahle Ebene vor, in der Ubbo wandert! Wer fühlt nicht die ganze furchtbare Einsamkeit der Heide, in der Gunild zurückbleibt!

„Den Ufern des Kattegat nahe lag eine Einöde, so traurig und grauenerregend wie keine zweite. Soweit das Auge reichte, sah es nur braune Heide, verkrüppeltes Gestrüpp und gelblichen Sand. Kein Halm, kein grünes Blatt wurde sichtbar, kein Vogellied erfreute das Ohr, kein leichtbeschwingter Falter

flatterte in den Lüften. Aus keinem Hüttendach weit und breit stieg der Rauch, kein freundliches Menschenantlitz belebte die Wüstenei. Nur mißfarbige Käfer schwirrten summend und schwerfällig einher, geschäftige Würmer durchwühlten den Staub, und eine einzige abgestorbene Eiche erhob sich blätterlos auf einem niederen Hügel, dessen spärlichen Pflanzenwuchs das Licht der Sonne halb versengt hatte. Kein frischer Windhauch kühlte hier die Wangen, schwer und bleiern lastete die Luft, als wäre dieser Ort auf ewig verflucht, als hätte schwarzer Verrat hier sein Werk vollbracht und feiger Mord sein Opfer gefunden!" (Ubbo der Friese. S. 120, 6. Kapitel.)

Die Schilderung des Schauplatzes schließt die Pflege der Heimatkunst in sich. Der Dichter will uns die Heimat doppelt lieb und wert machen. Er gewöhnt uns aber auch, die Augen zu schärfen für Schönheiten, die sie birgt, und die für manchen ungehobene Schätze bedeuten. Wer empfände Olde Kumpens Haus, im Frieden der schönen Linden, erfüllt mit einem Geist der gegenseitigen Achtung, des rechten Familienglücks, nicht als Vorbild? Muß die Heimatsliebe nicht doppelt in uns entfacht werden, wenn der Mund des Dichters sie uns kündet und wir uns, die Wahrheit dessen nachzufühlen, gedrängt sehen? Nur dann hat etwas Bedeutung für uns, wenn wir dessen Wort klar erkannt haben. Wir schulden dem Dichter Dank für solche Arbeit, die dem ganzen Volke nützen soll. Wie er uns den Boden lieb macht, so will er auch unsere Altvordern unserm Verständnis näherbringen; er will zeigen, welche Gedanken, welche Hoffnungen und Wünsche in ihnen lebten. Er feuert zu gleicher Thätigkeit an und lehrt uns, wie sie alles für Heimat und Freiheit einzusetzen. Ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Ehrenhaftigkeit, ihre sittliche Strenge, ja, selbst Züge, die immerhin in unsern Augen als Kleinigkeiten erscheinen können, sind in Wirklichkeit etwas, wodurch sie sich auch äußerlich von andern wesentlich unterscheiden. Ich denke z. B. an die Volkstrachten, die bei der Einerleiheit unserer Tage dem Untergang geweiht sind. Der Dichter hat die Aufgabe, von seiner hohen Warte aus seine mahnende Stimme an das Volk zu richten, stets des eingedenk zu sein, was von den Vätern im guten Sinne auf uns vererbt ist, auch in Ehren zu halten.

Welche Ideen dem Dichter bei der Abfassung seiner Werke vorgeschwebt haben, mag er uns mit seinen eigenen Worten künden. In einer größeren handschriftlichen Aufzeichnung, die er mir zur Verfügung stellte, schreibt er: „Der Freiheit war ich stets ein überzeugter Anhänger und Prophet, und der Drang nach Freiheit ist eines der Hauptmotive, die sich durch die Mehrzahl meiner poetischen Arbeiten ziehen. Befreiung des Weibes, das er liebt, aus den Klostermauern ist das Ziel Fra Filippos, des großen Malers.[1]) Für die Freiheit des Marsenvolkes kämpfen Wolf Isebrand und Else, und Herr Hartwig selbst, der ausgezogen ist, eine Marsenjungfrau als gute Beute in das Holstenland zu entführen, schlägt sein Leben für die Freiheit der Marsen in die Schanze. Für die geistige Befreiung des Wendenvolkes ringt Niklot,[2]) der letzte Wendenkönig, für sie und seine Liebe geht er in den Tod, wie Joseph Nassy[3]) für die Befreiung seiner Glaubensgenossen und die Liebe Leonore Quirinis. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, allein man muß nicht allzuviel beweisen wollen."

---

[1]) Es handelt sich um den Helden aus dem Epos „Fra Filippo Lippi." (Verlag von Meißner in Hamburg.)

[2]) Niklot ist die Hauptfigur in dem Epos „Der letzte Wendenkönig." (Verlag von Liebeskind in Leipzig, jetzt Cotta in Stuttgart.)

[3]) Joseph Nassy und Leonore Quirini sind Gestalten, die in dem Roman „Joseph Nassy (Verlag von Friedrich in Leipzig) vorkommen.

Interessant erscheint mir eine weitere Stelle, die uns einen Blick in sein Schaffen thun läßt und zugleich zeigt, wie man bis in seine Schöpfungen hinein, z. B. in „Hartwig und Else," die Fäden aus der Jugendzeit verfolgen kann. „Ich habe niemals eine Arbeit begonnen, zu der nicht ein starker Impuls vorlag, sei es in Gestalt historischer oder litterarischer Studien, sei es in Gestalt eigener Eindrücke. Ein tragischer Konflikt, eine historische Persönlichkeit, ein Erlebnis gab mir in der Regel den ersten Anstoß. Oft allerdings reichen die feinen Fäden bis tief in die Jahre der Kindheit zurück. So entsinne ich mich, in einem Biernatzkyschen Volkskalender als Knabe schon die Abbildungen der Marsentrachten aus der Chronik des Neocorus gesehen, vermutlich auch eine Schilderung der Schlacht bei Hemmingstedt gelesen zu haben. Als ich mir später ein Exemplar der genannten Chronik anschaffte, war ich nicht wenig überrascht, das mit den Augen des Knaben Geschaute hier wiederzufinden. Manches Gedicht entsteht heute noch in direkter Anknüpfung an ein auf der Straße empfangenes Bild, eine Äußerung und anderes — nur daß ich nicht den Ehrgeiz besitze, all' diese Erzeugnisse froher und trüber Stunden auf den Markt zu bringen. Stets aber war und ist es mir ein Bedürfnis, mich in meinen Arbeiten über den Wust des Alltagslebens zu erheben und um ein hohes Ziel zu ringen. Der Held oder die Heldin mögen untergehen; aber der treibende Gedanke muß Sieger sein, auch wenn sein Träger im Kampf mit der Dummheit, Gemeinheit und Schurkerei unterliegt. Ich glaube die modernen Strömungen der Litteratur nicht zu unterschätzen und erkenne ihre Bedeutung, ja Notwendigkeit, gern an; aber ich kann in der trostlosen und meistens auch kunstlosen Kopie der nüchternen Wirklichkeit, sei es auf litterarischem Gebiet oder auf dem der bildenden Künste, keine hohe Kunstblüte entdecken. Ich verhehle mir nicht, daß ein gewisser Mut dazu gehört, dies heute offen auszusprechen; aber ich lebe der festen Zuversicht, daß über kurz oder lang eine Zeit kommt, in welcher das Feuer auf dem delphischen Altar wieder in ungetrübter Reinheit von den Händen der Berufensten gehütet wird."

Damit bin ich an den Schluß meiner Arbeit gekommen. Sie sollte den Lesern einen Mann vorführen, der der Jetztzeit leider so wenig bekannt ist. Wenn aber durch diese Zeilen Interesse erweckt wäre, dürfte ich mit meinem Erfolg zufrieden sein. Dann werden sich auch manche finden, die den Dichter in seinen Werken kennen lernen wollen, und ihnen kann ich reichen Genuß in Aussicht stellen und die Gewißheit mit auf den Weg geben, daß die Lektüre sie zu Verehrern v. Wildenradts [1]) machen wird.

Seinen Freunden aber schreibe ich die schönen Verse ins Stammbuch:

„Nichts meiden, was mit Ehren sich verträgt,
nichts dulden, das ins Angesicht dir schlägt,
nichts fürchten, das die Pfade dir versperrt,
und keinem folgen, der dich rückwärts zerrt.
Nichts hassen, als was niedrig und gemein ist,
doch heldenkühn verteidigen, was dein ist,
die Blicke stets der Sonne zugekehrt
und lieben nur, was höchster Liebe wert.
So wandle durch das Leben stolz und heiter,
die Wahrheit und die Schönheit als Begleiter,
und glorreich wirst du, selbst im Unterliegen,
vom Staub dich lösen und dem Staub obsiegen!"

[1]) Ich darf wohl an meine von Meißner in Hamburg verlegte Betrachtung erinnern, sowie darauf hinweisen, daß noch in diesem Jahre in demselben Verlag eine umfangreiche Arbeit unter dem Titel „Johann v. Wildenradt, sein Leben und seine Werke" von mir erscheinen wird.

Digitized by Google

Flensburg um das Jahr 1600.

Das Stadtregiment.

Von Christian Voigt in Flensburg.

I.

Seit dem Inkrafttreten des Stadtrechtes waren der städtischen Obrigkeit durch die Aufnahme der ganzen Gerichtsbarkeit in ihren Pflichtenkreis neue, nicht immer leichte Aufgaben erwachsen. Noch immer war das aus den alten Rechtsverhältnissen entsprungene Gefühl, sich selbst für erlittenes Unrecht rächen zu müssen, nicht aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden und rief eine Reihe von Händeln hervor, die entweder garnicht ans Tageslicht kamen oder, wenn das geschah, schwer rechtlich zu entscheiden waren, da auf beiden Seiten Schuld vorhanden war. Die stete Wiederkehr der Klagen des Rates über Frevel, Mutwillen, ja Meuchelmord, die in den Gärten, auf den Plätzen und an den Wegen außerhalb der Stadt ausgeübt wurden, beweist, daß solcher Missethaten so viele geschahen, daß der Rat ihrer nur schwer Herr werden konnte.

Um der Obrigkeit die Aufdeckung und Bestrafung der Händel zu erleichtern, mußten der Hausbesitzer oder der Barbier, der den ersten Verband angelegt hatte — denn ohne Blut ging es selten ab —, dem Vogt Mitteilung machen; aber gebessert wurde dadurch besonders darum nicht viel, weil das „gute Beispiel" von seiten der oberen Stände fehlte. Selbst Bürgermeister, Ratsherren und Stadtschreiber scheuten sich nicht, sich auf offener Straße an ihren Feinden mit dem Degen zu rächen, und namentlich der Adel schien förmlich einen Ruhm zu sehen in allerlei mehr oder weniger ernsthaft verlaufenden Angriffen auf die Bürger. Statt vieler nur einige Fälle. 1575 wurde der Advokat Matth. Lund in seinem eigenen Hause von Detlev Seestedt gewaltsam überfallen „mit Hauen und Stechen in seine Thür; auch das Hemd und Kleid an seinem Leibe verletzet." 1576 hat Detlev Rumohr der Schneider Herberge überfallen, Fenster und Thüren zerhauen. 1588 hat Joh. v. Bockwalde im Ratskeller Gewalt ausgeübt. Wie er zur Rechenschaft gezogen wurde, meinte er: „Weil auch andere vom Adel in dieser Stadt vormals Gewalt geübet und sonderlich dem Bürgermeister solches in seinem Hause widerfahren, so wollte er wissen, wie viel und hoch derselbe dafür zu Brüche gezogen, und Abtrag gemacht, dessen wollte er sich auch nicht weigern." 1589 hat Detlev v. Thien einem Bürger die Fenster eingeschlagen, dann in die Stube geschossen, daß 30 Hagelkörner in den Balken gegangen. 1600 ist der Bürgermeister Markus Schröder in seinem Hause von Balthasar Rumohr und einigen anderen Adeligen überfallen worden. Die Übelthäter wurden zur Rechenschaft gezogen, auch auf den Landtagen gegen solche Übergriffe des Adels Klage geführt, aber ohne wesentlich zu bessern, da den Behörden vielfach die Macht fehlte, ihren Anordnungen Gehör zu verschaffen.

Auch hier in unserer Stadt tritt der damals bisweilen sehr geringe Respekt vor den Vorschriften der Obrigkeit recht häufig zutage. In der Polizeiordnung von 1558 heißt es z. B. bezüglich des Baues der Stadtmauer, daß „ein rath de wedder tho buwende unnd thuvorbetherende tho etlickenn malenn by brocke bevalenn unnd doch vorbleven." Nicht besser geht es mit den Anordnungen wider den Luxus: sie werden wieder und immer wieder erneuert, weil die Bürger sich mit der Befolgung derselben Zeit ließen.

Dieser mangelnde Respekt vor dem Rate der Stadt trat nicht selten gar in Auftritten zu Tage, die einem Aufruhr nicht ganz unähnlich waren und auch als solcher bezeichnet werden. Schon im Jahre 1533 heißt es, daß eine Anzahl

Bürger „one alle vorursaching, fug. recht edder uersacht des rechtens, sunder allein uth eigenem gefastenn trotz unnd mutwillen, wedder unsere vorordnete borgermeisters unnd radtmanne nycht alleynn ungehorsamlych sunder ock mit gewalt handtdedig erzeigen und under deme gemeynen manne wedderwylleu, emporing, meutery unnd andero der gelikenn anrichten." Der König befiehlt ihnen Gehorsam und fordert seine Amtleute, Vögte, Bürgermeister und Ratmänner auf, Bürgermeister und Rat der Stadt Flensburg gegen die ungehorsamen Bürger zu unterstützen. Im Jahre 1592 wiederholte sich ein ähnlicher Aufruhr. Der Unfriede scheint veranlaßt zu sein durch den Bau einer Mühle, zu dem der Amtmann Gerhard Ranzovi „Frohndienste" und „Darstreckung von Brettern" seitens der Flensburger Bürger verlangte. Wahrscheinlich wurden die letzteren in ihrem nach ihrer Meinung berechtigten Widerstand gegen diese Forderung des Amtmannes von dem Rat der Stadt wenigstens anfangs nicht gestützt. Als nun Bürgerschaft und Rat am 27. August 1592 auf dem Tingplatze zur Huldigungsfeier versammelt gewesen und der Rat sich auf die Ratsstube zurückgezogen hatte, stellten Bürger an die 24 Stadtverordneten die „innstendige und fast trotzige Anforderung, daß ihnen die bürgerlichen Privilegien mugten vorgelesen werden." Nach dem von dem Amtmann hierüber geforderten Bericht des Rates der Stadt ist es hierbei freilich nicht gar ruhig hergegangen, denn es heißt in demselben, wie schon früher erwähnt, daß „wenig gefehlet, daß etzlicher boshafter Menschen rasenden wütenden Begierden nach thätliche Verletzungen gegen uns wären vorgenommen und verrichtet worden." Das war der „Aufruhr," der allerdings sicher noch weit hin Wellen geschlagen hat; denn der Rat ging aus leicht verständlichen Gründen auf die Forderung der Bürger, die Stadtprivilegien zu verlesen, nicht ein.

Da nämlich bis ins späte Mittelalter hinein die Rechtsprechung durch alle zur gerichtlichen Verhandlung erschienenen Gemeindeglieder oder doch durch Laien geschehen war, fanden die Bürger sich nur schwer darin, nun den Rat der Stadt als den allein kompetenten Richter zu respektieren. Dieser mußte daher erst den Bürger von der Mitwirkung bei der Rechtsprechung ganz entwöhnen und sich die allgemeine Anerkennung seiner richterlichen Gewalt zu erringen suchen. Der bequemste Weg zu dem ersten dieser Ziele schien dem Rate der zu sein, die Bürger möglichst in Unkenntnis über die den richterlichen Urteilen zu Grunde liegenden Gesetze, Rechte und Privilegien zu lassen, da es diesen dann unmöglich war, sich in die Entscheidungen des Rates zu mischen. Darum weigerte dieser sich, die Stadtprivilegien öffentlich bekannt zu machen. Ein so absolutistisches Auftreten aber mußte das Zutrauen der Bürger zu dem auch schon wegen der größeren Umstände nicht sehr beliebten Gerichtsverfahren noch mehr erschüttern und die Zahl der Fälle, in denen der Benachteiligte sich selbst mit der Faust Recht verschaffte, statt die Entscheidung des Rates zu suchen, vergrößern. Das zum Teil durch ihn selbst erschütterte Zutrauen der Bürger hoffte der Rat nun aber wieder zu gewinnen durch eine Vereinfachung des Gerichtsverfahrens und durch eine außergerichtliche Schlichtung der zahlreichen, schwer zu entscheidenden Klagen, welche durch den Zusammenstoß zweier gleich sehr berechtigter Interessen entstanden waren. Es wurde daher vorgeschrieben, daß die Bürgermeister, bei denen alle Klagen anhängig gemacht werden mußten, eine friedliche Einigung der Parteien versuchen sollten, eine Vorschrift, die auch der Rat befolgte, indem er vor Beginn der gerichtlichen Verhandlung den Versuch machte, einen Vergleich zwischen den Streitenden herbeizuführen.

Über das Gerichtsverfahren sagt die Polizeiordnung von 1600 folgendes: Wer eine Klage gegen einen Bürger hatte, mußte sie bei dem Bürgermeister des Stadtteiles, in dem der Beklagte wohnte, vorbringen. Gelang es diesem nicht,

die Parteien zu einigen, so wurde dem Kläger „Citation mitgeteilt," d. h. er wurde aufgefordert, seine Sache auf dem Dinge vorzubringen, und auch der Verklagte wurde spätestens am Sonnabend geladen, am Montage auf dem Ding zu erscheinen. Beide Parteien konnten sich vertreten lassen. Alle 14 Tage, Montags, fand ein „Ding" statt. Die Verhandlung verlief in 5 Akten: Klage, Antwort, Beweis, Gegenbeweis, Urteil. Sie war öffentlich und mündlich. Nur in Ausnahmefällen konnte den Parteien auferlegt werden, Klage und Antwort schriftlich einzubringen.

Der Kläger brachte seine Klage »de simplici et plano«, einfach, ohne Umstände vor. Wer „ungebührlich wurde verfahren und mit Schmähworten oder auch mit der Faust sich an einen oder anderen einigermaßen vergreifen, der soll mit höchstem Ernst und schärfstem Recht unnachsichtig gestraft werden." Konnte der Verklagte auf die vorgebrachte Klage nicht gleich antworten, so durfte er Kopie der Klage und Aussetzung des Termins verlangen. Bei der Beweisaufnahme, die mit der Feststellung der Beweise des Klägers begann, traten an Stelle der früher herzugezogenen Eideshelfer, welche ja nur die Glaubwürdigkeit des Verklagten verbürgen sollten, thatsächliche Zeugen (Augen- oder Ohrenzeugen). Nach Beendigung der Beweisaufnahme erfolgte das Urteil nach dem Stadtrecht oder dem hier geltenden jütschen Low.

Hielt eine der Parteien das Urteil für unrecht, so stand ihr, falls das Streitobjekt einen Wert von 60 Mk. lübsch und mehr hatte, die Appellation an den Landesherrn bezw. weiter an den Landrechtstag frei.

Der Verurteilte mußte innerhalb 6 Wochen seinen Verpflichtungen nachkommen, oder er wurde exekutiert bezw. bei dauerndem Widerstande in Bann und Proskription gethan, „er wird gesetzt aus dem Frieden in Unfrieden," und nachdem die gewinnende Partei das Ihrige erhalten, „sein Leib, Hab und Güter menniglichen erlaubet."

Bei Schuldforderungen war der Kläger verpflichtet, seinen Schuldner vorher entweder durch zwei Bürger mahnen zu lassen oder ihn auf dem jährlichen Allmannding zum Bezahlen seiner Schuld aufzufordern. Bezahlte er trotzdem nicht, mußte er eine dreimalige „Lachbietung" (Forderung zum Ding) gehen ihn veranlassen; alsdann konnte zur Pfändung geschritten werden. In Schuldsachen mußten Kläger und Verklagter persönlich auf dem Ding erscheinen.

Die ganze Gerichtsbarkeit, die kriminelle wie die civile, lag in den Händen des aus den beiden Bürgermeistern und zehn Ratsverwandten bestehenden Rates der Stadt.

Die Urteilssprechung im bruchfälligen Vergehen, Dreimarkssachen, wurde von dem Stadtvogt und zwei Kämmerern, dem Polizei- oder Kämmereigericht, verwaltet. Der Stadtvogt war ursprünglich der Vertreter des Königs, wurde von diesem ernannt und genoß daher auch hohes Ansehen. Seit 1413 aber lag die Besetzung in den Händen des Rates. Um 1600 war der Vogt der Protokollführer im Kämmereigericht, dem einer der Kämmerer vorsaß. Diese waren Mitglieder des Rates und wurden alle zwei Jahre auf „Petri," den 29. Juni, neugewählt. Sie waren zur Führung des kleinen Stadtsiegels, des Sekretums, berechtigt, das ihnen bei ihrer Einsetzung durch den Bürgermeister übergeben wurde. Das Kämmereigericht hielt wöchentlich eine Sitzung ab. Gegen Urteile desselben konnte bei dem Rat appelliert werden.

Um einen sichereren Rechtsboden zu schaffen und den vorgekommenen Betrügereien mit Wertpapieren den Boden zu entziehen, übernahm der Rat die Ausführung der Notariatsgeschäfte, welche er durch den Stadtschreiber, oft das einzige juristisch gebildete Mitglied des Stadtregiments, besorgen ließ. Dieser allein

durfte rechtsgültige Kaufbriefe, Obligationen, Erb- und sonstige Verträge, Geburtsbriefe, Vollmachten, Pässe, Extrakte aus den Gerichtsprotokollen unter dem Siegel des Rates auf Papier oder Pergament ausstellen. Er bezog dafür ein Gehalt von 100 Mark,[1]) 50 Mark Mietsentschädigung und 5 Mark für Papier.

In den eigentlichen Verwaltungsgeschäften stand dem Rate eine Bürgervertretung, die 24 Männer, zur Seite. Da in dem Stadtregiment der Norden und der Süden der Stadt in gleicher Zahl vertreten sein mußte, wurden ein Bürgermeister, 5 Ratsverwandte und 12 Bürgervertreter aus jedem Stadtteile gewählt. Die 24 Männer hießen nicht nur, sondern waren auch insofern die Vertreter der Bürgerschaft, als diese sich an jene wandte, falls besondere Wünsche oder Beschwerden, die städtische Verwaltung betreffend, vorlagen.

Einige seltene Mollusken in der deutschen Nordsee.

Von **H. Philippsen** in Utersum auf Föhr.

Schon seit vielen Jahren ist man bestrebt, das Tier- und Pflanzenleben unserer Meere, der Nordsee und der Ostsee, genau kennen zu lernen und zu studieren, und wir sind gegenwärtig auch schon so weit, daß es immerhin als ein Ereignis anzusehen ist, wenn das Vorkommen einer bisher fremden Art als hier heimisch nachgewiesen werden kann. Von den Mollusken dürften etwa 15 verschiedene Arten in der deutschen Nordsee vorkommen, die meisten kommen in ungeheurer Anzahl vor, andere aber sind so selten, daß man sie als Versprengte ansehen kann, die an der Grenze ihrer Verbreitungszone sich angesiedelt haben.

Zu den schönsten Schnecken unter den seltenen Mollusken gehört die gemeine Wendeltreppe (Scalaria communis), die man aber immer noch an einzelnen Orten in recht guten Exemplaren bekommen kann; der Pelikansfuß (Chenopus pes pelekani) ist weit seltener, kommt auch nicht überall in der Nordsee vor. Einige Nabelschnecken, wie Natica alderi und monilifera, kommen stellenweise ziemlich häufig vor, anders aber ist es mit einer Verwandten der Nabelschnecken, nämlich Amauropsis islandica Gmel. Diese elfenbeinweiße, 2—3 cm lange Schnecke hat nicht den tiefen Nabel der mehr flachen Natica-Arten, ihr Verbreitungsgebiet ist die arktische Zone, jedoch ist sie zweimal von mir in der Nordsee gefunden. Das erste Exemplar fand ich an der Binnenseite der Halbinsel Hörnum, der Südspitze von Sylt; es war ganz mit einer eingetrockneten Schicht von Hydractinia echinatum bedeckt, ein Polypenstock, der sich an allen von Einsiedlerkrebsen bewohnten Schneckengehäusen ansiedelt. Da aber die eigentümliche Form an keine mir bekannte Schnecke erinnerte, so reinigte ich das Gehäuse und bekam so die kleine schöne Schnecke. Das zweite Exemplar fischte ich im Herbst 1901 mit dem Schleppnetz 15 km westlich von Westerland auf Sylt auf einer Wassertiefe von 14 m. Auch dieses Exemplar war von einem kleinen Einsiedlerkrebs bewohnt und die Schale mit der Hydractinia bedeckt, doch war die Form trotzdem von einigen gleichzeitig mitgefischten Natica-Schnecken gut zu unterscheiden. Die beiden Herren Dr. Steinhaus und Dr. Pfeffer am Hamburger naturhistorischen Museum haben mir diese seltene Schnecke bestimmt; dem biologischen Institut auf Helgoland war das Vorkommen dieser Art in der Nordsee auch unbekannt, und war bisher als Südgrenze der Verbreitung das Skager Rack angesehen worden. Da nun aber durch zwei Exemplare aus der deutschen Nordsee bei Föhr und Sylt diese

[1]) 1 Reichsthlr. = 3 Mk. 4 Schill., 1 Mk. = 16 Sch., 1 Schill. = 12 Pf.

Art nachgewiesen ist, so rückt dadurch die Verbreitungsgrenze um einige Meilen weiter nach Süden, und die deutsche Molluskenfauna wird um eine interessante Art reicher. Zu den selteneren Schnecken gehört auch die Purpurschnecke (Purpura lapillus), die wie ihre morgenländische Verwandte eine schöne Purpurfarbe liefert. Eine andere, ebenfalls seltene Schnecke ist Nassa incrassata, die aber vielleicht nur häufig mit der ihr ähnlichen gemeinen Gitterreuse (Nassa reticulata) verwechselt wird.

Auch verschiedene Muschelarten gehören zu den Seltenheiten, so zunächst die Kammmuscheln (Pecten varians und opercularis); zwar findet man auf den Sandbänken gelegentlich eine alte abgeriebene Schale, lebende Tiere aber bekommt man nicht leicht. Junge Kammmuscheln sind wie die noch seltenere Feilenmuschel (Lima hians) auf Treibholz, namentlich an der Innenseite von alten Fischkisten oder Tonnen festgewachsen, und so kann man nach Weststürmen gelegentlich diese Muscheln finden. Für den Naturfreund ist es ein herrlicher Anblick, diese kleinen buntschaligen Muscheln in der Hand oder gar noch im Aquarium sich bewegen zu sehen; langsam öffnen sich die beiden Schalenklappen und lassen den zierlich gefransten Mantel und den schön gelb und rot gefleckten Fuß bewundern, still schaut man die Farbenpracht des Tieres an, da, mit hörbarem Ruck schließen sich plötzlich die Klappen, und so schnellt sich das Tier durch das Wasser des Aquariums. — Auch auf Treiblava oder Schlacke sitzen oft junge Anomia-Arten, die aber mit ihrer unscheinbaren, dünnen und zerbrechlichen Schale oft übersehen werden. Von den Herzmuscheln gehören Cardium laevigatum, tuberculatum und echinatum zu den seltensten; auch die in Leunis' Synopsis mit 24—28 quergerunzelten Rippen beschriebene Cardium edule ist sehr selten, während die mit 20—23 Rippen versehene Cardium rusticum allgemein verbreitet ist. Die seltenste Tellmuschel ist Tellina fabula, die sich von den häufiger vorkommenden Tellina exigua und incarnata nur durch die schwach schief gestreifte rechte Schalenklappe unterscheidet. Im tiefen Wasser fischt man gelegentlich die Venus gallina L. und ovata Penn., in der Nähe der Küste zwischen Seegras dürfte Syndosyma nitida wohl die seltenste Art sein. Die Pholaden sind durch vier Arten vertreten, von denen Pholas candida und crispa an Stellen ungemein häufig sind, Pholas dactylus und parva aber recht selten vorkommen.

Die Kopffüßer sind in der Nordsee nur scheinbar selten, sie wissen dem Netz sehr geschickt auszuweichen, so daß ich noch nie einen lebenden Cephalopoden habe bekommen können, weder im Wattenmeer, noch auf der Hochsee; wenn man aber die Menge der angespülten Schulpen vom Tintenfisch (Sepia officinalis) in Betracht zieht, so ergiebt sich daraus, daß dieses Tier recht häufig sein muß. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Kalmar (Loligo Forbesi), von welcher Art ich im Laufe des Sommers 1901 in einer etwa 8—900 m langen Fangvorrichtung etwa 30 Tiere erbeutet habe, so daß auch damit erwiesen ist, daß diese Art keineswegs zu den seltenen gehört.

Märchen aus Nordfriesland.

(Nachdruck verboten)

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

Als vor reichlich fünfzig Jahren der Reisende J. G. Kohl die Marschen und Inseln Schleswig-Holsteins besuchte, hatte er Gelegenheit, an Ort und Stelle einen Einblick zu thun in die Spinnstuben der Nordfriesen. Bei Erwähnung dieses Umstandes bemerkt er, daß die Wollindustrie sowohl als die Entlegenheit der Inseln vom Festlande dazu beigetragen habe, daß die alten Traditionen besser

erhalten worden seien als anderswo. Man komme hierbei zahlreich in den Familienkreisen zusammen und sei bestrebt, sich die langen Abende durch Erzählungen zu verkürzen. Da das Kratzen, Krämpeln und Stricken der Wolle geräuschlos geschieht, so bleibt Ruhe und Anlaß zur Unterhaltung. Auch auf Amrum, Föhr und den Halligen waren und sind derartige Zusammenkünfte unter dem Namen „Aufsitzen" üblich; hat uns doch Chr. Johansen in seinem Halligenbuch (Schleswig 1889) Erzählungen aus der Spinnstube der Hallig geschenkt, während M. Nissen uns in seinem „Der Friesische Spiegel" (Altona 1868) betitelten Buche in eine ähnliche wollekratzende Versammlung des friesischen Festlandes führt, wo der alte Kloi Kristjan zu erzählen weiß. Ein großer Teil der Spinnstuben-Erzählungen redet von den Fluten der ruhelosen Nordsee und ihrem Zerstörungswerk, andere enthalten Sagen und Geschichten des Landes und der Bewohner. Auch alte Märchen gingen und gehen von Mund zu Mund, aber diese sind weniger häufig in den vorliegenden Sammlungen solcher Erzählungen vertreten als jene. Sie finden sich zerstreut in Müllenhoffs Sagenbuch, in C. P. Hansens, Dr. K. J. Clements, Chr. Johansens Schriften und in Jahrbüchern der Landeskunde usw. Und doch verdienen es einzelne derselben schon ihres hohen Alters wegen, daß sie einmal an dieser Stelle vorgeführt werden.

Clement fand das nachfolgende uralte nordfriesische Märchen auch in Westfriesland, in England und Amerika verbreitet, wenn auch in etwas veränderter Form, während kürzlich Professor Karl Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1897, 2) im Anschluß an ein indisches Märchen „Tod und Bestattung des armen Sperlingsweibchens" auf die Verbreitung und Beliebtheit des Fabelstoffes hinwies.

„Hühnchen und Hahn." Hühnchen und Hahn die sollten einmal brauen, da sollte das Hühnchen die Würz einmal schmecken, da ward es federleck (ließ Flügel und Federn hängen). Da nahm der Hahn das Hühnchen und setzte es auf ein Kissen mit einer Stecknadel darin, da schrie das Hühnchen Ach und Weh. Da nahm der Hahn das Hühnchen und setzte es auf einen Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Da ging der Hahn hin zum Bauer (wahrscheinlich eingesetzt für Borch [Schwein], zu dem im Westfriesischen der Hahn geht). Bauer, willst du mein Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Bauer. Da ging er hin zum Hunde. Hund, willst den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Hund. Da ging er hin zum Stock. Stock, willst den Hund nicht schlagen, Hund will den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Stock. Da ging er hin zum Feuer. Feuer, willst den Stock nicht brennen? Stock will den Hund nicht schlagen usw. Nein, sagte das Feuer. Da ging er hin zum Wasser. Wasser, willst das Feuer nicht löschen? Feuer will den Stock nicht brennen usw. Nein, sagte das Wasser. Da ging er hin zum Ochsen. Ochs, willst das Wasser nicht schwelgen? Wasser will das Feuer nicht löschen usw. Nein, sagte der Ochs. Da ging er hin zum Seil. Seil, willst den Ochs nicht binden? Ochs will das Wasser nicht schwelgen usw. Nein, sagte das Seil. Da ging er hin zur Maus. Maus, willst das Seil nicht nagen? Seil will den Ochs nicht binden usw. Nein, sagte die Maus. Da ging er hin zur Katze. Katze, willst die Maus nicht fangen? Maus will das Seil nicht nagen, Seil will den Ochs nicht binden, Ochs will das Wasser nicht schwelgen, Wasser will das Feuer nicht löschen. Feuer will den Stock nicht brennen, Stock will den Hund nicht schlagen, Hund will den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen

um einen Fuß. Ja, sagte die Katze. Und dann die Katze nach der Maus, und die Maus nagt das Seil, und das Seil bindet den Ochs, und der Ochs schwelgt das Wasser, und das Wasser löscht das Feuer, und das Feuer brennt den Stock, und der Stock schlägt den Hund, und der Hund beißt den Bauer, und der Bauer hilft dem Hühnchen. Und so ward dem Hühnchen geholfen. (Dr. Clement im Lappenkorb. Leipzig 1846.)

Nach dem gereimten Sylter Märchen, wie es Müllenhoff mitteilt, gingen Hähnchen und Hühnchen auf den Mist, wo Hühnchen ein Salzkorn, Hähnchen aber ein Malzkorn fand; Hühnchen verzehrte seinen Fund, Hähnchen aber wollte brauen. Dabei ward Hühnchen durstig und bat Hähnchen um einen Trunk — den es erhielt, wobei es aber trotz der Warnung in den Bottich fiel, aber auf einem Bein stehen blieb. Der Hahn wendet sich darauf an den Mann, den Hund, den Knüppel, das Feuer, das Wasser, den Ochsen, den Klawen, die Maus mit der Bitte, dem Hühnchen zu helfen. Nein, sagen alle, wie in dem Amrumer Text. Die alsdann gefragte Katze sagt ihre Hülfe zu, sobald sie ihre Krallen gewetzt hat. Alle vorhin Genannten beeilen sich jetzt, die Bitten zu erfüllen; der Mann hat es gar so eilig, daß ihm beinahe etwas Menschliches passiert wäre, ehe er Hühnchen, das noch immer auf einem Bein stand, aus dem Bottich geholfen hatte. Leider ist die Müllenhoffsche Übersetzung, wie er es selbst in einem Briefe an C. P. Hansen ausspricht, nicht genau. Ich habe inzwischen noch andere Fassungen nach mündlicher Mitteilung auf Sylt kennen gelernt, in denen bereits die Lebensgefahr des Hühnchens vergessen ist. Die Maus will nach einer Überlieferung dem Hühnchen das Futter verzehren. Die Katze weigert sich, die Maus zu fangen, der Hund, die Katze zu beißen. Der Knüppel will den Hund nicht schlagen, das Feuer jenen nicht brennen, das Wasser dies nicht löschen, der Ochs das Wasser nicht trinken, der Schlachter den Ochsen nicht schlachten. Als aber nun der Henker den Schlachter hängt, wird dem Hühnchen geholfen.

In dem folgenden Märchen „Vom Weltuntergang" spielen Küchlein, Henne und Hahn eine Rolle. Dasselbe wurde nach Eiderstedter Mundart von Dr. W. Mannhardt aufgezeichnet, in den Jahrbüchern für Landeskunde, Kiel 1862, veröffentlicht.

Es lautet: Küken Püken saß unterm Eichbaum und schlief; da kam der große Wind und schüttelte die Blätter, so daß eine Eichel herunterfiel auf des Küchleins kleinen harten Kopf. Da wachte das Küchlein auf und lief zum Hahn und rief: „Hahntjen, Pahntjen, weißt du schon? Die große weite Welt soll untergehen." — „Wie weißt du das, Küken Püken?" — „Ich saß unterm Eichbaum, da fiel die große weite Weltkugel auf meinen kleinen, harten Kopf." Da lief der Hahn dahin, wo die Henne war, und sagte: „Häntjen, Päntjen, weißt du schon? Die große weite Welt soll untergehen." — „Wie weißt du das?" — „Küken Püken saß unter dem Eichbaum usw." — „Dann müssen wir aus der Welt laufen," sagte die Henne. Sie machten einen Wagen aus einer Eierschale, und vier Mäuse waren ihre Pferde. Eingestiegen jagten sie davon, was die Pferde laufen konnten. Unterwegs begegnet ihnen die Ente, Aantjen Paantjen, die sie fragt: „Wo wollt ihr hin?" — „Aus der Welt, weil Küken Püken erfahren, daß dieselbe untergehen soll." — „Nehmt mich mit, um Gotteswillen!" bittet die Ente. „Kratz' deine Füße ab und setze dich hinten auf." Kaum ist sie aufgestiegen, so erhält die Gans denselben Bescheid. Sie fährt ebenfalls mit. — „Aber nun nicht mehr," sagte der Hahn, der mit der Peitsche bis zum Abend auf die Mäuse einhieb, daß sie liefen, was das Zeug hielt, und der Sand auseinanderstob. Vor dem großen düstern Wald stund der Wolf (nach dem norwegischen, dänischen und schottischen Märchen der Fuchs). Er rief ihnen zu: „Kinder, wo wollt ihr hin?" — „Ach,

Digitized by Google

lieber Wolf, wir wollen aus der Welt." Nach dem Grunde fragend, erhält er den Bescheid, den Ente und Gans vor ihm erhalten; doch lädt er sie in seine Höhle ein, wo sie sicher seien. Sie gingen mit ihm und legten sich schlafen, während er einen Stein vor die Thür wälzte. Der Wolf stand früh auf und sagte: „Ich muß meine Kinder überzählen." Und er zählte: „Göschen Pöschen, Aantjen Paantjen, Häntjen Päntjen, Hahntjen Pahntjen, Küken Püken — chaps!" Zuschnappend riß er Küken Püken den Kopf ab. Nach diesem Frühstück ging er aus, den Stein vor seine Höhle legend. Abends kehrte er heim. Seine Kinder überzählend, fraß er Hahntjen Pahntjen zum Vesper. So ging's. Morgens eins, abends eins — bis sie alle aus der Welt waren.

In der mir vorliegenden Handschrift ist ein Amrumer Märchen in rhythmischer Form enthalten, welches unter dem Titel „Der Wunderbrunnen" in Müllenhoffs Sagen Aufnahme fand. Ich gebe hier eine möglichst treue Übersetzung des mundartlichen Reimes:

Klein-Ehlke und Groß-Ehlke
Saßen am Brunnen und spannen.
Da fiel Groß-Ehlkes Rocken hinein.
Und Klein-Ehlke sprang nach.
Da war der Brunn' unten so weit
Und hatte viele schöne Steige.
Klein-Ehlke ging fürbaß,
Es kam zu dem offnen Backofen.
Der Ofen sagte: „Rühre mich mal auf,
Ich geb' dir so viel warm Brot,
Als nur essen magst."
Klein-Ehlke dankt. nur den Hunger stillt's,
Nichts nimmt's mit sich zurück.

Da kam es zu dem Apfelbaum.
Der hängt voll schöner Frucht und spricht:
„Schüttle mich nur und iß
So viel wie nur magst.
Nimm auch mit so viel als willst."
Klein-Ehlke dankte, nahm nur den kleinsten Apfel.

Nun kam es zu einer Kuh.
Die sprach: „Melke mich mal,
Dann sollst so viel warme Milch haben,
Als nur trinken magst."
Es dankte und nahm nur wenig
Für den schlimmsten Durst.
Und je weiter es kam,
Desto wärmer es ward.

In der Ferne sah es noch viel Schönes,
Das allzumal winkend lockte,
Noch weiter zu geh'n.
Doch es denkt: Ich bin ja reich genug
Und brauche nur wenig.
Zurück kehrt's mit dem Rocken zur Schwester.
Die fluchte ihm, daß es aus dem Wunderbrunn'
Nicht mehr mitnahm.
Groß-Ehlke nun sprang selbst hinein.

Es kam zu dem Backofen,
Zu dem Baum und der Kuh.
Der Ofen sagte: „Schüre meine Glut!
Ich geb' dir so viel warm Brot,
Als essen magst."
Der Apfelbaum sagte:
„Schüttle mich nur und iß
So viel, als nur magst."
Die Kuh sagte: „Melke mich mal,
Dann sollst so viel warme Milch haben,
Als nur trinken magst."

Es fand noch mehr Herrlichs, das lockte
Und freundlich bat.
Es wollte nur haben,
Groß-Ehlke nahm ohne Maß,
Ohne an Danken zu denken.
All' des Guten so viel,
Als es nur tragen kunnt':
Zuletzt hatt's sehr große Bürd'.

Aber horch! Nun hört' es ein Krachen,
Und all' das Gute versank.
Moder ward und Morast
Unter den Füßen der Boden.
Eilen will es, aber es sinkt weg,
In die Tiefe hinein
Und kommt nie wieder zurück auf die Welt.

In einer von Dr. Clement im Lappenkorb mitgeteilten Fassung dieses Märchens zeigt dasselbe noch mehr Anklänge an das Grimmsche Märchen von der Frau Holle.

Mitteilungen.

1. **Kindheitserinnerung von 1848.** Ist den genauen Kennern des Krieges von 1848 das Gefecht bei Errichstedt im Juli 1848 bekannt? Die Vorgeschichte desselben erzählt die folgende Kindheitserinnerung. Wir wohnten im zweitnördlichsten Hause in Hadersleben am alten Ding. Vor dem Hause ein ziemlich weiter dreieckiger Platz, wie heute noch, aber die Chaussee war noch nicht da, der Landweg lief längs der Allee, die nach Norden in die

Anlagen führt. Schräg gegenüber leitete eine Reihe kleiner Häuser auf den Aastruper Weg hin. Links vom Landwege war nördlich vor der Stadt ein runder Hügel, da, wo jetzt die Kaserne steht. Vor unserm Hause nach dem Landwege hin ein runder grüner Rasen. — Die Dänen waren in der Stadt, und sie hatten Anstalten gemacht, dieselbe gegen die Deutschen, welche von Süden her zum zweiten Male heranrückten, zu halten. Die Stellung konnte damals gehalten werden. Denn südlich vor der Stadt erstreckte sich nach Osten die Föhrde, nach Westen der sogenannte Damm. Beide Gewässer sind verbunden, eine einzige Brücke, die Süderbrücke bei der Wassermühle, führte über den dort ganz schmalen Wasserlauf. Nur wenige Häuser lagen am Landwege weiter nach Süden, dahinter die hohen Erleffer Hügel. Nun hatten die Dänen die Brücke stark verpalissadiert, die Mühle und die Häuser auf dem Mühlenplatz waren geräumt, die Fenster vermauert und mit Schießscharten versehen; wir Knaben wußten auch, wie viele Zentner Pulver unter der Brücke lagen, um Stürmende in die Luft zu sprengen. Es war nun an einem Julitage nachmittags 2 Uhr. Die Mutter war in die Stadt gegangen, trotz banger Zeit ihrer Schwester zum Geburtstage zu gratulieren. Wir sahen sie zu unserm Erstaunen bald wieder zurückkommen. Aufgeregt erzählte sie, die Deutschen ständen auf dem Erleffer Berge. Bald fiel ein Kanonenschuß gegen die Mühle und die Palissaden. Dann gingen die Häuser der südlichen Vorstadt in Flammen auf. Lauritz Skau, der bekannte dänische Freischarenführer, hatte sie angezündet, damit sich die angreifenden Deutschen nicht darin festsetzen möchten. Die Kanonade, auch Gewehrfeuer zog sich den Nachmittag träge hin: Ein armer Müllergeselle verlor seinen Arm; ich habe ihn hernach in unserer Schule sitzen sehen, wie er mit der linken Hand schreiben lernte. Ob es sonst Verwundete gab, weiß ich nicht. In der Abendstunde, als das Gefecht aufhörte, ging Mutter mit uns Kindern, 6 an der Zahl, auf die nördlichen Hügel. Da stand ein gutmütiger dänischer Wachtposten; mit dem unterhielten wir uns und sahen über die Stadt weg nach dem immer noch schwälenden Brande im Süden. Als wir nach Hause kamen, sagte Mutter, wir sollten uns in den Kleidern aufs Bett legen; man wüßte nicht, was passieren könnte. Wir waren sehr vergnügt, wir waren noch nie in den Kleidern zu Bett gegangen. — Am nächsten Morgen um 3 Uhr hören wir die flüsternde Stimme unserer Mutter: „Kinders, steht auf, die Dänen laufen." Wir im Nu wach und an die Fenster. Ja, da kommen sie von der Norderstraße her in langen Kolonnen und in schöner Ordnung. Aber, was ist das, sie haben ja ihre Stalljacken an! (Die Dänen trugen damals rote Leibröcke und hellblaue Beinkleider. Um den roten Rock zu schonen, hatten sie daneben Jacken ohne Schöße von derselben Farbe wie ihre Beinkleider.) Und siehe, sie hatten Musik mit; und was spielten sie? Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht. Dieser Jubel! Es waren die Schleswig-Holsteiner. Die Dänen waren schon längst gelaufen, die Schleswig-Holsteiner waren nachgerückt über all das Pulver unter der Süderbrücke hinweg und hatten die Stadt besetzt. Freischaren kamen auch. Ein lustiger junger Mensch, von uns auf einen Danebrog aufmerksam gemacht, der uns schräg gegenüber noch arglos aus einem Fenster hing, lief hin, sprang auf einen Schuppen vor dem Hause und riß die Fahne an sich, die die eben aus dem Bett gefahrene Hausbesitzerin vergeblich festzuhalten suchte. Der Stab kam, Glücksburger Prinzen waren darunter, wurden mit Wein bedient. Die Artillerie kam. Auf unserm grünen Rasen wurden die Kanonen abgeprotzt. Die Lunten wurden angezündet. Wir Knaben brannten vor Begierde, eine Schlacht zu sehen. Aber nach ziemlicher Zeit zogen Kanonen und alles weiter nach Norden. Als die Sonne aufgegangen war, kam von Westen her, vom Arbeitshauswege, das ganze preußische Kürassier-Regiment, der Sonne entgegen reitend, die Küraße und Helme vom Morgenlicht rosig glänzend, ein wundervoller Anblick. Hernach ist mir klar geworden, daß die dänische Stellung umgangen war; westlich um den Damm herum zogen die Preußen, und die Schleswig-Holsteiner sollten die Dänen in der Front festhalten. Aber eben noch rechtzeitig hatten sich diese aus dem Staube gemacht. Sie waren aber ganz nahe. Denn am Vormittage wurden truppweise Rotröcke von Norden her als Gefangene eingebracht. Die kamen vom Gefecht bei Errichstedt.

Tondern. Kier.

2. **„Lewwer duad üs Slaav."** Der dänische König Waldemar der Sieger hinterließ zwei Söhne, Erich und Abel, von denen dieser Herzog von Schleswig und jener König von Dänemark wurde. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde König Erich auf Anstiften seines Bruders ermordet, und der „blutige, kühne und freche" Abel durfte sich, nachdem er durch einen Schwur seine Unschuld beteuert hatte, die Königskrone auf das Haupt setzen. Aber nur kurze Zeit sollte er die glitzernde Krone tragen; denn schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, vor nunmehr 650 Jahren, verlor er im Kampfe gegen die Nordfriesen Sieg und Leben, und so erscheinen die damaligen Bewohner des Landes zwischen der Eider und Widau als die Rächer des Brudermordes. Zugleich zeigt uns der

damalige Waffengang die große innere Stärke eines freien Volkes. Was „Hemmingstedt" für Ditmarschen, das ist der „Königskamp" für Nordfriesland. Beide Namen sind Lichtpunkte in der dunklen Geschichte der mittelalterlichen Feudalherrschaft. — Die Geschichtsschreiber berichten über König Abels Kriegszüge gegen die Friesen folgendes: Abel hatte einen alten Groll gegen die Bewohner der Westküste, weil diese als sogenannte Königsfriesen, d. h. als solche, die unmittelbar unter dem dänischen Könige standen, ihn als ihren Herzog nicht hatten anerkennen wollen. Zu dem alten Zorn kam ein neuer, als die Königsfriesen sich weigerten, eine ihnen vom Könige Abel auferlegte neue, außerordentliche Steuer zu entrichten. Diese ablehnende Haltung wurde mit einem Hinweis auf die enormen Kosten, welche der Bau und die Unterhaltung der Deiche verursachten, begründet. Daß mit der wohlbegründeten Erklärung, welche die Friesen abgaben, zugleich die That für sie vorgezeichnet war, das war selbstverständlich; die Geschichte beweist es. Es wird uns hier also ein interessanter Einblick in den Charakter der Friesen gewährt, dessen Pole Besonnenheit und Festigkeit heißen. Am Anfang steht die Überlegung und am Ende die That. Diese ist das Produkt von jener. Aber der ehrgeizige und unruhige Abel fand in der Antwort nur leere Ausreden und Trotz, und sein unheiliger Zorn darüber, daß die Friesen es gewagt hatten, eine eigene Meinung auszusprechen, ließ ihn ohne Zögern den Entschluß fassen, die Ungehorsamen mit Gewalt gefügig zu machen. Das alte Nordfriesland umfaßte einen Festlandstreifen und viele Inseln, die sog. Utlande. Zu diesen gehörten die Dreilande (Eiderstedt, Ewerschop und Utholm), Alt-Nordstrand, Amrum, Föhr, Sylt usw. Daß sie wegen ihrer Größe und Fruchtbarkeit den wichtigsten Teil des Gebietes bildeten und ihre Bewohner demgemäß den Kern des Volkes, das war dem Feinde nicht unbekannt. — Das Land zerfiel in 13 Harden oder Hundertschaften, darunter 3 auf der Geest, dem Festlande. Sprache, Sitte und Recht waren das Band, welches alle Harden umschlang. Diese sind aber niemals zu einem einheitlichen Staate vereinigt gewesen. Es war im Winter 1251, als König Abel mit Heeresmacht bei der alten Feste Mildeburg erschien, welche die Friesen 100 Jahre früher sich selbst zur Zwingburg erbaut hatten. Von hier aus bequem über das Eis der die Insel Eiderstedt vom Festlande trennenden Nordereider gehen und dann einen wirksamen Vorstoß gegen die trotzigen Eiderfriesen ausführen zu können, war seine Meinung. Aber der Versuch, den Eiderarm zu überschreiten, mißlang, da die Friesen sich den Angreifern entgegenstellten und der Wettergott Regen schickte, so daß der Däne, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe," den Rückzug antrat. Damit war der Winterfeldzug vorüber; aber König Abel bereitete sofort eine zweite Invasion vor, und schon im nächsten Sommer stand sein Heer wieder kampfbereit auf der friesischen Vorgeest. Diesmal lagen Schiffe bereit, die der König und seine Truppen zur Überfahrt benutzten. Südlich von Oldenswort schlug der König sein Lager auf, von dem aus er die Umgegend verheeren und brandschatzen ließ. Für die Eiderfriesen stieg die Not aufs höchste. Sollten sie sich unterwerfen? Sollte das stolze Wort: „Lewwer duad üs Slaav!" untergehen? Eine Woche nach des Feindes Einfall standen die Männer von 7 Harden auf der alten Ding- oder Thingstätte bei Hemminghörn zusammen für Freiheit und heimisches Gut und schwuren beim heiligen Christian, ihrem Schutzpatron, den sie, falls sie siegen würden, mit dem besten Golde zu beschlagen gelobten, daß sie alle lieber sterben wollten als sich unterwerfen. Die Friesen wollten in der nächsten Nacht den Feind überfallen. Von diesem Vorhaben wurde der König durch einen Spion unterrichtet, und als die Utländer vor dem Lager erschienen, fanden sie dasselbe von den Dänen verlassen, die sich in der Richtung auf den Hafen zurückgezogen hatten, wo sie sich auf ihre Schiffe begeben wollten, um zu entweichen. Da aber die Ebbe eingetreten war, lagen die Fahrzeuge auf dem Schlick, so daß dieselben nicht benutzt werden konnten. Das blutige Spiel begann damit, daß 300 Dänen, welche die Nachhut bildeten, niedergemacht wurden. Dabei war jener von einem römischen Dichter gekennzeichnete deutsche Kampfzorn („furor teutonicus") über die Friesen gekommen, und als man den Feind auf dem Felde, das heute noch der „Königskamp" heißt, zum Stehen gebracht hatte, da schrak die friesische Kühnheit vor nichts zurück. Die Dänen wurden geschlagen; der König floh mit dem Rest seines Heeres in nördlicher Richtung am Harbleck entlang, der, von Norden kommend, in die Eider mündete. Die Friesen verfolgten den Feind energisch, der endlich dadurch, daß ihm die Koldenbütteler, die bis dahin noch nicht am Kampfe teilgenommen hatten, in den Weg traten, zum zweiten Male zum Stehen gebracht wurde. Die übrigen Eiderfriesen fielen den Dänen in die Flanke. Der König selbst wurde erschlagen. Die fast völlige Vernichtung des Feindes war das Resultat der friesischen Kraftanstrengung, und frei war die heimische Flur. Und das Wort blieb stehen: „Lewwer duad üs Slaav!"

Husum. J. Kock.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Von **Dr. Ernst Schultze.** (L. Staackmann in Leipzig.) — Diese kleine beherzigenswerte Schrift des Schriftführers der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung bespricht die Pläne und Absichten der Stiftung, rollt daneben aber auch ganz allgemein die Frage auf, in welcher Art und Weise am besten unsere Dichter zu ehren seien. Als Motto geht Gustav Falkes Wort voraus:

Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben.
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament.

Kiel. W. Lobsien.

Anzeigen.

Die **Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein** (Inhaber: Lehrer **Barfod**, Kiel, Geibelallee) liefert an Schulen unserer Provinz und an Private ganze Sammlungen (im Anschluß an Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie") und einzelne, auch bessere Mineralien.

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (4)

Für Vogelfreunde und Züchter.
Heckekäfige und Utensilien
für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall, milbenfrei, in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg
Ill. Kataloge gratis u. franko

(19)

(81)
Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 165, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst
Allerh. Auszeichn.

K. G. Lutz' Verlag in Stuttgart, Reinsburgstr. 16.

Neue Wandtafeln
zum Unterricht in der Naturgeschichte (30 Tafeln in feinstem Farbendruck).

Herausgegeben von Dr. K. G. Lutz.
In Mappe samt Text **nur noch** 16 50 M. **statt** 25 M.

Ausführlicher Katalog des Werks mit verkleinerten Abbildungen aller 30 Tafeln, Inhaltsangabe jed. Tafel u. Abdruck vieler Besprechungen ist vom Verlag gratis und franko zu erhalten.

Die erste pädagogische Zeitschrift Deutschlands, das „**Pädagogium**," Monatsschrift für Erziehung und Unterricht, herausgegeben von Dr. Fr. Dittes, urteilte über die „Neuen Wandtafeln," wie folgt:

„Nachdem wir das vorliegende Werk genau geprüft haben, müssen wir es als ein höchst gelungenes seinem Zwecke bestens entsprechendes bezeichnen. **Selbst die mäßige Größe der Tafeln ist eher ein Vorzug als ein Fehler, da sie den sehr billigen Preis des Werkes ermöglichte und, geschickte Handhabung vorausgesetzt, den Zweck der Abbildung keineswegs beeinträchtigt.** Die Zusammenstellung, sowie die zeichnerische und koloristische Ausführung der Bilder ist durchaus aller Anerkennung wert, und wir stimmen gern dem bereits von anderer Seite gefällten Urteile zu: In Bezug auf Zeichnung, Kolorit, künstlerische und natürliche Anordnung kommt das Werk den allerbesten der bisher vorhandenen Schultafeln gleich, es übertrifft aber sie alle in Bezug auf naturwissenschaftliche Genauigkeit und sorgfältige Ausführung auch des Kleinsten und scheinbar Nebensächlichsten."

Pehersdorfer, A.: **Botanische Terminologie.** Handbuch zu den in der Botanik vorkommenden lateinischen Kunstausdrücken und solcher deutschen, welche einer Erklärung bedürfen. Preis p. Bd. geb. Mk 1

Ostertag: **Der Petrefakten-Sammler.** Zugleich eine Einführung in die Paläontologie, mit 460 Abbildungen auf 22 Tafeln und 16 in den Text gedruckten Illustrationen. Preis brosch. Mk. 2.—, früher Mk. 3.—.

Prospekte mit verkleinerten Abbildungen sind vom Verlage gratis und franco zu erhalten.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch • sauber • preiswert.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Spezial Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften. **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Karl Groth,
(Sohn von Klaus Groth)
Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 12. Dezember 1902.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Eckerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Kock, Blaunfeldt und Mau. (Mit Bild.) — 2. Mestorf, An unsere Landwirte und Lehrer auf dem Lande. — 3. Willers Jessen, Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges. — 4. Voigt, Flensburg um das Jahr 1600. II. — 5. Meyer, Up Hau un Stich (plattdeutsche Redensarten). — 6. Mitteilungen. — 7. Bücherschau. — 8. Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch).

Bücherschau.

1. H. Philippsen: **Kultur- und Naturbilder von Föhr.** Verlag von Dr. Gmelin, Föhr 1902. — Der Verfasser obiger Schrift dürfte vielen Lesern unserer „Heimat," die schon einmal Föhr besuchten, persönlich bekannt sein. Seit Jahren ist Herr Philippsen mit überaus regem Eifer thätig, die vorgeschichtliche Zeit Föhrs zu erforschen und mit dem Volks- und Naturleben der Insel eingehend bekannt zu werden. Die Resultate seiner angestrengten Arbeiten sind staunenswert; wer einmal nach Föhr kommen sollte, dem kann ich nur dringend empfehlen, den ziemlich langen Weg von Wyk nach Utersum zu machen; seine Wanderung wird reichlich belohnt werden. Namentlich ist Herrn Philippsens Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer hervorzuheben; sie enthält wahre Prachtstücke. Daneben ist auch dem Naturfreunde reichlich Gelegenheit geboten, sein Wissen zu bereichern. Da Herr Philippsen durch seine rastlose Arbeit wichtige Bausteine für unsere Heimatskunde geliefert hat, so glaube ich, hier einmal kurz darauf aufmerksam machen zu dürfen. — Nun zu seiner Schrift! Das Erscheinen des Büchleins ist veranlaßt worden durch den Gedanken, dem Binnenländer einen zuverlässigen Führer zu bieten, der Aufschluß giebt über die ihm fremde landschaftliche Umgebung und ihn bekannt macht mit der eigenartigen Natur der Insel und deren vorgeschichtlichen Stätten. Zuerst giebt der Verfasser uns eine Übersicht über die geologische Beschaffenheit der Insel. Föhr ist teils diluvialer, teils alluvialer Bildung. Wir erfahren, daß nur die beiden ältesten Eisperioden hier ihre Spuren zurückgelassen haben. Ferner erhalten wir Aufschlüsse über die frühere Gestalt der Westküste und deren allmähliche Umbildung. Eingehender werden behandelt das Gotinger Kliff, das Utersumer Kliff, der untergegangene Wald bei Goting, die Dünenlandschaft bei Witsum und die Mergelgruben bei der St. Laurentii-Kirche. Der 2. Abschnitt behandelt die vorgeschichtliche Zeit Föhrs. Mit großem Interesse bin ich hier den Ausführungen des Verfassers gefolgt. Besonders wichtig sind die Forschungsresultate über Greensbott (Nieder-

lassung aus der la Tène-Periode) und den Küchenabfallhaufen bei Groß-Dunsum, dem einzigen bisher in Schleswig-Holstein aus der Eisenzeit bekannten Kjökkenmödding. Der 3. Abschnitt bringt Geschichtliches über die Insel, eine Charakteristik der Bewohner sowie Mitteilungen über deren Sprache und Tracht. Auch die Bauart der Häuser findet Berücksichtigung. — Den größten Raum des Büchleins nimmt die Schilderung des Naturlebens der Insel in Anspruch. Dieser Teil bringt eine Menge interessanter Mitteilungen aus dem Tier- und Pflanzenleben Föhrs. Überall sind die neuesten Forschungen berücksichtigt. Eine beigefügte Karte zeigt uns Föhr und das Wattenmeer in der gegenwärtigen und früheren Gestalt. — Jedem Freunde unserer Heimat wird die Schrift eine willkommene Ergänzung seiner Bibliothek sein.

Hoftrupholz. D. N. Christiansen.

2. **Ich liebe dich.** Gedichte von Wilhelm Lobsien-Kiel. Mit einem Vorwort von Hermann Heiberg-Schleswig. Verlag von Karl Schünemann-Bremen. — Den Lesern der „Heimat" ist Wilhelm Lobsien kein Fremder mehr. Schon oft haben sie sich an den zarten, duftigen Blumen seiner Lyrik erfreuen können, die er nun gesammelt, in einem vornehm ausgestatteten Bande hat erscheinen lassen. Wer sich in die Lektüre dieses Buches liebevoll versenkt, wer dem Dichter auf den einsamen, stillen Wegen seiner Wanderungen folgt und die oft feinen Schwingungen seiner Seele nachzufühlen vermag, der muß einstimmen in das Urteil, daß „uns im Norden ein echter Lyriker in Wilhelm Lobsien erstanden ist," der neben Lilieneron und Falke durchaus Beachtung verdient. Freilich, eng ist das Gebiet nur, in dem er sich bewegt, doch weiß er es uns in so zarten, stimmungsvollen Farben zu zeichnen, daß wir nicht müde werden, uns an seinen bald in freundlichen, bald in trüben, düsteren Tönen gehaltenen Bildern zu erfreuen. Unverfälscht und natürlich sind die Empfindungen, die ihn beseelen, die Gefühle, die ihn bewegen, wiedergegeben. Seine Liebe ist es, die er uns schildert, ob er nun seine Heimat mit ihren weiten öden Heiden und nebeldüstern Feldern, Vaterstadt und Vaterhaus mit den lieben, treuen Menschen darin, das hinter dem schützenden Deiche sich dehnende weite, graue Wattenmeer und die wilde, wogende Nordsee in ihrer überwältigenden Majestät und ihrem unheimlichen Zauber mit wenigen großen Linien zu malen unternimmt, oder aber das ewige, uralte Lied anstimmt, das immer wieder neu ist, das Lied von der keuschen Blume der Liebe, die keimt, wächst, sich herrlich entfaltet und unter dem eisigen Hauche eines Nachtfrostes wieder erstirbt, oder aber, ob er in seinen „Träumereien" dem Sehnen den Hoffnungen und Wünschen seiner Seele die Zunge löst. Immer aber weiß er die feinsten und intimsten Stimmungen und Empfindungen seiner Seele in schöner, edler Sprache auszulösen und so klar wiederzugeben, daß wir mit ihm empfinden müssen, mit ihm uns freuen, mit ihm lachen, klagen oder weinen. Mit am höchsten stelle ich die in der letzten Abteilung des Buches enthaltenen „Bettlerlieder": ein ergreifender Ausdruck der verschmähten Liebe, der Liebe eines Spielmannes, der, auf die Straße gestoßen, nach wilder Lebens- und Menschenverachtung im Kot der Straße verlumpt und am Wegrande zu grunde geht. Diese Bettlerlieder sind mit großer Kraft geschrieben und atmen eine heiße Leidenschaft, die zündend in unser Herz schlägt und uns die Gewißheit giebt, daß dem Dichter — auch wenn die Stürme des Lebens ihn einst wilder umtosen sollten als jetzt — die richtigen Töne zu Gebote stehen werden. — Möchte der Dichter mit seinem Buche Eingang in recht viele Familien finden. Der Weg in recht viele Herzen ist ihm dann gesichert.

Kiel. Fr. Wischer.

3. **Die Freude.** Ein deutscher Kalender für das Jahr 1903. Verlag von K. R. Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig. Preis 1,20 M. — Das gut gebundene und mit Illustrationen von Ludwig Richter und Albrecht Dürer versehene Büchlein bietet nach einem Kalendarium an interessanter Lektüre: „Die Freude" von Friedrich Naumann; „Nun erst recht!" Gedicht von Alma Leschivo; „Sie," Novelle von Adalbert Meinhardt; „Sei nicht feig!" von A. Meinhardt; „Drei Carlyle-Worte"; „Von Sommer und Sonne," Gedichte in Prosa von Cäsar Flaischlen.

Ellerbek. Eckmann.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Hochschulvorträge, Heft 23—28 à 30 Pf.: Marshall, Gesellige Tiere, und Fraisse, Meine Auffassung von der Zellenlehre. Preis 1 M. Verlag von Seele & Co. in Leipzig. — Zwischen Hecken und Halmen. Gedichte in hoch- und plattdeutscher Sprache von J. H. Fehrs. 2. Auflage. Verlag von Lühr & Dircks in Garding. — Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1903. Verlag von Lühr & Dircks in Garding.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 12. Dezember 1902.

Blaunfeldt und Mau.

Von Chr. Kock in Bohnert.

Unter den vielen Beamten, die nach 1850 in unsere Herzogtümer kamen, um die Danisierung dieser Lande durchzusetzen, ist kaum einer so allgemein bekannt gewesen und verabscheut worden, wie der Justizrat und Hardesvogt Maximilian Franciscus Blaunfeldt in Fleckeby. Neben ihm verblaßt sogar das Bild des auch einst vielgehaßten Bürgermeisters Leisner in Eckernförde. Wie das Volk über beide dachte, das besagen die Namen, welche man ihnen beilegte: „die Hyäne von Brescia" und „der Tiger von Lahore." Trefflich geißeln die „Hamburger Wespen" die Übereinstimmung ihrer Gesinnung, wenn sie Leisner Hardesvogt Blaunfeldt den Vers Friedrich Halms ins Stammbuch schreiben lassen: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!" Beide geben einen neuen Beleg dafür, daß niemand grausamer ist als der Renegat; denn beide waren Landeskinder Schleswig-Holsteins. Wenn ältere Leute aus ihren Jugenderinnerungen von Leisner und Blaunfeldt erzählen, so nennen sie neben diesen vielfach noch eine dritte Persönlichkeit, den Landmann Hinrich Christian Friedrich Mau aus Bohnert, der in jenen Tagen zu den populärsten Erscheinungen gehörte.

Blaunfeldt wurde am 26. April 1799 zu Hadersleben als Sohn eines aus Deutschland stammenden Handschuhmachers geboren. Nach seiner Konfirmation leistete er in seiner Vaterstadt zehn Jahre lang Schreiberdienste bei dem Hardesvogt Justizrat Sievers. Sein Ehrgeiz strebte nach Höherem. 1824 finden wir den Fünfundzwanzigjährigen auf der lateinischen Schule in Schleswig, und schon zwei Jahre später konnte er zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität in Kiel beziehen. Nach beendigtem Studium wurde er 1828 Advokat in Schleswig, siedelte jedoch 1831 nach Flensburg über. Hier war er von 1840 stetiger Mitarbeiter der vom Buchdrucker A. S. Kastrup redigierten, im dänischen Geiste gehaltenen „Flensburger Zeitung." Schon damals richtete er durch die energische Verfechtung des krassesten Dänentums und der Gesamtstaatsidee die Blicke vieler auf sich. Als dann die Kriegsjahre kamen, mischte Blaunfeldt sich unberufen ins Kampfgetümmel, wurde 1848 bei Holnis von schleswig-holsteinischen Truppen aufgegriffen und saß 12 Tage in Rendsburg gefangen, worauf er sich nach Kopenhagen begab. Nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt erschien er wieder auf der Bildfläche. Ausgezeichnet mit dem Titel Justizrat, bezog er nach der Vertreibung des Hardesvogts v. Bernstorff die Hardesvogtei in Fleckeby als Hardesvogt der Hüttener und Hohner Harde.[1]) Es war ein arger Mißgriff

[1]) Dansk Biografisk Lexikon, II. Bind. Kjøbenhavn 1888.

der dänischen Machthaber, diesen hartherzigen und sportelsüchtigen Mann, dessen Führung während seiner Advokatenzeit bereits nicht einwandsfrei gewesen war, zum fast unumschränkten Gebieter über 40 Dörfer zu setzen. Man beugte sich unter die Tyrannei; aber mehr denn je wurde man dahin getrieben, das Dänentum zu hassen, zu verachten und die Stunde der Befreiung herbeizusehnen.

Fürs erste konnte Blaunfeldt in Fleckeby ein beschauliches Dasein führen; denn kein Mensch bekümmerte sich um ihn. Zu Aschessel, südlich von Fleckeby, stand von Juli 1850 bis zum Ende des Krieges das 1. schleswig-holsteinische Infanterie-Bataillon. Mehr als einmal mußte Blaunfeldt, wenn es mit den Dänen zum Gepränkel kam, nach Missunde flüchten, um den verhaßten Insurgenten nicht in die Hände zu fallen. Herr in Fleckeby wurde er erst nach Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee, und nun sollte jedermann erfahren, was es heißt, unter einem Blaunfeldt stehen.

Für die Reise von Fleckeby nach Hohn und zurück benutzte er eine mit vier Pferden bespannte Kutsche. Als aber einmal jemand in der Nähe des Dorfes Brekendorf auf ihn schoß und die Kugel durch die Kutsche ging, nahm er fortan einen anderen Weg und wählte die Chaussee über Schleswig. Aus „Zweckmäßigkeitsrücksichten" wurde ihm im Juni 1854 die Hohner Harde genommen und dem früheren Advokaten Ed. Nissen aus Hadersleben übertragen, der zwar auch ein gefügiges Werkzeug der dänischen Regierung war, jedoch weniger scharf auftrat, als sein Vorgänger.

In Fleckeby begann Blaunfeldt bald mit dem Neubau der Hardesvogtei östlich vom Dorfe, die er wie einen Herrensitz aufführte. Die Einwohner der Harde waren verpflichtet, bei Reparaturen am Hardesvogteigebäude Hand- und Spanndienste zu leisten. Der neue Herr kümmerte sich nicht um das bestehende Recht und zwang die Bewohner, auch für den Neubau alle diese Lasten ohne jegliche Vergütung zu tragen. Die nebenstehende Abbildung zeigt das 1856 vollendete Hauptgebäude, den Wohnsitz des Gestrengen. Überhaupt verstand er es, wie so viele der aus Dänemark in unsere Lande gekommenen Beamten, durch Bedrückung der Unterthanen Geld zu machen und die eigenen Taschen zu füllen. Einige Beispiele mögen zeigen, welche Früchte die Sportelsucht und Habgier Blaunfeldts zeitigte.

Für das Fidemieren einer Wahlakte in Wegeangelegenheiten hatte er sich statt 38 Schill. bezahlen lassen 28 Thlr. 48 Schill. Reichsmünze. Das Appellationsgericht entschied auf eine Beschwerde hierüber, daß außer den Auslagen der Hardesvogtei eine Termingebühr von 6 Thlr. 2 Mark 6 Schill., in Summa 8 Thlr. Reichsmünze zu berechnen sei. Die Rückzahlung der zuviel genommenen 20 Thlr. 48 Schill. erfolgte aber nicht.[1])

Blaunfeldt und sein Aktuar hatten sich 1854 bei einer einfachen Erbregulierung zwischen einem Marx Detlev Kruse und seinem Sohne Georg Heinrich Kruse in Hütten an Rechnungen zusammen 92 Thlr. 25 Schill. bezahlen lassen, welche auf Beschwerde der Erben bei dem Hüttener Amtshause (Davids) auf 51 Thlr. 48 Schill. herabgesetzt wurden.[2])

In den Kriegsjahren hatten in der Hardesvogtei verschiedene Hochzeiten stattgefunden, die länger dauerten und an denen mehr Personen teilnahmen, als eine alte, längst vergessene Vorschrift gestattete. Blaunfeldt ließ die jungen Eheleute vor sich erscheinen und erfuhr durch sie, wer auf der Hochzeit gewesen und wieviel ein jeder dem jungen Paare geschenkt hatte. Darauf wurden die

[1]) Schwarzbuch über die dänische Mißregierung im Herzogtum Schleswig. Heft III, S. 30. Kiel 1864.

[2]) Ebenda Heft V, S. 1 u. 2.

Hochzeitsgäste zitiert. Tagelang hielten vor dem Hause des Gastwirts Wüstenberg in Fleckeby 20—30 Wagen, so daß man denken konnte, im Orte sei ein Jahrmarkt. Die Folge der schier endlosen Verhandlungen war, daß Hochzeitsgeber und Hochzeitsgäste mit Brüchen von 20—40 Thalern bedacht wurden, je nach Stand und Vermögen. So wurde Blaunfeldt ein reicher Mann, während er manchen Bauer ruinierte und an den Bettelstab brachte.[1])

Eine ergiebige Quelle zum Verhängen von Geldstrafen ergab sich aus den Bestimmungen über das Münzwesen. Jedermann war gewohnt, nach schleswig-holsteinischem Kurantgelde zu rechnen. Fortan sollte nur in dänischer Reichsbankmünze gezahlt werden; straffällig war sogar, beim Abschluß des Handels die alte Kurantmünze zu erwähnen. Es fehlte nie an Elenden, die dem gestrengen Machthaber derartige Zuwiderhandlungen hinterbrachten, erhielt doch der Denunziant die Hälfte des Strafgeldes. Der Parzellist Heinrich Mahrt in Hütten wurde wegen einer solchen Übertretung von der Hüttener Hardesvogtei am 2. Oktober 1854 in 50 Thlr. Brüche verurteilt. Auf seine Beschwerde fand dies Er-

Die Hardesvogtei in Fleckeby.
(Photographie von Georg Haltermann in Eckernförde.)

kenntnis unterm 3. November 1854 vom Amthause in Schleswig (Davids) Bestätigung.[2]) Daß zuweilen eigenartige, ja, ergötzliche Zwischenfälle eintraten, konnte nicht ausbleiben. Als Blaunfeldt einst angezeigt wurde, daß der Hufner und nachmalige Gemeindevorsteher Brammer in Fleckeby dem Chausseewärter daselbst ein Schaf gegen schleswig-holsteinisches Kurantgeld verkauft hatte, wurde nicht nur das Schaf konfisziert, sondern Brammer obendrein mit 17 Thlr. Reichsmünze gebrücht. Als dieser die Strafe zahlen wollte, bedauerte er, nur 16 dänische und aus Versehen einen preußischen Thaler mitgenommen zu haben. „Nur her damit!“ herrschte Blaunfeldt ihn an und machte somit sich selber einer Rechtsverletzung schuldig.[3])

[1]) Nach Aufzeichnungen von H. Otto in Güby. Vergl. auch: Gustav Rasch, Vom verratenen Bruderstamme, 2. Band. S. 23 ff. Leipzig 1864.
[2]) Schwarzbuch über die dänische Mißregierung usw. Heft V, S. 12.
[3]) Mündliche Mitteilung des Hufners Brammer in Fleckeby.

In dem Dorfe Gölheby, nicht weit von seinem Amtssitze, hatte Blaunfeldt ein „Gefangenhaus." Jeder, der innerhalb seines Machtbereichs sich auflehnend gegen das dänische Joch benahm, wanderte auf kürzere oder längere Zeit hinein. Eine unbedachtsame Äußerung, gefallen im engsten Freundeskreise, konnte ausreichen, Unbescholtene zu Verbrechern zu stempeln. Das Singen des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wurde z. B. mit 10 Tagen Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft. Nicht selten waren es Fremde, welche die Bekanntschaft des Gefangenhauses und seines getreuen Hüters, des Gefangenwärters Mansfeld, machten. Besonders mißliebige Personen geleitete Blaunfeldt selber bis zur Zelle und war dabei mit seinem Hohne nicht karg. Solches widerfuhr auch einigemal dem Landmann Mau aus Bohnert, der dem dänischen Hardesvogt vielen Ärger verschaffte. Als einst die Thür der Zelle sich wieder für jenen geöffnet hatte, nötigte Blaunfeldt höhnisch den Verhaßten: „Bitte, Herr Mau, treten Sie ein!" Doch dieser verstand die Sache anders. Mit mehr als sanfter Gewalt den Hardesvogt vor sich herschiebend, entgegnete er: „Bitte, Herr Justizrat, erst Sie! Ehre, dem Ehre gebühret!"

Einer der letzten Übergriffe Blaunfeldts war folgender, dessen Darstellung ich einer kleinen, selten gewordenen Schrift entnehme. Sie hat den Titel: „Des Hardesvogts Blaunfeldt letzte Gewaltthat oder dessen grausames Betragen gegen mich und meine Familie als Antwort auf dessen in Kopenhagen erschienene Broschüre „Des preußischen Militärs grausames Betragen gegen mich und meine Familie." Von H. Otto in Güby bei Schleswig. Kiel, Druck von C. F. Mohr. 1864." Obwohl die Angaben uns unglaublich erscheinen, wird die Richtigkeit von Zeitgenossen hinlänglich bestätigt. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender:

Der Kaufmann Stehn in Schleswig hatte mit dem Höker Haus Otto in Güby einen vermögensrechtlichen Streit. Er wandte sich an Blaunfeldt mit dem Ersuchen um Aufstellung eines Inventars der Mobilien Ottos, die kontraktlich dem Kaufmanne zur Sicherheit gestellt waren. Der Hardesvogt faßte die Sache anders auf und suchte aus dem Streit beider Parteien ein Strafverfahren gegen Otto zu schaffen, um bei solcher Gelegenheit selber Beute zu gewinnen. Gleich im ersten Termin (15. Dezember 1863) faßte er das Urteil, Otto habe sein sämtliches Eigentum als „Mobiliar. Inventar, Effekten und Moventien" an den Hardesvogt auszuliefern. Dem Urteil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Früh am Morgen des 16. Dezember 1863 erschienen vor dem Hause Ottos zwei Sandmänner, ein Gendarm, der Polizeidiener Mansfeld und vier Arbeitsleute mit zwei Wagen. Da Otto wußte, was ihm drohte, stürmte er zu Blaunfeldt, um durch Bitten und durch das Anerbieten voller Garantieleistung einen Aufschub zu erlangen. Umsonst! So mußte mit der Verladung der Sachen und dem Forttreiben des Viehs begonnen werden, und so gründlich betrieb man das Geschäft, daß selbst alles das geraubt wurde, was zum täglichen Gebrauch unentbehrlich erscheint: das letzte Bett, der letzte Löffel, die letzte Gabel, der letzte Ofen wurde fortgenommen. So blieb der Bestrafte in der eisigen Kälte des Winters mit zwei kleinen Kindern, einer kranken Frau und einem Dienstmädchen zurück. Zum Sitzen diente der Familie tagelang eine alte Gartenbank, als Tisch eine leere Tonne, über die man einige alte Bretter nagelte. Heimlich eilte Otto nach Schleswig und fand in dem Advokaten Weinmann einen energischen Verfechter seiner Rechte. Als der Hardesvogt hiervon erfuhr, wollte er Otto gefangen setzen, weil er ohne seine Erlaubnis seine Jurisdiktion verlassen hatte. Nur gegen Bürgschaft eines Sandmannes blieb der Verfolgte auf freiem Fuße. Am 7. Januar erging folgendes Erkenntnis des Appellationsgerichts in Flensburg:

Digitized by Google

Namens Seiner Königlichen Majestät!

Mit Beziehung auf den ferneren Bericht der Hüttener Hardesvogtei vom 2. d. Mts., betreffend die Beschwerde des Hökers Hans Otto in Guby über die verfügte Transportierung seiner Sachen, Effekten und Moventien aus dessen Wohnung nach einem fremden Hause, wird bei Wiederanschließung der eingesandten Untersuchungsakten der gedachten Hardesvogtei hiedurch zur Nachachtung zu erkennen gegeben, daß die unterm 15. v. Mts. zur Sicherung jener Gegenstände von derselben verfügte und unterm 16. und 17. s. Mts. vollzogene Maßregel, auch in Beziehung auf die wider denselben eingeleitete Kriminalunterfuchung durchaus ungerechtfertigt erschien, das bezügliche Verfahren daher zu kassieren und die Hardesvogtei schuldig sei, die durch selbiges bereits erwachsenen und ferner entstehenden Kosten, deren nachträgliche Bestimmung vorbehältlich, zu tragen, im übrigen die Frage wegen Wiederherstellung des früheren Zustandes auf Grundlage der vorliegenden und etwaigen ferneren Parteianträge im zivilrechtlichen Verfahren vom Untergerichte, vorbehältlich des Rekurses, förderfamst zu entledigen sei.

Urkundlich unterm vorgedruckten Königlichen Insiegel. Gegeben im Königlichen Appellationsgerichte für das Herzogtum Schleswig in Flensburg, den 7. Januar 1864.

(L. S.) Stemann. Bagger.

Dies Erkenntnis traf unterm 9. Januar in Fleckeby ein, und mit dem 12. Januar begann unter dem Jubel der Bevölkerung die Zurücklieferung der Sachen.

Es ist nicht recht ersichtlich, welche Erwägungen Blaunfeldt trieben, wenige Tage später denselben Otto als Spion zu gebrauchen. Otto ging zum Scheine auf den Vorschlag seines bisherigen Feindes ein, um ein Mittel zu gewinnen, den gefährlichen Mann unschädlich zu machen. Für eine Reise nach Holstein, Hamburg und Hannover erhielt er von Blaunfeldt 40 Thlr. Reichsbankmünze behändigt und auf Wunsch einen schriftlichen Auftrag, welcher dahin lautete: 1. Wo sind Hauptquartiere? 2. An welchen Orten befinden sich Generäle, und welches Kommando haben sie? 3. Wo ist der Artilleriepark und die Kavalleriereserve? 4. Wie ist der Name und die Stärke der verschiedenen Korps, und wo sind sie stationiert? 5. Wo befinden sich Verschanzungen und wie viele Kanonen in jeder? 6. Wo werden Verschanzungen angelegt? 7. Werden die Truppen in Massen konzentriert, in Korps oder Detachements? Oder werden sie zerstreut? 8. Werden Verstärkungen erwartet? Woher? Welche sind sie? Wann kommen sie? 9. Wie sind die Truppen verpflegt, bekleidet, gelöhnt? Wie ist der Geist und die Disziplin unter denselben? Wie der Gesundheitszustand? Finden herrschende Krankheiten statt? 10. Wie ist das Verhältnis zur Bevölkerung? 11. Welche Pläne hat der Feind, namentlich in betreff eines Angriffs? — —

Die Herrlichkeit Blaunfeldts ging zu Ende. In der letzten Zeit vor dem Einmarsch der Preußen und Österreicher war Südschleswig mit dänischem Militär dicht belegt. Im Dorfe Kosel hatte man das 3. Regiment untergebracht, dessen Befehlshaber der Major Matthiesen war. Als dieser am Abend des 31. Januar 1864 mit Blaunfeldt und dessen Sohn bei dem dänischen Pastor Baadh in Kosel zum L'Hombre zusammentraf, äußerte der dänische Offizier die Überzeugung, daß mit dem nächsten Morgen der Kampf beginne. So geschah es. Schon am 2. Februar rückten preußische Truppen in Fleckeby ein. Während andere Häuser mit Einquartierung dicht belegt wurden, blieb die Hardesvogtei von solcher frei, wurde jedoch mit Posten umstellt. Viele dänische Beamte haben ruhig dem Ein-

Digitized by Google

marsch der Deutschen zugesehen, ohne eine Gewaltthat zu fürchten. Das erwachende Gewissen malte Blaunfeldt das Schreckbild der Volksrache vor Augen, und er entschloß sich, nach seiner eigenen Angabe, zur Flucht. Nachdem er das Vergebliche eines Fluchtversuches eingesehen, begab er sich, von Furcht gepackt, am Abend gemeinsam mit seinem Sohne zu dem einige hundert Schritte von seinem Hause auf der Chaussee nach Eckernförde aufgestellten preußischen Doppelposten und begehrte, zum Oberkommandierenden geführt zu werden. Er wurde zurückgewiesen und begab sich wieder in sein Haus. Bange Augenblicke mag er verlebt haben; doch widerfuhr ihm nichts Arges. Es zeigt sich wiederum die Denkart unserer Bevölkerung im besten Lichte, da man an dem jetzt zur Ohnmacht verurteilten Peiniger keine blutige Vergeltung übte. Zwar wurde er von den Fleckebyern scharf überwacht. Auf Veranlassung des schon erwähnten H. Otto und des Zündwarenfabrikanten Pfrezschner aus Schleswig und noch einiger anderer Männer schritt spät abends das preußische Militär zur Festnahme des Hardesvogts. Um 9 Uhr erschien eine Patrouille, bestehend aus drei Infanteristen und drei Husaren, vor der Hardesvogtei. Polternd kam Blaunfeldt auf ihr Pochen und gebot: „Ruhig!" Darauf öffnete er und gab dem Anführer eine Flasche Wein. Nachdem diese ausgetrunken war, sagte der Anführer der Kavallerie: „„Wir haben gehört, Sie spionieren!"" „Bewahre! solches sagen nur die schlechten Leute hier." „„Wir glauben es aber und verhaften Sie hierdurch; Sie haben uns zu folgen!"" „Darf ich eine Mütze aufsetzen?" sagte Blaunfeldt und machte Miene, zurückzugehen. „„Halt! keinen Schritt, oder wir schießen Sie nieder!" Er mußte mit, wie er ging und stand.[1])

Die Februarnacht verbrachte Blaunfeldt unter Regen und Wind auf einem Bunde Stroh in einer Feldwache am Holmer Mühlenteich. Die ihn umgebenden Soldaten waren größtenteils Westfalen. Zu ihnen hatte sich einer ihrer Landsleute, ein Ziegler Hörmann, gesellt, der auf einer Ziegelei in Fleckeby in Stellung war. Er hatte durch die Schikane Blaunfeldts viel erduldet; jetzt setzte er sich neben seinen Peiniger und erzählte seinen Stammesgenossen von den üblen Thaten des Gefangenen. Wir begreifen es, wenn die Krieger dem Feinde ihren Unwillen und ihre Verachtung in derber Weise zum Ausdruck brachten. Andererseits muß Blaunfeldt es selber zugeben, daß der Befehlshaber der Feldwache, Leutnant Kirchner, es erlaubte, daß die Soldaten für den 65 Jahre alten Mann aus seiner Behausung ein Kissen und eine Decke holten.[2])

Am nächsten Morgen ging's weiter nach Hemmelmark zum Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Zunächst durfte der Gefangene seinen Wagen benutzen. In der an der Chaussee nach Eckernförde unweit Kosel belegenen Grützmühle erhielt er eine Stärkung und wurde durch den Oberstleutnant v. Stolz einem vorläufigen Verhör unterzogen. Darauf führten ein Gefreiter und zwei Mann ihn zu Fuß weiter. Als man in Borby anlangte, drohte die Bevölkerung und das Militär, an ihm handgreiflich zu werden. Durch den Adjutanten des Prinzen wurde er aber vor Thätlichkeiten geschützt. In Hemmelmark fand er eine gute Aufnahme, wurde aus des Prinzen Küche verpflegt und schlief die Nacht auf einem Strohlager in der sog. Burgstube, einem Nebengebäude. Am nächsten Morgen (4. Februar) früh um 6 Uhr hoben derbe Soldatenfäuste den Mann, der noch vor wenigen Tagen gewohnt war, wie ein Diktator zu schalten, auf einen mit vier Pferden bespannten, mit Kornsäcken hochbeladenen Wagen. So hielt er,

[1]) Nach Aufzeichnungen von H. Otto.
[2]) M. F. Blaunfeldt, Det preussiske Militärs grusomme Adfærd imod mig og min Familie. Kjøbenhavn 1864.

von einem Unteroffizier und zwei Soldaten bewacht, seinen Einzug in Eckernförde. Südlich der Stadt, dort wo der Weg sich gabelt, mußte Blaunfeldt absteigen und wurde dann gefesselt zwischen zwei Dragonern — ein dritter ritt voraus — nach Altenhof, dem Hauptquartier Wrangels, geführt. Hier erging die Weisung an die Dragoner, den Gefangenen nach Rendsburg zu transportieren. Da die Kräfte des alten Mannes zu versagen drohten, veranlaßten die mitleidigen Reiter den Bauervogt Schleth in Groß-Wittensee, ihn bis 1/4 Meile vor Rendsburg zu fahren. Die Überführung nach der Kommandantur im Kronwerk geschah unter einem gewaltigen Volksauflauf, der lawinenartig anwuchs. Alle wollten sich davon überzeugen, daß der Gefürchtete, dessen Machtsphäre bis in die Nähe Rendsburgs gereicht hatte (Borgstedt und Lehmbek), von der Vergeltung ereilt war. Die Äußerungen des Mitleids wurden übertönt von den Kundgebungen des Spottes und Verwünschungen mancherlei Art. So allgemein war der Unwille über das Auftreten des dänischen Hardesvogts.

Die Haft Blaunfeldts im Wachlokal des Kronwerks war zu Anfang eine recht strenge. Stets wurde er durch mehrere Soldaten bewacht, und ihrer zwei teilten in der ersten Zeit nachts mit ihm sein Strohlager. Nicht selten drängten sich Neugierige an die Fenster des Wachtgebäudes oder wußten sich gar den Zutritt in dasselbe zu verschaffen, um Blaunfeldt in seiner Gefangenschaft zu sehen. Viele derselben waren aus dem Amte Hütten. So schnell war der Respekt vor dem Gewaltigen geschwunden. Wie man sich erzählt, erschien eines Tages eine Brotverkäuferin („Stutenfru") aus Brekendorf in der Wachtstube. Sie haßte den Gefangenen, weil er sie einst wegen geringen Münzvergehens hart bestraft hatte. Jetzt bat sie die bewachenden Soldaten um die Erlaubnis, dem Verhaßten einen Schlag mit ihrer Trage versetzen zu dürfen, und ganz enttäuscht war sie, als man ihr solches nicht erlauben wollte. Ob dies mehr als eine Schnurre ist, vermag ich nicht zu sagen. — Seit Mitte Februar gewährte man dem Gefangenen einige Erleichterungen; auch hinderte man die Belästigungen durch das Publikum.

Unterm 10. März hatte die neue Zivilregierung der Herzogtümer Blaunfeldt als Hardesvogt abgesetzt und in dem Advokaten Lübbes aus Eckernförde ihm einen Nachfolger bestimmt. Mit dem 25. März 1864 endete die Gefangenschaft des abgesetzten Hardesvogts in Rendsburg. Seine Überführung in das Kriminalgefängnis zu Flensburg am zuletzt genannten Tage geschah, dank der strengen Anordnungen des Oberstleutnants v. Blumenthal, nach Blaunfeldts eigener Angabe, ohne jegliche Verunglimpfung. In Flensburg hatte dieser ziemlich leichte Haft. Hier traf er wiederum mit seinem 33jährigen Sohne Karl zusammen, der am 4. Februar in der Fleckebyer Hardesvogtei gefangen genommen war. Auch wurde seiner Frau, Emilie, einer Tochter des dänischen Botanikers Rafn, gestattet, ihn zu pflegen. Während des 28. Mai erhielt er die Mitteilung, daß er vom Oberkommando freigegeben sei und der Zivilregierung übergeben würde. Am 1. Juni mit der Weisung entlassen, binnen 24 Stunden den Boden der Herzogtümer zu verlassen, begab er sich über Sonderburg nach Alsen und dann nach Kopenhagen. Von dort ließ er in mehreren Sprachen eine Schmähschrift gegen das preußische Militär ergehen. Der dänische Titel lautet: „Det preussiske Militairs grusomme Adfærd imod mig og min Familie."

Einen derartigen Ausgang hatte man nicht erwartet; allgemein war man sicher, daß der Gehaßte einer harten Bestrafung nicht entrinnen könne. Allein der schlaue Fuchs verstand es, sich aus der Schlinge zu ziehen. Zwar gab er zu, durch Otto und andere Nachrichten eingezogen zu haben; doch sollten diese einesteils nur zum Schutze der eigenen Person unternommen sein, andernteils nur

Digitized by Google

Bezug nehmen auf eine etwa sich bildende schleswig-holsteinische Armee, auf Freischaren, Sachsen und Hannoveraner. Gegen Preußen und Österreich bestritt er, Spionage betrieben zu haben, von denen er angeblich erwartete, sie würden ihn als Beamten gegen die Volkswut zu schützen wissen. Endlich berief er sich darauf, die Nachrichten zu einer Zeit eingezogen zu haben, als noch kein Kriegszustand vorhanden war. Zwar hatten zwei entschlossene Männer, Bauervogt Tietje und Schlachter Oelerich in Fleckeby, am 4. Februar unter militärischem Beistande das Archiv der Hardesvogtei versiegelt und den dänischen Aktuar Baudiß verdrängt.[1]) Doch wurde in der Spionage-Angelegenheit nichts Belastendes wider den Hardesvogt gefunden. So mußte Blaunfeldt aus Mangel an Beweis freigelassen werden und nicht, wie v. Baudissin vermutet,[2]) weil alle dänischen Gesandten Anweisung erhalten hatten, bei den fremden Höfen gegen die Bestrafung Blaunfeldts zu protestieren. Die Zeit war vorüber, daß Preußen sich durch solche Proteste einschüchtern ließ.

Unter denjenigen Personen, die von Blaunfeldt und Konsorten am meisten gehaßt wurden, nimmt der Landmann Hinrich Christian Friedrich Mau aus Bohnertfeld einen der ersten Plätze ein. In seiner äußeren Erscheinung das Bild eines echten Germanen und von ausgeprägt deutscher Gesinnung, war er eine von den starken Naturen, die trotz aller Bedrückung mutig und unentwegt die Fahne des Deutschtums hochhielten. Geboren am 4. Mai 1803 zu Gaarz im Kreise Oldenburg, sollte er nach dem Wunsche seiner Eltern Geistlicher werden. Er wählte jedoch die Landwirtschaft zum Beruf, und nachdem er mehrere Verwalterstellen bekleidet hatte, erwarb er 1845 eine Hufe in Bohnert, betrieb nebenbei auch einen ausgedehnten Handel mit Pferden. Aus letzterer Beschäftigung erwuchsen ihm viele Reisen durch ganz Schleswig-Holstein. Da er aus seinem Dänenhaß kein Hehl machte, so fehlte es ihm in der Zeit der Bedrückung nicht an endlosen Reibereien mit dem dänischen Beamtentum, durch welches Mau nicht wenig zu leiden hatte. Weil er im Rufe strenger Rechtlichkeit stand, schlossen auch die Gutsherren Schwansens gerne mit ihm einen Handel. Vielfach übernahm er es, für die Güter die sog. Reuterpferde zu beschaffen. Als der Haß der dänischen Beamten geweckt war, wurden ihm fast alle Pferde, auch die besten, kassiert. Mehr als einmal hat Mau die Bekanntschaft dänischer Gefängnisse machen müssen, und nicht gering waren die Geldstrafen, die er zahlen mußte. Doch ließ er sich dadurch nicht davon abhalten, seine Abneigung gegen die dänische Gewaltherrschaft immer aufs neue zu bekunden. Beißender Sarkasmus, bei ihm eine Naturgabe, war meistens die Waffe, die er der Gewalt entgegensetzte, und da er in ebenso origineller wie drastischer Weise seine Verachtung des Dänentums zum Ausdruck zu bringen wußte, so hatte er die Lacher stets auf seiner Seite. Der dänische Bürgermeister Leisner in Eckernförde war dem gegenüber ratlos. Die Maßregel, daß er, wie es später geschah, an jedem Sonnabend, dem Wochenmarktstage, einen Polizisten Mau zur Beobachtung auf Schritt und Tritt folgen ließ, erwies sich als zwecklos und als eine Plage für den Polizisten. Mau führte ihn von Wirtshaus zu Wirtshaus. Da konnte es nicht ausbleiben, daß es zuweilen einen kapitalen Rausch gab, und mitunter soll der Diener des Gesetzes den schlimmsten gehabt haben. Um das Bild Mau's nicht zu verdunkeln, darf es nicht unerwähnt bleiben, daß er daheim ein durchaus nüchterner Mann war, der von seinen Nachbarn wegen seiner biederen Gesinnung und seiner Gefälligkeit

[1]) Meddelelser om Begivenhederne i Slesvig siden den preussisk-østerrigske Invasion. Kjobenhavn 1864. Uddrag af Bidneforklaringer Nr. 8.

[2]) v. Baudissin: Schleswig-Holstein meerumschlungen. Stuttgart 1865.

geachtet und geliebt war. Im Jahre 1854 wurde er für den 15. Wahldistrikt zum stellvertretenden Abgeordneten in die ständische Versammlung für das Herzogtum Schleswig gewählt. Gestorben ist Mau am 13. November 1864 und begraben zu Kosel.

Unzählige Anekdoten, deren Mittelpunkt er ist, leben noch heute im Volksmunde. Einige derselben, die ihre Spitze gegen die Dänen richten, mögen hier einen Platz finden:

Um seine Verachtung gegen das dänische Reichsbankgeld darzuthun, ließ er einen neuen Wagen mit dieser unbeliebten Münze als Zierat beschlagen. Er führte ferner fortan einen mächtigen Beutel, eine kleine Handschaufel und einen Federwisch mit sich, und wenn er genötigt war, ein größeres Geldstück wechseln zu lassen, fegte er die kleinen Münzen mit dem Federwisch in die Schaufel und stürzte mit dieser das Geld in den Beutel. Dabei sang er: „Der Krämer in der Bude, ja, selbst der Pracherjude, sie fordern wohl Kurant, doch zahlt man nur Reichsbank."

In den Fischteichanlagen bei Sönderbyhof steht oberhalb einer Steingrotte ein altes dänisches Schilderhaus. Als dieses seinerzeit in Missunde zum Verkauf gelangte, bot auch Mau darauf. Erstaunt fragten ihn die Umstehenden, was er mit dem dänischen Schilderhaus wolle. „Dat will ik as Hunnhus bruken," entgegnete er.[1])

Bei einem Einkauf besieht er in Gegenwart eines dänischen Gendarms ein Geldstück sehr genau und sagt endlich: „J, dat is doch dull, dat man nich recht mehr kieken kann. Ach, min gude Mann, seggen Se mi doch mal, wat darup steiht!" Der Gendarm nimmt das Geldstück und liest: „Zwei und ein halb Schilling schleswig-holsteinisch Kurant." „Na," sagt Mau, das Geldstück einsteckend, „hebbt wi denn ken schleswig-holsteensch Land, so heff ik doch noch schleswig-holstensch Kurant."[2]) —

Es war gefährlich, den Ausdruck „Schleswig-Holstein" zu gebrauchen. Mau scheute davor nicht zurück, wußte es aber meistens so einzurichten, daß man ihm nichts anhaben konnte. Einst befand er sich im Gasthause „Zum weißen Schwan" in Eckernförde, als der als dänischgesinnt bekannte Schiffer Sörensen vorbeiging. Mau rief ihm mit lauter Stimme nach: „Du, Sörensen, komm mal en beten herin! In de dänsche Kalenner, de du mi ut Kopenhagen mitbröcht hest, steiht ok „Schleswig-Holstein"![3])

Einst kam Mau, von einer Reise heimkehrend, an der Hardesvogtei in Fleckeby vorüber. Justizrat Blaunfeldt stand nahe der Straße, einen Arbeiter beaufsichtigend, der die Dornhecke vor der Hardesvogtei beschnitt. Mau brachte sein Fuhrwerk zum Stehen. „Guten Abend, Herr Justizrat. Was haben Sie hier eine prächtige Hecke; ich muß dieselbe bewundern, so oft ich vorüberkomme." „„Gewiß, Herr Mau, ist sie schön. Eine solche Hecke wächst aber nicht aus sich selbst so schön heran; die will auch gehegt und gepflegt und vor allen Dingen richtig beschnitten werden."" „Sie haben Recht, Herr Justizrat, auf das Schneiden kommt es an, und das Schneiden verstehen Sie!"[4])

---

[1]) Mitteilung von Herrn Dittmann-Sönderbyhof.

[2]) Mitgeteilt von Herrn Struckmann in Hadersleben.

[3]) Desgleichen.

[4]) Außer den angeführten Quellen danke ich Herrn Inspektor Otto zu Rundhof und Frau Sophie Oeser zu Gaarden-Kiel für manche schätzenswerte Mitteilung.

Digitized by Google

Leisner. Blaunfeldt. Jörgenſen. [1])

(Aus den Hamburger Weſpen vom 12. Februar 1864.)

Drei Worte nenn' ich euch, vorwurfsſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Sie ſtammen von Dänemark, ſind nicht weit her,
Und los ſind wir ſie zur Stunde.
Was hat ſie zu aller Freud' uns geraubt?
An die Nemeſis haben ſie nicht geglaubt!

Ein Knabenſpiel auf dem Straßendamm,
Das ärgert Leisner, den Guten,
Gleich zieht er die niedlichen Höschen ſtramm
Und prügelt die Jungen mit Ruten. [2])
Da jagt aus dem Land ihn der Schlachtengott,
Aus Eckernförde als Kinderſpott.

Der Blaunfeldt hätt' gern und immer mehr
Die Schleswiger tückiſch gebunden,
Da ſchleppt man ihn ſelber gebunden daher,
Er zählt nun in Rendsburg die Stunden.
Gern hätt'er den Deutſchen den Garaus gemacht,
Nun hört' er erzählen von ſiegreicher Schlacht!

Der Jörgenſen ſaß wie ein Ölgötze da
Zu der Schleswiger Bürger Bedrängnis,
Und wo er den harmloſen Bindeſtrich ſah,
Da warf er den Mann ins Gefängnis. [3])
Nun hat ihm der Bindeſtrich fürchterlich
Gemacht durch die Rechnung den dickſten Strich.

Die drei Namen bewahrt euch, vorwurfsſchwer,
Und macht ſie euch fleißig zum Nutzen,
Ihr Feinde des Volkes, die ringsumher
Auf die Gunſt des Augenblicks trutzen.
Ihr ſeid nicht ſicher! Gewiß, gewiß.
O glaubt, es giebt eine Nemeſis.

An unſere Landwirthe und Lehrer auf dem Lande.

Eine Zeitungsnotiz brachte kürzlich die Mittheilung von einem neuen Moorfund in Dänemark von außergewöhnlicher Bedeutung. Es handelt ſich um eine ca. 50 cm große Bronze, die einen von einem Roß gezogenen Sonnenwagen darſtellt. Die ca. 25 cm große Sonnenſcheibe iſt mit Spiralen und Kreiſen bedeckt und an einer Seite vergoldet.

Bildwerke aus dem klaſſiſchen Alterthum zeigen die Sonne bisweilen in einem Schiff, bisweilen im Wagen, der von den Sonnenroſſen gezogen wird. Wir brauchen nur an Phöbus Apollo als Lenker der Sonnenroſſe und an den ſchönen Phaeton-Mythus zu erinnern. Die Vorſtellung vom Sonnenwagen iſt, wie der Sonnenkultus überhaupt, aus dem klaſſiſchen Süden nach dem Norden herauf gedrungen. Eine Andeutung von einem indirekten Verkehr in fernſter Vorzeit liegt in der Sage von den Weihgeſchenken, welche dem Sonnengotte von den Hyperboräern dargebracht wurden. In Weizengarben gehüllt, brachten ſie dieſelben zu den Skythen, von wo ſie von Volk zu Volk weiter befördert wurden, bis nach Delos, um dort in dem Tempel des Apoll niedergelegt zu werden. Der Sonnenwagen aus dem Trundholmer Moor (auf Seeland) iſt nach dem Urtheil der däniſchen Archäologen hier im Norden gemacht, und da er, wie Technik und Ornamente bezeugen, der älteren Bronzezeit angehört, dürfte er vor ca. 3000 Jahren in dem Moor niedergelegt ſein. Darin liegt ein unverkennbarer Beweis, daß hier einſt ein Sonnenkultus geübt worden, wovon übrigens ſchon vor Jahren mannigfache Spuren nachgewieſen ſind. Es ſcheint ſogar, daß derſelbe ſich noch in ſpäteren Zeiten neben dem Kultus der Walhall-Götter erhalten hat.

Wir gedenken hier noch einiger anderer nicht minder wichtiger Funde aus däniſchen Mooren.

Vor 11 Jahren (1891) wurde in einem Moor bei Gundeſtrup, nordweſtlich von Hobro (Jütland) ein ſilberner Keſſel gefunden, 45 cm hoch, mit oberer

[1]) Jörgenſen war Polizeimeiſter in Schleswig.

[2]) Als einſt der Sohn des Schlachters Büſchel in Eckernförde beim Spiel aus Verſehen das Pferd des Barons v. Pleſſen warf, daß es ſcheute, ließ Leisner den Knaben in der väterlichen Wohnung durch zwei Polizeidiener auspeitſchen.

[3]) Es war verboten, bei der ſchriftlichen Darſtellung die Wörter Schleswig und Holſtein durch einen Bindeſtrich zu verknüpfen.

Digitized by Google

Weite von 69 cm. Der obere Rand ist an der Außen- und Innenseite mit Platten belegt, die mit reichem Figurenschmuck bedeckt sind, zum Teil merkwürdige Bildwerke, die sämtlich auf den Kultus fremder Gottheiten hinweisen. Das kostbare Gefäß hat bereits vier Monographien hervorgerufen, zwei dänische, eine deutsche und eine französische, die in der Auffassung und Erklärung zwar von einander abweichen, aber in dem einen Punkte übereinstimmen, daß das Prachtgefäß einst als Kultusgeräth gedient habe. Es stammt etwa aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.

Im Jahre 1881 kamen auf dem südlich von Ringkjöbing gelegenen Deibjerger Moor Bruchstücke von mehreren Wagen zu Tage. Den geschickten Händen des technischen Konservators am Kopenhagener Museum gelang es, einen derselben wieder zusammen zu setzen. Er gleicht unseren heutigen Bauwagen, sogar der Stuhl für den Fuhrmann ist vorhanden, Wagenkasten und Deichsel sind übersäet mit aufgestifteten Bronzefiguren. Das Ganze veranschaulicht ein Luxusgefährt aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. Man war anfangs geneigt, dasselbe mit einem religiösen Brauch in Zusammenhang zu bringen, indem man der Überlieferung von den Umzügen der Göttin Nerthus gedachte, allein es sind nunmehr an verschiedenen Orten Überreste von Wagen aus derselben Zeit zu Tage gekommen, weshalb es richtiger erscheint, Fuhrwerke für den praktischen Gebrauch darin zu erblicken. Daß die Deibjerger Wagen nicht nur im Lande gebraucht, sondern auch angefertigt sind, findet eine willkommene Stütze in der Erscheinung, daß dieselben eigenartigen Ornamentmotive, die zur Ausschmückung der Deibjerger Wagen gedient, sich auf einem in Angeln gefundenen Metallgürtel wiederfinden. Es ist dies einer jener oft beschriebenen und abgebildeten Gürtel, die bis jetzt als holsteinischer Typus gegolten haben.

Angesichts dieser archäologisch wie kunstgewerblich so überaus wichtigen Funde aus dänischen Mooren fragen wir uns: wie erklärt es sich, daß wir keine solchen für das Studium unserer ältesten Kulturgeschichte so wichtigen und kostbaren Dinge besitzen? Daß auch unsere Moore ähnliche Schätze bergen, bezeugen die Massenfunde von Nydam und Torsberg, die Moorleichen mit ihren Kleidern und zahlreiche Funde von Schmuck und Waffen aus verschiedenen Perioden. Leider müssen wir auf obige Frage die Antwort geben: die Ursache liegt lediglich in der Gleichgültigkeit und Unwissenheit unserer Feldarbeiter. Wo in Dänemark ein Arbeiter auf Moor, Wiese oder Feld etwas Ungewöhnliches im Boden findet, meldet er es seinem Herrn, der, wenn ihm der Befund von Bedeutung erscheint, die Arbeit einstellen läßt und ohne Verzug das Nationalmuseum in Kopenhagen davon benachrichtigt. Man darf nicht etwa glauben, daß die prächtigen Objekte in dem Zustande der Erhaltung zu Tage kommen, wie sie jetzt in den Museen unsere Bewunderung erregen. Der Deibjerger Wagen lag in vielen Bruchstücken weit umhergestreut in dem Moorboden; der Silberkessel von Gundestrup war in der Weise zerstört, daß die Platten abgerissen und in das Bodenstück gelegt waren; bei dem Sonnenwagen sind die Räder beschädigt und das dünne Goldblech ist zum Teil von der Sonnenscheibe abgerissen. Diese absichtliche Zerstörung ist eine Erscheinung, die sich bei allen Votivfunden wiederholt.

Zweck obiger Mitteilung ist die Bitte an unsere Lehrer auf dem Lande und an die Grundbesitzer, ihren Kindern und Arbeitern von solchen Funden und deren Bedeutung zu erzählen und sie anzuregen und zu ermahnen, auf alles zu achten, „was nicht im Boden gewachsen ist.“ Ob es sich dann um Dinge handelt, die zu melden werth sind, werden Lehrer und Landwirth bald erkennen. Die Erhaltung der Damendorfer Moorleiche verdanken wir lediglich der Aufmerksamkeit und vorsichtigen Behandlung der Arbeiter; ein Bronzefund aus einem Moor bei Bohm-

Digitized by Google

stedt wurde durch einige Schulkinder gerettet, die von ihrem Lehrer dazu angehalten waren, auf solche Dinge Acht zu geben. Daß es den Findern zu eigenem Vortheil und Gewinn gereicht, wenn sie die Erhaltung solcher Reste aus vorgeschichtlichen Zeiten vermitteln, haben alle, die ihre Funde an das Landesmuseum überliefert, des öfteren erfahren. Es ist immer aufs neue daran zu erinnern, daß für Gold- oder Silberfunde der Goldschmied nur den Metallwerth bezahlt und als Geschäftsmann auch nicht mehr zahlen kann, während die Verwaltung des Kieler Museums oft sehr hohe Prozente zulegt, deren Betrag nach dem Befund der Gegenstände bemessen wird.

Kiel. J. Mestorf.

Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Willers Jessen in Eckernförde.

Vor nunmehr 250 Jahren sah es traurig aus in unserm deutschen Vaterlande. Wilde Soldatenhorden durchzogen raubend und plündernd das Land; nichts blieb von ihnen verschont. Kein Mensch war seines Lebens sicher, kein Besitzer freute sich über sein Hab und Gut, konnte er doch gewärtig sein, daß rohe Soldaten ihm sein Haus über dem Kopfe anzündeten, ihn vielleicht selbst dazu zwangen, daß er ihnen seine versteckten Gelder und Wertsachen zeigen mußte. Auch dem Ländlein Stapelholm erging es damals schlimm. Umflossen von der Eider, Treene und Sorge, war die Landschaft freilich von der Natur abgeschnitten; dazu waren an offenen Stellen, z. B. bei Wohlde und Norderstapel, Schanzen aufgeworfen. Trotzdem fanden feindliche Heere den Weg ins Land. — Doch in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, während in Deutschland der Krieg weitertobte, trat für die Landschaft Stapelholm eine Zeit der Ruhe ein. Die Einwohner dieses Landes konnten ihren Acker bebauen, ihr Vieh ins Feld hinaustreiben und es dort ruhig grasen lassen. Zu dieser Zeit, etwa um das Jahr 1630, lebte in Norderstapel ein Bauer Carsten Meideborgh; er hatte in seiner Jugend manches gelernt, konnte sogar recht gut schreiben, was in damaliger Zeit nicht jedermanns Sache war. Ein Bruder dieses Mannes, Peter Meideborgh, hatte es dahin gebracht, daß demselben die Verwaltung der Küsterstelle in dem Kirchdorfe Süderstapel anvertraut war. Unser Carsten aber war ein Landmann wie es seine Vorfahren auch gewesen; er wirtschaftete sparsam und gewissenhaft. In ein Büchlein verzeichnete er alle seine Einnahmen und Ausgaben, und eben dieses Büchlein hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der Umschlag des Buches ist ein Pergamentblatt aus einem alten katholischen Messebuche, von einem Mönche oder einem Geistlichen geschrieben. Man benutzte diese Blätter vielfach zum Einbinden von Büchern, denn sie waren stark; zudem wurden seit der Einführung der Reformation die Messebücher ja nicht mehr gebraucht. Aber laßt uns das Buch aufschlagen und lesen:

Anno Domini 1631 den 2. May
Hebbe ich Carsten Meideborgh
Disses Bok in gebunden Unde Hernach Mine in Unde
Uth Schulde Unde Sonsten Wat Ich Vorhanden Wofolget
Richtig ingetekent.
Gnade Unde Friede durch Jesum Christum Unsern Herrn.

Herr Lehre Uns bedenken, das wir sterben müssen, Auf das wir Klug werden. Psal. 90.

Sirach am 7. Capitel. Wass du bist, So Bedenke dass Ende, So wirst Du nimmermehr Uebelss thun.

Wenn myn Stundelein Vorhanden iss, Sy Du myn Schildt, Herr Jesu Christ, Ik Weth nemandt allein dy, dor up ick Kan Vorlaten my, denn Du des ewiges Gades Sohn, Vor all min Sund genoch gedabn an mynem end, Christe myn Herr bidd ick Vorlath my nimmermebr.

Ach Herr Lath my im Frede fahren, Min Lif Unde Sel Woldstu bewahren, durch dinen Engel my bedü, Uth disser Weldt zur ewigen Frouwd (Freud'). Amen.

Wenden wir uns jetzt zum Inhalt des Buches. Da zeigt uns die Überschrift: »Noch sy ick schuldigk,« daß der Besitzer des Büchleins hier seine Ausgaben verzeichnet hat, während er über die Einnahmen die Überschrift setzte: »Ick tho Mahnen.«

Wir wollen uns einmal die Einnahmen und Ausgaben in einer geordneten Reihenfolge betrachten. Wie schon erwähnt, verstand unser Carsten Meideborgh die Kunst des Schreibens. Wer im Dorfe nun etwas zu schreiben hatte, ging zu Carsten und ließ es sich machen.

1633. Noch Vor Hanss 2 Feste breiv (Briefe) Na hamborch geschreven . . . . . 8 Schill.

Noch hebbe ich Zwischen Claues Douv Undt Johann Schuldt 3 Urtell affgeschreven, dar vor . . . . . 1 Mark 4 Schill.

Bei guten Freunden wurde bisweilen die Zahlung für die gehabte Mühe geschenkt:

Anno 1635. Noch Douv Hanss hebbe ich so Etliche Breiv gemaket, dar vor begehr ich nichts.

Natürlicher Weise mußte unser Carsten im Laufe der Zeit recht viel Papier verbrauchen. Mit dem Papier zugleich kaufte er sich einige Fibeln, die er wohl wohl für andere Leute aus Gefälligkeit besorgte.

Anno 1633. Hebbe Ich Von Dirk Buschke 1 Dosm (Dutzend) Fibele bekamen Unde wedder Vorkofft 10 Stück, 2 stück sin mi affheedigh geworden, begebret ock dar vor nichts, bliff ick ehm schuldigh . . . . . 30 Schilling

Noch Ein balff bok papir . . . . . 3 »

den 3. Martzii 1634. 1 bok papir . . . . . 6 »

Noch bi min Sohn geschiket 2 bök . . . . . 12 »

Noch 1 bok sulwigh gehalet . . . . . 6 »

Noch 2 bök papir sulwigh gekofft . . . . . 12 »

Noch ½ bok papir . . . . . 3 »

Um Michaelis in jedem Jahre pflegte man die Zinsen für die im Lande oder in den Gebäuden stehenden Gelder zu bezahlen; doch mußte man damals nicht 3—4 % bezahlen wie in jetziger Zeit, sondern 6—7 %.

Anno 1633. Jahrss si Ich Up Micheli schuldig to betalen

Laffrenz Hanssen in schlesswich . . . . . 100 Mark

Rente (= Zins) . . . . . 7 »

Claues Schacht tho Süderstapel . . . . . 150 »

Rente . . . . . 9 » 6 Schill.

Wibe Douw . . . . . 100 »

Rente . . . . . 6 » 4 »

Bisweilen kam unser Carsten in Geldverlegenheit, da half sein Vater aus.

Noch sy ick Schuldigh
Min Vader so he mi gelent . . . . . 10 Daler.

Es konnte aber auch der Fall eintreten, daß andere Leute von ihm Hülfe erbaten.

den 12. Juni Crum Peter Unde Martin gelent 20 Richesdaler, dhon 60 Mark
dor up scollen se mi Rente gewen . . . . . 5 »
Hanss Rode gelent . . . . . 6 »
dar up Tinsse mi tho gesecht . . . . . 6 Schill.

Eine weitere erhebliche Ausgabe war die Pacht für gemietete Ländereien.

Anno 1635. 8 Dage na Pingsten hebbe ich mit Claues Rode von Henning Johannss Posch tho Bergenhusen 9 schwade Wische gehüret (gepachtet). Jeder schwadt vor . . . . 3 Mark — 2 Schill., dhon 25 Mark 14 Schill.
Darin ihm strax entrichtet . . . . . 3 »
Noch ihm gegeven . . . . . 6 »
Noch den 26. Octobris tho Stin Hanss behusinge in jeg Wart (Gegenwart) von Hanss u. Reinholdt Douv dem Rest alss . . . . . 16 » 14 »
den 17. Juni von Hinrich Eggers gehüret 2 Demat up Bischopsacker dat Demat vor 11 Mark dhon . . 22 »
den 29. April 1634. Hebbe ich von Detloff Muhle frouw tho bergenhussen gehüret 5½ schwade Wische Up blomendahl up de grow gelegen, welches Ville Peter Um gehandelt, vor . . . . . 14 Mark 12 Schill.
Darin ehr strax mit wech gedahn . . . . 5 »

Einen langen Raum in dem Buche nehmen die Schmiederechnungen ein; wir wollen nur einiges davon lesen.

Anno 1636. Am hilligen dree Könings Abendts Hebbe ich by Baltzer Odefey anfungen to schmeden laten.
Erstlich dem Junge 1 Por Issen . . . . . 3 Schill.
Nagelen vor . . . . . 6 Pfennig
Dem grauen Hingest Vorlecht mit 2 Nie Issen . . . 10 Schill.
Noch 1 Pahr Issen gescharpet . . . . . 3 »
Noch Nagelen Up ein Radt . . . . . 2 »

Anno 1636. By Hans Doues Schmidt hebbe ich maken laten.
2 Nageln . . . . . 1 Schill.
Noch de Nie Kahr de bolten Gemakt . . . . . 12 »
Noch by ehm 2 Schlötte . . . . . 19 »
Noch 1 Pahr Issen gescherpet . . . . . 3 »
Noch 1 Ringk inne Halsskoppel tho sam geschmet . . 6 Pfennig
1 Missfork utgescherpet . . . . . 1 Schill.

usw.

Wie jeder Familienvater empfand auch Carsten Meideborgh es, daß zum Haushalten viel Geld gehört. Für Lebensmittel, Fußzeug und Kleidung mußte er beträchtliche Summen ausgeben.

Vor ein fett beest gewen . . . . . 26 Mark
Vor ein schepel Bokweiten gröth . . . . . 1 » 4 Schill.
Vor fische unde am Damm . . . . . — » — » 18 Pfennig
den 12. Septembris 1634 Hebbe Ich Von Hinrich Heydtmann Von flenssborgh Ein Ketel kofft vor gewagen 14½ Pund. 15 »

Min frouw 1 Por schoh	2	»			
unde Detleff sin versold	2	»	6	»	6 »
vor de Derne ehre Schoh	—	»	14	»	
Casper vor 6 Pahr schoh geven	6	»	5	»	
Vor 2 Höde	4	»			
Vaderss Peter sniderlohn	1	»			
Den 1. May Anno 1634 Von Hanss Win tho Husum bekamen na min schrivet geschickt 1½ Ehl grawandt (graues Tuch) de ehl 3 Mk. 5 Schill. . . . . ein	5	»			
Johann Franz vor ½ Ehl want	1	»	12	»	
Anno 1638 Claues Frahm Min schwager hefft mi 3 ehl grau wandt vom Hamborg mitgebracht de ehl vor 2 Mark 12 Schill. .	8	»	4	»	
Reinholdt Classen vor finster	8	»	14	»	
Am anderen Pingstdag mit Schulten Dirk vordingt de böne, finsterpösten unde Peseldhor vor	4	»	8	»	
Noch an de Bedstede 6½ Dagh gearbeitet Jeder Dagh 6 Schill. dhon	2	»	7	»	

Außer diesen gar mannigfaltigen Ausgaben, die die Haushaltung verursachte und die unserm Carsten wohl gar manchen Kummer und seiner Frau vielleicht Schelte und Vorwürfe eingebracht haben, verlangte auch noch die Obrigkeit mancherlei Abgaben.

Anno 1638. Honnerfenss Rente si ich schuldig tho Schwabstede tho gewende; welches der Herr Lantvogtt selffs inforderen lett up Hilligen 3 Konnigh dagh (Abgabe für ehemals bischöfliches Land)			11 Schill.	3 Pfennig	
Anno 1643 den lantschriber entrichtet . . .			16 »	6	»
Anno 1644 den lantschriber entrichtet . . .			16 »	6	»
Anno 1645 der Organist up Schwabstede entfangen			16 »	6	»
Ploghgeldt rendte so der probst bekom Tinss .			4 »		
Dem scholmeister vor Sommer scholgeldt . .	1	Mark	10 »		
Anno 1630 Scholgeldt	2	»			
Peter Feddersen Scholgeldt geven			21 »		
1636 tho dem scholmeister gedahn			15 »	6	»
Dem Capellan pflicht			9 »		

Haben wir bis dahin die Ausgaben unseres Landmannes betrachtet, so wollen wir jetzt zu seinen Einnahmen übergehen. Durch den Verkauf der Ernte wurde ein gut Stück Geld eingenommen.

Hanss Barke 1 Tonne garsten	7 Mark		
Clawess Thomess 1 Tonne Bonnen	8 »		
1636 Peter Gorwt 9 tonne Haver vorkofft de tonne 2 Mark 3 Schill. sin	19 »	11 Schill.	
An der Eider in Johan ferwinge sin schip gelefert 16 Tonnen garsten, de tonne 4 Mark 11 Schilling sin . .	75 »		
Noch 7 tonne haver vor kofft	14 »	14	»
Noch den 4. Septembris bi der Eider vorkofft 4 tonne gerste, de tonne 4 Mark 6 Schill. . . . . sin	17 »	9	
Noch den 10. Septb. 1½ tonne bonnen	9 »		

Anno 1637 Hebbe ich Korn vorkofft bi der Eider an Frangösse in der Friederichstadt 11 tonne garste de tonne 4 Mark 5 Schill. . . . . sin 47 Mark 7 Schill.
Franz Compens 4 tonne Havren de tonne 2 Mk. 4 Schill. sin 9 »
den 1. Novembris 2 tonne Roggen in die Niestadt vorkofft, de tonne vor 6 Mk. 11 Schill. . . . Iss 13 » 6 »

Bisweilen bezahlte man nicht mit Geld, sondern arbeitete einige Tage für das erhaltene Korn.

Den 2. May Anno 1633 Ville Claues 2 schepel Roggen gedahn, dar vor schal he unss 3½ Dagh sniden helpen.
Claues Douw 1 schepel Gestgarste gedahn, dar vor schal he mi 1 Dag meien helpen.

Natürlich spielte der Viehhandel auch schon in damaliger Zeit eine große Rolle, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Am Dage aller Hillinge Anno 1634 Hebbe Ich Undt Clauess Rode von unse Pastoren Christian Hanssman 2 Kho Kalwer gekofft vor . . . . . 19 Mark 8 Schill.
dat wi ehm strax betalt Jeder 6 Mark . . . . . sin 12 »
bliw wi ehm schuldigh . . . . . 7 » 8 »
Dar tho si ick schuldigh tho erleggen . . . . . 4 »
dat min helper betalt iss alss . . . . . 2½ »
1637 Ein Ossen Vorkofft vor 10 Daler 9 Schill.
Den 20. Januarii 1637. Hebbe ich Von Johann Rode tho Drage de graue Möder (Stute) gekofft vor 6 tonne Hawer unde 20 Mark in gelde.
Iss 7 Jahre oldt, gott gev gelück Unde segen darthol Amen.

Interessant ist auch ein Schweinehandel. Carsten Meideborgh hatte mit einem anderen zusammen 10 Schweine gekauft, reiste mit denselben nach Schleswig, wo sie 3 derselben verkauften; die 7 übrigen teilten sie unter sich. Doch laßt uns lesen, was Carsten davon schreibt:

Anno 1637. Den 9. Septembris Hebbe Ich Unde Stin Hanss Arp von Jorgen 10 stück Jung schwien gekofft vor 4 Rchthlr. darto hebbe ich gelegt 2 Daler. Hebbe ich unde Arp dar nmme na slesswich gewesen und Vor unkostiget erstlich, alss wie hen lepen, tho reide vorkehret so ich betalt . . . . . 3 Schill. 6 Pfennig
noch fehrlon . . . . . 3 »
Claues Kröger Büng so bi ehm vertehret . . . . . 15 »
2 Jungens so mi de schwin uth de stal holpen . . . 1 »
Peter Block bi ehm vertehret . . . . . 4 » 6 »
Dorup utgelegt tho arp sin Huss . . . . . 3 » 6 »
Noch Jorgen Durssgeldt gewen . . . . . 18 »
Vor drunken tho Claues Korf sin Huss . . . . . 4 » 6 »
Vor garste tho de schwin . . . . . 2 »

Peter Sievers darup gekofft 1 schwin vor 4 Mark 8 Schill. darup Kriegt mi 2 Mark 4 Schill.
Hanss Goss 2 schwin vor 6 Mark darup kriegt mi 3 Mark; desülwig schal he de fastel awendt betalen.
Noch hebbe ich bekam 4 stück unde arp 3, dar uth schal ick ehm geven 8 Schilling. [1])

[1]) Wer Lust hat, zähle einmal das zusammen, was bei diesem Handel verzehrt ist, und berechne, wie viele Schweine die beiden dafür hätten kaufen können.

Digitized by Google

Als sein Nachbar Willem Detlefs starb, übernahm Carsten Meideborgh die Vormundschaft für dessen beide Töchter Wibe und Trine. Das Land des Vaters wurde geteilt; auch verteilte man das Leinenzeug u. dgl. an die beiden Kinder. Da bekam Trine z. B.

Ein fedder Decke ohne büren, Ein Under bedde, ein Hovet Pohl (Kopfpfühl) obne büren, 4 Küssen ohne büren, 2 kleine bawespohle, de ein ohne unde de ander mit büren, Noch ein bunte Küssenbüre, Ein oldt laken, ein grodt bundt laken vorm bedde, ein nie wullen bawes laken, 3½ Schacht Döke, 3 Küssenbüren, ½ Scbacht bunte Handtdok, ein neyet Stossdok, ½ Schacht witten Handtdok, ein neuet schortel dok, ein Samnitz Bostdok. — Dat flass, Garn, hefft se de Helfft tho ebr genomen.

Auch sorgte Carsten als Vormund dafür, daß die beiden Töchter gute Dienststellen fanden. So schreibt er z. B.:

Anno 1630 im Herwest Hebbe ick Trine bi Crum Peter den Winter awer Vormedet vor 3 Mark Unde den folgenden Sommer 1631 vor 8 Mark unde ein Pabr Schoh. De 11 Mark hebbe ich entfang.

Jumitten aller verzeichneten Einnahmen und Ausgaben wird eine Familienangelegenheit berichtet, die ich an den Schluß dieses kleinen Aufsatzes stellen möchte.

Help Godt, tho Gelück Und Heil, Gnad und Segen.

Anno 1636 den 6. Martzii Hefft Claues Storm mi sine Dochter tho min Sobne Vortrut Unde tho gesecht unde ehr mit gelavet so gudt 2000 Mark, dar bi noch 8 schwade Up de Honnerfenne, In jeg Wart (Gegenwart) Peter Sievers, Carsten Stöcke, Stin Hanss Karkschwor, Hanss Douv, Dow Clawess Unde Arp Hanssen, Kröger, dorup wi mit ehm gegahn Unde Unss Eten unde Drinken gewen, dorup ick Arp Hanssen vor behr (Bier) unde brande win betalt 2 Mark Und de Spellude (Musikanten) von mi und Clauss Storm gewen 24 Schilling.

Am 26. Februarii 1645 iss Claus Storm Dochter Wobbe in godt entslapen.

Flensburg um das Jahr 1600.

Das Stadtregiment.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

II.

Die Verwaltung der städtischen Einnahmen und Liegenschaften und die Sorge für Ordnung und Wohlfahrt der Stadt waren die Aufgaben „des Ehrbaren Rats und der 24." Die wichtigsten städtischen Einnahmen waren der Vorschatz und der eigentliche Schatz. Der Vorschatz belastete alle Hausbesitzer und alle Mieter in gleicher Weise. Ein Hausbesitzer zahlte doppelt so viel als ein Mieter. Nach einer alten Verordnung mußten jene 8, diese 4 Sch. lübsch Vorschatz geben. (Im Jahre 1619 hatte die Stadt aus dem Vorschatz eine Einnahme von 334 Mk. 4 Sch. 6 Pf., man war also von jenem alten Satze schon abgewichen.) Der eigentliche Schatz war eine Vermögens- und Einkommensteuer. Die Bürger waren eidlich verpflichtet, die ihrem Besitz entsprechende Steuer zu entrichten. Nach der erwähnten Verordnung war von dem Eigentum nur die Hälfte der zugeschnittenen Kleidungsstücke schatzfrei, im übrigen mußte von jeder Mark mindestens ein weißer Pfennig gesteuert werden, „kan ib awer also nicht torecken, so leggen se und maken dat ib tho reke." Dieser Schatz brachte der Stadt im Jahre 1620 eine

Einnahme von 8081 Mk. 8 Sch., und zwar zahlte St. Marien 4714 Mk. 3 Sch., St. Nikolai 2812 Mk. 14 Sch. und St. Johannis 554 Mk. 7 Sch. Da nun in St. Marien 743, in St. Nikolai 343 und in St. Johannis 243 schatzpflichtige Einwohner waren, ergiebt sich ein durchschnittlicher Steuerschatz für St. Marien von 6 Mk. 7 Sch. 7 Pf., für St. Nikolai von 8 Mk. 3 Sch. 2 Pf., für St. Johannis von 2 Mk. 4 Sch. 6 Pf. Das St. Nikolai-Kirchspiel war also das vermögendste. Die reichsten Leute dagegen wohnten in St. Marien auf der Ostseite der Großenstraße, wo der höchste Schatz, nämlich 170 Mk., gezahlt wurde. In St. Nikolai dagegen wird der Steuerschatz von 80 Mk., in St. Johannis der von 20 Mk. nicht überschritten.

Die niedrigsten Steuersätze waren 5, 6, 8, 10 Sch., die höchsten, sehr seltenen 20, 50, 60, 120, 150, 170 Mk. Der höchst besteuerte Bürger Flensburgs war Hillmar von Lutten, der an der Ostseite der Großenstraße wohnte.

Die städtischen Liegenschaften brachten nicht allzuviel ein. Für die „Papagoienlücke," die Exerzierlücke, z. B. wurde eine jährliche Miete von nur 3 Mk. bezahlt.

Unter den Einnahmen der Stadt verdienen noch erwähnt zu werden: der „Zehnten-Pfennig," eine Erbschaftssteuer, die von auswärtigen Erben gezahlt wurde, und die „Eintrede," welche diejenigen entrichteten, die Bürgerrecht erhalten hatten. Sie betrug außer einer Gebühr an Vogt und Kämmerer 3 Mk. lübsch, wovon die Hälfte in die königliche Kasse floß.

Der Einnahme, welche im Jahre 1620 12572 Mk. 13 Sch. 3 Pf. betrug, stand in dem genannten Jahre 11433 Mk. 5 Sch. 9 Pf. Ausgabe gegenüber. Die meisten städtischen Ämter waren Ehrenämter, selbst die Bürgermeister bekamen außer 10 Mk. zur Deckung ihrer Auslagen kein Gehalt. Der höchst besoldete Beamte war der Stadtschreiber. Dann folgte der Stadtmedikus, der ein Gehalt von 150 Mk. bezog. Erwähnt seien noch: der Instrumentist 30 Mk., Hans Kock 8 Mk., der „Harnischwischer," welcher die städtischen Rüstungen in Ordnung zu halten hatte, 30 Mk., der Büchsenmacher, die „Mußquetten zu reinigen," 6 Mk., der Kopfsetzer 20 Mk., die Prachervögte je 12 Mk.

Ein großer Teil der Einnahmen wurde zur Repräsentation bei den Landtagen und bei fürstlichen Besuchen, bisweilen auch zur Aussteuer der Prinzessinnen nicht allein des königlichen, sondern auch der verwandter Fürstenhäuser verausgabt. So gab Flensburg im Jahre 1620 für zwei „Holsteinische Fräuleins Gottorffer Linie" 675 Mk.

Die Sitzungen des „Ehrsamen Rates und der 24" fanden im Rathause statt, nicht selten bei einem kühlen Trunk aus dem Ratskeller. Besonders bei Festsetzung des „Vorschatzes" und des „Byschatzes" stärkte man sich bei einem Glase Wein oder einer Kanne fremden Bieres: „Danziger Preußing," „Eckernförder Kakobille," Braunschweiger Mumme, Einbeker, Hamburger oder Rostocker Bier. Im Jahre 1620 wurden für den „Vorschatz-Trunk" 35 Mk. 5 Sch. 3 Pf., für den „Byschatz-Trunk" 11 Mk. 11 Sch. 6 Pf. aus der Stadtkasse bezahlt.

Über die Fürsorge der Stadtvertretung für Kirche, Schule, Handel und Schiffahrt und für die Armen werden wir in besonderen Abhandlungen reden. An dieser Stelle soll nur einer Verordnung gedacht werden, die uns sehr befremden muß, weil sie in ein Recht eingreift, das jetzt keinem Menschen mehr streitig gemacht wird, nämlich das, sich zu kleiden, wie er will. Wenn die Stadt und vor dieser schon das „heilige römische Reich deutscher Nation" sich verpflichtet hielt, in einer Kleiderordnung den Bürgern über ihre Kleidung Vorschriften zu machen, so geschah es, weil, wie schon eingangs erwähnt, eine Rang- und Prunksucht eingerissen war, welche die Existenz des mittleren Bürgerstandes bedrohte.

Digitized by Google

Selbstverständlich waren es vorzugsweise die Frauen, welche sich im Luxus zu überbieten suchten. Daher bezieht sich die Flensburger Kleiderordnung von 1600 auch ausschließlich auf die Kleidung der Frau. Die drei Rangstufen, welche den Vorschriften über Hochzeits- und Beerdigungs-Feierlichkeiten, so auch dieser Kleiderordnung zu Grunde liegen, haben wir schon kennen gelernt. Im einzelnen wird nun folgendes vorgeschrieben:

Der Gebrauch von Samt zu Kleidern und Wämsen sowie das Tragen seidener Kleider war dem Adel vorbehalten. Die Frauen und Töchter der Bürger durften nicht einmal seidene Schürzen tragen und Samt nur für Halskragen gebrauchen. Wer diesen Bestimmungen zuwider handelte, verlor die Kleidung oder er mußte soviel büßen, als dieselbe wert war. Die übrigen Bestimmungen der Kleiderordnung beziehen sich auf die Verwendung von Schmuckgegenständen. Das Tragen goldener Armbänder und das Benähen der Kragen mit goldenen und silbernen Schnüren war allen Bürgerlichen verboten. Den unverheirateten Damen der ersten Rangstufe war erlaubt, eine goldene Kette im Werte von 20—30 Goldgulden mit einem Gehänge aus „gemachtem Gold" (kunstvoll verziertes, mit Edelsteinen besetztes Gold) zu tragen. Ferner waren erlaubt und sehr gebräuchlich vom „Perlsticker" angefertigte Perlbehänge, „Perl-Überlegelse," die man um die Schulter trug. Es durften die Perlen jedoch nicht mit goldenen Stiften zusammengearbeitet sein. Die Frauen der bürgerlichen Standespersonen durften außer der Kette, welche sie als Jungfrau getragen hatten, nur noch die gebrauchen, welche sie als Morgengabe von ihrem Bräutigam erhalten, die aber nicht mehr als 60 Goldgulden wert sein durfte.

Da die bisherige Sitte großen Luxus mit Gürteln, die man lose um die Hüften trug, und mit Fingerringen getrieben hatte, bestimmte die Polizeiordnung von 1600, daß die Patrizierfrau nicht mehr als drei Fingerringe außer dem Trauring tragen und daß sie nicht mehr als zwei Gürtel aus edlem Metall besitzen durfte, einen aus vergoldetem Silber für besondere Festtage und Hochzeiten und einen aus gezogenem Draht für die minder wichtigen Feste. Die Frauen der „Amtsmeister" trugen bei feierlichen Anlässen eine achtlötige silberne Kette um den Hals, einen Fingerring außer dem Trauring und einen Gürtel aus gezogenem Draht mit vergoldetem Schloß. Den Töchtern dieser 2. wie den Frauen der 3. Rangstufe war jeglicher Schmuck aus Silber oder Gold verboten.

Um die Befolgung dieser Kleiderordnung zu sichern, wurde bestimmt, daß die Bürger ihrer Kleidung entsprechend zu den städtischen Abgaben herangezogen werden sollten. Wer sich dem widersetzte, verlor seine Kleider.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Einrichtungen, welche die Bewohner der Stadt gegen Feinde im Innern und gegen Überfälle feindlicher Nachbarn sichern sollten. Die Aufsicht an den Thoren und in den Straßen der Stadt wurde bei Tage von dem Büttel und den wenigen Stadtdienern ausgeführt, zu den nächtlichen Wachen aber und zum Kriegsdienst waren sämtliche Bürger verpflichtet. Es gab zwar schon manche Bürger, welche diesen Dienst nicht mehr selbst verrichteten, sondern entweder selbst einen Stellvertreter stellten, oder einen solchen durch den Wachtmeister werben ließen. Doch entband eine solche Vertretung sie nicht von der eigenen Verantwortlichkeit.

Der Wachtdienst wurde geleitet von zwei Wachtmeistern, einem im Norden, einem im Süden der Stadt, denen je ein besoldeter Wächter zur Seite stand. Das Amt des Wachtmeisters war ein Ehrenamt, das ihm nur Befreiung von den städtischen Abgaben eintrug. Der Wachtmeister mußte ein Verzeichnis der zum Wachtdienst verpflichteten Bürger mit Angabe ihrer Wohnung aufstellen und für die ordnungsgemäße Einberufung der jedesmaligen Wache durch den Wächter

sorgen. Eine Wache dauerte immer nur eine Nacht und zwar Winters von 9 bis 4, Sommers von 9 bis 3 Uhr.

Um 9 Uhr abends stellten sich die wachtpflichtigen Bürger und der Wächter vor dem Hause des Wachtmeisters ein, der die Vollzähligkeit der Wache feststellte oder, falls jemand ausgeblieben war, für die Einstellung eines Stellvertreters sorgte. Ohne Grund Versäumende wurden bestraft und mußten die nächste Nacht auf Wache ziehen. Die Thätigkeit der Wache bestand, wenn nichts Besonderes vorfiel, darin, daß dieselbe durch die Straßen ging und alle Stunde durch Rufen und Blasen die Zeit verkündigte. Ruhestörende Nachtschwärmer, Strolche, welche angetroffen wurden, brachte man in „des Vogts Behausung."

Nach vollendeter Nachtwache trat die Wache wieder vor dem Hause des Wachtmeisters zusammen, wo der Wächter über etwaige Vorfälle während der Wache, über die Haltung der Wachtmannschaft Rapport erstattete. Wer sich unlustig gezeigt, wegen Trunkenheit seinen Dienst schlecht versehen oder sich in einer anderen Weise vergangen hatte, mußte sich vor Vogt und Kämmerer verantworten.

Schwerer und verantwortungsvoller war natürlich der Wachtdienst, wenn ein Feind die Stadt bedrohte. Für den Fall mußte jeder Bürger seine Waffen in Bereitschaft halten, um ohne Säumen zum Schutze der Stadt gegen den Feind ziehen zu können. Jeder Bürger war einer bestimmten Waffengattung zugewiesen und mußte bei 5 Gulden Strafe die „Wehre und Waffen, darauf ein jeder gesetzet, auf vorfallende Not unsträflich in fertige Bereitschaft halten." Außer der Bürgerwehr diente im Kriegsfalle auch eine Schar angeworbener Söldner der Stadt. Auf dem Rathause war für diese eine Rüstkammer angelegt, welche 1609 mit einer Ausstattung für 200 Söldner (100 Musketiere und 100 Piqueniere) ausgerüstet wurde. Es wurden nämlich angeschafft 100 Rüstungen mit den Sturmhauben, Lanzen und Spießen (1600 Mk.), 100 Rappiere (400 Mk.), 100 Schützenhauben (225 Mk.), 100 Wehrgehänge (103 Mk. 12 Pf.), 100 „Muscheten mit den Bandelieren und Vorketten" (700 Mk.), vier neue Trommeln (30 Mk.), zwei neue Fahnen (94 Mk. 6 Sch.)

Von Zeit zu Zeit fand eine Heerschau statt, auf welcher u. a. die Chargen der Bürgerwehr von den Bürgern gewählt wurden. Von einer solchen Heerschau am 23. Juni 1590 wird uns mitgeteilt, daß „Dirick Nacke (Bürgermeister) thom Hopman, Asmus Matzen (der Erbauer des Nikolaiturmes) tho sin Lieutnant, Junge Marten Schwelunt thom Feudrich, Thomas Bartscher tho sin Lieutnant, Hans Snider up der Duborg thom Veltwohrrer, Erich Markurtz, Jakob Deckelmaker und Jakob Wigant tho Veltweywelers erwelet wurden."

Up Hau un Stich.

(Plattdeutsche Redensarten.)

Von **G. F. Meyer** in Kiel.

Die folgenden plattdeutschen Redensarten wollen als eine Fortsetzung zu der im Jahrg. 1899 S. 236 der „Heimat" erschienenen Arbeit: Volkshumor in Frage und Antwort von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen, betrachtet werden. Sie stammen größtenteils aus dem Fürstentum Lübeck.

Wann wär dat? a. Achteinhunnert-Kruk, as de Buddel noch keen Mod wär. b. Achteinhunnert-Kruk, as man mit Kartöffeln üm de Eck schöt. c. Achteinhundert-Kruk, as de Brannwien in de Tüt halt wör. d. Achteinhunnert-Wittkohl,

as de Grönkohl nich waſſen woll. e. Achteinhunnert-Wittkohl, as Steenbock vör Tönning leg. (Huſumer Gegend.)

Wat is de Klock? a. De Klock is dreevirtel up'n Paar Linnbüx. b. De Klock is virtel up'n Dorn, wenn ſ' ſleit, ſleit ſ' di an de Ohrn. c. De Klock is rund, wenn ſ' ſleit, ſleit ſ' di an'n Mund. d. 'n Taſchvoll. e. 'n rund Inſtrument. f. Fief Minuten vör virtel vör vör. g. Fief Minuten vör virtel vör halwi. h. Fief Minuten öwer halwi vörbi. i. De Klock is fief, itt dien Brot man up. k. De Klock is ach, kriegſt wat mit'n Schach. l. Wat ſe giſtern üm diſſ' Tied wär.

Wo is dat? a. In Hohenwiechel, wo de Sliepſteen in't Ulnlock dreiht ward. b. Up günt Siet günnert, wo de Welt mit Brę tonagelt is. c. To Bnxtehud, wo de Hund mit'n Steert bellt.

Wo wullt du hen? Wo de Hund mit'n Steert henwies.

Wat ſchall dat warn? Handgriff an'n Mehlſack.

Schall ik mit? a. Du ſchaſt mit, wenn't losgeiht. b. Du ſchaſt mit na'n Swienwaſchen un de Seep un de Böſt dręgen.

Is dat wahr? a. Dat is ſo gewiß, as ik hier ſtah. b. Dat is ſo gewiß, as tweemal twee vier is. c. Dat is ſo gewiß, as Gott in'n Himmel is.

Wat? Watt'n nich, Bomwoll.

So? Sod'n nich, Grasbülten.

Dat gelt nich! Geld gelt all.

Ik glöv. Löw'n hebbt keen Gott.

Wat ſeggſt to dit Ei? Hett de Katt leggt.

Willſt all to Bett? Ja, ik will na Fellersdörp na'n Holtſagen.

Dat is to vęl (beim Eſſen). Vęl föhrt man up'n Wag'n.

Zum Leckermaul: a. Magſt ok Klib'n (Kletten) un Scharrkatt'n (Roßkäſer)? b. Magſt ok Torſſoden in Boddermelk? c. Leckertähn, magſt ok grön Seep?

Wat kiekſt mi an? Wat lachſt mi to? Meenſt, dat ik di heirad'n do?

Wannehr kam ik to Hus! Dat is nich wieder hen as her.

Wie is dat kolt! Ja, dat is ſchruterig, wenn de Minſch man een Hemd an hett un barfod in de Strümp, denn treckt een de Gręſen ümmer ſo öwer de hölten Slarpen.

Mudder, he deit mi wat! Lat em man, he ſchall hüt Abend barfod to Bedd — he ſchall ok nich mit, wenn't losgeiht.

Aller Anfang is ſwer — bloß nich bi't Steenſammeln.

Geiht all's in de Welt — bloß keen hölten Backabn.

Vörſicht is bi allen Dingen god — bloß nich bi achter utſnęd'n Stęweln.

Dat kann 'n Beſten paſſęrn — dat he von 'n Stöl flügt.

He het 'n anſchlägſchen Kopp — wenn he lank de Trepp dal fallt.

He het 'n deepe Inſicht — wenn he in 'n Sod kiekt.

Wat Mod is, kleed god — un wenn de Hemdſlipp'n ut de Büx kiekt.

He riskiert ſien Leben as 'n Stint — a. he kiekt bi Dag in't Finſter, b. is bet an de Hack in't Water un is doch bang, dat he verſüppt.

Dat geiht üm — ſo, as in Olslo (Oldesloe) dat Backen. De keen Mehl hett, den geiht vörbi, un de keen Backtrog het, fürt in de Eck.

Kannſt di nich helpen, Jehann? — ſünſt ſpring in'n Sod.

Wat 'n Mulap! — Na, wenn du affgüngſt, du wörſt ok noch keen ſmuck'n Dod'n affgeb'n.

Komm ik noch nich an? (beim Spielen). Erſt komm ik un denn komm ik nochmal un denn kommt 'n ganz Rech Schuvkarn un denn kommſt du noch lang nich.

Find wi uns ok wöller? Wi ſünd ja all an Brot gewöhnt.

En ſmucken Kirl von Snut un Poten? Gun Dag, Ap.

Willſt du dat nich? Ach wat, gah hen un ſtek den Kater Hei up de Röp — gah hen un ſtak Boddermelk to Bön.

Kannſt 'n Deener lohn'n? — Ja. — Denn giff 'n Groſchen ut un do 't ſülbn.

Is di dat Brot to groff? — Nę. — Warum kauſt dat denn?

Kannſt dien Bref ok leſen? — Ja. — Wie het he denn? — A B biet af, biet nich ſo 'n grot Stück af.

Wenn einer ein Loch im Strumpf hat: Wat is dat hier hell! — De Man de ſchient. (In Hackendörp is Woll ſtahln. De Burvagt kiekt ut.)

Lat na! — He is nich länger.

Frögſt dar wat na? — Keen Happ'n.

Kannſt drapen? — Schaft Draplock heten.

Heſt em flegen ſehn? — a. He hett ſik ſett. b. He harr 'n Band an 'n Been.

Ik kann nich ankam! — Dat ſä de Düwel ok, as he ſien Großmudder bewen'n ſchull.

O, wat heſt du dan? — Du heſt de Katt de Melk utſlappt, de Kater will di klei'n.

Wat heſt du dar in? — Boddermelksgrütt; nu ſchaſt ok mal Sprung rid'n. (Entſtehung: Ein Herr reitet ſpazieren und trifft einen Jungen, der ſeinem Vater Eſſen hinträgt. Er fragt: Jung, wat heſt dar in? uſw.)

Bauer: Jung, ſeh mal na't För (Fuder, ob es ſchief geladen iſt). Junge: a. Dat is vör achter as höger. b. Et is vör achter as höger, as länger as brędder in de Men. (Huſum.)

Junge (morgens): Wat ſcha'k don? — Bauer: Gah to Bön un fang Müs. — Bauer (mittags): Na, wovęl heſt kręgn? — Junge: Wenn ik een mihr kręgn harr as de, wo ik up lurn de, denn harr 't twee hatt. (Huſum.)

Na? — Narrn ſind ok Minſch'n.

Godn Dag! — Wat heſt di dach?

Dat anner Kind is nu ok ja dot. — Wat von een? — Dat mit de hölten Hack'n un lellern Teen.

Wo is Vadder? — He ſitt achter de Tralln (im Gefängnis).

Wat ſühſt du ſur ut? — So ſeh ik von Natur ut.

Könnt ji 'n Mund ok noch finn'n? (Beim Eſſen.) — Ja, dat is ja 'n bekann'n Weg.

Kannſt ſwigen? — Morg'n kriegſt 'n Ständchen.

Ik meen — a. Denken un Meen'n drüg. b. Ik meen, dat de Hund Voß wär, un as ik tokiek, wär't 'n grot För Hei.

Wenn — a. Wenn de Bur wend, plögt he nich. b. Wenn mien Großmudder Röd harr, wär ſe 'n Omnibus.

Wat is dat 'n Wind — un darbi weiht dat.

A Mann 'n Vagel — un den Snider 'n Bokfink.

He is ſo klok as 'n Imm — kann bloß keen Honnig maken.

Wann is dat? — Öwermorgen üm diſſ' Tied.

Ik kann nich ſehn. — Denn ſett 'n Brill up.

Wat reg'nt dat! — Water.

Dat bring nicks, öwer dat ſammelt doch, ſä de Jung, dar kreg he in de Kök een Ohrfieg un up de Dęl wöller een.

All as he fallt, ſä de Jung, as de Fru mit 'n Näsdröpel em frög, ob he 'n Pannkokn hemm woll.

Helpt holn, ſä de Jung, do harr he 'n Mus in'n Tögel.

Up wat hört wat, ſä de Jung un ſtrei up Sirup Zucker.

Dat lat ik gahn, sä de Jung, dar schull he 'n jöhrig Kalv drägen.

Wat is de Welt so grot, sä de Jung, as he in 'n anner Dörp köm.

Wat dar wesen mutt, mutt dar wesen, sä de Jung, dar güng he to Mark un köff sik 'n Multrommel.

Dat ward 'n Öwertog, sä de Jung, dar tröck he den Hasen dat Fell öwer de Ohr'n.

Dat geiht nich anners, sä de Jung, un fidel up 'n Stock.

Irren is minschlich, sä Hans, dar kau he up 'n Plograd un meen, he harr 'n Zuckerkringel.

All de Schann ward todeckt, sä Kasper, dar stülp he de Schöttel mit Swartsur üm.

Dar fallt wat, sä de Bur, da stör he sien Fru ut 't Bett.

Spaß mutt sien, sä de Bur, dar kettel he sien Fru mit de Mistfork.

Se kamt, seggt Distelmeier, de Hunn de blafft.

Nicks geiht öwer de Rennlichkeit, sä de ol Fru; Diern, hal 'n Bessen un feg 'n Disch af.

Dat ward hüt 'n hitten Dag warrn, sä dat ol Wiev, as s' verbrennt wardn schull.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sä de Düwel, un sett sik in 'n Immswarm.

De 't lang het, lött lang häng'n, sä de Düwel, un bünn sik 'n Latt an 'n Steert.

Dat Krut kenn ik, sä de Düwel, un sett sik in de Netteln.

Vel Geschrei un wenig Woll', sä de Düwel, da scher he 'n Swien.

Wenn s' man erst gewennt is, sä de Bäcker, as he mit de Katt den Abn utwisch.

All's mit Maten, sä de Snider, dar slog he sien Fru mit de isern El.

Wat de Gewohnheit nicht deit, sä de Snider, dar harr he 'n Stück von sien egen Tüch stahln.

Dat treckt sik all na 'n Liev, sä de Snider, dar sett he a. de Tasch in 't Ärmellock, b. 't Ärmellock mitt'n up 'n Rück.

Gerade auf wie ich! sä jener pucklige Snider.

O weh, uns' arme Dörtein, sä de Pötter, dar föll he mit 'n Dutz Pött von 'n Bön.

Dat hölt ewig, sä de Murmann, as em de Backabn up 'n Kopp füll.

Wagst du dien Leben, wag ik mien sief Dahler, sä de Schipper, as sien Swien öwer Bord woll.

Nu pul de Angel ut, sä Jehann Frahm, dunn lev he noch.

Aller Anfang is sweer, sä de Dev, dar stöhl he toerst 'n Ambolt.

Nimm dien Föt in acht oder ik pedd di, sä de Hahn to'n Hingst.

Man nich so ängstlich, sä de Hahn to'n Regenworm, dar fret he em up.

Kopparbeit strengt an, sä de Oss, dar tröck he tom erstenmal 'n Plog.

Wenn't kömmt, kömm't mit Hupen, ssä de Snider, dar kreg he toirst 'n Nachmütz to nei'n.

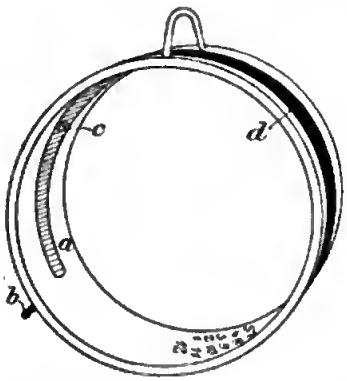
Wat de Welt doch up un dal geiht, sä de Düwel, dar set he up 'n Pump'nswengel.

Wat up Rum woll vör Weder is, sä de Voß, un set achter 'n Grashalm.

Mitteilungen.

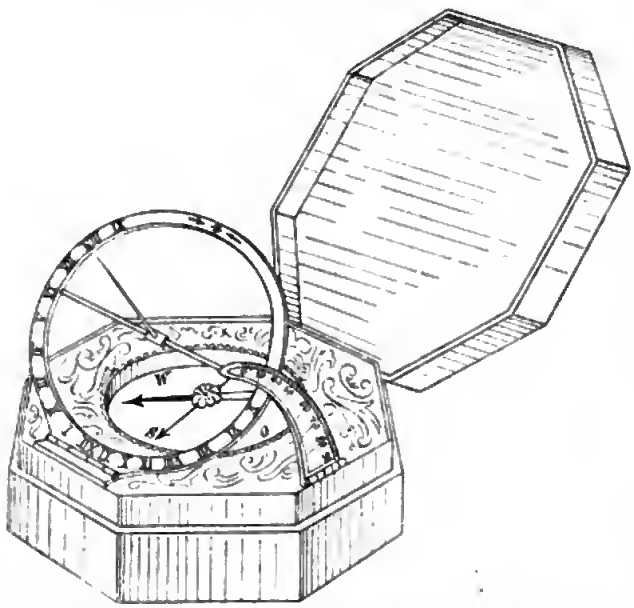
1. **Sonnenring.** Unser verstorbenes Ehrenmitglied Geheimrat Prof. Dr. G. Karsten in Kiel hatte im Märzheft der „Heimat" (1893) Veranlassung genommen, die Mitglieder aufzufordern, sich nach Sonnenringen umzusehen, also nach jenen transportablen Sonnenuhren einfachster Konstruktion, die früher namentlich auf dem Lande weit verbreitet gewesen

sein müssen. Wider alles Erwarten sind ihm damals mehrere Sonnenringe und zahlreiche Mitteilungen zugegangen, ein Beweis dafür, daß die Sonnenringe nicht nur weit verbreitet, sondern in unserer Provinz auch noch lange in Gebrauch gewesen sind. (Vgl. Juniheft 1893 der „Heimat.") Ob dieselben auch heute noch, wenn auch vielleicht nur als Spielzeug, bekannt sind, ist kaum anzunehmen. Um so mehr dürfte es unsere Leser interessieren, sich die Einrichtung eines Sonnenringes an der Hand einer Skizze, zu der das Original im Thaulow-Museum aufbewahrt wird, klar zu machen. Der Sonnenring besteht aus einem 16 mm breiten Metallstreifen, der zu einem kreisrunden Ringe zusammengeschlossen ist. An denselben ist, allerdings nicht in einem willkürlich gewählten Punkte, eine zur Aufhängung bestimmte Öse gelötet. Der dem Aufhängepunkte anliegende Quadrant des Ringes ist mit einem Schlitz (a) versehen, über welchen ein dem Hauptringe sich anschließender schmälerer Ring d mittels eines Zäpfchens b hinweg gedreht werden kann. Der schmälere Ring führt eine kleine Durchbahrung, welche bei der Benutzung des Sonnenringes auf das Datum des Beobachtungstages, das auf dem äußeren Umfange des größeren Ringes eingeschlagen ist, eingestellt wird. Freilich beschränkt sich die Einstellung nur auf den Monat des Beobachtungstages. Die Handhabung des Sonnenringes gestaltete sich also: Man faßte den Ring an einer kleinen Schnur oder Kette, welche an der Öse befestigt war, und ließ die Uhr wie ein Lot frei herabhängen, jedoch so, daß der Schlitz der Sonne zugekehrt war. Die Sonnenstrahlen, die durch das Loch geschickt wurden, malten auf der gegenüberliegenden Innenfläche des Ringes einen hellen Fleck, mit dessen Hülfe man alsdann auf nebenstehender Zahlenreihe die Stunde ablesen konnte. Diese Sonnenuhren kannten natürlich nur richtige Zeitangaben machen, wenn der Aufhängepunkt der Polhöhe des Ortes entsprechend angebracht war. Nach den Untersuchungen des Geheimrats Professor Dr. G. Karsten waren die in unserm Lande in Gebrauch genommenen Sonnenringe für eine Polhöhe von ungefähr 53 ° eingestellt.



4	8
5	7
6	6
7	5
8	4
9	3
10	2
11	1
12	

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht versäumen, die Leser der „Heimat" mit einer anderen Art der transportablen Sonnenuhren, wie solche in vornehmen Kreisen in Gebrauch gewesen sein mögen, bekannt zu machen. Die Zeichnung habe ich nach einer Sonnenuhr entworfen, die ebenfalls im Thaulow-Museum zu Kiel aufbewahrt wird und mir seinerzeit von Herrn Direktor Dr. G. Brandt zur Verfügung gestellt worden ist. Wenn diese Taschen-Sonnenuhr nachweislich hier zu Lande Verwendung gefunden hat, so soll damit nicht gesagt sein, daß dieselbe auch hier angefertigt worden ist. Wie aus der „Gebrauchsanweisung" hervorgeht, entstammt dieselbe der Werkstatt des „Compaß-Machers Andreas Vogler in Augsburg." Kompaß heißt wörtlich übersetzt: „Mitgänger"; der Name bezieht sich auf das Ganze und will den Gegensatz dieser transportablen zu den an Kirchen, Häusern oder in Gärten festliegenden Sonnenuhren bezeichnen. Im Laufe der Zeit ist die Bezeichnung Kompaß auf einen Teil der Taschen-Sonnenuhr, nämlich auf die Magnetnadel in Verbindung mit der Windrose, übertragen worden. Auf der Windrose ist die Deklination durch einen Pfeil angedeutet, so daß man den an der mit Ornament-Gravierungen reich gezierten Platte be-



Eine Taschen-Sonnenuhr aus der Werkstatt des Kompaßmachers Andreas Vogler in Augsburg (erste Hälfte des 18 Jahrhunderts) (Original im Thaulow-Museum zu Kiel)

festigten Stundenring genau wie erforderlich einstellen konnte. Letzterer wird durch den Federdruck des Quadranten in jeder gewünschten Lage erhalten. Die Einteilung des Quadranten in 90° ermöglicht die Einstellung des Stundenringes auf jede beliebige Polhöhe. Der Stundenring selbst bildet gewissermaßen die Peripherie eines Zifferblattes; die Stunden der Nacht (9—3) sind selbstverständlich fortgelassen. Der Fabrikant giebt folgende Gebrauchsanweisung: „Erstlich, hebet man den Stunden-Ring in die Höhe, schließt solchen vermittelst des Einschnitts an denselben, mit dem Quadranten aneinander, richtet sodann den Ring auf den beliebigen Grad der Polus-Höhe nach dem Quadranten, also zum Exempel vor Augsburg 48, vor Regenspurg 49, vor Prag den 50. Grad, und so ferner; sodann drehet man den Compaß in der Sonnen-Schein so lang, bis Pfeil auf Pfeil stehet, oder die bewegliche Magnet-Nadel just auf den gestochenen Pfeil weiset, welcher unten auf der gestochenen Magnet-Blatte befindlich, so wird der Zeiger in dem Ring, welcher vom 23. März an bis zum 22. September aufrecht von dar an, oder im Winter unter sich gerichtet seyn, die rechte Zeit und Stunde anzeigen." Für die in der Gebrauchsanweisung genannten Orte ist die Polhöhe auf der Rückseite des Kompasses eingraviert; im übrigen enthält das dem Kompaß mitgegebene Verzeichnis der „Elevatio Poli" die Namen von 160 der größten Städte Europas und Asiens. — Zum Schlusse möchte ich die Leser bitten, mir mitzuteilen, ob heute noch in unserer Provinz Sonnenringe thatsächlich in Gebrauch sind. Für ergänzende Mitteilungen der von Prof. Dr. Karsten bereits erstatteten wäre ich gleichfalls dankbar.

Die Klischees zu beiden Abbildungen verdankt die „Heimat" der Liebenswürdigkeit des Herrn Mückenberger in Berlin, in dessen Verlag die vorzüglich redigierte, ohne Zweifel bedeutsamste illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft, „Prometheus," erscheint. Vgl. daselbst meinen Aufsatz „Taschen-Sonnenuhren" in Nr. 662 (1902), S. 596—599.

Kiel. Barfod.

2. **Anfrage.** Kann ein Kampfgenosse, der 1850 dem 11. schleswig-holsteinischen Infanteriebataillon angehört hat, über dessen Beteiligung an der Schlacht bei Idstedt mir in Bezug auf folgende Punkte, wo die militärische Litteratur, soweit ich sie habe zu Rate ziehen können, mich im Stiche läßt, einige Aufklärung geben? Das genannte, der dritten (v. d. Horstschen) Brigade angehörende Bataillon stand, als 6 Uhr morgens der Angriff auf Oberstolk begann, in Reserve; etwas später wurde, da dänische Truppen östlich vom Grüder Gehölz gesehen worden waren, die 2. Abteilung (3. und 4. Kompagnie) an den Langsee zurückgeschickt, um die dortige Laufbrücke zu decken. Bekanntlich dirigierte dann (7¼ Uhr) der Souschef Willisens, Major Wyneken, auch die 1. Abteilung an den Langsee zurück, und das Bataillon nahm später die von Ober- und Niederstolk sich zurückziehende Hauptstärke der 3. Brigade auf und deckte, zuletzt nur mit einem kleinen Teile, den Übergang über die Laufbrücke. Endlich wurde auch dieser letzte Rest über die Brücke zurückgeworfen. Soweit ist alles klar. Nun hat aber das Bataillon trotz seiner geringen aktiven Beteiligung am Kampfe doch nach der offiziellen Verlustliste 2 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 46 Gemeine eingebüßt, unter welchen 2 Unteroffiziere und 18 Gemeine unverwundet, 1 Offizier (Premierleutnant v. Wobeser von der 4. Kompagnie), 1 Unteroffizier und 7 Mann verwundet in Gefangenschaft geraten sind, während von dem Rest 8 Mann den Gefallenen, 1 Offizier (Sek.-Leutnant Kellner), 1 Unteroffizier und 13 Gemeine den Verwundeten angehörten. Wie sich diese Verluste auf die einzelnen Abteilungen und innerhalb derselben auf die Kompagnien verteilen, läßt sich aus der gedachten Liste nicht ersehen. Doch können wir aus dem Nieseschen Verzeichnis der Toten und Invaliden schließen, daß die 1. Kompagnie am meisten gelitten haben wird, da von 17 Toten und Invaliden auf sie allein 8 entfallen (auf die 2. keine, auf die 3 4 und auf die 4. 3). — Nach diesen Auseinandersetzungen erlaube ich mir nun folgende Fragen zu stellen: 1. Wo hat das Bataillon, wo haben die einzelnen Kompagnien desselben, namentlich die erste, den Verlust an Toten und Invaliden erlitten? Als sie in Reserve bei Oberstolk standen (vielleicht durch das feindliche Artilleriefeuer?) oder später an der Brücke des Langsees? 2. Wo sind die Gefangenen, namentlich die unverwundeten, in die Hände der Dänen gefallen? 3. Welcher Kompagnie gehörte der verwundete, aber nicht gefangene Sek.-Leutnant Kellner an? Denjenigen Kampfgenossen, welche sich der Mühe unterziehen wollen, vorstehende Fragen zu beantworten, würde zu lebhaftem Danke sich verpflichtet fühlen

Flensburg, Friesische Straße 68 II. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

3. **Der Spuk von Gassebro.** Die Landstraße von Ladelund nach Medelby (zwischen Tondern und Flensburg) führt kurz vor dem Dörfchen Strichsand über eine unscheinbare Brücke, im Volksmunde allgemein unter dem Namen Gassebro (Gänserichbrücke) bekannt. Hier soll es nicht ganz richtig sein. Man sah nächtlicher Weile in der Gegend menschliche Gestalten ohne Kopf umherirren. Die jetzigen Bewohner von Gassehoi (hoi = höhe), einem

Digitized by Google

auf einer nahen Anhöhe gelegenen Häuschen, haben zwar nichts gesehen, geben aber auch zu, keine Sonntagskinder zu sein. Möglich auch, daß die lustigen Nachtschwärmer von dem strahlenden Lichte des neuen Jahrhunderts verscheucht worden sind. Dem Spuk soll folgende Geschichte zu Grunde liegen. In dem genannten Orte Strichsand lebte einst der Gastwirt Peter Andersen. Die Wirtschaft hatte eine günstige Lage an der Heerstraße nach Flensburg und in der Nähe keine Konkurrenz. Dazu war Peter ein vorzüglicher Wirt, der seine Gäste vortrefflich zu bewirten und interessant zu unterhalten wußte. Er war ein welterfahrener Mann und kannte die Gegend wie seine Westentasche, und so war keiner wie er geeignet, den Gästen Auskunft und Ratschläge zu erteilen. Er wußte über alles fesselnd zu reden und doch sich der Eigenart eines jeden Gastes anzuschmiegen; dabei hatte er für jedes Scherzwort eine schlagfertige Antwort bereit. Was Wunder, daß die Reisenden gerne bei ihm einkehrten und sich, wo möglich, so einrichteten, daß sie bei ihm übernachten konnten. Der Wirt stand sich wohl dabei; „er hätte sich sollen genügen." Aber der Vielgewandte nahm nun die üble Gewohnheit an, nachts die Kassen seiner arglos schlafenden Gäste zu revidieren und nachträglich einen Obolus zu erheben, vermutlich für Dienstleistungen, die er in seiner Rechnung nicht unterzubringen wußte. Beschwerte sich am Morgen ein Gast über die galoppierende Schwindsucht seines Portemonnaies, dann versicherte der unschuldige Wirt mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch zuließ, daß in seinem Hause, in dem nur ehrliche Leute wohnten, noch niemals etwas abhanden gekommen sei. Der verehrte Gast mußte sich in seiner Kasse geirrt haben. Diesem blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich schweigend zu entfernen. Es gab damals noch keine vorlauten Zeitungen, die gleich alles im Lande ausplauderten, und so konnte der aalglatte Peter noch lange mit gutem Erfolge sein „Geschäft" weiter treiben. Sein Sohn und Nachfolger Niels übertraf ihn noch in allen genannten Eigenschaften; er verstand noch besser die Gäste zu bewirten, zu unterhalten und — auszuplündern. Aber allmählich sickerte im Reisepublikum die Kunde durch, wie gut die Gäste selbst, aber wie schlecht deren Börsen im Gasthof von Strichsand aufgehoben waren. So mußte Niels, die Perle aller Wirte, erleben, daß sein einst so beliebtes Lokal immer mehr gemieden wurde. Er erkannte, daß sein Posten ein verlorener war, verkaufte sein Gewese und zog ferne über Land. Aber kaum hatte man angefangen, sich über sein Verschwinden zu freuen, als allerlei Gerüchte von verwegenen Raubanfällen und raffinierten Einbrüchen die Gegend durchschwirrten. Bald wurde offenbar, daß der abgedankte Gastwirt den Kaufpreis, statt sich damit eine neue Existenz zu gründen, in kurzer Zeit in der Fremde durchgebracht hatte. Da war Not am Mann. Die Lust zu ehrlicher Arbeit hatte er gänzlich eingebüßt, auch das Betteln sagte seinem Naturell nicht zu. Alles drängte ihn auf die Verbrecherlaufbahn hin. Er glaubte, seine Talente nicht besser verwerten zu können, als indem er im großen fortsetzte, was er zu Hause im kleinen angefangen hatte. Es sammelten sich gleichgesinnte Seelen um ihn, die seine Überlegenheit anerkannten und willig seinen Weisungen folgten. So sah er sich bald „an der Fronte eines Heeres, das in der heiligen Stille der Wälder residierte und dem müden Wanderer die Bürde um die Hälfte erleichterte." Er verlegte den Schauplatz seiner Wirksamkeit nach seiner Heimat, weniger aus Heimweh, als weil ihm die Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen bei seinen Unternehmungen zu statten kommen mußte. Überall im Lande hatte er seine Helfershelfer, die einen so vorzüglichen Aufklärungsdienst verrichteten, daß der neue Rinaldini stets rechtzeitig unterrichtet wurde, wenn ein guter Fang zu machen war. Hatte ein Bauer Vieh oder Korn verkauft, so daß reichlich Geld bei ihm zu erwarten war, oder war ein Kaufmann oder Viehhändler mit der Geldkatze unterwegs, um Einkäufe zu machen, so war er niemals sicher, daß nicht der „Herr der Straßen und der Wälder" sich mit einem kühnen Handstreich seinen Löwenanteil sicherte. Die Bande suchte zwar Blutvergießen möglichst zu vermeiden, schreckte aber, wenn der Zweck nicht anders erreicht werden konnte, auch vor Mord und Totschlag nicht zurück. Die mit so viel Umsicht und Skrupellosigkeit geleiteten Operationen brachten reiche Beute. Diese wurde im Hauptquartier, einer unterirdischen Wohnung in den einsamen Höhen bei Gassebro, untergebracht. Nach Art der Raubtiere hüteten sich die Banditen, in der Nähe ihrer Höhle zu rauben. Trotz dieser Vorsicht sahen sie eines Morgens ihr Raubnest von Militär umstellt. Sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung um ihr Leben, wurden aber vom Arm der Gerechtigkeit ereilt. Der Hauptmann fiel mit den meisten seiner Spießgesellen, die übrigen wurden gefangen und mit dem Beil hingerichtet. Im Lande trat Ruhe ein, aber die Geister der Gerichteten, die sich scheuen mochten, die Reise ins Jenseits anzutreten, irrten kopflos umher in der Gegend ihres einstigen Schlupfwinkels bei Gassebro.

Hamburg. N. Mittgaard.

4. **Zur Geologie unserer Heimat.** Auf dem Besitze meines Vaters, der Ziegelei zu Holzbunge, wurden vor einiger Zeit in der Sandgrube Bernsteinstücke von der Größe einer

Haselnuß und darüber gefunden. Die Stücke waren außen gelbbraun, innen tief dunkelbraun. Nach Entfernung der Außenkruste war der Kern bei einigen Stücken durchsichtig, bei anderen jedoch grünlichgelb und undurchsichtig.[1]) Desgleichen fanden sich kompakte Stücke einer anderen Masse von bräunlicher bis tiefschwarzer Färbung in der Größe einer Hasel- bis Walnuß. Der Bruch der Stücke ist muschelig, beim stärkeren Zusammenpressen mit der Hand wird die Masse weich, angezündet verbreitet sie einen brenzligen Geruch. Ich bin geneigt, letztere Stücke für Braunkohlenfragmente zu halten. Sie sind häufiger als die Bernsteinstücke und liegen in einer Schicht weißen, losen Sandes in einer Tiefe von 12—15 cm. Die Bernsteinstücke finden sich in einer Schicht festen, etwas dunkleren bis grünblauen Sandes, die unter vorgenannter Schicht liegt. In den oberen Schichten der Grube, die aus festem, gelblichem Sande bestehen und von zahlreichen Adern teils lehmiger, teils mergeliger Zusammensetzung durchzogen werden, findet sich keine Spur obengenannter Verbindungen. In der Schicht, in welcher die Braunkohlenfragmente auftreten, fand ich Laubblätter von haselnuß- oder espenblattartiger Struktur. Dieselben waren dunkelbraun gefärbt und rollten sich, sowie sie kurze Zeit der Luft ausgesetzt waren, zusammen. Beim Anfassen zerfielen sie größtenteils, so daß es mir nicht gelang, ein unversehrtes Blatt zu erhalten. In einer Schicht grünlichen Mergels (Tiefe 7—8 m) fanden sich Schneckengehäuse und Muschelschalen, welche leider durch die achtlose Behandlung von seiten des Arbeiters verloren gegangen sind, so daß es mir nur gelang, wenige Fragmente wiederzufinden. Desgleichen fand ich in derselben Schicht bei näherer Untersuchung Teile von versteinertem Holz. — Ein Vorkommnis von mir bis jetzt unbekannter Entstehung ist das Auftreten einer sich allenthalben in den Lehmgruben findenden Felsplatte von sandsteinartiger Zusammensetzung. Dieselbe bedeckt den in einer Tiefe von ungefähr 18—20 m auftretenden weißen Sand. Letzterer ist teils von grandartiger, teils von sehr feiner Beschaffenheit und mit sehr vielen Feuersteinen und vereinzelten Versteinerungen (unter ihnen befand sich ein versteinerter Fisch, der aber auch durch achtlose Beiseitewerfung zerstört ist) gemengt. Die Felsplatte ist gewöhnlich 2 cm dick, an einigen Stellen jedoch nur 1 cm, an anderen dagegen wieder 5—7 cm. Oberhalb der Platte findet sich der bis zu 20 m an Mächtigkeit auftretende blaue Lehm bezw. Mergel.

Ilmenau in Thüringen. Fritz Petersen.

5. **Der Schwerttanz der alten Ditmarscher.** Unter den verschiedenen Tänzen der alten Ditmarscher hat der Schwerttanz eine gewisse Berühmtheit erlangt. Er wurde besonders nach der ruhmreichen Schlacht bei Hemmingstedt 1500 gepflegt, hat sich aber bis gegen Mitte des 18. Jahrhunderts noch erhalten. Ein ditmarsischer Chronist, der dem Schwerttanz im Jahre 1747 beigewohnt, schildert ihn so: Die Tänzer tragen weiße Hemden, mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden. An jedem Bein hängt eine Schelle, die nach den Bewegungen der Beine einen Schall von sich giebt. Die Vortänzer und der, so in der Mitten, tragen einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupte, weil sie auf die beiden ein beständig Augenmerk haben und nach ihren Bewegungen sich in allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, worin die Trefflichkeit und das Alter ihrer Tänze gerühmt und die Zuschauer gewarnt werden, sich vor den bloßen Schwertern in acht zu nehmen. Hierauf nimmt nun der Tanz bei Rührung der Trommel seinen Anfang mit solcher Geschwindigkeit, Akkuratesse und Munterkeit, daß es zu bewundern ist. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweise durcheinander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um eine solche Rose im Kreise und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine Rose über dem Kopfe steht. Zuletzt wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermals eine kleine Rede hält, worin er dafür dankt, daß man ihrer Lustigkeit beigewohnt und überdies den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf die Erde gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch einen abermaligen Schlußtanz geendigt und beschlossen.

Windbergen. J. Schwarz.

[1]) Wie mir Herr Barfod mitteilt, hat er im vorigen Herbst ein faustgroßes Stück Bernstein von ähnlicher Beschaffenheit erworben, das in einer Sandgrube bei Hohenhude (Kreis Rendsburg) gefunden worden ist, wegen der dicken Oxydationsrinde vom Drechsler jedoch nicht verwertet werden konnte. E.

Digitized by Google

Bücherschau.

Selige Zeit. Alte und neue Kinderlieder. Gesammelt von Wilhelm Lobsien. Mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge. Verlag von Karl Schünemann in Bremen. Preis 3 M. — Die Auswahl darf als eine gut gelungene bezeichnet werden. Unsere besten Poeten sind mit zu Herzen sprechenden Gedichten vertreten, die geeignet sind, ein Kindesherz zu erfreuen, und dazu beitragen können, die Kindeszeit zu einer seligen Zeit zu gestalten. Der Wert der vortrefflichen Sammlung wird noch wesentlich erhöht durch die schönen Illustrationen, welche in sinniger Beziehung zu dem Texte stehen.

Ellerbek. Eckmann.

Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch.

Sprache und Sitte sind das festeste Band, das den Menschen an seine Heimat fesselt. Sie verbinden als kostbarstes Erbe die heute lebende Generation mit den vergangenen und künftigen Geschlechtern. — In dieser Erkenntnis hat man sich in allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes gerüstet, das Sprachgut vergangener und gegenwärtiger Zeit sowie die Überbleibsel von Sitte und Brauch zu sammeln, um dadurch eine Dankesschuld gegen die Vorfahren abzutragen und eine Ehrenpflicht gegen die Nachkommen zu erfüllen. Bayern und die Schweiz sind mit großartig angelegten Werken vorangegangen; andere sind gefolgt. Vor allem haben die niederdeutschen Stämme, deren Eigenart durch die unaufhaltsam vordringende hochdeutsche Sprache überall schwer bedroht ist, Ursache sich zu regen. Schon haben sich die Braunschweiger, die Pommern und besonders rühmlich unsere Nachbarn, die Mecklenburger, zu thatkräftigem Handeln entschlossen. — Wo alles rüstet, darf unsere Heimat Schleswig-Holstein nicht müßig zur Seite stehen. Mächtig schreitet auch bei uns das hochdeutsche Element vor. Schon hat es in den Städten die Herrschaft gewonnen; schon drängt es auf dem flachen Lande hie und da die angestammte Sitte und Sprache zurück. Viel kostbares volkstümliches Gut ist schon unwiederbringlich verloren. Aber noch ist es möglich, das Bild schleswig-holsteinischer Eigenart festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Darum laßt uns Hand anlegen, ehe es zu spät ist! Es gilt zu retten, was noch zu retten ist! Das aber kann nicht anders geschehen als durch planmäßige Sammlung des ganzen von den Vorfahren überlieferten und noch heute lebendigen Sprachschatzes sowie der heimatlichen Volksbräuche in einem großen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeiteten, monumentalen Wörterbuch der niederdeutschen Sprache Schleswig-Holsteins, in dem die schriftliche Überlieferung von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag und die jetzt geltende Volkssprache und Volkssitte gleichmäßige Berücksichtigung finden. — An diesem vaterländischen Werke kann jeder mitarbeiten, der, von Liebe zu seiner angestammten Heimat beseelt und ihrer Mundart mächtig, seine Mußestunden in ihren Dienst zu stellen gewillt ist. Es gilt außer dem Sprachschatz der plattdeutschen Mundart namentlich Sitte und Brauch, Sprichwort und Volkslied, Rätsel und Spiel, Sage und Märchen, Glauben und Aberglauben, Scherz und Ernst an der Quelle zu beobachten und alle Erscheinungen des Volkslebens in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Alle Stände in Stadt und Land sind zur Mitarbeit willkommen. Etwa schon gesammeltes Material bitten wir uns zur Verfügung zu stellen. Jeder, der bereit ist, mit Hand anzulegen, wird gebeten, sich unter genauer Angabe seines Wohnortes an den unterzeichneten Dr. Mensing (Kiel, Exerzierplatz 17) zu wenden, der die wissenschaftliche Ausarbeitung des schleswig-holsteinischen Wörterbuches übernommen hat. Anweisungen für die Sammelthätigkeit werden den Mitarbeitern baldigst zugehen.

Kiel, im November 1902.

Der Ausschuß zur Herstellung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs.

Prof. Dr. F. Kauffmann, Vorsitzender. Dr. O. Mensing, Schriftführer. Prof. Dr. H. Gering. Prof. Dr. F. Holthausen. Dr. C. Nörrenberg. Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon (Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte). Rektor H. Lund (Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein). Prof. Dr. H. v. Schubert (Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte). Realschullehrer F. Wischer (Provinzialverband plattdeutscher Vereine).

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

136. Behrens, Präparand, Apenrade. 137. Esch, Lehrer, Westerbüttel. 138. Goldbeck-Löwe, Rechtsanwalt, Kiel. 139. Haß, Kontorist, Altona. 140. Krüger, Redakteur, Heide. 141. Lötje, Lehrer, Groß-Flottbek. 142. Nissen, Dr. med., Tondern. 143. Hauptmann Pampe, Neumünster. 144 Prange, Kaufmann, Barpen. 145. Reimer, Lehrer, Ekenis. 146. Rohwedder, Lehrer, Tiebensee. 147. Schalt, Taubstummenlehrer, Schleswig. 148 Frl Timm, Privatlehrerin, Kiel. 149 Frl. Timmermann, Lehrerin, Kiel. 150. Volksbibliothek zu Neumünster. 151. Voß, Buchhalter, Uetersen. 152. Warnecke, stud. jur., Altona-Bahrenfeld.

Zur Nachricht:

1. Wenn auch das letzte Vereinsjahr nicht den Zuwachs an neuen Mitgliedern erreicht hat wie die Vorjahre, so ist es andererseits doch erfreulich, daß nur eine äußerst geringe Zahl der Mitglieder infolge des erhöhten Beitrages oder aus anderen Gründen ihren Austritt erklärt hat. Aufmerksamen Lesern der „Heimat" wird es gewiß nicht entgangen sein, daß mehrere Hefte umfangreicher und auch mit Bildern reichlicher ausgestattet gewesen sind. Die Seitenzahl des Jahrganges 1902 wird die des vorigen Jahrganges um mehr als 50 übertreffen. Aus allem ist ersichtlich, daß unsere Schriftleitung nach Kräften bemüht gewesen ist, den Mitgliedern für den erhöhten Beitrag hinreichenden Ersatz zu bieten. Je zahlreicher die Mitglieder, um so leistungsfähiger wird der Verein sein. Wer an dem inneren und äußeren Ausbau unserer Monatsschrift „Die Heimat" ein Interesse hat, der wird nicht verfehlen, auch im nächsten Jahre seine Werbekraft zu bethätigen.

2. Den Mitarbeitern wird im Laufe des Dezembers das Honorar vom Kassenführer, Herrn Lorentzen, übermittelt werden. Die Kassenverhältnisse ermöglichen es in diesem Jahre, nicht bloß wie bisher für die größeren Arbeiten ein Honorar von 2 M. pr. Seite zu zahlen, sondern auch die kleineren Beiträge (Mitteilungen in Kleindruck) zu honorieren und zwar mit 2,50 M. pr. Seite. Gedichte werden nicht honoriert.

3. Ich darf daran erinnern, daß § 8 unserer Satzungen ausdrücklich bestimmt: **„Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen."** Nach dem 31. Dezember beim Vorstande einlaufende Austrittserklärungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

4. Die Original-Einbanddecke wird unsern Mitgliedern hiermit besonders empfohlen. Gegen Einsendung des Betrages von 60 Pf. (kann in Briefmarken erfolgen) versendet die Expedition die Decke postfrei mit dem Januarheft.

5. Im Interesse schnellster Erledigung wird gebeten, Manuskripte und Briefe, welche für die Schriftleitung bestimmt sind, nur unter der Adresse: Herrn Rektor Eckmann in Ellerbek bei Kiel, zu versenden.

Kiel, 24. November 1902.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer und Expedient:
Barsod.

Anzeigen.

(19)

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum — Cognac — Whisky. (8)

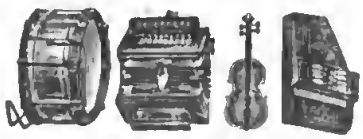
Die **Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein** (Inhaber: Lehrer **Barfod**, Kiel, Geibelallee) liefert an Schulen unserer Provinz und an Private ganze Sammlungen (im Anschluß an Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie") und einzelne, auch bessere Mineralien.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften**. **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Karl Groth,
(Sohn von Klaus Groth)
Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).

Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr., 80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch • sauber • preiswert.

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und **Winterschule**
in **Hohenwestedt** (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Für Vogelfreunde und Züchter.
Heckekäfige und Utensilien
für Harzer-, Gestalts- u. Farben-Kanarien.

Alles ganz von Metall, milbenfrei, in anerkannt praktischer, solider u. eleganter Ausführung in größter Auswahl.
Th. Kapff Nachf.,
(13) Ludwigsburg.
Ill. Kataloge gratis u. franko.

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung bei Abzahlung entsprechend
Erstklassige Fabrikate.
(81)
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 165, Seydelstr. Preisliste, Musterbuch umsonst. Allerh. Auszeichn.

Einband-Decken
für „Die Heimat" für alle Jahrgänge vorrätig bei
Max Riemer, Hofbuchbinder, **Kiel.**

Weihnachts-Ausstellung.
Silberne Bestecke, Nickel-Kaffee-Services.
Rein-Nickel-Tafelgeschirre.
Große Auswahl hübscher Geschenke in Majolika, Terrakotta, Kristall.
Praktische Küchen- und Haushaltungs-Artikel.
Gasherde 15 M. Wringmaschinen 12 M.
Sendungen nach auswärts frei.
W. v. Fehren, Kiel,
Holtenauer Str. 40.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.